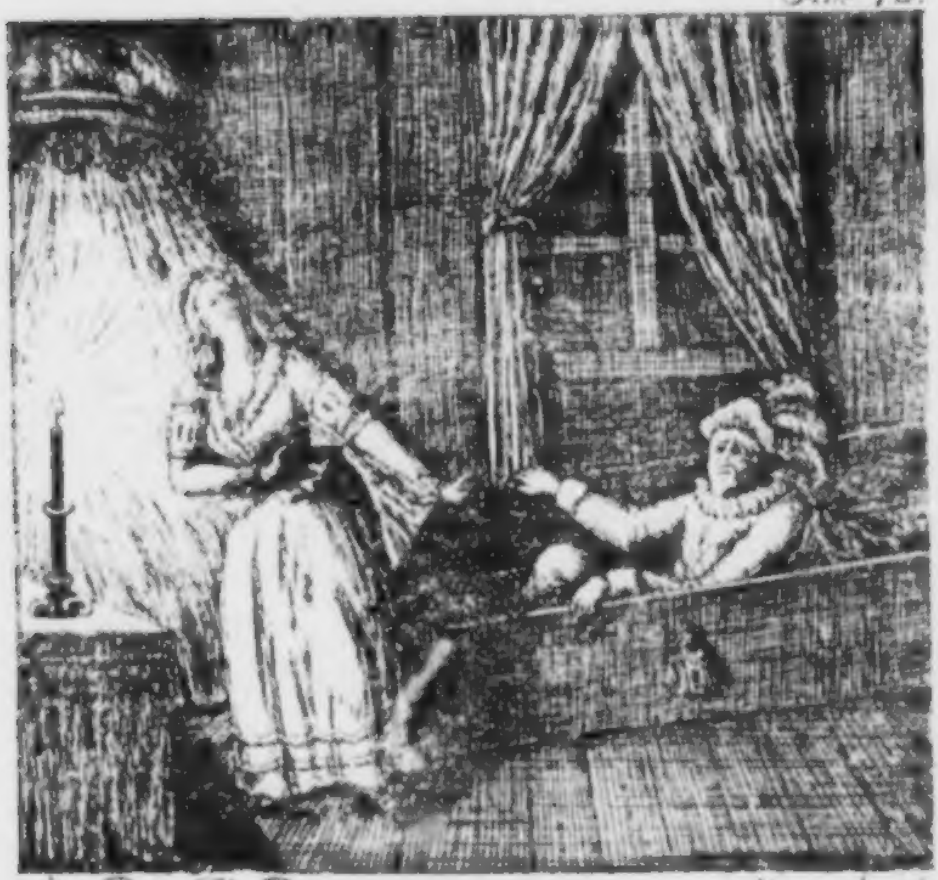
Komische Erzählungen

im

Geschmak des Boccaz.

Seite 42.



inv. de Schade. Unruhe sc.

Erster Theil.

Halle, 1788.
bei Johann Friedrich Dost.

An die Leſer.

Wollte ich mich erſt lange mit den groſſen und kleinen Kunſtrichtern einlaſſen, warum ich dieſe Erzählungen ſo u[illegible] nicht anders herausgebe, gerade unter dieſem und keinem andern Titel; ſo könnte daraus leicht eine Abhandlung erwachſen, welche mir Zeit und Papier und meinen Leſern Langeweile koſten würde. — Alſo kurz, es hat mir nun einmal beliebt, dieſen Titel zu wählen, weil ich glaube, daß dieſe Erzählungen mit des Boccaz ſeinen viele Aehnlichkeit haben. Die Kenner jener Erzählungen, ſie mögen ſie in dem Original, oder in der franzöſiſchen, oder deutſchen Ueberſezzung geleſen haben, mögen darüber urtheilen.

Die Pränumeranten — freilich nur eine ſehr geringe Zahl — werden etwas mehr als dieſen erſten Theil für ihren Gulden verlangen und das mit Recht. Sie müſſen ſich nur bis

Johannis gedulden, denn erſcheint der zweite Theil, den ſie unentgeldlich noch nachgeliefert bekommen. Finden die beiden erſten Theile Beifall und Käufer, daß der Verleger ohne Gefahr eine Fortſezzung wagen kann; ſo erſcheint auf Michaelis der dritte Theil, dafür die Pränumeranten, wenn es ihnen gefällig iſt, beim Empfang des zweiten Theils acht Groſchen voraus bezahlen. Der Verleger läßt es ſich gefallen, beide Theile noch um den Pränumerationspreis von ſechzehn Groſchen zu laſſen. Einzeln koſtet jeder Theil zwölf Groſchen. Ich erinnere dieſes deswegen, weil zu vermuthen iſt, daß die Ankündigung vom November des vorigen Jahrs nicht bekannt genug geworden iſt.

Ich werde dafür ſorgen, daß die Erzählungen in der Folge immer mehr Intereſſe und Mannigfaltigkeit bekommen ſollen. Bei dem zweiten Theile werden auſſer den gröſſern Erzählungen noch einige kleinere angehängt werden.

Geſchrieben im Aprilmonat 1788.

* * * Urſi * * *

Komiſche Erzählungen.

Im Geſchmak des Boccaz.

Erste Erzählung.

Roſemunde

oder

die tugendhafte Frau.

Zu jenen Zeiten, als die Galanterie an dem Wiener Hofe unter den gesitteten Ständen allgemein Mode war, lebte auf einem Schloß in Böhmen eine Edelfrau, die überall für ein Muster der Sittsamkeit und Keuschheit galt. Ihr Gemahl Rudolph, der ausser diesem Schloß nur wenige Ländereien da herum besaß, hatte sie als ein armes Fräulein geheiratet. Ihre hinreissende Schönheit, noch mehr ihre allgemein bekannte Tugend brachten ihn zu dem Entschluß. In dem Besiz dieser so vollkommenen Person hielt er sich reicher als Crösus.

In den ersten drei Jahren seines Ehestandes gebar ihm Rosemunde — dies war der Name seiner Gemahlin — drei schöne Kinder. Bei dem Anwachs seiner Familie, ohne Vermehrung seiner Einkünfte, wurde er etwas nachdenkend. Es war ihm lieb, Vater recht vieler Kinder zu seyn, aber traurig war es, wenn er nicht wuste, wovon er sie endlich

ernäh-

ernähren sollte. Dies brachte ihn zu dem Entschluß, an den Hof des Kaisers zu gehen, und da Dienste zu suchen. Seiner Gemahlin kostete es Thränen und Ueberwindung genug in diese Trennung einzuwilligen.

An dem Kaiserlichen Hofe zeichnete sich Rudolph sehr bald durch Kenntnisse und gute Eigenschaften merklich aus. Der Kaiser Maximilian wuste seine Absicht; sein einnehmendes Betragen, seine grosse Einsichten und seine Bescheidenheit, sezten ihn in kurzer Zeit in des Kaisers Gnade, und sehr bald erhielt er einen ansehnlichen Posten bei Hofe.

Nachdem er dieses Amt zwei Jahr gehabt, und seine Geschäfte ihm keine andere, als eine schriftliche Unterhaltung mit seiner Gemahlin verstatteten, begegnete ihm folgender Vorfall. Ein junger eingebildeter Graf und einige andere Standespersonen, wollten mit Rudolphen ihren Spaß treiben. Schon zwei Jahre sind Sie am Hofe, mein Herr, — sagte der Graf zu Rudolphen — und haben die ganze lange Zeit über nicht einmal Ihre Frau Gemahlin besucht, die man überall für eine vollkommene Schönheit hält. Aus dieser langen Abwesenheit könnte man schliessen, daß Sie sie eben nicht sehr lieben. Dieser Schluß — antwortete Rudolph dem Grafen — würde ganz falsch seyn. Die grosse Gnade und die vielen Wohlthaten,

die

die mir Sr. Majeſtät erzeigt haben, verpflichten mich, nahe bei ſeiner Perſon zu ſeyn. Undankbar würde es von mir ſeyn, wenn ich meiner Vergnügungen wegen ſeinen Hof verlaſſen wollte. Meine Frau iſt damit zufrieden, wenn ich ihr oft etwas von mir wiſſen laſſe. Sie weis zu gut, daß ich ſie allein über alles liebe, ſo wie ich es weis, daß ſie mich allein liebt. Daß ſie ſchön iſt, daraus mache ich Ihnen kein Geheimniß, allein ihre Tugend übertrift noch ihre Schönheit.

Ha! mein Herr, verſezte der Graf, Sie kennen noch nicht die ſchwachen Seiten der Weiber, Sie wiſſen nicht, daß nur wenige die Probe aushalten können. So wie die Entſchloſſenſten im Kriege oft genöthigt ſind, das Gewehr zu ſtrekken, und ſich zu ergeben; gerade ſo gehet es im Reiche der Liebe. Der betrügt ſich wahrlich, der ſich Weiber mit diamantenen Herzen denkt. Ihre Herzen ſind von Eis, die durch Thränen und anhaltende Liebe, ihre Härte verlieren und ſehr bald erweicht werden.

Sie mögen mir da ſagen was Sie wollen, mein lieber Graf, ſo werde ich doch deshalb von meiner Frau nicht ſchlechter denken. Nie hat ſie mir den geringſten Verdacht einer Untreue gegeben. Ich kenne

ſie

sie zu gut, und halte sie für eine unüberwindliche Frau. Sie wollen, daß sich alle Frauen sollen verführen lassen; weil nur wenige sind, die es nicht thun. Sie machen es beinah so wie die schlechten Gramatiker, welche die Regeln zu Ausnahmen und die Ausnahmen zu Regeln machen.

Ueber diesen Streit waren die Meinungen der Gesellschaft sehr verschieden. Einige traten auf die Seite des Grafen, andere auf die des Rudolphs; am Ende bekam die ganze Sache so viel Interesse, daß sie sogar der Kaiserin vorgetragen wurde. Die Neugierde trieb sie an, den ganzen Verlauf des Streits, sich von dem Rudolph selbst erzählen zu lassen. Sie ward nun seine Patronin, nahm seine Parthie gegen den Grafen und dessen Anhänger, und hielt ihr Urtheil für ungerecht und verwegen.

Indessen that der Graf, der von seiner werthen Person eingenommen war, dem Rudolph folgendes Anerbiethen: er wolle ihm die Summe von zehntausend Thaler bezahlen, wenn er nicht binnen drei Monaten von seiner Gemahlin die lezte Gunstbezeugung erhalten hätte; doch müste sich Rudolph verbinden, die Sache ihren Gang gehen zu lassen, ohne dabei mit zu wirken. Ein anderer Graf wollte unter denselben

selben Bedingungen eben einen solchen Vergleich einzugehen; die Kaiserin lachte sie beide aus. Einer von diesen Grafen hieß Friedrich, der andere Robert; beide besaßen grosse Reichthümer und viele Güter. Beide betheuerten der Kaiserin, daß es nicht blos Spaß wäre, sondern daß sie bereit wären, den Augenblik den Kontrakt zu unterzeichnen.

Jezt trat der Kaiser ins Zimmer; seine Gemahlin erzählte ihm das Projekt der beiden Herren. Der Kaiser lachte über das Abenditheuerliche dieses Projekts. Nichts konnte aber den Entschluß der beiden Grafen ändern, wenn nur Rudolph den Kontrakt eingehen wollte.

Rudolph gab am Ende auch seine Einwilligung darin, und erbot sich so gar — um allen Verdacht einer Verabredung mit seiner Gemahlin von sich abzulehnen — in den drei bestimmten Monaten eingeschlossen zu seyn. Der Kaiser that alles, um den beiden Grafen ihr Vorhaben auszureden; alles war vergebens. Der Kontrakt wurde aufgesezt und unterzeichnet, Rudolph aber in seiner Wohnung genau bewacht.

Die beiden Grafen trafen unter sich die Verabredung, daß der Graf Friedrich zuerst, und sechs

Wochen

Wochen darauf Graf Robert bei der schönen Rosemunde ihren Liebesroman spielen sollte Der Graf Friedrich schikte sich nun zur Reise an; seine ganze Begleitung bestand aus zwei Bedienten. Unterwegens begegnete ihm nichts merkwürdiges; seine Reise war nun gleich geendigt. An einer gewissen Burg, welche nahe bei Rudolphs Schloß lag, nahm er sein leztes Nachtquartier. Beim Abendessen erkundigte er sich bei seinem Wirth nach der [illegible]nen Rosemunde, welcher so viele Lobeserhebungen [illegible] ihrer Schönheit und Tugend machte, daß der Graf mit der grösten Ungeduld den andern Morgen erwartete.

Heiter und vergnügt gieng der Graf den folgenden Tag nach dem Schloß hin, ließ sich bei Rosemunden melden, und wurde vorgelassen. Rosemunde empfieng ihn nach seinem Stande. Ihre Schönheit und ihr majestätisches Ansehen, versetzten den Grafen augenbliklich in ein unnennbares Entzükken. Kaum hatten sie sich gesezt, so sagte ihr der Graf einige Süssigkeiten vor. Der Ruf Ihrer Schönheit, gnädige Frau, sagte er, ist bis nach Wien erschollen; aber alles das, kommt mit dem in keine Vergleichung, was ich jezt mit meinen eigenen Augen sehe. Diese und andere ähnliche Schmeicheleien sagte er unzählige, bis er ihr endlich seine Liebe und heftige Leiden-

schaft

scheft gestand. Rosemunde die nicht nur schön war, sondern auch viel Verstand hatte, wollte ihm nicht gerade zu eine abschlägige Antwort geben. Ohne alle Kunst und Schminke erklärte sie alles, was er ihr da vorsagte, für Schmeicheleien; alle diese Lobsprüche verdiene sie nicht und seine Leidenschaft wäre nur Scherz. Ihre verstellte Freundlichkeit, womit sie alles dies sagte, ließ dem Grafen viel hoffen.

Der Graf überhäufte sie noch immer mit Lobsprüchen und Schmeichelein, und war darin beinah unerschöpflich. Unterdessen fiel Rosemunden ein Streich ein, wie sie am besten seine Verwegenheit bestrafen könnte. Sie stellte sich nach einiger Zeit nachgebender, suchte dem Grafen glaubend zu machen, als wenn sie seinen Reitzen nicht widerstehen könnte, und schien am Ende bereit zu seyn, ihm alles einzuräumen. Doch empfahl sie ihm Verschwiegenheit. Damit nicht etwan Jemand im Hause unser geheimes Verständniß merkt, sagte sie zu ihm, so kommen Sie Morgen zum Mittagessen wieder zu mir. Unterdessen meine Domestiken essen, gehen Sie in das Zimmer des grossen Thurms, wo die Waffen meines Gemahls in Marmor ausgehauen sind. Hinter sich machen Sie die Thüre zu; und ich komme alsdenn durch eine andere Thüre, welche an mein Zimmer

stößt,

stößt, bald nach. So können wir unsere Wünsche ungestört erfüllen.

Mit aller Demuth küßte der Graf Rosemunden Hand, dankte unendlich für die Gnade, die sie ihm erzeigte. Diese Gnade, sagte er, ist mir mehr werth als eine Krone. Jezt halte ich mich schon für den glücklichsten Menschen, da ich nur erst Hofnung habe, so über alle Maaße glüklich zu seyn, wie glüklich muß mich nicht erst der wirkliche Besiz machen!

Den andern Tag fand er sich richtig bei Rosemunden zum Mittagsessen ein. Der Empfang war sehr liebreich. Nach Tische entfernten sich die Bedienten, der Graf fand den Weg nach dem Thurm und die Thüre des Zimmers offen. Eben in dem Augenblik da er sich schmeichelte, dem Zeitpunkte nahe zu seyn, die schöne Rosemunde ganz zu besizzen, rennte er in sein eigen Verderben. Kaum war er in das Zimmer getreten, schloß sich die Thüre von selbst zu, so daß eine Eröfnung ohne Schlüssel nicht möglich war. An der Wand des Zimmers hieng eine grosse eiserne Kette mit einem Halseisen. Ehemals hatte man an diesem Ort Criminalgefangene hingesezt, welche man nicht hinrichten wollte. Das Fenster wodurch das Tageslicht hineinfiel, war so hoch, daß

man

man ohne Leiter nicht hinaussehen konnte und der erste Gegenstand, der sich einem darstellte, war eine Vertiefung voll Wasser. Rosemunde hatte dieses Gefängniß für den Grafen einrichten lassen. Ein Tisch, ein Bette und ein paar Stühle machten das ganze Meubelment aus.

Kaum war Graf Friedrich hereingetreten, so horchte er, und erwartete mit grosser Ungeduld die Ankunft der schönen Rosemunde. Lange horchte, lange wartete er umsonst, bis sich zuletzt seine Hofnungen in Furcht, die Erwartung der Vergnügungen in Betrübniß verwandelten. Eben beunruhigten ihn tausend chimärische Vorstellungen auf die schrecklichste Art; als sich mit einem mal nahe bei dem Eingang seines Gefängnisses ein Gitter öfnete. Der Graf war ganz voller Erwartung, daß Rosemunde ihn endlich aus aller Verlegenheit reissen wollte. Allein er erstaunte nicht wenig, als er blos die Stimme eines jungen Mädchen hörte, die zu ihm sagte: Mein Herr Graf, es thut mir leid, daß ich Sie in diesem Zustande sehe. Der Ort wo Sie sich befinden, ist nicht wie Sie denken, ein Ort des Vergnügens, sondern der Melankolie. Sie sind ein Gefangener der Rosemunde, meiner Gebietherin, deren Ehre Sie beleidigt haben. Für dieses Verbrechen sollen Sie so lange

büssen,

büſſen, als es ihr gut däuchten wird. Mit Waſſer und Brod müſſen Sie hier vor lieb nehmen, wenn Sie ſich nicht ſelbſt durch Spinnen einen etwas beſſern Tiſch verdienen wollen. Der Spinnerwokken ſtehet weibiſchen Männern nicht übel. Die Zoſe erwartete keine Antwort, machte das Gitter wieder zu, und gieng in das Zimmer ihrer gnädigen Frau.

Der Graf wollte raſend werden vor Wuth, ſich das Leben zu nehmen, hatte er beinah beſchloſſen. Doch allmählig kam er wieder zu Verſtande, nachdem er eine gute halbe Stunde in einen Zuſtand der Unempfindlichkeit zugebracht hatte. Er kam wieder zu ſich, allein blos um ſein Unglück deſto ſtärker zu empfinden. Ach wie unglüklich bin ich nicht, rief er aus, warum muſte ich mich durch meine Thorheit und Verwegenheit in dieſe traurige Lage bringen! Soll ich denn nun auf einmal alles, meine Ehre, meine Freiheit, meine Güter verlieren! und dies ganze Maaß meines Unglüks kommt von der Hand her, die mich glüklich machen ſollte! Wenn ich an meinen Stand denke, muß ich mich ſchämen, mein Unglük rührt blos von meiner Tollkühnheit her und meine Galanterie macht mich zum elendeſten Sclaven der Roſemunde.

Von ohngefehr warf er jezt seine Augen nach einem Winkel hin, wo ein Flachswokken stand, mit einer Spindel die daran herunter hieng. Welcher Anblik für einen Mann von seinem Stande, sich zu der ärmsten Spinnerin herabgewürdigt zu sehen; welcher Tausch anstatt des Degen, einen Flachswokken zu tragen! Bei Erblikkung dieses traurigen Gegenstandes glaubte er von Sinnen zu kommen, seine Handlungen verriethen, daß er zum Tollhause beinah reif sey. Mit einem Wort, er wollte alles zerreissen und zerbrechen.

Diesen traurigen Betrachtungen überließ sich der Graf, ohne zu ruhen. Den folgenden Tag um die Mittagszeit kam Rosemundens Kammermädchen auf Befehl ihrer Gebietherin an das Gitter, öfnete es, und sagte dem Grafen, sie käme, den Flachs abzuholen, welchen er gesponnen hätte, nach diesem Verhältniß würde sein Essen und Trinken eingerichtet seyn. Ueber diese Forderung, gerieth der Graf in die gröste Wuth, schimpfte sie aus und sagte ihr die bitterſten und empfindlichſten Schmähreden. Das Kammermädchen sagte lachend: Sie thun unrecht, gnädiger Herr, daß Sie mich auf die Art behandeln. Ich spreche nicht für mich, sondern im Namen meiner gnädigen Frau. Diese verlangt nicht nur, daß Sie

ihren Lebensunterhalt mit Spinnen verdienen sollen; sondern sie will auch, daß Sie ihre Mitschuldige anzeigen sollen. Wollen Sie diese beide Stükke nicht erfüllen, so müssen Sie sich mit Wasser und Brod behelfen. Das dagegen Sezzen würde Ihnen nicht viel helfen, das hieß eben so viel, als die Luft schlagen oder gegen den Strom schwimmen. Sie sind beinah ohne alle Rettung verloren, blos die Gnade meiner gnädigen Frau kann Ihr Unglük vermindern.

Des Grafen Hizze war nun ein wenig abgekühlt. Er sagte zu der Zofe, daß ihm das Spinnen angenehm seyn würde, wenn er es nur in Gesellschaft der schönen Rosemunde thun könnte, und zugleich über diesen ganzen Vorfall einen Schleier werfen könnte, der ihn unentdekt liesse. Das Kammermädchen schloß das Gitter zu, nachdem sie ihm zum Mittagessen weiter nichts als Wasser und Brod hingesezt hatte. Es ward Nacht, ehe er etwas davon aß, und diese Nacht gieng hin, ohne daß er die Augen zu thun konnte.

Unterdessen hatte Rosemunde dafür gesorgt, daß die Bedienten des Grafen in einem andern Theil des Schlosses eingesperrt würden, doch befahl sie, daß sie gut behandelt werden sollten, und daß ihnen nichts weiter fehlen sollte als Freiheit.

Jezt

Jezt müssen meine Leser und Leserinnen wohl merken, daß Rudolph, der glükliche Gemahl der Rosemunde, einen Talisman hatte. Dies war ein weißer, in einen Ring gefaßter Stein. Durch einen geheimen Einfluß der Planeten, hatte er die Kraft, daß er jedesmal blind ward, so oft man Rosemunden etwas Unkeusches zumuthete. In dem Fall aber, wenn sich Rosemunde verführen ließe, wäre dieser Talisman ganz schwarz geworden, ohne daß er jemals seinen vorigen Glanz wieder bekommen hätte.

In den vier ersten Tagen, als dieser unglükliche Graf um Rosemunden buhlte, ward der Talisman von Tage zu Tage blinder und dunkler. Rudolph sahe dies mit Schrekken und glaubte gewiß, daß seine Gemahlin ihm ungetreu werden wollte. So bald aber der Graf im Gefängniß saß, nahm der Stein seinen vorigen Glanz wieder an. Worüber Rudolph keine geringe Freude hatte, und das Ende dieser Begebenheit nun ganz geruhig abwarten konnte.

Die Nothwendigkeit zwang endlich den Grafen Friedrich, sich Rosemunden zu unterwerfen, das Spinnen zu lernen, und ihr auch die Verabredung zu entdekken, welche er mit dem Grafen Robert getroffen hatte. Er nahm den Flachswokken, fieng an

zu spinnen, bald dikke, bald dünne Faden. Selbst ein Heraklit, der ihn in dieser Lage gesehen hätte, würde sich des Lachens nicht haben enthalten können.

Den dritten Tag kömmt um die Mittagszeit die Kammerjungfer wieder, öfnet das Gitter, thut so wie das leztemal im Namen ihrer Gebietherin dieselben Fragen an ihn. Der Graf zeigt ihr in voller Bestürzung das Knaul Garn, das er gesponnen hat, entdekt ihr auch die Wette, welche er mit dem Grafen Robert, gegen Rudolphen den Gemahl der Rosemunde eingegangen wäre.

Das Kammermädchen lobte seine Unterwürfigkeit und versprach ihm, bei ihrer gnädigen Frau eine Vorbitte zu seiner Begnadigung einzulegen. Sie eilt darauf zu ihrer Gebietherin, giebt ihr das Knaul Garn und entdekt ihr die Verschwörung der beiden Grafen.

Rosemunde dankte dem Himmel für diese Errettung. Die Ankunft des Grafen Robert konnte sie nun geruhig abwarten, und sich ebenfalls an ihm rächen. Unterdessen spann der Graf Friedrich alle Tage; denn er hatte dadurch nicht blos den Vortheil, daß er sich eine gute Mahlzeit verschafte, sondern es war

auch

auch ein herrliches Mittel, ſich die lange Weile zu vertreiben.

Der Kaiſer beſuchte zuweilen Rudolphen in ſeiner Einſamkeit. Bei einem ſolchen Beſuch fragte er ihn einmal, ob er denn nichts von Seiten ſeiner Frau befürchtete. Durch eine gewiſſe Vorempfindung — erwiederte Rudolph — wüſte er ganz zuverläßig, daß ſeine Frau die beiden Grafen zum beſten haben würde.

Da bereits beinah ſechs Wochen ſeit des Grafen Friedrichs Abreiſe verfloſſen waren, ſchikte ſich der Graf Robert ebenfalls zur Reiſe an. Doch nur mit Mühe entſchloß er ſich dazu; denn ſeit des Grafen Gefangenſchaft, hatte er von ihm keine Nachricht erhalten. Dieſes Stillſchweigen beunruhigte ihn anfangs, zulezt erklärte er es ſich ganz natürlich, daß der Graf Friedrich bei dem Uebermaß ſeines Vergnügens, ſehr leicht das Schreiben hätte vergeſſen können. Dieſe Vorſtellungen machten ihm ſeine Reiſe angenehm, und er ſchmeichelte ſich mit der Hoffnung, daß ſeine ſchöne Perſon und der nicht weniger geſchmakvolle Aufzug Roſemunden beſiegen würden.

So bald er in der Nähe des Schloſſes war, welches die ſchöne Roſemunde bewohnte, erkundigte er ſich nach dem Grafen Friedrich. Man konnte ihm hierüber keine andere Auskunft geben, als daß er bereits ſeit geraumer Zeit das Schloß verlaſſen und ſeine Rükreiſe angetreten hätte. Dieſe Nachricht hatte Roſemunde mit Fleiß ausgebreitet.

Den andern Tag ließ ſich Graf Robert bei der ſchönen Roſemunde melden; er wurde angenommen, gut empfangen, und Roſemundens freundliche Miene hielt der Graf für eine günſtige Vorbedeutung. Roſemunde, die bereits des Grafen Abſicht kannte, nahm ſich vor, ihn kurz abzufertigen. Für den neuangekommenen Gaſt wurde ein anderes Zimmer zu rechte gemacht, das an des Spinners ſeinem ſtieß.

Der erſte Beſuch war unter wechſelſeitigen Komplimenten hingegangen; den folgenden Tag kam der Graf bei ſeinem zweiten Beſuch ſeinem Zwek ſchon etwas näher. Unter andern Schmeicheleien ſagte er: Iſt es nicht Schade, gnädige Frau, daß eine ſo ſeltene Schönheit ihre Tage auf dem Lande verbringen muß. Am Hofe verdienten Sie unter allen Damen die erſte Stelle, die Ihnen gewiß alle Schönheiten Wiens gerne einräumen würden. Himmel! Welche Hoheit!

welcher

welcher göttliche Anſtand! welche vollkommene Schönheit! Wie heiter dieſe Stirne! Welche Reize liegen auf ihren Wangen! welche Anmuth verbreitet ſich über ihr ganzes Geſicht! wie klein iſt dieſer Mund! wie voll Feuer dieſe Augen! wie weiß dieſer Buſen! wie voll Ernſt und majeſtätiſch iſt dieſer Gang! — Eine ganze Weile ſezte der verliebte Graf dieſe Deklamationen fort und ſchloß mit einem tiefen Seufzer.

Roſemunde fragte ihn nach der Urſache dieſes Seufzers. Sie ſind Schuld daran, göttliche Roſemunde — entgegnete der Graf, und ſeufzte dabei noch einmal recht kläglich — ich ſterbe, wenn Ihre Güte mir nicht das Leben rettet! Was ſoll ich denn für Sie thun — verſetzte Roſemunde — Soll ich Sie etwan lieben? Das will ich gern. Wer ſollte nicht einen ſo ſchönen, einen ſo reizenden Herrn lieben, als Sie ſind. — Roſemunde bewilligte ihm eine geheime Zuſammenkunft. Sie wies ihm das Zimmer, wo alle ſeine Wünſche in Erfüllung gehen ſollten.

Man kann ſich leicht vorſtellen, in welche übermäſſige, unnennbare Freude, dieſe ſo ganz allen

ſeinen Erwartungen zuvorkommende Antwort, den Grafen verſezte. Er dachte an nichts weiter, als an die Siege über Roſemunden. Sein Geiſt beſchäftigte ſich ganz allein damit. Auf der einen Seite bewunderte er die Reize ſeiner eignen Perſon, und auf der andern Seite ihre zuvorkommende Güte und Gefälligkeit.

Dies Uebermaß der Freude, verwandelte ſich bald nach dem Eintritt in das für ihn zugerichtete Zimmer, in ein ſtummes Erſtaunen. Er befand ſich gerade in der Lage eines Menſchen, der durch ein unglükliches Spiel, aus einem reichen Mann ein Bettler wird. Das Zimmer ſchien gar nicht zu einer verliebten Zuſammenkunft mit Roſemunden eingerichtet zu ſeyn. Wo er nun hinſah, ſagte ihm alles deutlich genug, daß er in einem Gefängniß eingeſchloſſen ſey, woraus er keine ſo geſchwinde Befreiung zu hoffen hätte. Die ganzen Geräthſchaften eines Wollkämmers erblikte er in einem Winkel liegend; das für ihn wahrlich keine gute Vorbedeutung war.

Nach einiger Zeit erſchien beim Eingang ſeines Gefängniſſes eine Kammerjungfer, die ihm kurz,

kurz, im Namen ihrer Frau, die Urſache dieſer ganzen Procedur erzählte. Wenn Sie leben wollen, ſagte ſie, müſſen Sie arbeiten und Hand ans Werk lezen. Alle diejenigen, welche meine gnädige Frau, aus einer ähnlichen ſchlimmen Abſicht beſuchen, erfahren daſſelbe Schikſal. Die Freiheit, die Langeweile, und gar zu gute und hizzige Nahrungsmittel, verderben gemeiniglich die Menſchen. Sie zu beſſern, iſt weiter nichts nöthig, als ein eingeſchloſſener Ort, Arbeit und Enthaltſamkeit. Dies iſt die Meinung meiner gnädigen Frau, und dies iſt alles, was ich Ihnen, Herr Graf, in ihrem Namen zu ſagen habe.

Die Gefangenſchaft des Grafen Robert, brachte ihn zu einem hohen Grad der Verzweiflung, er verfluchte das ganze abſcheuliche Projekt und den Tag ſeiner Abreiſe. Es iſt alſo leider wahr genug, dachte er bei ſich, daß Roſemunde alle diejenigen, welche ſie in einer ſtrafbaren Abſicht beſuchen, mit ſolcher Härte behandelt! Wie unglüklich habe ich mich gemacht! Eine Furie mus mir dieſen heilloſen Anſchlag eingegeben haben! Ueber den Verluſt der zehntauſend Thaler könnte ich mich leicht tröſten, wenn ich nicht dadurch zugleich meine Ehre und

guten

guten Namen, die mir beide so theuer sind, aufgeopfert hätte. Nun gute Nacht Hof! gute Nacht Galanterie! Wenn es nicht anders ist, muß man sich entschliessen in der Stille als Privatperson zu leben.

Da Rosemunde auf die Art die Verwegenheit und Unbesonnenheit der beiden Grafen bestraft hatte, machte sie sich auch von den Dienern derselben los. Sie entließ sie, und gab noch einem jeden zwei Dukaten zum Zehrpfenning auf den Weg. Durch einen besondern Bothen gab sie ihrem Gemahl Nachricht von demjenigen, was vorgefallen war. Rudolph schikte den Brief seiner Gemahlin, welcher diesen sonderbaren Vorfall enthielt, an den Kaiser. Der Kaiser und noch mehr dessen Gemahlin freuten sich recht herzlich über Rosemundens bewiesenen Muth und Standhaftigkeit. Der ganze Hof nahm recht warmen Antheil an dieser Geschichte. Man lobte überall Rosemundens Klugheit und Keuschheit. Die Kaiserin äusserte den Wunsch, daß diese Begebenheit wohl werth sey, zum ewigen Andenken ins Geschichtbuch eingetragen zu werden. Der Lobspruch würde nicht zu übertrieben seyn,

wenn

wenn man ſie für die ſchönſte, die weiſeſte und tugendhafteſte Dame von Böhmen erklärte.

Rudolph freute ſich am meiſten über den glüklichen Ausgang dieſer kritiſchen Geſchichte. Der Kaiſer ſorgte ſelbſt dafür, daß ſeine Sache, vermöge des Kontrakts, welcher zwiſchen den beiden Grafen und ihm, war eingegangen worden, nach den Rechten entſchieden werden ſollte. Ohne Weitläuftigkeit erhielt er die Summe von zwanzigtauſend Thaler. Er ſelbſt kam dadurch in den Ruf eines glüklichen Ehemannes und ſeine Gemahlin wurde überall als ein Muſter der Keuſchheit gerühmt und bewundert. Roſemunde wurde an den Hof berufen, und ihre Aufnahme geſchah von Seiten des Kaiſers und der Kaiſerin auf die liebreichſte und herablaſſenſte Art. Der ganze Hof bewunderte ihre Schönheit und Tugend. Die Kaiſerin machte ſie zur erſten Hofdame, und bewies durch ſo viele auſſerordentliche Merkmale ihrer Hochachtung und Gnade, daß ſie Verdienſte zu ſchäzzen wiſſe.

Die beiden Grafen wurden zwar in Freiheit geſezt, allein ſie blieben ein Gegenſtand der Be-

lachung

lachung und Verſpottung des Hofes und des Volkes. Um dieſer öffentlichen Schande auszuweichen, giengen ſie in fremde Länder. Auf die Art wurden ſie genöthigt den übrigen Theil ihres Lebens Incognito zuzubringen, nach dem ſie vorher am kaiſerlichen Hofe eine ſo glänzende Figur geſpielt hatten.

Zweite Erzählung.

Der
Richter in der Klemme.
Eine ſpaniſche Geſchichte.

In Valadolid, einer berühmten Stadt von Alta-ſtilen in Spanien, lebte ehemals eine berüchtigte Buhlerin, welche Laura hieß. Sie hatte von der Natur ein munteres und aufgewektes Weſen erhalten, das ſie im Umgange ſehr angenehm machte; hiezu kamen noch einige perſönliche Reize, wodurch ſie einen großen Theil des Vermögens der vornehmſten jungen Leute von Stande an ſich zu reißen wußte. Sie machte es nicht ſo, wie es gewöhnlich die Buhlerinnen machen, die die Geſchenke ihrer Liebhaber ſehr bald verpraſſen. Sie lebte ſparſam und eingezogen. Nachdem ſie einige Jahre ihre Lebensart fortgeſezt, hatte ſie ein artiges Vermögen zuſammengebracht.

In dieſem Zeitpunkt bewarb ſich ein junger Edelmann Don Fernandez um ihre Liebe. Sein gutes Anſehen und ſeine Rechtſchaffenheit muſten ihn allein empfehlen, weil ihm das Glük Reichthümer verſagt hatte. Er ſuchte ihre Bekanntſchaft. Laura hatte bei ihrer ausſchweifenden Lebensart doch etwas Edels, ſie zeigte überall ſo viel Verſtand und ſolche vortreflische Geſinnungen, daß Don Fernandez davon einge-

nommen ward. Beide ſchienen für einander geſchaffen zu ſeyn. Sie ſchloſſen das engſte Bündniß, nachdem Laura vorher allen ihren Liebhabern den Abſchied gegeben hatte. So lange Laurens kleines Vermögen währte, ſo lange lebten ſie auf gewiſſe Art im Ueberfluß, ſo bald ſie aber deſſen Abnahme verſpührten, giengen ihnen die Augen auf, und ſie erkannten ihren Irrthum.

Der Alcadil Major dieſer Stadt — dies iſt der oberſte Richter, der im Namen des Königs ſpricht — verliebte ſich um dieſe Zeit in Lauren. Seine Perſon ſelbſt und ſein Alter hatten für Lauren eben nichts empfehlendes, deſto mehr muſte er dieſen Mangel durch Geſchenke zu erſezzen, welche er Lauren heimlich zuſchikte. Allein auch dieſe verfehlten vor der Hand ihren Zwek, weil Laura auf keine Weiſe Liebhaber annehmen wollte, ſo lange ſie die Dazwiſchenkunft ihres Gemahls befürchten muſte. Sie nahm daher zwar die Geſchenke des Richters an, konnte ihm aber nicht anders eine Zuſammenkunft verſprechen, als wenn etwan ihr Gemahl in Geſchäften verreiſen ſollte. Der Richter muſte mit dieſer Antwort ſchon zufrieden ſeyn. Laura erhielt von Zeit zu Zeit immer anſehnlichere Geſchenke von ihm, damit ſie ihr Verſprechen in friſchem Andenken behalten möchte.

Endlich riefen den Don Fernandez ſeine Geſchäfte nach Madrid, zu deren Beendigung er wenigſtens zwei bis drei Monat nöthig hatte. Beim Abſchied von Laurenbath er ſie bei allem was heilig iſt, ihm getreu zu bleiben. Nach dieſen Bitten ſezte er die heftigſten Drohungen, der übelſten Behandlungen hinzu, die ſie zu erwarten hätte, wenn er bei ſeiner Zurükkunft hören ſollte, daß ſie ſich habe verführen laſſen. Sie machte es wie alle Weiber, die nicht viel Gutes im Schilde führen — ſagte kein Wort, und fieng bitterlich an zu weinen.

Don Fernandez verließ ſich auf Laurens Verſprechungen und reiſte ab. Bald nachher fieng Laura ihre vorige Buhlſchaften wieder an. Die ſüßen Herrn in der Stadt hatte für ſie zu viel Reiz, als daß ſie unempfindlich hätte bleiben ſollen. Jezt drang der Alcadil Major unter allen Liebhabern am heftigſten in ſie. Ihre vorige Entſchuldigungen waren nun gehoben, und er erwartete, daß ſie ihre ſo oft wiederholte Verſprechungen nun einmal erfüllen würde. Laura überlegte die Sache hin und her; das Alter des Richters ſchrekte ſie freilich zuerſt ab, ſo bald ſie aber an die vielen Verbindlichkeiten dachte, die ſie ihm ſchuldig wäre, daß ſie auch noch in der Folge ſeine Freigebigkeit immer benuzzen könnte, dachte ſie nicht

weiter an sein Alter, sondern nahm sich vielmehr fest vor, sich während der Abwesenheit des Don Fernandez, blos an ihn zu halten. Junge Leute, fiel ihr ein, sind nicht immer die verschwiegensten, sie unterzöge sich also mancherlei Gefahren, wenn sie sich ihnen überlassen wollte. Allein beim Arcadil Major hatte sie nichts von dem zu befürchten. Er war ein Mann bei Jahren, der klug und verschlagen zugleich war, und dessen eigener Vortheil und Stand es erforderten, seine Liebesstreiche so geheim als möglich zu halten.

Laura erlaubte dem Richter sie ins geheim so oft als er nur wollte zu besuchen. Kurz vor des Don Fernandez Zurükkunft, fiel es dem Richter ein, zwei bis drei Tage hintereinander bei Lauren zuzubringen. Er schüzte zu Hause bei seiner Frau eine nothwendige Reise vor, die er Geschäfte wegen aufs Land machen müste.

Indessen kam Don Fernandez mit Fleiß etwas eher zurük, als er versprochen hatte, weil er wohl wuste, daß die Frauen eine lange Abwesenheit ihrer Männer nicht gerne sehen, und bei dem zu langen Warten leicht auf eine Veränderung fallen können, die den Männern selten angenehm ist. Don Fernandez

nandez kam gerade einen Abend von seiner Reise nach Hause, als der Richter noch bei Lauren war. Dieser Ueberfall geschah ganz unerwartet. An dem Anschlagen an die Hausthüre erkannte ihn Laure augenblicklich, und kam darüber aus aller Fassung. Mein Himmel! — sagte sie zum Richter — was sollen wir machen! Fernandez ist unten an der Thür, ich erkenne ihn am Anschlagen. Trift er uns beisammen, so stößt er uns beiden den Degen durch den Leib — und Sie würden ein Richter gewesen seyn.

Izt klopfte Fernandez weit heftiger als vorher, und rief mit starker Stimme: Laure! warum lassen Sie mich so lange warten, und machen mir nicht auf! Laura zitterte vor Angst am ganzen Körper, sie wuste nicht, wo sie in der Geschwindigkeit den Richter verbergen sollte, endlich ließ sie ihn in einen großen Kasten hineinsteigen. In diesem Kasten lagen einige wenige Kleidungsstükke. Eine gute Freundin und Nachbarin der Laura, hatte ihn bei ihr bringen lassen, damit sie bei einer gerichtlichen Execution, die sie zu befürchten hatte, doch noch einiges rettete. Laura hatte auch den Schlüssel zu diesem Kasten. Kaum war der Richter in den Kasten, so verschloß ihn Laura.

Nun gieng ſie im Hemde, ſo wie ſie aus dem Bette geſtiegen war, herunter, und machte Fernandez die Thüre auf. Warum laſſen Sie mich — ſagte er beim Eintritt ins Haus — ſo lange vor der Thüre warten? Sie können nicht glauben — verſezte Laura — wie lange ich habe nach dem Hausſchlüſſel ſuchen müſſen, da ich es vergeſſen hatte, wo ich ihn dieſen Abend hingelegt habe. Seyn Sie gar nicht böſe darüber, beſter Fernandez, ſeyn Sie mir tauſendmal willkommen. Ich freue mich recht herzlich, daß ich Sie geſund und munter wieder bei mir ſehe. Ich ſchwöre es Ihnen, in dem Augenblik, da Sie an die Thüre anklopften, träumte ich von Ihnen, daß Sie ankommen würden. Dieſer ſüße Traum iſt nun zu meiner Freude in Erfüllung gegangen.

Dieſer liebreiche Empfang der Laura beruhigte den Don Fernandez. So bald er aber die Augen auf den Kaſten warf, fragte er hizzig, woher dieſer Kaſten dahin käme? Er gehört unſerer Nachbarin Iſabelle, antwortete Laura. Da ſie Schulden hat, die ſie nicht bezahlen kann, ſo befürchtet ſie, daß man ihr ihre Sachen wegnehmen wird, deswegen hat ſie mir dieſen Kaſten, worin einige Kleidungsſtükke ſind, in Verwahrung gegeben. Ich bitte, ſagte Fernandez, geben Sie mir doch den Schlüſſel dazu, daß ich die

schönen Sachen besehen kann, die darin liegen. Hal-
ten Sie mich für eine Frau von so wenig Verstand, —
versetzte Laura, — daß ich mich mit einem Schlüssel
bemengen würde, welcher mir schlimme Händel ver-
ursachen könnte? Ja, meine Nachbarin hat ihn mir
angebothen; aber ich habe ihn nicht annehmen wol-
len. Ein jeder muß seine eigene Sachen bewachen.

Fernandez lobte ihr kluges und vorsichtiges Be-
tragen. Er nahm sie freundlich bei der Hand, und
bath sie liebreich, ob sie ihm nicht noch etwas zu essen
machen wollte. Laura that dieses in der Eil. So
bald sie gegessen hatten, legten sie sich zu Bette.

Der arme eingeschlossene Richter glaubte ver-
mittelst der Nacht auf eine gute Art aus seinem Ge-
fängniß zu entkommen; allein das Schiksal hatte ihn
zu einer ganz seltsamen Begebenheit bestimmt, die
vielleicht nie einem Richter begegnet ist. Er selbst
war es, der Isabellen verurtheilt hatte, einen Theil
ihrer Schuld zu bezahlen, und der aus Mangel der
Bezahlung eine gerichtliche Execution über ihre Sa-
chen anbefohlen hatte.

Den andern Tag kamen die Gerichtsdiener in
Isabellens Wohnung, um die ihnen anbefohlne Exe-
cution zu vollziehen. Isabelle hatte schon dafür ge-

sorgt, daß ihre Sachen so viel als möglich in Sicherheit gebracht waren. Die Gerichtsdiener fanden also nichts als ein lediges Haus, und muſten daher mit leeren Händen wieder zurükgehen. Der Gläubiger wollte von ihnen wiſſen, wo ſie die Sachen hätte. Ja das können wir nicht ſagen — gaben die Gerichtsdiener zur Antwort — wir wiſſen blos ſo viel, daß wir innerhalb der vier Wände des Hauſes, auch nichts von einigen Werth gefunden haben. Nun haben wir unſere Pflicht gethan, das Uebrige gehet uns nichts an.

Der Gläubiger war in keiner kleinen Verlegenheit. Ein böſes altes Weib, Iſabellens Todtfeindin, die ihm auf der Straſſe begegnete, both ihm ihre Dienſte gegen eine kleine Erkenntlichkeit an. Sie ſollen zu ihrer Bezahlung kommen mein Herr, — ſagte die alte Vettel — ich weis den Ort, wo Iſabelle ihre beſte Sachen hat hinbringen laſſen. Doch geben Sie mir erſt ein gutes Trinkgeld. Der Gläubiger gab ihr zwei Thaler. Und nun beichtete die alte Hexe: daß hier bei Madam Laura, ein groſſer Kaſten mit Kleidungsſtükken wäre hingebracht worden, und daß dieſer Niemanden anders als Iſabellen gehöre.

Die Gerichtsdiener wurden gleich nach Laurens Wohnung geſchikt, um dieſen Kleiderkaſten abzuholen. In der halb offenen Hausthüre ſtand Don Fernandez, der eben im Begrif war auszugehen und über die unerwartete Gegenwart der Gerichtsdiener etwas ſtuzte. Gnädiger Herr — redeten ſie ihn an — wir haben vom Alcadil Major eben den Befehl bekommen, aus ihrem Hauſe einen Kaſten abzuholen, welchen Jemand hier in Verwahrung gegeben hat. Die Eigenthümern deſſelben iſt dieſem fremden Kaufmann aus Genua ſchuldig, der auf keine andere Art als durch Verkaufung der Sachen, zu einem Theil ſeines Geldes kommen kann. Sie werden alſo keine Umſtände machen ihn auszuliefern. Don Fernandez, der aus Laurens Erzählung die ganze Geſchichte des Kaſten wuſte, erlaubte es den Gerichtsdienern, daß ſie ihn nur wegtragen könnten.

So bald Laura die Schergen die Treppe heraufkommen ſah, ſezte ſie ſich mit aller Gewalt gegen ihr Vornehmen. Ich kann euch ſchlechterdings nicht eher den Kaſten verabfolgen laſſen — ſagte ſie — als bis ihr einen neuen Befehl vom Alcadil Major bringt. Ich kann wahrhaftig nicht glauben, daß der Alcadil Major euch befohlen haben ſollte, aus meinem Hauſe Sachen wegzunehmen. Unterſtehet es euch und rühret

den

den Kaſten eher an, als der Alcadil Major es mich wiſſen läßt, daß es auf ſeinem Befehl geſchähe. Darauf ſezte ſie ſich ſelbſt auf den Kaſten, um das Wegtragen deſſelben zu verhindern.

Man kann ſich leicht ohne mein Erinnern vorſtellen, wie übel dem Alcadil Major in dem Kaſten zu Muthe ſeyn muſte, da er alles dies hörte. Er war auf den Punkt in die Hände der Gerichtsdiener zu fallen und durch ſeinen eignen Befehl in eine ſolche Gefahr zu gerathen. Die Furcht in dieſem Kaſten entdekt zu werden, und alsdann dem Gelächter der ganzen Welt ausgeſezt zu ſeyn, brachte den armen Mann in die äuſſerſte Verwirrung. In dieſer Angſt bath er Gott demüthig, daß Laura durch ihre Klugheit ihn aus der Gewalt der Gerichtsdiener befreien möchte, und verfluchte zugleich den Tag und die Stunde, wo er die Sentenz zur Execution gefällt hatte.

Laura weigerte ſich noch immer, den Kaſten den Gerichtsdienern auszuliefern, und dieſe glaubten das gröſte Recht zu haben, ihn mit Gewalt wegzutragen. Fernandez wollte am Ende dieſes Lermen und Geſchrei in ſeinem Hauſe nicht weiter leiden, er erklärte ſich gegen Lauren, ſo daß dieſe genöthigt war, ihre Beute fahren zu laſſen. Die Gerichtsdiener hatten

vier

vier Sklaven bei der Hand, welche den Kasten auf die Schultern nahmen, und ihn nach dem Rathhaus se trugen.

Der Richter sahe noch keinen glüklichen Ausgang dieser schlimmen Geschichte vor sich. Er knirschte vor Wuth mit den Zähnen; gern würde er den grösten Theil seines Vermögens hingegeben haben, wenn man jezt in dieser traurigen Lage sein Leben und seine Ehre in Sicherheit gestellt hätte. Es war leider mehr denn zu gewis, daß so bald der Kasten auf das Rathhaus gebracht war, man ihn mit den gewöhnlichen Formalitäten öfnen würde und daß alsdenn seine Schande vor allen Zuschauern entdekt wäre. Es muste ihm leider nahe genug gehen, daß er nun bald so ganz unwiderruflich eine öffentliche Schande und eine allgemeine Verachtung sich zuziehen würde, wodurch er selbst dem Pöbel zum Gelächter dienen müste. Mit Schrekken dachte er an diesen so nahen Augenblik seiner Schande. Hiezu kam noch der eben so unfreundliche Gedanke, daß, so bald Don Fernandez die Geschichte des Kastens erfahren würde, er seines Lebens nicht weiter sicher wäre. Diese und andere schauervolle Vorstellungen kreuzten in dem Gehirn des Richters herum, während die Sklaven den Kasten forttrugen. Er sah sein ganzes Unglük ohne alle Er-

rettung nur leider vorher; und nie hat wohl ein Gefangener so sehr Freiheit gescheut, als er!

Laura war unterdessen zu einem Vornehmen von ihrer Verwandtschaft gegangen, und hatte sich unter dessen Schuz so lange begeben, bis sie sah, wie die Sache ablaufen würde. Sie fürchtete auch das schlimmste, und hatte, wenn die Sache ein schlechtes Ende nahm, von dem Zorn des Don Fernandez alles Uebel zu erwarten.

Der Kasten war nun auf dem Rathhaus niedergesezt, und man wartete blos auf den Richter. Der war denn freilich nicht in der Verfassung Gericht zu halten. Der Gläubiger wollte aber doch anfänglich in Gegenwart eines Notars den Kasten öfnen lassen, und war schon im Begrif Lauren die Schlüssel abzufordern; mit einem mal besann er sich anders, weil er es nicht für dienlich fand die Sachen den Gerichtsdienern zu überlassen. Er bath die Gemahlin des Richters um die Erlaubnis, daß der Kasten so lange bis auf die Zurükkunft ihres Gemahls in ihrem Hause könnte niedergesezt werden. Die gute Dame hatte dagegen nichts, ja sie befahl, damit er ganz sicher stehen möchte, daß man ihn so lange in ihr Zimmer stellen sollte.

Sie verſchloß ſelbſt die Thüre des Zimmers, wo der Kaſten ſtand, und ſpeiſte in einem andern. Nach dem Eſſen machte ſie noch verſchiedene Beſuche bei ihren guten Freundinnen und kam erſt den Abend ſpät nach Hauſe. Wer war jezt vergnügter und zufriedener, als der Alcadil Major, da er ſich in ſeinem eignen Hauſe befand, und noch dazu in dem Zimmer ſeiner Frau Gemahlin. Er ſtellte ſich vor, daß er mit leichter Mühe den Kaſten von inwendig würde öfnen können; allein alle ſeine Bemühung war umſonſt. Keine öffentliche Schande hatte er wenigſtens nun nicht ſo leicht zu befürchten, da er es blos mit ſeiner Frau zu thun hatte, auf deren Klugheit und Güte er ſich ganz allein verließ.

Bei dieſen angenehmen Vorſtellungen und Hofnungen fiel der arme Mann in einen ſüſſen Schlaf. Seine Frau kam jezt ins Zimmer, und wollte ſich zu Bette legen. Der Kaſten zog ihre ganze Neugierde auf ſich. Sie kam auf den Einfall, daß ſie wohl die Sachen ſehen möchte, welche darin wären. Doch hiezu brauchte ſie keine Zeugen; ſie befahl daher ihrem Kammermädchen, ſich augenbliklich zu Bette zu legen. Die gute Dame war ſelbſt beinah ganz entkleidet und eben im Begrif zu Bette zu gehen.

Sobald das Kammermädchen das Zimmer verlaſſen hatte, nahm die Frau Richtern alle ihre Schlüſſel, ſo viel ſie derer nur hatte, und fieng an zu probiren, ob nicht

einer

einer den Kaſten ſchlieſſen ſollte. Glüklicher weiſe durfte ſie nicht erſt lange ſuchen; einer von den erſten ſchloß wirklich. Das Geräuſch, welches die Eröfnung des Kaſtens verurſachte, wekte den Richter aus dem Schlaf auf. Kaum war die Kaſtendekke völlig offen, ſo richtete ſich der Richter plözlich auf. Dieſer unvorhergeſehene Vorfall erſchütterte die arme Frau ſo gewaltig, daß ſie in Ohnmacht fiel. Der Richter ſprang augenbliklich aus dem Kaſten heraus, ſchüttelte ſeine Frau, die er anfänglich für todt hielt. Doch in wenigen Minuten brachte er ſie wieder zu ſich ſelbſt.

Kaum hatte ſich die gute Frau wieder erholt, und ihren Mann neben ſich erblikt, konnte ſie ſich dieſe ſeltſame Erſcheinung füglich nicht anders erklären, als daß ihr Gemahl wohl ſelbſt in den Kaſten müſte eingeſchloſſen geweſen ſeyn. Einige Minuten ſah ſie ihn mit ſtummen Erſtaunen an. Endlich fielen ihr alle die Gerüchte ein, die man ihr hinterbracht hatte: daß einige ſichere Leute ihren Mann vor zwei Tagen bei Lauren hätten hereingehen ſehen; der Kaſten war von Lauren abgeholt worden, wie ſie von den Gerichtsdienern gehört hatte. Und nun hatte ſie mit einemmal das ganze Geheimniß entdekt.

Sie kommen alſo, mein Gemahl — redete ſie ihren Mann mit Hizze an — von Lauren, in dieſem ſchönen Aufzuge! Es iſt wahrhaftig vortreflich, wenn

man

man einem Mann von ihrem Stande so etwas vornehmen sieht! wenn ein Ehemann, der vornehmste Richter der Stadt Valadolid, Bordels besucht, und in die Verlegenheit gesezt wird, sein Leben in einem Kasten zu retten. Ein Richter darf nicht leichtsinnig, sondern rechtschaffen seyn; ihm muß es Pflicht seyn, keine Fehltritte zu begehen, und vornemlich auf seine Ehre zu sehen. Aber Sie thun gerade von dem das Gegentheil. Blos auf ihre niedrige, lasterhafte Vergnügungen sind Sie bedacht. Mich verlassen Sie, und gehen einer Hure nach; ja es scheint, als wenn Sie sich wenig um ihre Ehre und guten Namen bekümmerten. Wollen Sie die hohe Würde ihres Standes beschimpfen! Was wird die Stadt sagen, wenn sie Ihre Geschichte erfährt? Man wird Sie für einen lüderlichen und ausschweifenden Mann halten, und Sie werden der ganzen Welt zum Spott dienen. Ueberall wird man sich etwas davon zuflüstern, die holländische Zeitung sogar, wird ganz Europa mit Ihren Thorheiten und Ausschweifungen belustigen.

Der Richter hörte seine Frau geduldig an, da er sein Vergehen nicht ableugnen konnte. Er umarmte sie feurig und sagte: meine liebe, beste Frau, ich habe Unrecht; ich verspreche es Ihnen heilig in der Folge vernünftiger zu leben. Vergessen Sie nur alles Geschehen,

hene, und reden nicht weiter vom Kaſten; von jezt an wollen wir vergnügt und freundſchaftlich mit einander leben. Ich ſchwöre es Ihnen, daß ich Ihnen treu ſeyn will, bis in den Tod!

Ob Sie mir gleich viel Verdruß gemacht haben — entgegnete ſeine Frau — ſo muß ich Sie doch lieben. Ich werde die Pflichten einer Ehefrau jederzeit beobachten, es mag auch weiter geſchehen was da will. — Doch Sie werden hungrig ſeyn, da Sie den ganzen Tag noch nichts gegeſſen haben. —

Nach dem Eſſen giengen ſie zu Bette, wo ſie vollends mit einander Friede machten. Den folgenden Tag ſtanden ſie bei guter Zeit auf. Der Kaſten wurde mit einem Sak voll Steine beſchwert, damit er nicht zu leicht befunden würde. Darauf verſchloß die Frau den Kaſten. Der Richter ſchlich ſachte aus dem Hauſe heraus, ohne von Jemanden bemerkt zu werden. Nachdem er einen Umweg gemacht hatte, klopfte er an die Hausthüre, und ſtellte ſich, als wenn er erſt eben vom Lande zurükgekommen wäre. Einige Stunden nachher hielt er Gerichtstag. Der Kaſten wurde herbeigeholt, ein Schlöſſer muſte ihn öfnen, man fand darin wenige Kleidungeſtükke und den Sak mit Steinen. Iſabellens Glaubiger muſte ſich daran begnügen.

Dritte

Dritte Erzählung.

Der bekehrte Eifersüchtige.

Eine sehr wahrscheinliche Geschichte.

Vor etwan hundert Jahren lebte zu Venedig ein angesehner Cavalier, von der Familie der G***, Namens Augustus. Er machte sich auf verschiedene Art um den Staat von Venedig verdient, am meisten aber durch so manche hervorstechende Heldenthaten, in dem Kriege, den die Venetianer mit den Türken führten. Der türkische Feind, war damals noch einer von den fürchterlichsten den man sich nur denken konnte, und es gehörte viel Muth und Entschlossenheit dazu, mit ihm ein Treffen zu wagen. Als der Krieg geendigt war, trat Augustus gerade in sein funfzigstes Jahr, und er beschloß nun, da er die ganze Zeit sich dem Dienst der Republik aufgeopfert hatte, seine noch übrige Lebenszeit in Ruhe zuzubringen. Der kleine Amor hatte ihn bis jezt zufrieden gelassen, weil das Geräusch der Waffen dem kleinen Knaben selten angenehm ist; nun fieng er mit einemmal sein loses Spiel mit ihm an. Kaum war Augustus sechs Monat in Venedig, so verliebte er sich in Virginien, ein jung schön Frauenzimmer, aus der alten berühmten

Familie

Familie der C***. Da er über die Jugendjahre hinaus war, wollte er nicht erst viel Zeit mit Buhlereien um dies schöne Mädchen zubringen, er both ihr geradezu seine Hand an, und verlangte sie zur Gemahlin. Seine Geburt, seine Güter und sein erworbener Ruhm verschaften ihm sehr bald diesen Schaz. Virginiens Eltern gaben ihm ihre Tochter ohne Umstände, ohne auf die grosse Ungleichheit des Alters — Virginie war erst achtzehn Jahr alt — Rükſicht zu nehmen.

Die Vermählung geschah mit vieler Pracht und aller Zufriedenheit. Virginie war so glüklich, die ganze Liebe und Hochachtung ihres Gemahls sich zu verschaffen, und sie hatte nicht die geringste Ursache, über ihn mißvergnügt zu seyn, so daß sie sogar darüber den ziemlich grossen Abstand zwischen seinem und ihrem Alter vergas. Drei Jahr lang herrschte auf die Art zwischen den neuen Eheleuten die vollkommenste Eintracht. Nach Verlauf dieser Zeit ließ Augustus einige Kälte blikken; er fand sich erschöpft. Die grosse Anstrengung über seine Kräfte und Jahre, zog ihm eine Krankheit zu, von der er nach einiger Zeit mit vieler Mühe und durch die Kunst eines geschikten Arztes endlich wieder genaß. Virginie befand sich nach der Wiederherstellung der Gesundheit ihres Gemahls

nicht

nicht besser und glüklicher bei ihm. Er war kalt und zurükhaltend und sie voller Feuer. Das ganze Betragen und die Lebensart die izt Augustus anfieng, konnte seiner Gemahlin unmöglich gefallen.

Virginie sollte ganz unglüklich seyn. Das Unvermögen des Augustus machte ihn endlich bis zum äussersten Grad eifersüchtig. Er hielt es fast für unmöglich, daß eine junge schöne Dame, als Virginie war, sich in den Schranken der Eingezogenheit und Ehrbarkeit erhalten könnte, wenn ein Mann so wie er, es an seiner Pflicht fehlen ließ.

Dieser höchst wahrscheinlichen Unordnung und Ausschweifung seiner Gemahlin, glaubte Augustus auf folgende Art am besten zu vor zu kommen. Er schafte seine ganze zahlreiche Dienerschaft ab, einen alten Bedienten ausgenommen, dessen Treue er auf mancherlei Art erprobt hatte. Virginien gab er zur Bedienung und Aufwartung, eine taub und stumme Weibsperson, die auf die Art ganz unfähig war, ihrer Gebietherin bei ihren Galanterien einige Dienste zu erweisen.

Augustus selbst hielt weiter gar keine Gesellschaften, ein einziger alter Freund ausgenommen, diente ihn beinah zum täglichen Umgang. Dieser Freund

hieß Alcippus; er war sein naher Verwandter und Vetter, der mit ihm zugleich einige Jahre bei den Venetianern in Candia Kriegesdienste gethan hatte. Mit diesem Vetter lebte er auf einem sehr vertrauten Fuß, so daß ihm sein Haus jederzeit offen stand, und er zu allen Zeiten willkommen war.

Unter solchen Umständen brachte Virginie gewis ihre Zeit sehr übel zu, und wuste nicht, wozu sie sich entschliessen sollte. Das Unglük stürmte mit einemmal mit aller Macht auf sie ein. Das Unvermögen ihres Gemahls, und dessen unbillige und ungerechte Eifersucht, machte nur einen Theil ihrer unglüklichen Lage aus. Eine Dame von ihrem Stande, die es gewohnt war, fast täglich in den glänzensten Gesellschaften zu erscheinen, muste jezt in der Einsamkeit versauern, und hatte keine Freundin, der sie sich mittheilen konnte. Ihr taub und stummes Kammermädchen, war die einzige lebendige weibliche Seele, die sie um sich hatte, für sie aber nicht einmal so gut, als eine belebte Kempelsche Maschine. Besser Niemanden zur Bedienung, als diesen abscheulichen Gegenstand, der sich ihren Augen unaufhörlich darstellte. In dieser traurigen Lage, bekam sie einen unvermutheten Besuch von einer ih-

rer

rer nahen Anververwandtin, für die sie viele Freundschaft hatte. Selten findet man unter dem weiblichen Geschlecht, zwei ganz aufrichtige gute Freundinnen, die ohne allen Eigennuz und ohne gewisse Nebenabsichten, sich mit ungeheuchelter Zärtlichkeit lieben. Die Freundschaft dieser beiden Frauenzimmer hatte den höchsten Grad der Vertraulichkeit erreicht, sie hatten für einander keine Geheimnisse, und entdekten sich sogar ihre geheimsten Gedanken. Nachdem sie eine ganze Weile von gleichgültigen Dingen gesprochen hatten, konnte Virginie unmöglich länger zurükhaltend seyn, ihre Cousine muste ihre ganze traurige Lage wissen.

Ich habe etwas auf meinem Herzen, beste Cousine — sagte sie — das ich dir, vermöge unsers Freundschaftsbundes offenbaren will. Du weist, es sind schon drei Jahr vorbei, seit dem ich mit Augustus verheirathet bin. Diese drei Jahr habe ich mit Vergnügen durchlebt. Mein Mann that mir alles zu Gefallen; der gute Anfang dieser Ehe ließ eine weit längere Eintracht und Zufriedenheit unter uns beiden vermuthen. Allein seit der lezten Krankheit meines Mannes, hat leider alles eine ganz andere Gestalt bekommen. Entweder kann mein Mann weiter mir

kein Gnüge mehr thun, oder seine Liebe, seine Zuneigung zu mir ist gänzlich verloschen. Ich muß bei ihm jezt mehr Feiertage und Fasten beobachten, als im Kalender stehen. Ehedem hinderte ihn kein Fest die Pflichten eines wahren Ehemannes zu beobachten, und jezt weis ich beinah nicht mehr ob ich seine Frau bin, oder nicht. Alles, alles ist jezt in unserm Hause in Verfall gekommen; alle Vergnügungen, selbst die unschuldigsten sind mir versagt. Ich weiß nicht mehr, was ich vor Langeweile angeben soll. Wahrhaftig! ich bin das unglüklichste Weib auf der Welt. Doch ich habe dir noch nicht alles erzählt. — Ich irre mich wahrhaftig nicht, wenn ich meinen Mann für eifersüchtig halte. Du siehest ja selbst, auf welche Art er mich behandelt. Alle meine Dienstmädchen und seine Bedienten sind verabschiedet, und diese Unglükliche, die taub und stumm ist, hat er mir zum einzigen Kammermädchen gegeben. Nun urtheile selbst, wie ich wohl mag bedient werden! Sage, schikt sich wohl eine solche Bedienung für meinen Stand? Ich bin meines Mannes Gefangene ganz und gar, kaum erlaubt er mir zuweilen in die Messe zu gehen.

Es kam mir schon seit einigen Monaten vor — antwortete Isabelle — so hieß Virginiens Cousine — daß

daß du nicht mehr so zufrieden bist, wie sonst, und daß mit dem Augustus eine sehr große Veränderung vorgegangen sey. Ich beklage aufrichtig dein Schikſal. Es gehet mir wahrlich nah, daß du einen solchen Mann hast, der ganz ohne Ursache, dich so schlecht behandelt. Allein ich dächte, dieses Uebel wäre nicht so ganz unheilbar. Wähle dir einen jungen, lebhaften Mann zum Liebhaber, der deine Klagen vermindert, das Unvermögen deines Mannes ersezt, und dir noch überdies das Vergnügen verschaft, seine Eifersucht zu bestrafen!

Daran habe ich auch schon gedacht — entgegnete Virginie — aber das kostet mir gar zu viel Ueberwindung. Ich habe bis jezt noch nie die Schranken meiner Pflicht überschritten, und bin auch eine zu gute Christin, um Böses mit Bösem zu vergelten. —

Narrenspossen — fiel Isabelle Virginien ins Wort — du darfst nicht so gewissenhaft seyn. Eine gute Absoluzion macht noch weit grössere Fehler wieder gut. Dein Beichtvater ist ein sehr billiger Mann.

Aber wie soll ich das machen — versezte Virginie — gieb mir einen Rath! Wie soll ich in der Lage, worinne ich mich befinde, mit einem Liebhaber zu-

zuſammen kommen? Ich habe ja auch nicht einen treuen Menſchen, dem ich mich anvertrauen könnte — doch jezt fällt mir etwas bei. — Alcippus wäre wohl nach meinem Wunſch. Er iſt jung, liebenswürdig und wär' gerade der, der meinen Mann am leichteſten betriegen könnte. Allein ich fürchte, die Freundſchaft zwiſchen ihm und meinem Mann möchte wohl zu groß ſeyn, daß ich ſicher, ohne von ihm verrathen zu werden, mich mit ihm einlaſſen könnte. Doch ich muß aufrichtig geſtehen, daß, wenn mich nicht alles trügt, ſeine zuvorkommende Güte, ſein liebreiches Betragen gegen mich — ich ihm wahrhaftig nicht gleichgültig bin. — Er liebt mich — nichts iſt ſicherer als das!

Das ſind alles ſchöne Anzeigen — entgegnete Iſabelle — nun muſt du es auf das Aeuſſerſte kommen laſſen. — Laß es ihm nur ja merken, daß du ihn liebſt. Sey doch keine Närrin, daß du von ihm Verrätherei vermutheſt. Eine liebenswürdige Perſon — daß du die biſt, darf ich wohl nicht erſt ſagen — darf ſo etwas nicht befürchten. Seine Freundſchaft für deinen Mann mag auch noch ſo groß ſeyn, Liebe wird ſie ſicher beſiegen!

Virginie war durch Isabellens Beredsamkeit ganz auf ihre Seite getreten; ihrem Rath zu folgen, hatte sie nun fest beschlossen. Dazu fand sich denn sehr bald eine Gelegenheit; nur wenige Tage verstrichen, so erschien Alcippus beim Augustus zum Besuch, und Virginie paste den Zeitpunkt ab, daß sie ihm ihre Liebe gestand. Alcippus schwur ihr gleich ewige Treue, so bald er nur dies Geheimniß von ihr erfahren hatte. Und damit der alte Bediente, der von Augustus Befehl hatte, auf Virginiens Handlungen genau Achtung zu geben, aus einer zu langen Unterredung nicht etwan Verdacht schöpfen möchten; trennten sie sich sehr bald, ob sie sich gleich noch genug zu sagen hatten. Vorher aber überlegten sie zusammen, wie sie ihrem Manne den listigsten Streich spielen wollten; der ihnen ganz vortreflich gelung.

Als gegen Abend Augustus nach Hause kam, beklagte sich Virginie zum Schein, als wenn sie sich nicht wohl befände. Die gute Frau erschien zwar bei Tische, sie wollte aber nichts essen. Ihr Gemahl fragte ängstlich, was ihr fehle, und wo sie Schmerzen empfände. Ich habe Schmerzen im Unterleibe, sagte sie, verbunden mit Schwindel und Betäubung. Er bath, sie möchte zu Bette gehen, er würde den Augen-

genblik nachkommen. Im Bette war das arme Weib sehr unruhig, sie warf sich von einer Seite zur andern, sie krümmte sich wie ein Wurm, wimmerte unaufhörlich und seufzte mit unter recht kläglich. Um Mitternacht stellte sie sich, als wenn sie von dem Durchfall geplagt würde. Unter diesem Vorwande stand sie in der grösten Eil auf, um im Nebenzimmer auf den Nachtstuhl zu gehen. Augustus ward von dem Geräusch, das sie machte, munter; seine Eifersucht brachte ihn auf die Vermuthung, daß sie wohl gar im Nebenzimmer einen Galan bestellt haben könnte, mit dem sie jezt eine verliebte Zusammenkunft hielt. Mit diesen eifersüchtigen Gedanken erhob er sich auch ganz sachte aus seinem Bette und gieng ihr auf den Fuß nach. So leise er auch dabei verfuhr, so konnte es doch nicht ohne alles Geräusch abgehen, daß seine Frau — welche auf der Lauer war — dieses nächtliche Aufstehen nicht hätte bemerken sollen. Sie hatte schon diese Wirkung seiner heftigen Leidenschaft in Gedanken vorher gesehen, und versprach sich nicht wenig Vergnügen von ihrem so listig ausgedachten Streich. Sie freute sich recht herzlich, da sie sah, daß ihre List ihr so gut glükte; sie fieng an zu schreien, und machte solche Bewegungen, als wenn sie von den erschreklichsten Leibschmer-

zen geplagt würde. Nach Verlauf einiger Zeit, gieng sie wieder zu Bette.

Kaum hatte sie sich im Bette zu recht gelegt, als ihr verstelltes Uebel sich wieder einfand, und sie abermals nöthigte, noch einmal aufzustehen. Dem Augustus war dies nächtliche Aufstehen noch immer verdächtig, er stand ebenfalls auf, und gieng ihr abermals nach. Allein auch nicht das geringste bestätigte seinen Verdacht.

Virginie wiederholte noch verschiedene mal diese List. Jezt fieng Augustus zu glauben an, daß sie in allem Ernst auf den Stuhl gieng, und wollte sich nun weiter keine Mühe geben, ihr nach zu gehen. Recht schön, — dachte sie bei sich — Morgen sollst du die Frucht deiner Mühe und Strapazen einerndten. Alcippus — unsere List ist gelungen — warum bist du nicht gleich da? Ich bin ungeduldig, diesen beschwerlichen Reisenden zum Monte 'Cornetto zu schikken.

Den andern Tag dauerte Virginiens verstellte Krankheit noch fort, sie blieb im Bette liegen. Augustus wollte einen Arzt holen lassen, allein sie wollte es schlechterdings nicht zugeben. Dieser Durchfall — sagte sie, — dient zu meinem Besten, ob er gleich etwas heftig ist. Ich weis es aus Erfahrung.

Um drei Uhr in der Nacht kam der Liebhaber Alcippus auf einer Gondel, an die Wohnung des Auguſtus, ohne entdekt zu werden. Mit einer Strikleiter ſtieg er ins Fenſter herein, und da er in dem Hauſe ganz genau Beſcheid wuſte, kam er leicht bis an das Nebenzimmer, worinn der Leibſtuhl der Virginie ſtand. Er wartete eine Zeitlang, bis das Bauchkrimmen, wovon er ſie befreien ſollte, ſich wieder einfand.

Er mochte etwan eine gute Viertelſtunde gewartet haben, ſo hörte er Virginien kommen, die ſich ſogleich in die Arme ihres Geliebten warf. Alcippus trug ſie gleich ganz in der Stille, auf das in dem Zimmer ſtehende Bette, wo ſie ohne Zeitverluſt ſich mit einander auf das beſte vergnügten. Indeſſen hatte Auguſtus nicht den geringſten Verdacht, ob er gleich wachte. Seine Frau, ſtieß zu ihrer Beluſtigung, zuweilen ein Geſchrei aus, welches im Grunde ihre Freude ausdrükte; ſie that es aber doch auf eine ſolche Art, daß ihr Mann glauben ſollte, ihre Schmerzen preſſten ihr ein ſolches Gekreiſch aus. Sie rief zuweilen dem Auguſtus zu, er möchte doch Mitleiden mit ihr haben. Mein Kind, ſagte ihr Gemahl, Sie ſind wahrhaftig zu bedauern. Ach! —

ant:

antwortete Virginie, als ſie gerade mit dem Alcippus in der Aktion war, — daran ſind Sie einzig und allein Schuld, mein lieber Mann. Warum haben Sie mich nicht beſſer zugedekt.

Hätte nicht die Gefahr entdekt zu werden, den Alcippus zurükgehalten, er würde wahrhaftig ſicher bei dieſem erbaulichen Geſpräch zwiſchen Mann und Frau helle auf gelacht haben. So geboth ihm aber dieſe, bei einer ſo kritiſchen Lage Stillſchweigen. Er bath daher und beſchwor Virginien hier lieber die Unterredung abzubrechen, damit er nicht etwan entdekt würde.

Virginie legte ſich bald darauf wieder zu ihrem Mann ins Bette, allein hier konnte ſie nicht lange ausdauern. Sie war noch nicht völlig von ihrem Bauchübel geheilt, und kam daher noch öfter zu ihrem Doktor Alcippus, der ſie erwartete.

Endlich nahm Alcippus von ſeiner Geliebten Abſchied, und entfernte ſich in der Stille. Virginie aber legte ſich zum leztenmal zu Bette. Meine Liebe, — ſagte Auguſtus, ſo bald Virginie wieder im Bette lag, — dieſe groſſe Ausleerung iſt gefährlich, und könnte Ihnen wohl gar am Ende das Leben koſten. Morgen früh will ich einen Arzt hohlen laſſen,

der soll Ihnen ein Stärkungsmittel geben, und dem Uebel abzuhelfen suchen. — Sie, die aufs beste purgirt hatte, wollte keinen andern Arzt als den Akippus, antwortete ihm lachend: Mein lieber Mann, ich habe eben jezt Medicin eingenommen. Ich empfinde keine Schmerzen mehr an Unterleibe, mein Schwindel ist vergangen; und ich fühle mich durchaus gestärkt. Ich muß diese schnelle Wiederherstellung blos allein dem Durchlauf zu schreiben. Das ist, für mich wenigstens, eine Cur, die immer gut abläuft, und wobei ich mich ganz gut befinde. Der gute alte Mann, der an gar keine Bosheit seines lieben Weibchens dachte, glaubte ganz treuherzig ihrem Märchen.

Den folgenden Tag bekam Augustus Nachricht von einem Verfall, der ihm höchst unangenehm war. Er hatte ein schönes Landhaus bei Bronte, sieben Meilen von Padua, hier war in der Nacht Feuer ausgekommen. Die guten Anstalten, die gleich getroffen worden waren, hatten jedoch das Feuer sehr bald ausgelöscht, und es waren nicht mehr als zwei Zimmer ausgebrannt. Augustus wollte selbst diesen Schaden besehen, um ihn so bald als möglich wieder gut zu machen. Eh er abreiste, übergab er seinem

alten

alten Bedienten die Aufſicht über ſeine Frau und über ſein Haus. Ich will doch den Schaden ſelbſt anſehen, ſagte er zu ihm, der mein Landhaus durch den Brand genommen hat, wahrſcheinlich werde ich mich einige Tage daſelbſt aufhalten. Gieb genau Achtung auf mein Haus, und habe vornemlich ein wachſames Auge auf meine Gemahlin. Sieh auf alle ihre Handlungen und laß ſie gar nicht ausgehen.

Virginie benuzte dieſe Gelegenheit ſehr gut und vergnügte ſich alle Nacht mit ihrem lieben Alcippus. Zum Unglük muſte einmal Alcippus die Zeit verſchlafen und verbuhlt haben. Die Morgenröthe überraſchte ſie in ihren Umarmungen; er wurde von dem alten Bedienten geſehen und vielleicht auch erkannt, da er ſich eben durch den Garten wegbegeben wollte.

Was ſollte er nun in dieſer Ungewisheit und Verwirrung machen? Er wünſchte nichts ſehnlicher, als die Stunde der Ankunft des Auguſtus; er ging ihm eine lange Strekke entgegen und begleitete ihn in ſeine Wohnung. Hier nahm er die Gelegenheit in Acht, ſeine Geliebte auf ein paar Minuten allein ſprechen zu können, um ihr ins Ohr zu ſagen, daß der alte Bediente ihn hätte ſehen weggehen und ſie deshalb Gegenanſtalten zu treffen hätte.

Kaum

Kaum war Alcippus zum Hause hinaus, so nahm Augustus seinen Bedienten bei Seite, und fragte ihm Neuigkeiten ab, vornemlich muste er ihm die strengste Rechnung ablegen, von demjenigen, was während seiner Abwesenheit in seinem Hause vorgefallen war. Der Bediente sagte zu ihm: Ich muß Sie nur, gnädiger Herr — ohne viele Umstände vor dem Alcippus warnen; er scheint nicht so wohl Ihr Freund, als vielmehr der Freund Ihrer Gemahlin zu seyn. Noch erst heute in der Morgendämmerung habe ich ihn aus Ihrem Hause herkommen sehen. Nach meiner dummen Meinung — fuhr er fort — will ich gern glauben, daß Alcippus wohl nicht zu einer so ungewöhnlichen Zeit in der Absicht ins Haus kommen möchte, um Sie zu beschlen; es könnte leicht möglich seyn, daß seine Absicht blos wäre, sich zu vergnügen.

Während der Erzählung des alten Dieners, war Augustus ganz voller Erwartung, wie sich die Geschichte endigen würde, bei den lezten Worten verließ ihn aber ganz seine Fassung. Man darf sich nur einen Mann vorstellen, der im höchsten Grad eifersüchtig ist, der bei dem ganzen Betragen gegen seine Frau, eine Untreue von ihrer Seite, auch bei dem

ent-

entferntesten Schein, sich so leicht möglich denkt; so hat man ein treues Bild vom Augustus. Er zweifelte im geringsten nicht, daß Virginie sich sollte einen Liebhaber angelegt haben; aber das konnte er nicht so bald begreifen, daß Alcippus der Mann wäre, der sie verführte. Alcippus, sein gresser inniger Freund, mit dem er auf dem vertrautesten Fuß lebte, so daß seine Freundschaft für ihn untrennbar zu seyn schien. Alcippus, sein Vetter und Freund; Alcippus, der so viele Proben seiner zärtlichsten, innigsten Freundschaft genossen, — dieser Freund sollte ihn betriegen! Nein, nein — sagte er ganz sachte seinem Bedienten ins Ohr — du irrst dich, den du gesehen hast, ist wahrlich nicht Alcippus. Doch der Bediente betheuerte es ihm mit vielen Schwüren, daß er gewis recht gesehen habe; so daß es endlich Augustus selbst halb und halb glaubte.

Die Klugheit rieth ihm, von dieser Sache nicht eher Lermen zu machen, bis sich eine günstige Gelegenheit ereignete, den Liebhaber bei der That zu ertappen. Er dachte nur auf eine List, wie dies am leichtesten zu bewerkstelligen wäre. Unterdessen sezte Alcippus seine Besuche beim Augustus ununterbrochen fort, und der lezte lebte mit seinem Freunde

auf

auf demſelben vertrauten Fuß, ohne daß er nur die geringſte Vermuthung einer Bekanntſchaft mit ſeiner Frau ſich merken ließ. Er fieng an ſeinen Charakter zu ſtudieren, aber er konnte in ſeinem ganzen Betragen nichts finden, woraus er auch nur den entfernteſten Verdacht hätte ſchöpfen können.

Des Alcippus Zweifel, daß ſich ſein Bedienter wohl in der Perſon des Liebhabers habe irren können, nahm jezt zu, und veranlaſten eine zweite Unterſuchung und Ausforſchung des Bedienten. Um hiebei von Niemanden geſtöhrt zu werden, beſtellte er ihn um eine beſtimmte Zeit auf den Kornboden. Hier that er denn hundert und tauſend verſchiedene Fragen in die Kreuz und in die Quer an ſeinen Bedienten, welche das Anſehen, den Wuchs, die Kleidung, den Degen und den Gang des Liebhabers betrafen. Dieſe Fragen beantwortete der Bediente alle ſo beſtimmt, daß ihm jezt alle ſeine Zweifel gehoben wurden, und alles ihm leider nur deutlich genug ſagte, daß kein anderer als Alcippus der Liebhaber ſeyn könne.

Nun überließ ſich Auguſtus ganz ſeiner traurigen Lage. Ich bin wahrlich — ſagte er ſeufzend — der unglüklichſte Menſch. Schon ſeit einiger Zeit hatte ich immer eine gewiſſe Ahndung, daß dieſes gottloſe

Weib mir einmal einen so schlimmen Streich spielen würde. Aber daß Alcippus der Liebhaber seyn sollte, das kann ich doch noch nicht recht begreifen, bei allen den starken Gründen, die ich für mich habe. Ich muß auf ein Mittel denken, wie ich bei dieser ganzen verwikkelten Sache, Licht bekomme — Warte, jezt habe ich eins gefunden — fuhr er fort: Ich werde vorgeben, daß ich auf einige Tage eine kleine Reise machen müste, unterdessen werde ich mich den Tag über irgendwo verborgen halten, und gegen Abend heimlich nach Hause kommen, um den eigentlichen Grund dieser Geschichte zu entdekken. So bald ich nun den Liebhaber mit meinen eignen Augen gesehen habe, will ich meinem Schwiegervater und dessen Söhnen sogleich davon Nachricht geben. Dies scheint die einzige mögliche Art zu seyn, wie ich diese Niederträchtige mir vom Halse schaffen kann.

Zum Unglük muste Virginie — die überall auf der Lauer war — diese ganze Unterredung mit anhören. Schon den ersten Befehl, den Augustus seinem Bedienten gab, ihn auf dem Heuboden zu erwarten, hatte sie gehört. Die Sache die da abgethan werden sollte, schien ihr von grosser Wichtigkeit zu seyn, sie schlich also gleich heimlich nach, so

bald nur Augustus mit seinem Bedienten hinaufgestiegen war.

Kaum schien die Unterredung zu Ende zu seyn, und als Augustus eben auf dem Sprung war, mit seinem Bedienten herunter zu steigen, begab sich Virginie ganz leise in ihr Zimmer zurük; wo sie den Entschluß faste, einen dreusten Coup zu machen; die Leser werden sehen, ob ihr der Streich gelingen wird.

So bald der bestimmte Tag erschien, an welchem Augustus seine vorgebliche Reise über Land machen wollte, gab Virginie dem Alcippus sogleich Nachricht, und bath ihn, seinen gewöhnlichen Abendbesuch bei ihr zu machen.

Augustus nahm von seiner Gemahlin den zärtlichsten Abschied. Meine Reise, beste Virginie, — sagte er — leidet keinen Aufschub. Es ist nur eine Reise über Land, meine Geschäfte möchten mich aber doch fünf oder sechs Tage aufhalten. — Kaum war er aus dem Hause, so gieng er zu einem guten Freund, der ziemlich weit von der Stadt wohnte. Gegen Abend kam er wieder nach Hause. Sein alter Bedienter erwartete ihn schon bei verschlossener Thüre, so wie er es ihm befohlen hatte, und stellte ihn an einem

bequemen Ort so, daß er den Liebhaber zwar sehen, von ihm aber nicht bemerkt werden konnte.

Etwan nach Verlauf einer Stunde erschien der Liebhaber, er gieng dreust vorbei, gerade zu nach dem Zimmer der Virginie, die ihn mit Ungeduld erwartete. Augustus sah ihn vorbeigehen, und erkannte sogleich den Alcippus selbst in der Verkleidung. Indessen sagte er ihm kein Wort, und ließ ihn ruhig vorbeigehen. Dem Bedienten befahl er aber, diesen Ort bis zu seiner Zurükkunft nicht zu verlassen, und genau Achtung zu geben, ob Alcippus herausgehen würde oder nicht.

Augustus gieng darauf geradesweges zu seinem Schwiegervater, und sagte ihm die Ursache seines so späten Besuchs. Es thut mir leid, sagte er zu ihm, daß ich mich genöthigt sehe, Ihnen Etwas zu entdekken, daß Sie in Erstaunen sezzen wird, und das ich nicht ehe habe glauben wollen, als bis ich ein Augenzeuge davon gewesen bin. Nachdem er sich etwas erholt hatte — denn seine Hizze und Eilfertigkeit hatte ihm ganz den Athem benommen — fuhr er so weiter zu reden fort: Ihre Tochter, die Sie mir zur Frau gegeben haben, ist ein Ungeheuer, die Ihre und meine Familie beschimpft. So eben habe

ich ihren Liebhaber gesehen, der sie jezt entehrt, ich habe ihn mit diesen meinen Augen gesehen, diesen Treulosen! wie er sich insgeheim in mein Zimmer schlich.

Diese Nachricht betäubte den guten Alten, er fiel vor Schrek' zur Erde nieder. Virginien liebte er gerade mehr, als seine andere Kinder; daher muste ihm diese mit so viel Hizze vorgebrachte Erzählung, doppelt kränkend seyn. Er erholte sich jedoch bald wieder von seiner Betäubung, und erkundigte sich beim Augustus, ob er denn den Liebhaber kenne. Alcippus ist es, fiel Augustus mit Hizze ein, dieser Verräther, auf den ich leider bis jezt nur ein gar zu grosses Vertrauen gesezt habe.

Warum haben Sie aber auch, — erwiederte der gute Alte, — einem so schönen jungen Mann, als Alcippus ist, Zutritt bei sich verstattet? Sie haben eine Schlange in ihrem Busen ernährt. Und wenn es wahr ist, wie man sagt, daß Sie die Pflichten eines Ehemanns unterlassen haben, so darf man sich gar nicht wundern, daß eine junge, reizende Frau, wie die Ihrige, sich von einem jungen, lebhaften Mann, wie Alcippus, verleiten läßt, in ein Vergehen einzuwilligen, woran sie nur halb schuld ist. Aber

bei

bei dem allen glaube ich es schwerlich, daß ihre Tugend so weit gesunken seyn sollte. Und ich sezze den Fall, sie hätte es würklich gethan, so wollte ich beinah behaupten, daß es mehr aus Mißvergnügen, als aus Neigung geschehen ist. Ein Jeder weis ja zu gut, auf was Art Sie Ihre Frau seit Kurzem behandeln. Sie haben ihr ihre Bedienten, ihre Kammermädchen und alles, so gar ihre Freiheit genommen. Man müste blind seyn, wenn man es nicht sehen wollte, daß die Eifersucht Sie ganz und gar besessen hat, und daß Sie einer von den unglüklichsten Sklaven dieser Leidenschaft sind!

Dies geschiehet aber alles nicht ohne Grund — entgegnete Augustus — wenn Sie sich die Mühe geben wollen, in meine Wohnung mit zukommen, so bin ich ganz sicher, daß Sie den Alcippus mit Ihrer Tochter in meinem Zimmer eingeschlossen finden werden.

Wenn dies so ist — erwiederte der Alte — so rächen Sie sich am Alcippus, wie es ihnen gut däuchten wird, und die Bestrafung Ihrer Frau überlassen Sie mir. Wollte doch Gott, daß Sie nicht Recht hätten! Kommt, meine Kinder, — sagte er zu seinen Söhnen, die um ihn herumstanden — wir wol-

len doch ſehen, wie die Sache eigentlich iſt. Ich verlange nicht, daß ein ſolches Verbrechen, in unſerer Familie ungeſtraft bleiben ſoll.

Unterdeſſen vergnügte ſich Virginie ganz ungeſtört mit ihrem Liebhaber. Kaum war Alcippus ins Zimmer getreten, ſo verlangte ſie von ihm, daß er ſich auskleiden und mit ihr ins Bette legen ſollte. Nachdem ſie ſich einige Zeit der Liebe überlaſſen hatten, bath ihn Virginie jezt aufzuſtehen. Unter dem Bette war ein ſo genannter Bettkaſten angebracht, worin die Stumme gewöhnlich ſchlief, wenn Auguſtus auf Reiſen war. Virginie hatte diesmal die Stumme in ein ander weit entlegenes Zimmer eingeſchloſſen, und Alcippus ſollte ſie jezt vorſtellen; um dieſe Verkleidung ſo natürlich als möglich zu machen, gab ſie ihm ein Hemde und eine Nachtmüzze von der Stummen, welches er beides anlegen muſte. In dieſem Anzuge muſte er ſich in den Bettkaſten legen. Die Kleidung pakte ſie ſorgfältig zuſammen und verbarg ſie an einem ſichern Ort. Nun brachte ſie noch ihr Bette in eine ſo gute Ordnung, daß man unmöglich merken konnte, daß zwei Perſonen darin gelegen hätten. Die Schöne ſtieg jezt allein ins Bette, und erwartete mit der gröſten Ungeduld die Ankunft ihres Mannes.

Sie

Sie durfte nicht lange warten. Nach Verlauf einer Stunde war er da; er brachte ſeinen Schwiegervater und die Brüder ſeiner Frau mit. Seinen alten Bedienten fand er an dem Ort, wo er ihn hingeſtellt hatte. Die erſte Frage an ihn war: Ob Alcippus ſchon weggegangen ſey? Als er dieſe Frage mit Nein beantwortete, hieß ihn Auguſtus mitgehen.

Nun waren ſie bei der Thüre des Zimmers der Virginie. Der Mann klopfte ſtark und mit Heftigkeit an. Virginie ſtellte ſich, als wenn ſie von dieſem Geräuſch aus dem Schlaf erwachte, und fragte, wer da wäre? Ich bin es, antwortete Auguſtus, machen Sie augenbliklich die Thüre auf. Iſt dies auch wohl Zeit — entgegnete Virginie — nach Hauſe zu kommen? — Ohne Verweilen ſtand ſie im Hemde auf, und öfnete dem Auguſtus die Thüre. Auguſtus trat nun mit ſeiner ganzen Begleitung ins Zimmer herein. Bei der groſſen Klarheit der Fakeln, konnte man den Alcippus ſehen, welcher die Stumme machte. Brummend ſtand ſie auf, und ſtellte ſich, als wenn es ihr höchſt unangenehm wäre, daß man ſie im Schlaf ſtöre. Alcippus wuſte ſich ſo gut in ſeine Verkleidung zu ſchikken, daß Auguſtus

ſelbſt ihn für die wahre Stumme hielt und ihn ungehindert herausgehen ließ. So entwiſchte Alcippus, und begab ſich mit der gröſten Eilfertigkeit nach Hauſe.

Mit wilden Blikken, die Zorn und Verachtung zugleich ausdrükten, wandte ſich jezt Auguſtus nach ſeiner Gemahlin hin: Wo iſt der Menſch — ſagte er — den ich vor kurzem erſt in dies Zimmer habe hereingehen geſehen! Wo iſt der Menſch, den du zu einer verliebten Zuſammenkunft beſtellt haſt?

Ich glaube, — antwortete Virginie mit der gröſten Gelaſſenheit — Sie wollen mit mir Ihren Spaß treiben! Armer Mann! die Eiferſucht hat Sie ſchon ſchwärmeriſch gemacht, bald werden Sie darüber ein Narr werden. Ich freue mich, daß mein Vater und meine Brüder hier ſind. Sie werden eben ſo viel Zeugen Ihrer Thorheit, als meiner Unſchuld ſeyn. Suchen Sie, ich bitte Sie, alle Winkel des Zimmers durch, machen Sie alle Kaſten auf, ſehen Sie unter dem Bette nach. Wenn Sie den finden, den Sie ſuchen, ſo opfere ich mich gleich Ihrer Rache auf. Sie haben die Thüre von inwendig verſchloſſen gefunden, Sie haben geſehen, daß weiter kein Menſch, als die Stumme hier geweſen iſt.

Sie

Sie wissen, ich lasse sie immer in diesem kleinen Bette schlafen, wenn Sie selbst abwesend sind, damit ich nicht ganz allein im Zimmer seyn darf. Da Sie mir bei Ihrer Abreise sagten, daß Sie erst in fünf bis sechs Tagen wieder kommen würden, so sollte die Stumme bis zu Ihrer Zurükkunft hier schlafen.

Kaum hatte Virginie diese lange schöne Vertheidigung zu Ende gebracht; als ihr Vater und ihre Brüder den vermeinten Liebhaber sorgfältig überall suchten. Aber man fand ihn natürlich nicht. Sie besahen genau das zweischläfrige Ehebette, und fanden, daß es nur an einer Seite eingedrükt war. Hieraus konnte denn die ganze Gesellschaft nichts anders schliessen, als daß Augustus ein Narr, und Virginie unschuldig sey!

Jezt fieng Virginiens Vater in einem ernsthaften und drohenden Ton zu reden an: Sie werden sich erinnern, Herr Schwiegersohn, — sagte er zum Augustus — mit welcher Dreustigkeit und Bestimmtheit Sie eben in meinem Hause mir versichert haben, daß Sie selbst den Alcippus in Ihr Zimmer hätten hereingehen sehen; daß er ganz sicher bei Ihrer Frau zu Bette läge; und daß, wenn ich mitkommen wollte, sie unfehlbar beisammen antreffen würde. Wir

sind

ſind nun hergekommen, aber wo iſt Alcippus! Wo iſt der Liebhaber, welchen ſie mit meiner Tochter im Bette zu überfallen glaubten! Es bedarf wohl nicht erſt einer groſſen Unterſuchung, wer von uns beiden Recht hat. Alles dies iſt eine bloſſe Wirkung der ſchreklichſten Eiferſucht, ohne allen Grund und Urſache. Sehet man das Bette genau an, ſo iſt auch nicht der geringſte Schein von Wahrſcheinlichkeit da, daß darin mehr als einer gelegen hat. Bedenken Sie es einmal ſelbſt, wenn Alcippus hier geweſen wäre, würde wohl das Bette nur ſo wenig eingedrükt ſeyn! Sie haben wahrhaftig Unrecht. Durch dieſe niedrige und ſchändliche Leidenſchaft, die Eiferſucht, machen Sie ſich unglüklich und lächerlich zugleich. Meine Tochter hat bis jezt bei Ihnen ſchon alles ertragen, was nur eine ehrliche Frau ertragen kann; wollen Sie von jezt an nicht zu ſich ſelbſt kommen, und der vorige Mann wieder werden, ſo muß ich Ihnen ins künftige im Tollhauſe einen Plaz anweiſen. Doch ich will gern glauben, daß Sie nach einem ſolchen deutlichen und überzeugenden Beweiſe gegen ſich ſelbſt, dieſe verfluchte Leidenſchaft endlich einmal verlaſſen werden, die Sie ſo lange beherrſcht hat.

Jezt ſchwieg der Vater. Nun wandte ſich Verginie nach der Seite hin, wo ihr Vater und ihre Brüder ſtanden, und ſagte. Wollte Gott — ſagte ſie zu ihrem Vater, und vergoß dabei einen Strom Thränen — wollte Gott, daß ehe Sie mich an Auguſtus verheirathet, Sie mir lieber einen Mann von weit geringerm Stande gegeben hätten, der meine Geburt und meine Ehrlichkeit zu ſchäzzen gewuſt. Wie unglüklich bin ich, daß ich in die Hände eines Mannes gerathen bin, der mich verachtet und wie eine Sklavin behandelt, — eines Mannes, der mich ohne den geringſten Grund, eines Verbrechens beſchuldigt, davon nur der Gedanken allein mir Schauder und Schrekken verurſacht — eines Mannes endlich, der mir Ehre und Leben zu rauben ſucht!

Nun wandte ſie ſich auch nach dem Auguſtus hin und redete ihn ſo an: Auguſtus! haben Sie wohl je irgend eine rechtmäſſige Urſache gehabt, ſich über mich zu beſchweren? Haben Sie mir wohl je etwas befohlen, was ich nicht gethan habe? Habe ich Sie nicht immer als meinen Gemahl betrachtet? und Ihnen immer nach der Pflicht einer Frau Gehorſam geleiſtet? Können Sie mir nachſagen, daß ich einen Liebhaber eingeführt habe? Haben Sie wohl bei mir

je:

jemals Briefe gefunden, die Sie nur den geringſten Schein des Verdachts vermuthen lieſſen? Wiſſen Sie alſo, daß meine Ehre mir viel zu theuer iſt, und ich eine zu edle Seele beſitze, als daß ich ſo niedrige und entehrende Handlungen begehen ſollte. Meine Pflicht kenne ich zu gut, und durch den Unterricht, den ich im väterlichen Hauſe genoſſen, habe ich viel zu feſte Grundſäzze bekommen, als daß ich ſelbſt meinen guten Ruf durch eine gottloſe und gewiſſenloſe Aufführung beſchimpfen ſollte. Wahrhaftig, Sie verdienten es mit allem Recht, daß es Ihnen ſo gienge, wie vielen andern Männern; eine jede andere Frau auſſer mir würde Ihnen ſicher Hörner aufſezzen. Sage ich etwan die Unwahrheit, wenn ich behaupte, daß auſſer der übeln Behandlung, die ich bei Ihnen ausſtehen muß, es länger als drei Monat iſt, daß Sie mir nicht ehelich beigewohnt haben? Indeſſen bin ich wahrhaftig, Gott ſey Dank! nicht ſo häßlich, daß ich nicht noch Anbether haben könnte.

Höre einmal, meine Schweſter, — ſagte einer von ihren jüngſten Brüdern — mein Schwager hat uns geſagt, daß ſein Bedienter dieſer Tage eine junge Mannsperſon bei Sonnenaufgang aus deinem Zimmer habe herauskommen ſehen; daß dieſe Manns-

per-

perſon Alcippus ſey, und daß ſie dieſe Nacht ihn wieder alle beide in dein Zimmer hätten hereingehen ſehen.

Das iſt alſo der Schurke von Bedienten — ſagte Virginie, mit einem verächtlichen Blik, — der dieſe ganze Sache meinem Mann in den Kopf geſezt hat; und der mich ſelbſt hat verführen wollen. Das ſoll wohl Rache ſeyn, weil er meine Tugend nicht wankend machen konnte! Er hat ſich alſo ein Plänchen gemacht, um mich ins Unglük zu ſtürzen, weil ich ihm das verſagte, was nur allein dem Auguſtus zukömmt! Erinnerſt du dich noch wohl, Böſewicht! — fuhr ſie fort, indem ſie den Bedienten mit der äuſſerſten Verachtung anſah — wie du leztens mein Unglük beklagteſt, wie ſchlecht ich bedienet würde und wie grauſam überhaupt mein Mann mich behandelte? Erinnerſt du dich noch, Niederträchtiger! daß deine Kühnheit ſo weit gienge, daß du mich batheſt, mich dir zu überlaſſen, und meine Liebe mit dir zu theilen! Wollteſt du nicht den Tag vorher, ehe mein Mann vom Lande zurükkam, du Nichtswürdiger! mich zwingen, deine Lüſte zu befriedigen? Blos alſo um deinetwillen, weil ich deine viehiſche Begierden nicht erfüllen wollte, verfolgt mich mein Gemahl ſo

ſchrek-

ſchreklich! Ich bin wahrhaftig das unglüklichſte Weib auf der Welt! Meine Keuſchheit wird mir zum Verbrechen gemacht; und weil ich mich nicht wollte verführen laſſen, hält man mich jezt für eine Verführte!

Der Bediente ſtand da wie vom Schlag gerührt, er wollte eine lange Vertheidigung anfangen. Aber kaum öfnete er den Mund zum Sprechen, als ſich einer von Virginiens Brüdern über ihn hermachte, und ihn ganz zerbläuete. Er würde auch wohl nicht ſo bald aufgehört haben, wenn er nicht durch die Gegenwart des Alten wäre zurükgehalten worden. Er fügte alſo blos noch die einzige Drohung hinzu, daß er ihn ſicher würde umbringen laſſen, wenn er nicht augenbliklich Venedig verlieſſe. Der arme alte, unſchuldige Bediente ſchlich ſich ſachte auf ſeine Kammer, packte ſeine ſieben Sachen ein, und wanderte aus Venedig.

Man kann ſich leicht, ohne mein Erinnern, vorſtellen, in welcher Verwirrung Auguſtus jezt ſeyn muſte. Kaum erkannte er ſich ſelbſt in dieſem Wirwarr. Er wuſte nicht, ob er die Augen aufſchlagen ſollte oder nicht, ob er reden oder ſchweigen müſte. Seine Eiferſucht ſagte ihm auf der einen Seite immer vor, daß Virginie Unrecht habe; und dieſe bes-

haſte

haſte Leidenſchaft erinnerte ihn zugleich an ſeine eigene Augen, welche den Alcippus in ſein Zimmer hatten hereingehen ſehen. Auf der andern Seite ſchien ihm Virginiens Vertheidigung und ihr ſchuldloſer Zuſtand worin man ſie in ihrem Zimmer fand, der höchſte Grad ihrer Rechtfertigung zu ſeyn. Mit einem Wort, eben die Augen des Auguſtus, welche kurz vorher Zeugen ihres Verbrechens waren, muſten jezt Zeugen ihrer Unſchuld ſeyn.

Auguſtus glaubte nun beinah, daß ſeine Frau wohl unſchuldig ſeyn könnte, ob er gleich noch kurz vorher alle Urſache hatte ſie für ſchuldig zu halten. Indeſſen — ſagte er gleich wieder — habe ich doch mit meinen eignen Augen eine Mannsperſon in dies Zimmer hereingehen ſehen, die ganz vollkommen dem Alcippus glich; und ich weis doch auch zu gut, daß ich damals nicht ſchlief.

Es kann wohl ſeyn — entgegnete Virginie — daß Sie etwas geſehen, was dem Alcippus glich. Ich müſte mich wahrhaftig ſehr irren, daß nicht ihr eigener vertrauter Bedienter Ihnen dieſen Streich geſpielt haben ſollte, um ſeine eigene niederträchtige Abſicht deſto beſſer zu bemänteln. Ohne Zweifel hat er es ſelbſt angeſtellt, daß Jemand hereinkommen

muſte,

muſte, und hat ihn hernach heimlich wieder heraus-gelaſſen.

Hierauf wuſte denn Auguſtus nichts zu antworten. Wäre ihm jezt der Bediente unter die Augen gekommen, er würde ihm ſicher augenbliklich den Degen durch den Leib gerennt haben.

Da Virginie ſah, daß ihre Sache ſich immer mehr zu ihrem Beſten entwikelte, bediente ſie ſich dieſer guten Gelegenheit, ihrem Vater ihre harte Sklaverei nachdrüklich vorzuſtellen

Ich habe — ſagte ſie zu ihm — auch nicht die geringſte Freiheit; und das Leben, das ich führe, iſt eine wahre Sklaverei. Anſtatt, daß es mir frei ſtehen ſollte, Geſellſchaften zu beſuchen, und Geſellſchaften bei mir zu haben, will mir mein Gemahl kaum erlauben, in die Kirche zu gehen. Geſchiehet es ja, ſo muß es um Mittag ſeyn, und das in Geſellſchaft einer Stummen, die mich überall lächerlich macht. Ich habe zwar eine Menge prächtiger und reicher Kleider; aber ſie ſind verborgene Schäzze, die ich nicht darf ſehen laſſen.

Kurz ſie ſagte ihrem Vater, und ihren Brüdern ſo viel von der ſchlechten Behandlung ihres Gemahls, daß dieſe lezlern den Auguſtus ohne Zweifel übel be-

han-

handelt haben würden, wenn nicht noch zum Glük der Vater und die Tochter ſie daran verhindert hätten; der eine durch ſein Anſehen, und die andere durch ihre Thränen. Doch brachten ſie den Auguſtus ſo weit, daß er ſeine Frau um Vergebung bitten und ſchwören muſte, daß er ſeinen Bedienten auf die Galere wolle ſchmieden laſſen, ſo bald er ſeiner könnte habhaft werden.

Alles dies war Virginien noch keine hinlängliche Genugthuung; um ihr Projekt ganz auszuführen, warf ſie ſich zu den Füſſen ihres Vaters nieder, und bath ihn mit Thränen in den Augen, ſie wieder zu ſich zu nehmen. Mein Vater — ſagte ſie zu ihm — wenn Sie für mich noch einige Zärtlichkeit haben, ſo laſſen Sie mich nicht länger in den Händen dieſes Mannes. Ich fürchte, daß ſeine Eiferſucht ſich dereinſt in Wuth verwandeln wird, und daß ich alsdenn vielleicht dieſe ſchrekliche Leidenſchaft mit dem Leben bezahlen müſte. — Sie erweichte hiedurch das Herz des alten Vaters, — welcher Virginien ſo ſehr liebte, da ſie ſeine einzige Tochter war. Augenbliklich befahl er ſeinen Bedienten, die Sachen ſeiner Tochter zuſammen zu pakken, weil er ſich vorgenommen habe, ſie zu beſchüzzen.

Jezt fiel Augustus seiner Frau zu Füssen, und flehete inständigst, ihm nicht eine so grosse Beschimpfung anzuthun. — Eine Zeitlang schien sie unerbittlich zu seyn — Augustus gab immer bessere Worte. Er versprach, daß er solche und so viele Leute in seine Dienste nehmen würde, als sie nur wollte und wünschte. Nie sollte die verfluchte Eifersucht ihn wieder bethören und ihre Einkünfte wolle er jährlich auf sechstausend Dukaten vermehren.

Auf die wiederholten Vorstellungen und Bitten ihres Vaters und ihrer Brüder, ließ es sich endlich Virginie gefallen, bei dem Augustus zu bleiben; aber doch nur unter der einzigen Bedingung, daß Alcippus nicht weiter ins Haus kommen dürfte, weil ihr Gemahl sonst sehr leicht wieder Verdacht schöpfen könnte.

Meine Tochter — sagte jezt der Vater zu seiner Tochter — ich muß auf deinen guten Ruf bedacht seyn. Die ganze Stadt weis es, welche grosse Freundschaft zwischen dem Alcippus und deinem Gemahl obwaltet; wollten Sie ihm Herr Sohn Ihr Haus verbiethen, so würden Sie selbst Gelegenheit geben, daß dies kleine Misverständniß als die erste Veranlassung zum Bruch gehalten würde. Hiedurch würden wir offen-

offenbar das allgemeine Gespräch des Volks und das Gespött des Adels werden. Es kommt mir nach allen Umständen vor, daß Alcippus ein sehr ehrlicher Mann ist, der für deinen Gemahl viel Freundschaft hat. — Ich freue mich herzlich, daß alles auf den vorigen Fuß wieder zu stehen kommt. Der Schein war anfänglich wider dich, es ist mir lieb, daß es blos beim Schein geblieben ist.

Augustus billigte sehr den Rath seines Schwiegervaters; er schwor hoch und theuer, daß er nie einigen Verdacht auf den Alcippus geworfen hätte, ohne sich selbst Gewalt anzuthun. Da Virginie sah, daß ihr alles so herrlich nach Wunsch gieng, hatte sie ebenfalls nichts dawider, daß Alcippus vor wie nach ins Haus kommen sollte, wenn es ihr Gemahl so verlangte.

Die kleinen Hausstreitigkeiten waren nun völlig beigelegt, und die ganze Gesellschaft blieb bis am andern Morgen vergnügt beisammen. Beim Abschiede bath der Vater nochmals seinen Schwiegersohn und seine Tochter in Zukunft in guter Einigkeit zusammen zu leben und wünschte ihnen dazu alles Glük.

Von diesem kritischen Zeitpunkt an, machte Augustus einen sehr grossen Aufwand. Er legte sich

wieder eine ſehr zahlreiche Dienerſchaft an, trat mit den Groſſen in Venedig in die genauſte Bekanntſchaft und in ſeinem Hauſe gieng alles auf einem ſehr hohen Fuß her. Er ward glüklich von der Eiferſucht kurirt und brachte den übrigen Theil ſeines Lebens mit vielem Vergnügen und aller Zufriedenheit zu. Gegen den Alcippus ließ er ſich nie etwas von dem, was vorgefallen war, merken. Er lebte mit ſeinem Freunde auf demſelben vertrauten Fuß. Virginie vergnügte ſich mit ihm nach ihrem Gefallen. So daß weder Alcippus in der Folge nöthig hatte, die Stumme zu machen, noch Virginie, einen Durchfall vorzuſchüzzen.

Vierte Erzählung.

Die Dame im Thurm.

Eine Sage.

Unter der Regierung des Kaisers Justinian, hielt sich an seinem Hofe ein stattlicher Cavalier auf, welcher Alcidor, hieß. Dieser Edelmann that in seinen jüngern Jahren Kriegesdienste. Er wohnte dem Feldzuge gegen die Gothen in Italien bei, gerade wie Belisar den Oberbefehl führte. In diesem Kriege zeigte er so viele Proben seiner grossen Tapferkeit, daß er allen jüngern Kriegern zum Muster dienen konnte. Alcidor war es, der zuerst Roms Mauern erstieg. Dieser tapfere Kriegsheld war es, der durch sein Beispiel die Soldaten aufmunterte und zu Heldenthaten anfeuerte. Er machte sich von einer Stadt Meister, welche viele Jahrhunderte hindurch beinah über die ganze Welt die Oberherrschaft behauptet hatte. Rom ward eingenommen, und Alcidor kehrte mit dem General Belisar nach Constantinopel als Sieger zurük.

Der

Der Kaiser empfieng sie mit viel Herablassung; und Alcidor konnte auf die kaiserliche Gnade den vorzüglichsten Anspruch machen.

Alcidor war um die Zeit ohngefehr acht und funfzig Jahr alt, und lebte bis jezt unverheirathet. Der Kaiser wünschte, daß er sich vermählen möchte, und both sich selbst zum Freiwerber an. Er verschafte ihm eine von den ersten Hofdamen der Kaiserin zur Gemahlin. Sie hieß Kornelia. Sie war von sehr hoher Abkunft und übertraf alle Damen des Hofs an Schönheit.

Nachdem Alcidor vier Jahre in der Ehe gelebt hatte, trug ihm der Kaiser, als eine Belohnung seiner treuen Dienste, das Gouvernement über den Peloponnes auf zehn Jahr an. Alcidor nahm diese hohe kaiserliche Gnade mit allen Merkmaalen der vollkommensten Zufriedenheit an. So bald er seinen neuen Posten angetreten hatte, fieng er einen sehr prächtigen Hofstaat zu halten an. Sein kleiner Hof war der Sammelplaz vieler Fremden, die ihre Zeit mit vielem Vergnügen bei ihm zubrachten, und mit Kummer an die Stunde ihrer Abreise dachten.

Alcidor war nicht blos ein Krieger, er war auch ein Mann, der Wissenschaften schäzte und vorzüglich

Ge-

Gerechtigkeit liebte. Kaum hatte er daher die Regierung über seine Provinz angetreten, als er an allen Orten den gemessensten Befehl ertheilte, daß die beste und genauste Justiz gefleget würde, und daß einem Jeden so schnell als möglich zu seinem Recht verholfen werden sollte. Durch solche vortrefliche Einrichtungen — die nicht blos befohlen, sondern würklich ausgeführet wurden — erwarb er sich so sehr das Zutrauen und die Liebe, aller derer, die unter ihm standen, daß sie freiwillig aus ihren eigenen Mitteln, Abgeordnete nach Constantinopel an den Kaiser schikten, die sich im Namen aller Unterthanen bei ihm bedanken musten, daß er ihnen einen so guten und braven Gouverneur gegeben hätte, mit dem sie vollkommen zufrieden wären, weil er sie alle ganz glüklich zu machen suche.

Alcidor war nun beinah die bestimmten zehn Jahr Statthalter gewesen; da mit einemmal, ich weis selbst nicht wie, sich das schrekliche Ungeheuer die Eifersucht bei ihm einschlich. Dieser so grosse Kriegsheld ließ sich auf seine alte Tage von dieser unseligen Leidenschaft besiegen, er, der mit Lorberzweigen bekränzt war, muste sich in den Schlingen der Eifersucht verwikkelt sehen. Und diese Leidenschaft faßte bei ihm so schnell

Wur-

Wurzel, daß er sich einbildete, daß alle diejenigen, die ihm die Cour machten, nur deswegen erschienen, um bei dieser Gelegenheit Kornelien zu sehen; und alle diese hielt er denn für eben so viel Nebenbuhler seiner Gemahlin.

Der arme Mann war wahrhaftig zu bedauren. Die Eifersucht ist eine Krankheit, welche in gewissen Stükken mit der Hypochondrie eine Aehnlichkeit hat. Dem Patienten fehlt immer etwas, er weis aber nie recht, wo das Uebel sizt. Die Hypochondrie verlangt eine desperate Kur, die Eifersucht auch. Alcidor glaubte ebenfalls, diese schrekliche Marter durch ein verzweifeltes Mittel sich mit einemmal vom Halse zu schaffen, alle Gefahr, die er davon zu befürchten hatte, aufzuheben, und dadurch sich seine vorige Ruhe wieder zu geben.

An der Seite seines Pallasts stand ein alter Thurm, dessen äusseres und inneres Ansehen Schauder verursachte; diesen wahlte er zur Wohnung seiner Gemahlin, und ließ zu dem Ende einige Zimmer bequem einrichten. Er sparte dabei keine Kosten. Ueberall war Bildhauerarbeit und Vergoldung verschwenderisch angebracht und die kostbarsten Gemählde Griechenlandes wurden darin aufgestellt. Bei dem allen blieb

die:

dieſer Thurm immer noch ein Gefängniß. Eben ſo wenig es dem Gefangenen etwas helfen kann, wenn er goldene oder wenn er eiſerne Ketten trägt. Hierinn wurde Kornelia eingeſchloſſen. Selten bekam ſie nur Erlaubniß, dieſes Gefängniß auf eine kurze Zeit zu verlaſſen. Durch mehrere Thüren, die alle mit feſten Schlöſſern verwahrt waren, gelangte man endlich zu den innern Zimmern, dem traurigen, einſamen Wohnort der Kornelia. Ihr Gemahl trug die Schlüſſel von allen dieſen Schlöſſern ſtets bei ſich.

Da Alcidor auf die Art ſeine Gemahlin ganz ſicher verwahrt hatte; ſchien ſeine tobende Leidenſchaft allmählig in Ruhe zu kommen.

Obgleich Kornelia die Freiheit hatte, an den Feſttagen und bei gewiſſen Feierlichkeiten auszugehen und ſich öffentlich zu zeigen; ſo war dies einſame Leben, doch gar nicht ihrer Denkungsart angemeſſen, daß ſie den feſten Vorſaz faſte, ſich der erſten Gelegenheit zu bedienen, die ſich ihr nur darbiethen würde, ihr Gefängniß auf eine ſchikliche Art verlaſſen zu können.

Das Gerücht hatte Korneliens Schönheit nicht blos durch ganz Griechenland, ſondern ſo gar bis nach Italien verbreitet. Lucidor, ein ſehr reicher Edelmann in Sirakus hatte ſie auf die Art kennen ge-

gelernt. Er befand sich in einer Gesellschaft, wo man Korneliens Schönheit mit solchen lebhaften feurigen Zügen schilderte, daß er sie liebte, ehe er sie noch sah. Dies brachte ihn zu dem Entschluß selbst dahin zu reisen, um das Original mit der Kopie zu vergleichen. Er miethete zu dem Ende ein eignes Schiff, und segelte damit nach Griechenland. Von da reiste er nach Coron, und kam endlich zu Lande an den Hof des Gouverneurs.

Sein erstes Geschäfte war, sich nach allen Umständen der Kornelia, nach ihrer jezzigen Lage und nach ihrem Verhältniß mit ihrem Gemahl zu erkundigen. Er konnte nun freilich von dem allen nicht viel erfahren, aber das was die ganze Stadt wuste, daß Kornelia in dem und dem Thurm eingeschlossen sey, sagte man ihm augenblicklich. Dies bestimmte ihn, ein Haus zu miethen, das dichte an den Thurm stieß. Nachdem er es nach seinem Stande, das heist auf die prächtigste Art hatte einrichten lassen, bezog er es, und erschien bald darauf öffentlich in dem schönsten Aufzuge. Er machte nun auch dem Gouverneur seine Aufwartung. Lucidor besaß eine gewisse Gabe zu gefallen und sich beliebt zu machen, hatte einen vortreflichen Verstand und schöne Kenntnisse, hiemit verband

band er Pracht und Freigebigkeit. Alcidor schäzte sehr bald diesen jungen liebenswürdigen Mann und schenkte ihm am Ende seine ganze Freundschaft — Lucidor war aber gegen den Alcidor sehr zurükhaltend; vornemlich in Ansehung seines wahren Standes und seines eigentlichen Geburtsorts. Er sagte ihm nur überhaupt, daß Italien sein Vaterland wäre, daß er in einem Zweikampf einen Ritter getödtet habe, deshalb er sein Vaterland habe verlassen müssen.

Lange schon hatte Lucidor sich nach dem Zeitpunkt gesehnt, seine unbekannte Geliebte zu sehen; endlich hatte er an einem Festtage das so sehnlich gewünschte Glük. Kornelia hatte an diesem Tage die Erlaubniß bekommen, in die Kirche zu gehen; Lucidor erfuhr dies durch seine geheime Spione in demselben Augenblik. Er nahm in der Kirche, die Kornelia besuchen wollte, einen solchen Stand, daß er sie ganz genau sehen konnte. Die Schöne hatte sich diesmal mit ausserordentlich viel Geschmak und Pracht gekleidet, und gleichsam ihre Schönheit dadurch noch zu erhöhen gesucht. Das wäre nun freilich alles nicht nöthig gewesen, um das Herz des Lucidors zu fesseln. Ihre simpele Schönheit, ohne allen Puz und Flitterzierrathen war schon hinreichend, ein Herz

wie

wie Lucidors ſeines von Liebe und Zärtlichkeit zu durchdringen. Kaum warf er nur, den erſten flüchtigen Blik nach ihr hin, ſo bewunderte er ſie ſchon, und dies Entzükken gieng augenbliklich zum höchſten Grad der Liebe bei ihm über. Von ohngefehr ſchlug jezt Kornelie die Augen auf, und ſah Lucidorn; ſie merkte gleich an ſeinem Aufzug, daß er ein Fremder ſey. Aber fremd oder nicht fremd, ſie fand nun einmal Geſchmak an dieſem jungen ſchönen Mann, mit gierigen Blikken ſahe ſie nach ihm hin, und bemerkte mit dem innigſten Vergnügen, daß ſeine Blikke den ihrigen oft begegneten — Und was ſchlieſt daraus nicht gleich alles ein Frauenzimmer!

Meine Leſer und Leſerinnen wiſſen ſchon aus dem vorhergehenden, wie ſchlecht Kornelie mit ihrem Gemahl zu frieden ſeyn muſte, und daß ſie ſchon längſt an Mittel gedacht, ſeiner auf eine gute Manier loszuwerden. Erwünſchter konnte ihr wohl nicht leicht eine Gelegenheit kommen, wenn der liebenswürdige Lucidor, gerade der Mann wäre, der ſie in Zukunft umarmen ſollte.

Wie glüklich wollte ich mich ſchäzzen — dachte ſie bei ſich — wenn ich an einen ſolchen Mann, wie dieſer iſt, verheirathet wäre; gerade in dem Maaß

würde ich glüklich seyn, so wie ich jezt bei meinem alten eifersüchtigen Alcidor unglüklich bin — Hier blikte sie mit schmachtendem Auge nach dem Lucidor hin. Dies vielbedeutende Augenspiel, daß so vollkommen ihre zärtliche Liebe ausdrükte, sezte sie während des Gottesdienstes fort — Aber wo war auch nur ein Schein von Wahrscheinlichkeit da, daß ihre Wünsche je erfüllt werden könnten!

Kornelie hatte ich weis selbst nicht wie, eine gewisse angenehme Vorempfindung, eine Ahndung, daß dieser liebenswürdige junge Mann vielleicht ihr Erretter seyn könnte; daß er ihre traurige Gefangenschaft endigen, und sie in ihm dereinst ihren Gemahl umarmen würde. Die allmächtige Liebe mahlte ihr dies Fernschloß mit so schönen Farben vor, daß sie darüber an die grossen, beinah unübersehbaren Schwierigkeiten gar nicht dachte, die leider nur zu sehr mit ihrer Errettung verbunden waren.

Die Andacht war jezt geendet und die Versammlung verlies nach und nach die Kirche. Lucidor und Kornelia standen jezt auch von ihren Plázzen auf, sie sahen sich unbeweglich an, und noch beim Herausgehen warfen sie einander recht verliebte Blikke zu. Lucidor verfolgte so lange Kornelien mit den Augen, bis

sie

ſie ſich ihm aus dem Geſicht verlor. Und mit einem: mal fiel Lucidorn gleichſam eine Dekke vor die Augen, als wenn ſich alles um ihn herum in Nacht verwan: delt hätte.

In tiefen Gedanken gieng er nach Hauſe und warf ſich melancholiſch auf einen Sopha nieder; die Gedanken drängten ſich mit Gewalt; die ganze Sce: ne in der Kirche war ihm noch gegenwärtig, und mit einemmal ſprang er freudig auf und rief: Kornelie liebt mich! Und nun war auch ſchon ſein ganzer Plan fertig, alle Mittel aufzuſuchen, Kornelien aus dem Thurm zu entführen; ob ihm gleich anfänglich die groſſe Menge von Hinderniſſe, die er zu überſteigen hatte, muthlos machten.

Um dieſe Zeit hatte der General Beliſar, der ſo innig vertraute Freund des Alcidors einen ſehr merk: würdigen und entſcheidenden Sieg über die Perſer davon getragen; dies veranlaſte denn natürlich an dem Hofe des Alcidors manche Feierlichkeit. Unter andern Feſten gab auch der Gouverneur ein Tour: nier; bei dieſem Spiel ward dem Sieger ein reicher diamantener Ring zur Belohnung verſprochen. Luci: dor, der in allen ritterlichen Uebungen gleich ſtark war, konnte unmöglich eine ſo ſchöne Gelegenheit

unbenuzt vorbeigehen lassen. Kornelia war bei dieser Feierlichkeit ohne Zweifel gegenwärtig, und der muste er sich doch auch als Ritter zeigen.

Kornelia erschien würklich bei diesem prächtigen Schauspiel und spielte dabei selbst eine kleine Rolle; sie nahm auf einer am Ende der Schranken erbauten und mit kostbaren Teppichen bekleideten Bühne ihren Plaz ein. Eine grosse Anzahl der vornehmsten Damen von Stande begleiteten sie, alle hatten Reize und konnten auf Schönheit Anspruch machen; doch schienen sie alle blos deswegen Kornelien in ihrer Mitte zu haben, um den Glanz ihrer Schönheit desto mehr zu erheben.

Lucidor stellte sich ausser den Schranken Kornelien gegen über, so daß er sie sehen konnte, und er ebenfalls von ihr gesehen ward. Kornelia suchte ihn lange mit den Augen, weil er gerade an dem entlegensten Ende stand; sie fand ihn und freuete sich über den glüklichen Fund. Ihre Freude konnte sie ihm nicht besser zu verstehen geben, als wenn sie ihm verstohlne Blikke zuwarf, die er meisterhaft ihr wieder zurükwarf. So daß es beide fühlten, wie ganz sie für einander geschaffen wären und wie innig sie sich liebten.

Nun war es Zeit, daß die Ritter in die Schranken sollten hereingelassen werden. Lucidor schlich sich daher heimlich ohne bemerkt zu werden weg, nach dem Ort hin, wo sein Pferd und seine ganze Waffenrüstung stand. Er hatte ein weisses mit rothen Flekken gesprengkeltes Roß, mit reichem durchaus vergoldeten Sattel und Zeug. Seine Waffenrüstung war aus dem feinsten Stahl gearbeitet, und künstlich streifenweise mit Gold durchbrochen; der Helm bedekte ein grosser Busch mit weissen und bunten Federn; vorn an dem Helm hatte der Künstler eine Vase angebracht, aus welcher etwas Rauch in die Höhe stieg; darunter stand eine Inschrift mit goldenen Buchstaben in italienischer Sprache: **Mal puo Celarsi il fuoco — das Feuer läst sich nicht gut verbergen** — wovon nur Wenige den Sinn merkten.

Jezt war er nebst den übrigen Rittern mit verschlossenem Visir in den Schranken. Ein Jeder sah auf ihn hin, und betrachtete ihn genau vom Kopf bis auf die Füsse, aber auch nicht einer von den Zuschauern wuste mit Gewisheit, wer es war. — Er brach mit verschiedenen andern Rittern Lanzen, und wuste durch seine Geschiklichkeit sich jederzeit den Sieg

zu

zu verſchaffen. Man bewunderte ihn allgemein. Und vielleicht hat noch Keiner bei irgend einem Turnier, mit ſo vollem Recht den Sieg verdient, als Lucidor.

Die ganze unüberſehbare Menge der Zuſchauer war voller Erwartung, wer wohl der ſchöne, tapfere Ritter ſeyn möchte. Der Gouverneur war am meiſten auf den Ausgang begierig. Kornelia hatte die ganze Zeit über Lucidorn aus dem Geſicht verloren, ſie zweifelte daher beinah gar nicht, daß der lang gewachſene tapfere Ritter auf dem Schekken, ihr Liebhaber ſey. Lucidor ſprang jezt vom Pferde herunter, und ſtieg die Steigen die nach der Bühne führten hinauf, um aus den Händen ſeiner Geliebten die Belohnung ſeiner Tapferkeit zu empfangen. Alcidor bath ihn, er möchte ſich zu erkennen geben. In dem Augenblik ſchlug er das Viſier auf, und ſagte zu ihm: Ich bin Lucidor, ihr unterthänigſter Diener.

Der Gouverneur freuete ſich, daß gerade er, für den er ſo viel Freundſchaft hatte, Sieger ſeyn muſte. Er wünſchte ihm Glük, und bezeugte darüber eine recht innige lebhafte Freude. Zugleich gab er ſeiner Gemahlin das verabredtete Zeichen, Lucidorn den Ring zu überreichen, der zur Belohnung des Siegs

bestimmt war. Kornelie stand auf, stekte ihrem Ritter den Ring an den Finger, und fügte Lobeserhebungen hinzu, die sie mit feurigen, verliebten Blikken begleitete und so ganz die Sprache ihres Herzen verrieth.

Nach Endigung dieser Feierlichkeit begab sich die ganze Gesellschaft nach Hause. Der Sieger wurde auf Befehl des Gouverneurs, unter einer ansehnlichen Begleitung unter dem Schall vieler blasender Instrumente und dem Zujauchzen des Volks, in Triumph nach seiner Wohnung gebracht. Die vornehme Begleitung behielt er bei sich zum Essen und der gröste Theil der Nacht wurde mit der vollkommensten Zufriedenheit zugebracht.

Durch diesen neuen Beweis, daß Kornelia ihn liebe, wurde Lucidor beherzt; er dachte auf ein verzweifeltes Mittel, seine Geliebte zu erretten, ohne auf die Hindernisse zu sehen, welche die Ausführung desselben fruchtlos machen könnte. Um seinem Zwek näher zu kommen, ließ er einen geschikten Mauermeister rufen. Der Mauermeister erschien. Lucidor empfieng ihn freundlich und begegnete ihm mit viel Höflichkeit. Das, was ich ihm jezt anvertrauen will, mein lieber Meister, sagte er, ist ein Geheimniß.

niß. Schwör er mir, bei allem was ihm heilig iſt, daß er es keinem entdekken will. Der Mauermeiſter ſchwur — Nun ſo hör er mich — fuhr Lucidor fort — Ich wünſchte in meinem Keller, wo die Mauer an den Thurm anſtößt, eine Oeſnung zu haben. Dieſe Arbeit muß aber insgeheim vorgenommen werden. Die Inſtrumente, die man dazu gebraucht müſſen ſo wenig Geräuſch, als nur möglich, machen, damit Niemand etwas davon höre. Fällt die Arbeit nach meinem Wunſch aus, ſo gebe ich ihm eine Belohnung dafür, die ſeine Erwartung weit überſteigen ſoll. — Der Mauermeiſter, der in ſeiner Kunſt ein ſehr geſchikter Mann war, übernahm die Arbeit, und ließ ſich ganz beſondere Werkzeuge dazu machen.

Nach wenigen Tagen fieng der Mauermeiſter würklich die Arbeit an, und damit ſie deſto eher fertig werden möchte, half der unruhige und ungeduldige Liebhaber ſelbſt die Erde wegſchaffen. Nachdem ſie in der Mauer eine ſolche Oeſnung gemacht hatten, daß eine Perſon völlig durchkriechen konnte; muſten ſie auf Mittel bedacht ſeyn, ſelbſt in Korneliens Schlafzimmer ſich durch zubrechen. Denn jezt waren ſie erſt blos in dem untern Stokwerk des Thurms,

der zum Glük von Niemanden bewohnt wurde. Ein einziger Fall war nur möglich um von da in Kornelliens Schlafgemach zu kommen. In der Dekke, die in Karolinens Zimmer zum Fußboden diente, muste eine Oefnung gemacht werden. Allein hierin waren sie noch sehr ungewis, an welchem Ort diese Oefnung eigentlich sollte angebracht werden. Der hizzige Lucidor wollte, daß alles mit der grösten Schnelligkeit zu Stande kommen sollte, und that dem Mauermeister den Vorschlag, ob es nicht thunlich wäre, daß eine Seitenwand eingestossen würde, und man sich auf die Art einen Eingang verschaffen könnte. Dagegen that denn der Mauermeister sehr dringende Vorstellungen, daß dies so wohl ein gar zu grosses Geräusch verursachen würde und nicht unbemerkt könnte veranstaltet werden, er rieth daher, lieber eine bequeme Gelegenheit abzuwarten.

Der erste Festtag ward dazu bestimmt. An diesem Tage stellte sich Lucidor krank, um sich nicht bei der Assemble einfinden zu dürfen. Der Mauermeister war schon da, um seine Arbeit zu Ende zu bringen. Das Volk — sagte Lucidor zu ihm — ist auf dem Tournierplaz und Kornelie ist ebenfalls da. Dieser Tag ist für uns. Verliert ja keine Zeit, um die

lez-

lezte Hand an mein Glük zu legen. Der Künstler kroch mit dem Lucidor durch die schon gemachte Oefnung, und so waren sie in dem untersten Stokwerk des Thurms. Mit einer Leiter stiegen sie bis an den Balken hinauf, durchbrachen ihn und machten in dem Fußboden von Korneliens Schlafzimmer ein so grosses Loch, daß ohne viele Mühe ein Mensch durchkriechen konnte. Zum gröſten Glük musten, sie gerade den Ort treffen, wo Korneliens Bette stand.

Lucidor trat mit der gröſten Heiterkeit und dem gewissen Bewustseyn, daß sein Plan nun schon so gut als ausgeführt sey, ins Zimmer herein. Das erste, was ihm in die Augen fiel, war ein grosser offener Kasten, worin Kornelie ihre Kleidungsstükke und Wäsche zu legen pflegte. In die Falten eines ihrer Kleider stekte er ein Briefchen — den Inhalt desselben werden meine Leser und Leserinnen schon von selbst errathen — welches er einige Tage vorher geschrieben hatte.

Er verlies nun das Zimmer, auf dieselbe Art, als er hereingekommen war. Der Künstler muste eine Diele so geschikt über die gemachte Oefnung legen, daß man nicht das geringste davon merkte. Dieses Bret diente zur Fallthüre. Nachdem auch dies völ-

lig nach Lucidors Wunsch ausgefallen war, stiegen beide auf der Leiter herunter, und kamen auf dieselbe Art in Lucidors Wohnung, als meine Leser schon wissen. —

Anfänglich hatte sich Lucidor vorgenommen, den Mauermeister nach verrichteter Arbeit umzubringen, damit er völlig gewis wäre, daß er ihn nicht verrathen könnte; allein er änderte seinen Vorsaz, weil er ihm zu grausam schien. Sein Charakter war zu vortreflich, daß er unmöglich eine so schwarze That zu beachen fähig war. Er entließ den Meister, gab ihm eine ansehnliche Belohnung, und geboth ihm heiliges Stillschweigen, so lieb ihm sein eigenes Leben wäre.

Kornelia war nicht so bald in ihr Gefängniß zurükgekommen, als sie ihre Kleider auszog, und sie in ihren Kasten legte. Auch die vorher herausgenommenen legte sie herein, wobei Lucidors Briefchen herausfiel. Sie las es. Nie ist wohl ein Frauenzimmer mehr überrascht worden. Sie konnte nicht begreifen, wie dieses Briefchen durch so viele Thüren und Schlösser habe durchkommen können; da sie nun keine möglich natürliche Art denkbar fand, muste sie am Ende glauben, daß dies durch Zauberkünste geschehen sey.

Lucis

Lucidor liebte ſie alſo gewis. Mit dieſen ſüſſen, angenehmen Gedanken legte ſie ſich frühzeitig zu Bette, wo ſie einige Stunden ohne Schlaf zubrachte. Endlich ſchlief ſie ein. Der Gott der Liebe ließ ſie im Schlaf einen Traum ſehen, der vielleicht der angenehmſte war, den ſie je geträumt hat. Sie träumte nemlich: daß Lucidor ihr Liebhaber, am Fuß des Thurms ſtünde, und gegen die Mauer, welche ihn den Eingang verhinderte, Seufzer und Klagegeſchrei ertönen ließ, welche mit dem fürchterlichſten Echo wiederhallten. Die Mauer ſchien am Ende gleichſam mit ſeinen Klagen Mitleiden zu haben, öfnete ſich, und nahm Lucidorn in den Thurm ein, worin ſie eingeſchloſſen war.

Um dieſelbe Zeit, als Kornelie dieſen Traum hatte, gieng Lucidor durch den Thurm, kam ohne Geräuſch in ihr Schlafzimmer, und ſezte ſich ſachte neben ihr ans Bette nieder. Leiſe legte er ſeine Hand auf den Buſen der Kornelia, welche darüber plözlich aus dem Schlaf erwachte. Mein Gott! — rief ſie ängſtlich — wer iſt da? Ich bin es, Lucidor — antwortete der Liebhaber — Lucidor, der ſie anbethet, der vor Begierde brennt, das Glük zu haben, Ihnen nah zu ſeyn. Lucidor iſt da, der aus ihrem

ſchönen Munde den Ausſpruch ſeines Lebens oder ſeines Todes erwartet. Aber, mein Gott — ſagte Kornelia ganz erſchrokken und auſſer ſich — durch welches unbegreifliche Mittel ſind ſie an einen ſo unzulänglichen Ort gekommen! die Liebe — entgegnete Lucidor — hilft ja alle Schwierigkeiten mit leichter Mühe überſteigen.

Kornelia umfaſte ihn darauf mit ihren ſchneeweiſſen Armen, und konnte nicht Worte genug finden, womit ſie ihm ihre ganze Liebe und Hochſchäzzung zu erkennen gab. Wie viele Verbindlichkeit bin ich Ihnen nicht ſchuldig für alle die Mühe, welche Sie gehabt haben, bis zu meiner Einſamkeit zu kommen, um mich hier zu tröſten. Nichts in der Welt iſt, daß ich nicht für ſie thun wollte, da Sie ſo viel für mich gethan haben. Doch, ſagen Sie mir ja vor allen Dingen, ich beſchwöre Sie, wie haben Sie ſo viele Hinderniſſe wegſchaffen können?

Lucidor erzählte ſeiner Geliebten darauf den ganzen Verlauf der Sache von Wort zu Wort, wie ich ihn bereits meinen Leſern und Leſerinnen erzählt habe.

Mit vielem Vergnügen hörte Kornelie Lucidors Erzählung an. Aus der Arbeit die er für sie gehabt, aus der Wegschaffung der grösten Hindernisse, welche sich immer wieder seinen Bemühungen entgegenstellten, aus dem Eifer womit er so schnell zu seinem Zwek kam, schloß Kornelie auf Lucidors reinste und unwandelbarste Liebe. Nach Endigung seiner Erzählung, muste er sich zu ihr ins Bette legen, wo sie sich ungestört der Liebe überliessen. Nachdem sie sich lange genug mit einander vergnügt hatten, besprachen sie sich über die Mittel, wie sie in Zukunft einander mit aller Freiheit geniessen könnten. Mit aller Freiheit wäre aber doch noch immer ein Zwang verbunden gewesen; und wie leicht konnte der alte Eifersüchtige durch einen ganz unvorhergesehenen Vorfall das ganze Verständniß entdekken, Kornelien enger einzuschliessen, und mit einemmal alle Verbindung zwischen ihr und dem Lucidor aufheben. Korneliens Liebe zu Lucidorn war keine buhlerische, sondern eine feste, anhaltende Liebe. Er sollte nicht ihr Liebhaber seyn, sie wollte ihn zu ihrem Gemahl haben. Folglich war eine Flucht, oder wenn man es lieber eine Entführung nennen will, nothwendig. Dies ihr Vorhaben machte sie Lucidorn bekannt. Er war darüber vor Freuden fast, ausser sich, und sagte ihr

in den rührenſten Ausdrükken, für dieſe ihre groſſe Liebe, den wärmſten Dank.

Aber Sie müſſen ſchlechterdings — ſagte Kornelia — meinem Rath folgen. Ich habe Luſt — fuhr ſie fort — die Eiferſucht meines Gemahls verſchiedentlich auf die Probe zu ſtellen. Nehmen Sie dieſen Ring, den er mir an unſerm Verlobungstag geſchenkt hat. Stekken Sie ihn an, wenn Sie ihn das nächſte Mal beſuchen. Ohne Zweifel erkennt er ihn ſogleich für den ſeinigen. Sollte er Sie fragen, von wem Sie dieſen Ring bekommen hätten; ſo dürfen Sie ihm nur ſagen, daß er ein Geſchenk Ihrer Frau Mutter ſey. Seine Eiferſucht wird ihn gewis augenbliklich hieher bringen, um ſich mit Gewisheit zu überzeugen; daher Sie keine Minute zögern dürfen, ihn mir ſogleich wieder zu bringen, damit er noch eher da iſt, als mein Gemahl.

Lucidor nahm den Ring, und machte noch denſelben Tag dem Gouverneur einen Beſuch. Dieſem fiel der Ring ſehr bald auf, er ſchien ihm ſehr bekannt zu ſeyn. Als er ihn etwas näher anſah, erkannte er ihn augenbliklich für ſeinen und die Eiferſucht, die bis jezt eingeſchläfert war, wachte mit einemmal wieder

der auf. Dieser Ring — sagte er mit Bewegung — sezt mich in Erstaunen. Je mehr ich ihn ansehe, je mehr Aehnlichkeit finde ich an ihn, mit demjenigen, den ich meiner Gemahlin bei unserer Verheirathung geschenkt habe. Diesen, — sagte Lucidor ganz gelassen — habe ich von meiner Mutter geschenkt bekommen. Dem Gouverneur schien dies beinah unmöglich zu seyn, je mehr er den Ring betrachtete, je mehr schien er mit seiner Gemahlin ihrem Aehnlichkeit zu haben. So bald ihn nur Lucidor verlassen hatte, gieng er sogleich in den Thurm, um hierüber völlige Gewisheit zu haben.

Lucidor war aber bereits in seiner Wohnung, begab sich schnell durch die bekannten Wege ins Zimmer seiner Gebietherin, stellte ihr den Ring wieder zu, und war weit eher auf seinem Zimmer, als der Gouverneur kam.

Jezt eben war Korneliens Gemahl hereingetreten. Anfänglich unterhielt er sich mit seiner Gemahlin von sehr gleichgültigen Dingen, zulezt sagte er ihr die für sie wahrhaftig eben nicht angenehme Nachricht, daß er diese Nacht bei ihr zu bringen würde. Kornelie pflegte gewöhnlich den Ring am Finger zu

tra-

tragen, diesmal hatte sie ihn mit Fleiß nicht angesteckt. Ihr Gemahl vermisste ihn augenbliklich, unter allerlei Vorwand wünschte er ihn zu sehen. Seine Gemahlin stand auf, stellte sich als wenn sie ihn lange suchte, fand ihn und gab ihm denselben in die Hand. Er betrachtete ihn von allen Seiten sehr genau, um zu sehen, ob es auch derselbe sey. Am Ende hielt er ihn doch für den Seinen. Unterdessen erstaunte er nicht wenig, daß sich zwischen zwei Dingen, die er für so ganz verschieden hielt, eine so grosse Aehnlichkeit fand.

Kornelie war mit dem Lucidor über ein gewisses Merkzeichen eins geworden, welches sie von aussen an dem Thurm jedesmal anbringen wollte, wenn Alcidor die Nacht bei ihr zu bringen würde. Als daher Lucidor in der Nacht das verabredete Zeichen bemerkte, blieb er zu Hause; dafür hatte er in der folgenden Nacht das Vergnügen, sich auf Kosten des Gouverneurs mit seiner Geliebten zu vergnügen. Sie belachten recht herzlich die Eifersucht des alten ehrlichen Mannes, welche bei ihm durch Erblikkung des Ringes wieder erwacht worden war. Die Schöne machte bei dem diesmaligen Besuch ihres Geliebten eine Bemerkung, daß doch ein sehr gewaltiger

Un-

Unterſchied zwiſchen der Liebe eines ſechszig jährigen Alten und eines jungen feurigen dreiſſigjährigen Liebhabers wäre. Ach, Lucidor — ſagte ſie — wie ſchlecht habe ich meine Zeit in der vergangenen Nacht bei meinem alten Schnurbart zubringen müſſen! Der gute Mann kann weiter nichts als Huſten und Keuchzen und er hat ſeine ganze Munterkeit verloren. Er iſt ganz Pflegma, und Sie ſind ganz Feuer. Von Ihnen ziehe ich gleichſam die Quinteſſenz der Liebe und von ihm nichts weiter als — Hefen.

Kornelia wollte die Eiferſucht ihres Gemahls noch höher treiben. Am folgenden Tage ſollte Lucidor abermals eine Probe machen. Nehmen Sie — ſagte ſie zu Lucidorn — dieſen meinen kleinen Hund mit ſich, und bringen Sie ihn in den Pallaſt meines Gemahls, ſo daß er den Alcidor ins Geſicht fällt. Er darf ihn nur erblikken, ſo wird er ſicher ganz auſſer ſich ſeyn, und in demſelben Augenblik wird er mir ganz gewis einen Beſuch machen, um zu ſehen, ob mein Hündchen noch da iſt — Vergeſſen Sie aber ja nicht, ihn mir noch eher wieder zu bringen, als mein Gemahl zu mir kommen kann.

Lucidor nahm den Hund, und gieng damit gerade nach dem Pallaſt. Doch ſchikte er einen ſeiner

Diener voraus, um sich zu erkundigen, ob Alcidor etwan auf dem Balkon oder an dem Fenster stünde, so daß er ihn vorhersehen könnte. Der Diener brachte ihm Bescheid, daß der Gouverneur mit zwei oder drei in Gesellschaft auf der andern Seite des Pallastes auf dem Balkon stünde, wo die Aussicht nach dem Meer wäre. Man konnte in der Entfernung einige Schiffe sehen, diese zogen die Aufmerksamkeit des Gouverneurs auf sich.

Daher trug Lucidor kein Bedenken an Hof zu gehen, begleitet von seinem kleinen Hunde. Von ohngefehr wandte sich der Gouverneur nach der Seite hin, wo Lucidor stand, und bemerkte zugleich den Hund; aus der grossen Aehnlichkeit schloß er sogleich, daß dieser Hund sicher derselbe wäre, den seine Gemahlin habe. Er bemerkte, daß er sich an Lucidorn hielt, daß dieser ihn an sich lokke und ihm schmeichle. Von Zorn entbrannt und von Eifersucht eingenommen, verließ Alcidor den Balkon und die Gesellschaft augenbliklich und lief gerade zu nach dem Thurm hin, um hierüber die schnellste Aufklärung zu bekommen. Diese schnelle Entfernung des Gouverneurs blieb Lucidorn nicht unbemerkt, er wuste nun was er zu thun habe. Er eilte geschwind nach Hause, kam

weit

weit ſchneller zu Kornelien als der Gouverneur, gab ihr das Hündchen wieder und entfernte ſich augenbliklich.

Wie groß war Alcidors Erſtaunen, als er in das Zimmer ſeiner Gemahlin trat, und das Hündchen ihm entgegen kommen ſah. Er wuſte nicht recht, ob er ſeinen eigenen Augen trauen ſollte oder nicht; dieſe ſeltſame Erſcheinung brachte ihn aber doch zu dem Entſchluß, daß er ſich in der Folge bei ähnlichen Fällen nicht weiter ganz ohne Urſache Angſt und Sorgen machen wolle.

Lucidorn ward nun immer mehr die Zeit lang. Er drang jezt heftiger in Kornelien, mit ihm nach Italien zu reiſen; und nun endlich einmal das Verſprechen zu halten, welches ſie ihm ſchon längſt gethan habe. Wahrhaftig ich ſchwöre es Ihnen — ſagte Kornelie — mein Wort nehme ich nie zurük. Aber heimlich will ich nicht von hier weggehen. Die Eiferſucht meines jezzigen Gemahls — fuhr ſie fort — iſt über alle Vorſtellung und Schranken; ich will daher das Vergnügen haben, mich an ihm auf eine ganz ungewöhnliche Art zu rächen. Dieſer Unglükliche ſoll allen Männern zum warnenden Beiſpiel dienen, die

an der Ehrlichkeit ihrer Frauen zweifeln, und von mir sollen sie lernen, daß die feinen Ränke unsers Geschlechts, alle ihre Behutsamkeiten vernichten.

Alcidor, dieser alte Eifersüchtige, soll selbst, ehe wir abreisen, mich Ihnen zur Gemahlin geben, am hellen Tage soll er das thun, ohne mich zu erkennen. Damit ich dieses mein Vorhaben glüklich ausführen kann, dürfen Sie nur, bester Lucidor, Schritt vor Schritt den Maasregeln folgen, welche ich schon genommen habe. Vors erste müssen Sie, so bald es möglich ist, aus Sicilien eine wohl ausgerüstete Galere kommen lassen, welche mit allen Nothwendigkeiten, die zu einer solchen Reise erforderlich sind, versehen ist. So bald diese angekommen seyn wird, will ich Ihnen das weitere sagen.

Augenbliklich schrieb Lucidor nach Sicilien, an einen seiner vertrautesten Freunde. Er bath ihn in diesem Schreiben, ihm auf das baldigste eine Galere zu schiken; doch müste er dem, der sie führte ausdrüklich sagen, daß wenn sie an Ort und Stelle eingelaufen sey, nur überhaupt Italien angegeben werden müste, ohne genau den Ort der Abfahrt zu bestimmen.

Die

Die Witterung war gerade gut, ſo daß die Galere ſehr bald einlief. Lucidor ließ ohne Aufſchub alle ſeine Sachen einſchiffen. Den andern Morgen vor Tage verließ Kornelia den Thurm, ihr Gefängniß und hinterließ daſelbſt einen Brief an ihren Gemahl. So bald ſie in Lucidors Wohnung gekommen war, kleidete ſie ſich ſogleich um und legte ein ſehr prachtvolles Kleid nach italiäniſcher Mode an, und ſo dann ſtieg ſie ganz insgeheim in die Galere.

Lucidor gieng bald darauf zum Gouverneur, Abſchied von ihm zu nehmen, und ihn zugleich zu einer kleinen Mittagsmahlzeit auf ſeinem Schiff einzuladen. Alcidor war gerade in Begrif auf die Jagd zu reiten; ſo bald er Lucidorn gewahr ward, erſuchte er ihn, mit von der Parthie zu ſeyn. Lucidor lehnte dies Anerbiethen auf das beſte ab, und ſagte ihm zugleich, daß er blos käme, vor ſeiner nahen Abreiſe ſeine Schuldigkeit zu beobachten. Wie! erwiederte Alcidor — wollen Sie uns auf einmal verlaſſen? Die Lage meiner Umſtände — entgegnete Lucidor — macht dieſe ſchnelle Abreiſe nothwendig. Meine Eltern haben in Italien Begnadigung für mich ausgewürkt. Sie haben mir ein beſonders Schiff geſchikt, welches mich zu ihnen bringen ſoll. Jezt iſt es bereit

reit zur Abfahrt, alle meine Leute und Sachen sind schon eingeschift und der Wind ist uns eben günstig.

Es thut mir wahrlich leid — antwortete Alcidor — daß ich Sie so bald verlieren soll. Ihr Umgang ist mir immer sehr angenehm gewesen, und sie sollten sicher nicht so bald abreisen, wenn Ihre Umstände sie nicht so schnell zu den Ihrigen riefen.

Gnädiger Herr — erwiederte Lucidor — die kurze Zeit, die mir noch übrig ist, erlaubt mir nicht, auf eine würdige Art Ihnen meine Dankſagungen, für die vielen Gunst- und Gnadenbezeugungen, die ich während meines hiesigen Aufenthalts von Ihnen erhalten habe, abzustatten. Ich hoffe aber, Sie werden mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu glauben, daß, ich mag auch seyn, wo es nur irgend wolle, ich nie das Andenken an Ihre viele mir erzeigte Wohlthaten vergessen werde. Um eine Gnade muß ich Sie noch vor meiner Abreise bitten. Sie bestehet darin; daß Sie diesen Mittag, mit einer kleinen Mahlzeit auf meinem Schiff vor lieb nehmen, ich bitte, daß es ohne alle Umstände geschehe, so wie Sie da sind.

Der

Der Gouverneur nahm die Einladung an, und verſprach ihm, daß er gleich nach ſeiner Zurükkunft von der Jagd bei ihm erſcheinen würde. — Kornelia war ungeduldig, um bald zu erfahren, wie die Sache abgelaufen wäre, und konnte des Lucidors Zurükkunft nicht früh genug erwarten. Wie freute ſie ſich nicht, da ſie hörte, daß ihr Gemahl die Einladung angenommen, und verſprochen hätte, den Mittag auf dem Schiff mit ihrem Liebhaber zu ſpeiſen. Sie verſprach ſich den glüklichſten Ausgang von der Sache, gerade ſo wie ſie ſich ihn vorgeſtellt hatte. Sie ſäumte nun nicht lange, die nöthigen Befehle zu dieſem Gaſtmahl zu geben.

Lucidor gieng mit einigen von ſeinen guten Freunden um zwölf Uhr dem Gouverneur entgegen. Einige Zeit darauf ſahen ſie ihn von der Meerſeite kommen. Nach den gewöhnlichen Komplimenten unterhielt Alcidor Lucidorn von der Jagd. Endlich lenkte der leztere die Unterredung auf einen andern Gegenſtand.

Gnädiger Herr, ſagte er zu ihm, erlauben Sie mir, daß ich Ihnen eine Sache entdekke, die mir ſo nahe angehet. Die Galere, die man mir geſchikt

hat,

hat, hat mir einen Schaz mitgebracht, meine erſte Liebe, ein Frauenzimmer von vornehmen Stande, reich, ſchön, tugendhaft, von vielem Verſtande. Sie iſt es, die ſo vielen Antheil an meinen Unglüksfällen nimmt, und die blos aus gar zu groſſer Liebe und Zärtlichkeit für mich, ihr Leben gewagt hat, mich in meiner Verbannung zu beſuchen. Sie war ſelbſt die Ueberbringerin jener angenehmen Botſchaft von meiner Freiheit. Ich habe mir vorgenommen, mich mit ihr zu vermählen, noch eh ich abreiſe; ich bitte, übernehmen Sie hiebei die Pflicht eines Vaters, aus Ihren Händen will ich ſie zur Gemahlin empfangen.

Der Gouverneur freute ſich nicht wenig über das gute Zutrauen, das Lucidor zu ihm hatte, mit Vergnügen willigte er in ſein Begehren. Sie erzeigen mir, — ſagte er zu ihm — zu viel Ehre, Sie können glauben, daß ich mich ungemein freuen werde, wenn ich auch noch in der Folge auf einige Weiſe zu Ihrem Glük etwas beitragen kann.

Kaum waren ſie in die Galere geſtiegen, ſo ſezte ſich die ganze Geſellſchaft an die Tafel. Kornelie ſezte ſich neben dem Gouverneur. Nachdem er ſie

etwas genau angesehen hatte, bemerkte er, daß zwischen diesem Frauenzimmer und seiner Gemahlin sich die auffallenste Aehnlichkeit finde. Da sie aber als Italienerin gekleidet war und gar nicht aus ihrer Fassung kam, erregte sie weiter keinen Verdacht bei ihm. Er war es schon an dem Ring und Hund gewohnt, daß zwei Dinge mit einander sehr ähnlich seyn können, ohne daß sie dieselbigen seyn dürfen, deshalb er sich darüber weiter keine Sorge machte.

Nach Tische giengen die Vermählungsceremonien vor sich. Der Gouverneur Alcidor nahm Kornelien bei der Hand, und stellte sie Lucidorn als seine künftige Gemahlin vor. Er gab ihnen beiden seinen Seegey, wünschte ihnen eine glükliche Reise und bedankte sich nochmals beim Lucidor für die ihm erzeigte Ehre.

Kaum war der Gouverneur mit seiner Begleitung und die übrige Gesellschaft am Lande, als Lucidor die Seegel aufziehen und die Galere vom Ufer stossen ließ. Die Galere flog wie ein Pfeil und kam bald aus dem Gesicht des Zuschauers.

Unterwegens als Alcidor nach Hause gieng, unterredete er sich noch mit einem von seinem Gefolge;

dem

dem es, ohne einmal Kornelien zu nennen, entwischte, daß er nie so viel Aehnlichkeit zwischen zwei Personen gefunden hätte, als zwischen diesen beiden Damen.

Bei diesen Worten gerieth Aleidor ausser sich, seine Eifersucht die erloschen zu seyn schien, kam aufs neue in Flamme. Er suchte zwar dies Feuer zu dämpfen und sich durch die Vorstellung zu beruhigen, daß sie im Thurm wäre, wo er sie eingeschlossen hätte, und wie viel Schwierigkeit es kostete, sie da heraus zu bringen; doch kaum war er in seinem Pallast angekommen, als er sich selbst mit Gewisheit hievon überzeugen wollte.

Er gieng allein, wie gewöhnlich, in den Thurm, und öfnete mit grosser Unruhe und Bangigkeit die Thüren. Als er in Korneliens Zimmer hereingetreten war, sah er Niemanden darin. Er rief, Kornelie! aber Kornelie antwortete nicht. Er dachte, vielleicht ruhet sie etwas auf ihrem Bette; aber wie bestürzt ward er nicht, als er die Vorhänge des Bettes zurükschlug, und auch da — Niemanden fand. Kornelie! mein Kind, wo bist du? rief der gute Alte und vergoß häufige Thränen. Ueberall suchte er

sie

sie und fand sie — Nirgends. Endlich entdekte er zu seinem Unglük das Loch, wo sie entkommen war.

Man kann sich leicht die Verwirrung vorstellen, welche den Verstand des Alcidors betäubte: seine Seele fand sich in der schreklichsten Lage, auf der einen Seite mit Schimpf und Schande beladen, auf der andern Seite mit Verzweiflung geplagt. Am Ende aber überlegte er kalt und ruhig, daß seinem Uebel einmal auf keine Art abgeholfen werden könne; nach dieser Vorstellung kam sein Gemüth bald in seine vorige ruhige Lage. Er entschloß sich kurz, seine Schande vor der Welt zu verbergen. Einige Zeit nachher gab er vor, seine Gemahlin sey gestorben. Diese Erdichtung theilte er einem seiner treuen Diener mit, dem er die Sorge für das Leichenbegängniß auftrug. Dieser ließ einen Sarg machen, welcher von einem ansehnlichen Leichenpomp begleitet, der Kornelien würdig war, eingescharrt war. So daß ausser dem Alcidor und dem Bedienten Niemand zweifelte, daß Kornelie würklich gestorben und begraben sey.

Alcidors bestimmte Jahre des Gouvernements über seine Provinz waren nun völlig verflossen und

er kehrte nach Constantinopel zurük, wo er den Ue-berrest seiner Tage, in einem beständigen Haß gegen das weibliche Geschlecht, zubrachte. Lucidor und Kornelie kamen beide glüklich in Sicilien an, wo sie förmlich vermählt wurden, sich einander zärtlich lieb-ten und verschiedene Jahre zusammen lebten.

Fünfte Erzählung.

Die glükliche Verkleidung.

Eine spanische Geschichte.

An den Ufern des Tajusflusses in Spanien, liegt bekanntlich die weltberühmte Stadt Toledo, daselbst soll sich folgende Liebschaft zwischen einem jungen Edelmann Don Pedro und einer Dame Lucinde, zugetragen haben.

Don Pedro gehörte mit zum hohen Adel der Stadt, er war ein junger, wohlgemachter Mann; ausser diesen persönlichen guten Eigenschaften hatte er noch die, daß er sehr reich war, und ansehnliche Ländereien und Güter besaß. Lucinde war eine von den vornehmsten Standespersonen, die Gemahlin des Don Garcie C***. Ihre Schönheit ward allgemein bewundert, vornemlich aber von denen, welche die Ehre ihrer genauern Bekanntschaft genossen; aber doch übertraf der Ruf ihrer Tugend, nach den ihrer Schönheit.

Es konnte nicht fehlen, daß dieſe ſo vollkommene Schönheit viele unbekannte Liebhaber und Anbether haben muſte. Don Pedro war einer von dieſen. Er konnte ihrer Schönheit und ihren Reizen nicht länger widerſtehen, und ward ſterblich in ſie verliebt. Auf alle Art ſuchte er daher mit ihr in Bekanntſchaft zu gerathen. Er verſäumte nichts, was Liebhaber in ähnlichen Fällen zu thun pflegen; und Madam Lucinde durfte ſich in keiner Geſellſchaft ſehen laſſen, wo ſie nicht Don Pedro aufſuchte.

Don Garcie muſte es endlich wohl merken, daß Don Pedro ſich in ſeine Gemahlin verliebt habe. Er war aber zu feſt von der Treue und Anhänglichkeit ſeiner Gemahlin überzeugt, daß er ganz ſicher glaubte, alle Bemühungen des Liebhabers würden vergebens ſeyn; aus demſelben Grunde wurde er auch nicht eiferſüchtig darüber. Im Gegentheil beklagte er bald das unglükliche Schikſal dieſes jungen Edelmanns, bald ſpöttelte er über deſſen Leidenſchaft.

Unterdeſſen gieng Lucinde ganz dreuſt mit dem Don Pedro um, und wich ihm nicht etwan in den Geſellſchaften aus. Bei dem Umgang mit dieſem jungen Edelmann hatte ſie nicht die geringſte ſchlimme Abſicht; denn ſie war viel zu gut erzogen, und

lieb-

liebte ihren Gemahl mit zu viel Zärtlichkeit und Anhänglichkeit, als daß sie ihm je Ursache geben sollte, zu glauben, daß sie ihm ungetreu werden könnte. Indessen hatte sie eine gewisse geheime Freude darüber, daß Don Pedro sie liebe, daß dieser schöne und reiche Edelmann ihr den Vorzug vor so vielen andern Damen von Toledo gab, die doch ebenfalls auf Schönheit Anspruch machen konnten.

Von dieser ihrer geheimen Freude ließ sie sich aber gegen Niemanden etwas merken, am wenigsten gegen den Don Pedro selbst. Dieser ließ nun keine Gelegenheit vorbeigehen, ihr seine Neigung zu gestehen, allein er erhielt von ihr kaum zuweilen einen freundlichen Blik. Standhaft hielt sie einen jeden Angrif aus, den dieser Edelmann auf ihre Tugend machte, und jederzeit siegte sie über ihre Neigung.

Recht zum Glük für Don Pedro, war damals zu Toledo eine heilige Kuplerin, dessen Dienste er bei dieser Gelegenheit zu benuzzen wünschte. Diese Alte war klug, verschlagen und verstand ihr Handwerk ganz aus dem Grunde. Allgemein hielt man sie für eine sehr ehrliche Frau, nur wenige wusten das Gegentheil; diejenigen ausgenommen, welchen sie schon durch ihre Ränke und Kniffe bei Liebschaften gedient

hatte.

hatte. Don Pedro hatte von dieser Alten und ihren Geschäften Wind bekommen, und wollte sich daher gerade an sie selbst wenden. Er fand sie einmal zu Hause, und redete sie gleich beim Eintritt in ihr Zimmer folgendergestalt an: Madam Mokine — so nennte sich diese Kuplerin — Sie sehen hier einen unglüklichen Liebhaber vor sich, der sich an Sie wendet, und Ihnen sein Leben anvertraut. Erweichen Sie doch das Herz der Lucinde, daß sie mich hört und liebt, wenn Sie das können, so lasse ich Sie an alle dem, was ich besizze Theil nehmen. Ich weis es, Sie sind klug und verschlagen, und haben es ganz in ihrer Gewalt mich glüklich zu machen.

Für wen halten Sie mich, gnädiger Herr! — entgegnete die Kuplerin — Denken Sie denn, daß ich ein so niedriges und entehrendes Gewerbe treibe? Glauben Sie es, die Ehrlichkeit ist mir mehr werth, als ein solcher Gewinn und alle Schäzze der Welt, wenn man mir dafür eine entehrende Handlung zu thun, anmuthet. Wenn ich ein solches Handwerk treiben wollte, so könnte ich es mit meinen beiden Töchtern thun, die ein jeder für schön halten wird. Aber Gott behüte mich für so etwas! daß ich sie selbst der Verführung Preis geben sollte. Ich habe

nur

nur noch kurze Zeit zu leben, und dieſe will ich anwenden, Gott und der heil. Jungfrau zu dienen, die Kirchen fleiſſig zu beſuchen und Ablaß mir zu verdienen.

Ich geſtehe es und Gott weis es — fuhr die gute alte Frau fort — daß man mich öfters erſucht hat, dergleichen Geſchäfte zu übernehmen. Und wenn es darauf ankäme, könnte ich Ihnen Standesperſonen nennen, welche mich unaufhörlich quälen, ihnen meine Töchter Preis zu geben, und mir dafür goldene Berge verſprochen. Aber ein gutes Gewiſſen iſt mir weit lieber, als alles das. Es iſt wahr, meine Töchter haben ſo nach und nach ſchöne Sachen geſchenkt bekommen; bald ein Kleid, bald eine goldene Kette; die eine einen diamantenen und die andere einen ſchmaragd Ring. Unterdeſſen muß ich ihnen zum Ruhm nachſagen, daß ſie ſich immer in den Schranken der Ehrbarkeit und Sittſamkeit gehalten haben; es iſt wohl ſehr billig, daß dieſe Herren ihnen die Zeit bezahlen, welche ſie mit ihnen verderben. Was mich betrift, bin ich eben nicht gewiſſenhaft, wenn es darauf ankömmt, einen anſehnlichen Gewinn auf eine ehrliche Art zu machen.

Um wieder auf Sie zu kommen, gnädiger Herr, muß ich geſtehen, daß ich Ihrem Hauſe unendlich

viel Verbindlichkeiten schuldig bin, und daß ich die äusserste Undankbarkeit mir zu Schulden würde kommen lassen, wenn ich nicht suchte, Ihnen einen Dienst zu erweisen, so viel es nemlich der Wohlstand erlaubt. Ich habe viel Gnade von Ihrer seligen gnädigen Frau Mutter, der edelmüthigsten Frau ihrer Zeit genossen. Gott wolle ihrer Seele gnädig seyn! Aber nach dem Tode derselben, welcher mich sehr betrübte, verbot mir die Bescheidenheit den Zutritt ihres Hauses, weil keine Frau in demselben mehr war.

Was für ein schöner, junger Herr sind sie nicht, gnädiger Herr, — fuhr sie fort — Wie sind Sie nicht in drei Jahren gewachsen; denn damals waren Sie nur noch ein Kind. Sie gleichen Ihrem gnädigen Herrn Papa selger vollkommen, welcher auch ein sehr guter Herr war, der angesehenste Cavalier von Toledo. Ich bitte Gott, daß er Sie segnen möge, daß er alle Ihre Unternehmungen einen glüklichen Ausgang gewinnen lasse.

Mit einem Wort ich will gern, liebster Don Pedro, worin ich nur immer kann, Ihnen behülflich seyn. Ja es kommt mir so gar vor, daß mich mein Gewissen dazu verpflichtet, da ich so viele Wohlthaten in Ihrem erlauchten Hause genossen habe. Und

ob

ob es gleich nicht mein gewöhnliches Geſchäft iſt, zwiſchen dem Liebhaber und der Liebhaberin eine Unterhändlerin abzugeben, ſo will ich meine eigene Neigung zu Ihrem Dienſt zwingen und alles Andere nicht achten; um nur die Ehre Ihrer Gewogenheit und Freundſchaft mir zu verſchaffen. Ich rede viel zu viel, gnädiger Herr. Ja wenn Sie mir nur ein einziges Wort in Abſicht meiner eigenen Töchter ſagen ſollten, ich glaube, es würde mir Mühe koſten, Ihnen etwas abzuſchlagen.

Es iſt wahr, daß Madam Lucinde, wenn es die iſt, die ich meine, ich will ſagen die Gemahlin des Don Garcie C*** eine anerkannte Schönheit und eine Dame vom erſten Range iſt.

Ja es iſt dieſelbe — unterbrach Don Pedro — es iſt dieſe anbethungswürdige Schönheit, die mein Herz gefeſſelt und gleichſam bezaubert hat!

Es iſt gut — verſezte die feine Kuplerin — faſſen Sie Muth, gnädiger Herr; ich kenne ſie ſehr genau, und ich will alles anwenden, Sie zum Beſiz derſelben zu verhelfen.

Der Schluß dieſer langen Rede der ſo geſchwäzzigen Kuplerin verſezte den Don Pedro in Entzükken. Vor Freude ſprang er einmal um das andere in die

Höhe, beſchwur die Alte, die Sache ja recht ſchnell zu betreiben, und fügte tauſend Betheurungen hinzu, ſie reichlich zu belohnen, ſo bald er ſeinen Zwek erreichen würde. Die Alte verſprach ihm, den folgenden Tag Madam Lucinden zu beſuchen; darauf verließ ſie Don Pedro.

Den andern Tag um die Nachmittagszeit, da eben Don Gracie nicht zu Hauſe war, gieng Mokine zu Lucinden hin, unter dem Vorwande Spizzen zu verkaufen. Kaum war ſie ins Haus getreten, ſo verlangte ſie mit der gnädigen Frau ſelbſt zu ſprechen. Man ließ ſie unten in einen Saal hereintreten und nach wenigen Augenblikken kam Lucinde herein, und fragte, was ihr Begehren wäre.

Ich habe hier — ſagte ſie — gnädige Frau, einige rare Sachen, welche vielleicht nach Ihrem Geſchmak ſeyn werden, haben Sie die Gütigkeit ſie anzuſehen. Unterdeſſen daß Lucinde ſich damit beſchäftigte, dieſe Spizzen zu beſehen, erzählte Mokine mit vieler Schwazhaftigkeit, daß ſie bei der gnädigen Frau Elviren ihrer ſeligen Frau Mutter einen freien Zutritt gehabt habe und wie viele Beweiſe ihrer Gnade ſie von ihr erhalten hätte.

Nach mancherlei Geſprächen von dieſer Gattung, wuſte die alte Kuplerin auf folgende feine Art die Unterredung auf den Don Pedro zu lenken:

Wie gottlos ſind doch jezt die Menſchen — ſagte ſie — niemals iſt die Jugend ausgelaſſener und verderbter geweſen als jezt. Haben Sie die Gütigkeit, gnädige Frau, mich anzuhören, und Sie werden mit mir geſtehen müſſen, daß die jungen Leute anjezt ſehr ausſchweifend in ihrer Liebe ſind. Als ich hier hergehe und nur noch zwei Schritt von Ihrer Hausthüre entfernt bin, begegnet mir ein junger wohlgemachter Edelmann von ſchönem Anſehen, und unterſtehet ſich mir gerade zu zu ſagen, daß wenn ich ihn mit ins Haus nehmen wollte, er ſich leicht unter meinem Rokwulſt verbergen könnte. Ich müſte mich wahrhaftig ſehr irren, wenn es nicht Don Pedro von Albicena wäre, wenigſtens hatte er ganz ſein Anſehen.

Lucinde ſagte kein Wort dazu, allein ſie lächelte ein wenig, ohne nur daran zu denken, daß dieſe ganze Sache eine Erdichtung der Alten ſey, welche ihre Leichtgläubigkeit bald bemerkte, und ihr Geſpräch ſo fortſezte: Wahrhaftig, gnädige Frau, Sie kommen mir ſchöner vor, als jemals; und man darf ſich

nicht

nicht wundern, wenn Sie jungen Leuten, die das ſchöne Geſchlecht lieben, Liebe einflöſſen. Nicht anders als in dem Beſiz Ihrer vortreflichen, reizenden Perſon, kann man glüklich ſeyn. Was denken Sie wohl, gnädige Frau, wenn ich Ihnen ſage, daß derſelbe Cavalier, der mir begegnete, mich bath, Ihnen ſeine unterthänigſte Empfehlung zu vermelden u. ſ. w.

Eine gewiſſe Verwirrung und aufſteigende Röthe zeigte ſich jezt auf Lucindens Geſicht; ſie ſchien es übel zu nehmen, und zu gleicher Zeit machte ihr dieſer Vorfall wieder Freude. Gegen die Alte muſte ſie ſich freilich aus Klugheit erbittert ſtellen und ihr ſo gar ihr Haus verbiethen. Aber die verſchlagene Kuplerin konnte ihre Entſchuldigungen ſo ſchön anbringen, und der Sache eine ſo ſcheinbar gute Wendung geben, daß ſie wenige Augenblikke nachher die Erlaubniß wieder erhielt, Lucinden öfter beſuchen zu dürfen.

Bald darnach gab ſie Don Pedro Nachricht von dem, was vorgefallen war. Faſſen ſie Muth — ſagte ſie zu ihm — und glauben Sie ſicher, daß die Sache noch zu ihrer Zufriedenheit ausfallen wird. Den Widerſtand, den Lucinde bis jezt noch thut, dürfen Sie nicht achten. Die Damen wollen ſich nicht

gleich

gleich zum erstenmal fangen lassen. Der Widerstand hat etwas Edles an sich, und man hält die für Niederträchtige, die sich gleich beim ersten Angrif ergeben. Ueberdies — gnädiger Herr — werden Sie es mir wohl selbst gestehen müssen, daß das kein rechter Sieg ist, der keine Mühe kostet; und das Vergnügen zu überwinden nur nach dem Maaß des Widerstandes bestimmt wird, den der Ueberwundene leistet: Ich bin überzeugt, daß Lucinde nur blos durch den Bewegungsgrund der Ehre sich ergeben wird; wenn wir sie erst auf diesen Punkt haben, alsdenn werden sie sie auch desto mehr lieben, und Sie werden die Früchte Ihres Sieges mit desto grösserm Vergnügen geniessen.

Sie versprach dem Don Pedro, alles anzuwenden, daß die Sache so bald es sich nur thun liesse, für ihn einen glüklichen Ausgang gewinnen sollte. Er versicherte ihr darauf mit den gröstten Schwüren seine ganze Freundschaft. Den andern Tag gab er ihr davor augenscheinliche Beweise, indem er ihr ein ansehnliches Geschenk überschikte.

Dies Geschenk munterte die Alte noch mehr auf, die Sache recht eilfertig zu treiben. Noch denselben Tag machte sie einen abermaligen Besuch bei Lucin-

den

den, und nahm einige rare Sachen aus Italien mit, die sie für sie zum Geschenk bestimmt hatte.

Lucinde empfing sie anfänglich sehr kalt. Dadurch ließ sich aber die alte Kuplerin so wenig abschrekken, daß sie vielmehr mit fröhliger Miene vor ihr erschien und sie gleich folgendergestalt anredete:

Gnädige Frau, ich würde mich nicht zufrieden geben können, wenn ich nicht die Ehre haben sollte, Ihnen meine Hochachtung aufs neue zu versichern. Ich verehre Sie, ich halte Sie für eine Dame vom ersten Rang von Toledo. Und ob ich gleich vor einiger Zeit sehr unglüklich hätte seyn können, da ich durch Erzählung einer gewissen Geschichte mir ihr Mißfallen zugezogen, so hoffe ich doch, daß Sie jezt völlig mit mir wieder zufrieden seyn werden. Ich will alles thun, gnädige Frau, wenn ich nur dadurch Ihre Gnade mir verschaffe. Wenn Sie mich nur erst genauer werden kennen gelernt haben, so werden Sie mich Ihrer nicht ganz unwerth halten. Ich weis mancherlei grosse Geheimnisse, welche Ihnen vielleicht unbekannt sind. Ich nehme mir ganz unterthänigst die Freiheit, Ihnen gnädige Frau, dieses cristallene Glas voll wohlriechenden Wasser anzubiethen, daß mir eine Freundin geschenkt hat. Die-

ses ist sicher das beste Wasser, gnädige Frau, welches man nur in seiner Art haben kann. Ausser diesem Glase überreichte sie ihr noch viele andere schöne Damensachen aus Italien, welche Lucinden sehr gefielen.

Lucinde bedankte sich für dies schöne Geschenk. Sie both ihr etwas für ihre Bemühung an, welches aber die Alte auf eine feine Art abzulehnen wuste. Alsdenn sprachen sie noch von gleichgültigen Dingen, bis endlich Moline das Gespräch auf den Don Pedro lenkte.

Lucinde sagte ihr aber gleich frei heraus, daß wenn Don Pedro etwan einige Absichten auf sie hätte, so wollte sie ihm ernstlich rathen, davon abzustehen, sie wäre eine ehrliche Frau, die, ehe sie die Treue gegen ihren Mann verlezte, lieber ihr Leben aufopfern wollte.

Wahrhaftig, gnädige Frau, — erwiederte Moline — Sie reden als eine Frau von Ehre. Aber man muß wahrhaftig in dem Zeitalter, worin wir leben, einen unerschüttlichen, festen Charakter haben, wenn man sich nicht der Galanterie überlassen will, und überdies zu einer Zeit, da die Männer sich gar kein Gewissen daraus machen, nach ihrem eignen

Be-

Belieben, so oft es ihnen gut dünkt, das heilige Ehe-band zu zerreissen. Wie wenige giebt es, die sich mit ihrer eignen Frau begnügen lassen. Ueberall siehet man sie karassiren; der eine mit der Kammer-jungfer, der andere mit der Amme; der eine schleicht zur Frau Nachbarin, und der andere gehet unter dem Vorwande eines Spazzierganges zu einer liebens-würdigen Bäuerin. Warum sollte es den Weibern nicht erlaubt seyn, für ein so gresses Unrecht ihrer Männer, sich etwas schadlos zu halten suchen?

Lucinde konnte sich nun freilich hiebei nicht des Lachens enthalten. Indessen betheuerte sie Mokinen, daß so wenig sie verlange von den Abwegen ihres Mannes Erkundigung einzuziehen, eben so wenig wür-de sie je ihren Grundsäzzen untreu werden; sondern sie würde jederzeit rein und unbefleckt bleiben.

Nachdem Mokine noch verschiedene Gegenein-wendungen gemacht hatte, welche Lucinde jederzeit beantwortete, sagte endlich die erstere: Was wollen wir aber, gnädige Frau, mit dem Don Pedro ma-chen? Er ist ein artiger junger Mensch von guter Familie. Er ist nun einmal in Ihre Person sterb-lich verliebt: und ich weis gewis, daß wenn Sie ihm mit einemmal alle Hofnung benehmen wollten,

er

er seinen Verstand, oder wohl gar das Leben darüber verlieren müste. Haben Sie doch Mitleiden mit ihm, gnädige Frau, ich bitte für ihn, seyn Sie nicht so grausam, einen Edelmann verschmachten zu lassen, der Sie mit so viel Zärtlichkeit liebt, und der so ganz liebenswürdig ist.

Mokine — entgegnete Lucinde, — meine Ehre ist mir weit theurer, als die Liebe des Don Pedro: Warum ist er thöricht genug, und bemüht sich um meine Liebe, die er nie erlangen kann? Ich bin die Gemahlin des Don Garcie, und nicht die des Don Pedro.

Wäre es nicht möglich, daß Sie für beide zugleich seyn könnten — sagte die Alte. — Don Garcie ist zwar nicht arm; Don Pedro aber desto reicher. Warum ist nun einmal nicht alles in der Welt gehörig vertheilt? Vielleicht finden Sie auf die Art Ihre Rechnung. Kurz, gnädige Frau, erlauben Sie mir zu sagen; daß ich nicht eher von hier weg gehen werde, bis ich nicht eine befriedigende, erfreuliche Antwort für diesen jungen Edelmann aus Ihrem schönen Munde erhalten habe, damit ich etwas beruhigter seyn kann.

Alles,

Alles, was ich Ihr, meine gute Frau, in dieser Absicht sagen kann — antwortete Lucinde — ist das: wenn mir ja Don Pedro etwas zu sagen hat, so kann er dies in Gegenwart meines Gemahls thun, und alsdann will ich ihn hören.

Das ist ja eben so viel — erwiederte Mokine — daß wenn Don Pedro Sie ja besizzen will, er sich erst von Ihrem Herrn Gemahl die Erlaubniß dazu erbitten muß. Das ist wahrhaftig nicht das Mittel, gnädige Frau, den armen Don Pedro glüklich zu machen.

Lucinde brach plözlich die Unterredung ab, stellte sich zornig und begab sich in ein ander Zimmer.

Eine jede andere Frau, als Mokine, würde nun wahrscheinlich das ganze Plänchen aufgegeben haben, und von ihrem Vorhaben abgestanden seyn, weil jezt von Seiten der Lucinden auch nicht die geringste Hofnung übrig blieb. Aber die alte Kuplerin verstand zu gut ihr Handwerk. Sie lief augenbliklich zum Don Pedro hin, und sagte ihm, daß sie erfreuliche Nachrichten mitbrächte. Doch bath sie sich vor allen Dingen zwei Pistolen aus; so hoch schäzte sie das Geschenk, welches sie Lucinden, blos in Rükſicht des

Don

Don Pedro gemacht hatte. Don Pedro gab ihr vor Freuden gleich vier.

Nun erzählte die Alte ihm die lezte Unterredung, welche ſie mit Lucinden gehabt hatte, mit viel Geſchwäzzigkeit, und ſezte natürlich noch vieles von ihrer eigenen Erfindung dazu. Zulezt ſagte ſie ihm auch Lucindens lezte Antwort, welche dem Liebhaber allen Muth benahm und ihn völlig niederſchlug. —

Ich erwartete eine meinen Wünſchen entſprechende Antwort — rief er aus — welchen Erfolg ſoll ich jezt von dieſer möglichſt grauſamen Antwort erwarten! Das einzige Mittel, um Lucinden zu haben, iſt folglich — ich muß mich deshalb an Ihren Herrn Gemahl wenden! Das iſt wahrhaftig ganz artig ausgedacht! Der Herr Gemahl ſelbſt ſoll den Kupler abgeben! Ha! Ha! — (Er ſuchte durch erzwungenes Lachen ſeinen Aerger und Verdruß zu verbergen.)

Aengſtigen Sie ſich nicht darüber, gnädiger Herr, — ſagte die Kuplerin — ich habe in allem Ernſt das Geheimniß ausgefunden, durch den Mann ſelbſt zum Zwek zu kommen. Oder trauen Sie mir ſo wenig Verſtand zu, daß ich nicht einmal bei dieſem kleinen Spiel, die Rollen der ſpielenden Perſonen ſo gut vertheilen könnte, daß ein Jeder mit der ſeinigen

gen zufrieden seyn sollte? Ueberlassen Sie mir die ganze Sache allein, und ich stehe dafür, daß alles gut gehen wird.

Die Kuplerin erzählte darauf dem Don Pedro, wie sie ihren Plan entworfen hätte, von dessen Ausführung sie sich die beste Vorstellung machte. Jezt wurde Don Pedro noch mehr ausser sich gesezt, weil er nie vermuthet hätte, daß die Alte so viel Verschlagenheit und List vereinigen könnte, um ihr Projekt durchzusezzen. Seine gesunkene Hofnung bekam neue Stärke; und er sah immer mehr der angenehmen Stunde entgegen, wo er in Lucindens Besiz der glüklichste Sterbliche seyn würde.

Den andern Tag um die Mittagsstunde erschien Mokine beim Pedro, um das lezte Mittel, das ihr noch übrig blieb zu versuchen. Dies war denn nichts weiter als — eine Verkleidung. Sie brachte den vollständigen Anzug einer Bäuerin mit. Don Pedro mußte diese Kleidung anlegen. Ein Schleier von grober Leinwand bedekte zum Theil das Gesicht und auf dem Kopf trug er ein kleines Bündel Flachs. In dem einen Arm gab sie ihm einen Spinnrokken, im andern einen Korb, am Finger stekte sie ihm einen silbernen Ring. Zur Gesellschaft und gleichsam

zur

zur Bedekkung gab sie ihm ein altes Weib mit, die dasselbe Handwerk trieb, als sie, und die schon mehrere Proben ihrer Verschlagenheit abgelegt hatte.

Um allen Verdacht, so viel als möglich, von sich abzulehnen, führte diese verschmizte Kuplerin, den als Bäuerin verkleideten Don Pedro, in eine Strasse, welche gerade auf eins von den Stadethoren stieß. Und alsdenn kehrte sie augenbliklich um, und kam mit schnellen Schritten an den Pallast des Don Garcie, und bath demüthigst den Thürsteher, daß er sie doch vor dem gnädigen Herrn lassen möchte. Ein Diener meldete sie an; sie wurden gleich in den Saal gelassen, wo Don Garcie mit seiner Gemahlin war.

Don Pedro spielte seine Rolle ungemein gut. Man sah ihm den Gram und die Verwirrung im Gesicht an und zugleich die Freude, daß er nun einen Zufluchtsort gefunden habe. Sie — so lange Don Pedro seinen weiblichen Habit an hat, mag er immer für ein weibliches Geschöpf passiren — war kaum in den Saal getreten, als sie mit innigster Bewegung auf den Herrn vom Hause zugieng und ihn so anredete:

Gnädiger Herr — sagte sie mit einer schluchzenden Stimme — ich wende mich in meinen bedräng-

drängten Umständen an Sie, um der Liebe Gottes und der heil. Jungfrau willen, bitte ich Sie, nehmen Sie mich in Schuz. Erlauben Sie mir in Ihrem Hauſe eine Freiſtätte. — Nun fieng ſie bitterlich zu weinen an.

Don Garcie ward über dieſen unvermutheten Auftritt innigſt gerührt; er that alles mögliche, Ihr Troſt zuzuſprechen.

Worin beſtehet denn eigentlich die Sache — ſagte er liebreich zu ihr — meine gute Frau! Erzählt mir doch den eigentlichen Verlauf eurer Umſtände, und ich werde ſuchen, ſo viel in meinem Vermögen ſtehet, dem Uebel abzuhelfen.

Jezt nahm die Alte das Wort, weil ſie nicht gerne wollte, daß Don Pedro viel reden ſollte, damit man ihn nicht etwan an der Stimme erkennen möchte.

Gnädiger Herr — ſagte ſie — dieſe junge Frau, welche ſie hier in der Kleidung einer Bäuerin ſehen, iſt eigentlich eine Dame von Stande. Kurz ſie iſt die Gemahlin des braven Cavalier Montebro. Dieſer Edelmann hatte vor einiger Zeit das Unglük, einen Andern im Zweikampf zu tödten. Deshalb muſte er eiligſt die Stadt verlaſſen und zu einem ſeiner

Freun-

Freunde flüchten. Da dieser Freund, bei dem er sich aufhält, nicht weit von der Stadt wohnt, gab er seiner Gemahlin davon auf das schnellste Nachricht, und ließ sie zugleich bitten, ihr in der Verkleidung einer Bäuerin zu besuchen, damit nicht etwan durch ihre Gegenwart sein Aufenthalt entdekt würde. Da ich im Hause lange bekannt gewesen bin, ersuchte sie mich, sie dahin zu begleiten. Wir glaubten sicher, daß wir ohne alle Hinderniß durchkommen würden; allein so bald wir nur am Stadtthor waren, wurden wir unter dem Vorwande angehalten, weil der Vicekönig erst vor kurzem den gemessensten Befehl gegeben hätte, niemanden herauszulassen, ohne ihn vorher ganz scharf zu examiniren. Man sah es nun freilich dieser Dame gleich an, daß sie verkleidet war. Und einer von der Garde sagte es frei heraus: Madam, ihr Gesicht ist viel zu gut für eine Bäuerin; sie würden weit besser thun, wenn sie in der Stadt blieben, und mit ihrem Spinnwokken links um machten. — Darauf konnten wir nichts antworten, wir kehrten um und schlichen uns sachte fort, ohne uns um zu sehen, ob uns Jemand nacheilte. Unterwegens überlegten wir die Sache hin und her, und fanden, daß es wohl das Beste wäre, wenn wir, gnädiger Herr, uns unter ihrem Schuz begeben.

Denn ſelbſt in unſerer Wohnung ſind wir nicht ganz ſicher, wie bald könnten wir entdekt werden, und die Wache ſucht uns in unſerm Hauſe auf. Da wir es wiſſen, gnädiger Herr, daß Sie in dem Ruf eines ſehr edelmäthigen und liebreichen Mannes ſtehen, ſo nehmen wir uns die Freiheit Sie um Schuz und Hülfe zu bitten. Ja, gnädiger Herr, — fuhr die Alte mit Lebhaftigkeit fort — hier an dieſem Ort verſprechen wir uns ſo viel Sicherheit, daß wir keine Beleidigungen, keine Gewaltthätigkeiten irgend einer Art befürchten dürfen. Dieſe arme Dame iſt ſchon bedrükt genug — Gott weis es! und bedarf mehr Troſt, als Verſpottungen.

Nun ſchwieg die Alte.

Indeſſen, daß die Alte ihre Erdichtungen mit ſo viel Wahrſcheinlichkeit vorbrachte, ſtellte ſich der verkleidete Don Pedro ſehr niedergeſchlagen an; er wiſchte von Zeit zu Zeit die Thränen, die in groſſen Tropfen aus den Augen fielen, mit einem Schnupftuch von grober Leinwand ab, welches er in der Hand hatte.

Dieſer traurige Gegenſtand, und die Erzählung der Alten, welche den höchſten Grad der Wahrſcheinlichkeit hatte, rührte den Don Garcie empfindlich.

So:

Sogleich gab er einem seiner Bedienten den Befehl, das Thor seines Pallastes, das nach der Strasse zugieng, zu verschliessen, und Keinen ohne seine besondere Erlaubniß hereinzulassen. Alsdann wandte er sich gegen den Don Pedro und sagte zu ihm:

Madam, das Unglük, das Ihnen in Absicht Ihres Herrn Gemahls begegnet ist, gehet mir von Herzen nahe. Lassen Sie jezt alle Furcht fahren, die Sie gehabt haben, oder die Sie noch haben könnten. In meinem Hause sollen Sie ganz sicher seyn. Ich nehme Sie beide in meinen Schuz; befürchten Sie daher nicht, daß Ihnen etwas Unangenehmes begegnen sollte. Für das geneigte Zutrauen, das Sie zu mir gehabt haben, bin ich Ihnen gütigst verbunden.

Jezt sprach Don Garcie mit Lucinden, und empfahl ihr diese arme unglükliche Dame. Trösten Sie sie — sagte er zu ihr — so gut Sie nur können; nehmen Sie diese Unglükliche auf ihr Zimmer, und erweisen ihr Höflichkeiten. — Er nahm nun Abschied und gieng seinen eigenen Geschäften ausser dem Hause nach.

Lucinde nahm die Fremden mit auf ihr Zimmer, erwies Don Pedro, als einer angeblichen Dame von

Stande viele Höflichkeiten. Bald nachher fand die Alte einen erwünschten Vorwand herauszugehen, natürlich in keiner andern Absicht, als den Don Pedro mit Lucinden allein zu lassen.

Als die Alte bereits eine gute Weile sich entfernt hatte, stand der Liebhaber auf und schloß die Thüre unmerklich ab. Alsdenn gieng er auf Lucinden zu, nahm sie bei der Hand, schlug seinen Schleier zurük, so daß der Kopf völlig entblößt war; Lucinde erkannte nun sogleich die würkliche Person, die unter dieser Maske verborgen war; dieser unerwartete Anblik des Don Pedro erschütterte sie so, daß wenig gefehlt hätte, sie wäre in Ohnmacht gefallen.

Don Pedro bath und beschwur sie, ums Himmelswillen keinen Lermen zu machen. Wenn man uns beide — sagte er — in dem Zustand antrift, worin wir sind, so sezzen wir beide, ich mein Leben und Sie Ihre Ehre in Gefahr. Und wer wird wohl einen Augenblik zweifeln — wenn er mich hier allein antrift — daß ich auf Ihren Befehl, gnädige Frau, gekommen bin? Mögen Sie sich doch immerhin entschuldigen, wer wird es Ihnen glauben?

Wie! Verräther — unterbrach ihn plözlich Lucinde — Glauben Sie meine Tugend in die Enge

ge-

getrieben zu haben? Wiſſen Sie es, ich ziehe meine Ehre, meinem Leben vor; ehe will ich ſterben, eh ich mich ergebe.

Und ich — entgegnete Don Pedro — bin entſchloſſen zu ſiegen oder zu ſterben. Wozu hilft aber der viele Widerſtand! Wir können einander genieſſen, ohne daß Sie Ihre Ehre aufs Spiel ſezzen. Hier iſt blos von beiden Seiten Verſchwiegenheit nöthig, die bei dergleichen Gelegenheiten ſchlechterdings erforderlich iſt. Aber was habe ich denn eigentlich gethan, womit ich Ihren Unwillen verdiene? Iſt denn das ein Verbrechen, wenn man ſie liebt? Iſt das eine Sünde? Weshalb behandlen Sie mich als einen Verbrecher, der ich doch nur auf Ihren Befehl hier her gekommen bin? Ich rufe Mokinen hiebei zum Zeugen. Sie ſagte mir in Ihrem Namen, daß wenn ich Sie ſprechen wollte, ſo müſte dies in Gegenwart Ihres Herrn Gemahls geſchehen und alsdenn wollten Sie mich hören. Das habe ich gethan, ſchönſte Lucinde, ohne Ihre Ehre aufs Spiel zu ſezzen; daher begreife ich nicht, wie Sie ſich mit Grund über mich beſchweren können. Ueberdies hat ja Don Garcie ſelbſt mich Ihnen empfohlen, da er Sie bath, mich zu tröſten und mir Höflichkeiten zu erweiſen? War:

um säumen Sie, seine Befehle zu befolgen, bei einer so dringenden und günstigen Gelegenheit? Liebenswürdige Lucinde, haben Sie Mitleiden mit einem Liebhaber, der Sie anbethet und der Ihnen seine unterthänigen Dienste anbiethet. Das Leben würde mir eine Last seyn, wenn ich es zubringen sollte, ohne Sie lieben zu dürfen. Wünschen Sie meinen Tod, ziehen Sie ihn meiner Liebe vor, nun so bin ich bereit ihn von Ihren schönen Händen anzunehmen!

Das Ende dieser Rede begleitete Don Petro mit Thränen, welche Lucindens Herz zu erweichen schienen: aber sie verstummte, ohne ihm nur ein Wort zu antworten.

Don Pedro fuhr daher fort, sie mit den besten und stärksten Gründen zu überzeugen. Er sezte sich neben Lucinden hin — Seine Worte waren feurig und wurden blos von Thränen und Küssen unterbrochen. Lucinde, — sagte er — mein Leben, meine Hofnung, warum schenken Sie mir nicht Ihr Herz, warum erwiedern Sie nicht Liebe mit Liebe? Die strengste Gerechtigkeit, ja so gar der Wohlstand verpflichtet Sie dazu! Wer zwingt Sie dazu, Ausnahmen zu machen, da Andere vor Ihnen keinen Vorzug haben! Nichts geschiehet häufiger in der grossen

Welt

Welt, als dieſe verſtohlene Vergnügungen, dieſe heimliche Galanterien. So weit iſt alles vortreflich gegangen. Dies iſt nun einmal der Genius des Zeitalters! Wollen Sie etwan ganz allein gerade die Sonderbare ſpielen? Ich glaube wahrhaftig nicht, daß Don Garcie Ihren Charakter in dieſem Stük hat! Er iſt viel zu liebenswürdig, um nicht tauſendfältige ſelbſt angebothene Gelegenheiten zu haben, in der Liebe auszuſchweifen; aber auch viel zu vorſichtig, daß er Ihnen auch nur den entfernteſten Schein eines geheimen Verſtändniſſes geben ſollte. In der Kunſt zu lieben eingeweihet ſeyn, und Geheimniſſe verſchweigen zu können, ſind gleichnamigte Dinge, weil beides zu genau mit einander verſchwiſtert iſt. Wer hindert uns daran, beſte Lucinde, daß wir nicht beides ſind? Wir können einander genieſſen, ohne daß nur Einer aus der ganzen Welt etwas darum weis. Und ſo bald es Niemand weis, wer kann uns darüber Vorwürfe machen!

Lucinde war von den vielen Thränen und Seufzern ganz abgemattet und erſchöpft. Don Pedro ſagte alles, was er ſagte, mit einem Feuer, ſeine Gründe waren ſo einleuchtend und überzeugend, daß die arme Lucinde nichts dagegen vorbringen konnte.

Nun

Nun fühle ich mich überwunden — sagte sie zum Don Pedro — und bin bereit, alle Ihre Wünsche zu erfüllen. Bei diesen Worten umarmte sie ihren Liebhaber feurig und küste ihn mit der Empfindung einer unbeschreiblichen Freude.

Don Pedro war jezt über alle Vorstellung entzükt, er trug seine Geliebte aufs Bette hin, welches in demselben Zimmer stand. Lucinde fand nun den Don Pedro so ganz nach ihrem Geschmak, daß sie sehr leicht mit ihm auf Mittel bedacht war, einander oft wiederzusehen, ohne den Beistand der Mokine nöthig zu haben. Sie schwuren sich nun einander eine unverlezliche, ewige Treue und Liebe, Don Pedro nahm darauf Abschied, und begab sich in der Frauenskleidung weg, welche das Mittel seines Glüks gewesen war.

Don Garcie kam um die Zeit des Abendessens wieder nach Hause. Seine erste Frage, die er an Lucinden that, war die: wo die schöne Bäuerin wäre, welche sie bei sich gehabt hätte?

Nur erst eben — entgegnete Lucinde — ist sie zu einem ihrer Verwandten gegangen, von dem sie vermuthet, daß er ihr bei ihrer Sache nüzliche Dienste leisten könne. Diese Frau — fügte sie hinzu — ist

sehr

sehr angenehm im Umgange, bei allem, was sie spricht zeigt sie ungemein viel Verstand und Beurtheilungskraft, und verbindet damit zugleich Leutseligkeit und Bescheidenheit. In ihrer angenehmen Gesellschaft habe ich recht viel Vergnügen genossen; ich habe Ihren Befehlen mit recht viel Freude pünktlich nachgelebt, und sie mit aller der Artigkeit und Höflichkeit behandelt, die ihr Stand fordert. Doch war es mir unmöglich, sie noch länger bei mir zu behalten, so viel Mühe ich mir auch deshalb gab.

Ich würde es würklich gern gesehen haben — erwiederte Don Garcie — wenn ich sie noch einmal hätte sehen können. Sie hat so etwas reizendes, daß ihr Umgang mit sehr vielem Vergnügen verbunden seyn muß. Vielleicht werde ich dies Vergnügen bei einer andern Gelegenheit haben. Indessen ist es mir recht lieb, daß Sie sie gut aufgenommen haben.

Die beiden Eheleute sezten sich jezt recht vergnügt zu Tische, ohne daß der arme Don Garcie es wuste, daß er nun würklich der Edelmann de Monte Cornetto sey. Lucinde fand den Abend unter den Küssen eines Ehemanns und eines Liebhabers einen gewaltigen Unterschied. Sie bedauerte so gar, daß sie aus

Un-

Unwiſſenheit, ſo viel Zeit verloren hätte. Doch um das Verlorne wieder einzubringen, nahm ſie ſich vor, eine jede Gelegenheit zu benuzzen, den Don Pedro zu genieſſen. Dies Spiel wurde noch eine lange Zeit fortgeſezt, ohne daß Don Garcie nur den geringſten Wind davon bekam.

Sechste Erzählung.

Was thut die Einbildung nicht!

oder

der angeführte Liebhaber.

Ein junger Edelmann, Namens Chriſtoph, der auf der berühmten Univerſität Padua ſtudirte, verliebte ſich in eine junge ſchöne Dame, welche Valeria hieß. Wie wenig dieſe Liebſchaft zu ſeinem Vergnügen ausſchug, wird man aus dem Verlauf der Erzählung ſehen können.

Chriſtoph war reich, ſchön von Perſon, und gieng wie alle Stuzzer, immer recht ſchön gepuzt und geſtriegelt einher. Faſt täglich wechſelte er in ſeinem Anzuge mit den Kleidern, die nicht blos reich mit Gold beſezt, ſondern noch überdies mit koſtbaren Steinen überflüſſig beſäet waren. Dieſer Adonis parfümirte ſeine Kleider und ſeine Haare mit dem durchdringenſten Wohlgeruch, daß man ihn ſchon von weiten merken, ich will ſagen — riechen konnte.

Je:

Jederzeit trug er eine Schuhürſte und einen Spiegel in der Taſche. Beide Inſtrumente waren ihm ganz unentbehrliche Dinge; die erſte brauchte er, um ſeine Schuhe immer rein zu halten, vornemlich, wenn bei einem groſſen Staub dieſe Reinigung ſehr oft wiederholt werden muſte. Und die andere war ihm ſchlechterdings nothwendig, um ſo gleich eine jede Unordnung, die etwan mit ſeinem Anzug oder mit ſeiner Friſur vorgehen ſolte, zu bemerken und auf der Stelle zu verbeſſern. Kurz der Held dieſer Geſchichte war ſo gepuzt, daß er ſich eben hiedurch von allen andern ſüſſen Herren der Stadt merklich unterſchied.

Dies ſein ſeltſames Betragen, zog die Aufmerkſamkeit aller Studenten, ja ſelbſt aller Einwohner der Stadt auf ſich und ein Jeder belachte ſeine Thorheit. — Die andern jungen Edelleute, die mit ihm zugleich ſtudirten, und mit ihm von gleichem Alter waren, vermieden ſeine Geſellſchaft; und er vermied wieder ihre, aus Stolz und Eigendünkel, weil er alle Andere neben ſich verachtete.

Seine Verblendung von ſich, ſeinen Vollkommenheiten und Verdienſten war ſo groß, das er den thörigten Dünkel hatte, daß eine jede Dame, ſelbſt die ſchönſte, es ſich für das gröſte Glük ſchäzzen müſte,

wenn

wenn er ihr dann und wann eine freundliche Miene machte, oder sich wohl gar so weit zu ihr erniedrigte, ihr einige Süssigkeiten vorzusagen.

Wenn dieser junge Mensch würkliche Verdienste gehabt hätte, worauf er hätte stolz seyn können, so würde man dieses sein seltsames Betragen doch in etwas haben entschuldigen können; aber er hatte weder etwas Einnehmendes noch weniger Hinreissendes in seinem ganzen Wesen. Man konnte sich vielmehr nichts abgeschmakter und fader denken, als sein Umgang war. Seine Gedanken waren niedrig und pöbelhaft; seine Unterhaltungen schleppend und ermüdend; und seine Gebehrdensprache lächerlich und unausstehlich.

Valeria, die Gemahlin des Glisomir, eines von den ersten und reichsten Cavalieren der Stadt, hatte das Unglük, von diesem lächerlichen Liebhaber geliebt zu werden. Er sah sie einigemal in Gesellschaft, buhlte um sie, und fand sie so nach seinem Geschmak, daß er ihr seine Liebe antrug. Valeria verachtete ihn so, wie er es verdiente, wies alle seine Liebkosung, die er ihr nach seiner plumpen Art machte, mit viel Schonung und Mässigung ab.

Chri-

Christoph ließ sich durch nichts abschrekken, es schien vielmehr, als wenn die Verabscheuung der Valeria, nur noch mehr seine Leidenschaft anfeuerte und ihn noch erhizter machte. An einem Tage traf er Valerien unvermuthet bei der Hausthüre allein, er gieng heran, fieng gleich eine lange Unterredung mit ihr an, wo er nicht etwan, wie man doch hätte vermuthen sollen, Valerien Lobsprüche vorsagte; sondern sich selbst rühmte. Kurz, nachdem er mit seiner hohen Geburt, seinen Reichthümern, seiner guten Erziehung und allen seinen übrigen grossen Verdiensten geprahlt hatte, schloß er damit: Madam, ist es Ihnen nun wohl möglich, daß Sie mich nicht lieben müssen? Verstatten Sie mir, ich bitte darum, eine geheime Zusammenkunft, alsdenn werden Sie sehen, was ich vermag.

Es konnte wohl nicht anders seyn, Valeria muste hiebei die Geduld verlieren, und ihm unhöflich, endlich gar grob begegnen; nach einigen Drohungen gieng sie plözlich ins Haus herein, machte schnell die Thüre zu und ließ ihn draussen stehen. Einem Jeden andern, ausser Christophen, würde diese Beschimpfung zurükgeschrekt haben; allein er wurde nun noch beherzter dadurch gemacht, und seine Liebe bekam einen neuen Schwung.

Valeria durfte nirgends hingehen, wo sie nicht sicher wetten konnte, daß Christoph bald nachkommen würde. Gieng sie in die Kirche, so blieb Christoph in jedem Fall nicht lange aus, und stellte sich alsdenn so, daß Valeria ihn immer sehen muste. Fuhr sie in der Stadt herum, so begleitete er sie nebenbei zu Pferde. Machte sie in Gesellschaft anderer Frauenzimmer eine Promenade nach einem Garten vor der Stadt; so dauerte er gewiß nicht lange, so war unser Christoph auch da, machte ihr seine unterthänigste Aufwartung, und sagte ihr das Kompliment vor, das alle Liebhaber ihren Geliebten vorsagen, daß wenn sie ihn nicht bald erhören würde, er vor Liebe sterben müste.

Diese stete Begleitung von einem so unausstehlichen Menschen, ward am Ende Valerien beschwerlich; hiezu kam noch eine gewisse Furcht vor ihrem Mann, welcher in dem Punkt der Ehre äusserst delikat war. Dies beides zusammen genommen brachte sie zu dem Entschluß, die Thorheit des Christophs ihrem Gemahl gerade zu zu entdekken.

Mein lieber Mann — sagte sie in dieser Absicht zu ihm — ich muß Ihnen eine Sache mittheilen, die viele schlimme Folgen nach sich ziehen könnte; doch ehe ich es thue, bitte ich mir von Ihnen eine

Gefälligkeit aus. Sie beſtehet darin, daß Sie die Gütigkeit haben, keine Gewalt zu gebrauchen; ſondern aus der ganzen lächerlichen Sache einen Spaß zu machen. Ich weis, daß es Ihnen nicht an Verſtand fehlt, die Sache von der rechten Seite anzufangen, und ſie zu unſerm beiderſeitigen Vergnügen abzuthun.

Gliſomar verſprach ihr, alles ſo einzurichten, wie ſie es gerne haben wollte.

Darauf erzählte ihm Valeria, daß ſie das Unglük gehabt habe, ſie wüſte ſelbſt nicht wie, dem einfaltigen Chriſtoph Liebe einzuflöſſen. Dieſer Narr — ſagte ſie — fällt mir beſtändig beſchwerlich; ich darf nirgends hingehen, wohin er mir nicht auf dem Fuß folgen ſollte. Ich geſtehe, dieſes iſt mir im höchſten Grade unangenehm, ich wünſchte wohl, daß ich ihn auf eine gute Art mir vom Halſe ſchaffen könnte. Je mehr ich ihm aber auszuweichen ſuche, deſto mehr gehet er mir auf allen Schritten und Tritten nach.

Wir müſſen ihm ſchlechterdings, entgegnete der Mann — einen luſtigen Streich ſpielen, der ſeiner Thorheit angemeſſen iſt; alsdenn ſoll er ſicher nicht weiter zudringlich ſeyn. So bald er Ihnen wieder etwas von Liebe vorſagen wird; ſo ſehen ſie freund-

licher

licher aus, als gewöhnlich und begegnen ihm höflich und können ihm auch durch Nachgeben Hoffnung machen, seine Wünsche bald befriedigt zu sehen. — Was alsdann weiter zu thun ist, will ich Ihnen schon sagen.

Als den andern Tag Valeria da sie eben am Fenster stand, ihren Liebhaber durch die Strasse vor ihrem Hause vorbeigehen sah — täglich mochte er dies einige mal thun — machte sie ihm eine freundlichere Miene als gewöhnliche. Christoph freute sich, wie man leicht vermuthen kann, über diese glükliche Veränderung, weil er noch nie einen so liebreichen Blik von ihr erhalten hatte. Das wuste ich wohl — dachte er bei sich — daß Valeria sich nicht lange halten würde, denn wie wäre es möglich, daß die Reize meiner Person sie nicht bezaubern sollten. Er kehrte so dann schnell wieder um, Valeria kam herunter und erwartete ihn bei der Thüre. So bald er näher getreten war, empfing sie ihm liebreich, mit viel anscheinender Gefälligkeit und Zärtlichkeit. Sie spielte ihre Rolle ungemein gut, so daß Christoph in eine gewisse Entzükkung versezt ward, die ihm ein Stillschweigen geboth, so viel Lust er auch zum Sprechen hatte.

Valeria unterbrach zuerſt dieſes Minuten lange Stillſchweigen. Mein Herr, — redete ſie ihn an — die Kälte, die ich bis jezt gegen Sie geäuſſert habe, rührt nicht aus Mangel meiner Hochachtung und Zuneigung her. Ich that dieſes blos, um Sie auf die Probe zu ſtellen. Dieſe Probe Ihrer Standhaftigkeit haben Sie zu meiner vollkommenen Zufriedenheit ausgehalten. Ich muß Ihnen ſagen, daß ich mit Ungeduld eine Gelegenheit erwarte, um Ihnen ohne Rükſicht beweiſen zu können, wie groß meine Hochachtung und Liebe iſt, die ich für Sie trage. Vor allen Dingen empfehle ich Ihnen aber Verſchwiegenheit und Klugheit, und ich habe zu Ihnen das Zutrauen, Sie werden ſo wohl für mein Leben, als für meine Ehre beſorgt ſeyn. Mein Mann hat zum Unglük viel Verſtand, und daher hält es ſchwer, ihn zu betriegen. Eben deshalb müſſen wir unſere Maasregeln darnach nehmen, und mit vieler Vorſicht dabei zu Werke gehen, damit wir nicht das Unglük haben, entdekt zu werden. Er macht dann und wann eine Landparthie, und vergnügt ſich da einige Tage mit der Jagd; denn iſt für uns die rechte Zeit, uns zu vergnügen. Ich denke ja, es ſoll alles gut gehen; ſo bald mein Mann verreiſen wird, werde ich Ihnen ohne Aufſchub Nachricht davon geben.

Chri-

Christoph machte eine tiefe Vorbeugung und sprach von weiter nichts, als ewiger Treu und Anhänglichkeit. Ganz mit sich zufrieden über den so lange erwarteten glüklichen Ausgang der Sache, und über die so nahe Erwartung eines noch weit grössern Glüks, verlies er Valerien. Indessen stattete Valeria ungesäumt ihrem Mann von ihrer gehaltenen Unterredung mit ihrem Liebhaber, den genausten Bericht ab, als vielleicht noch keine Frau je bei ähnlichen Umständen gethan haben mag. Und nun fieng sie an zu bitten, daß er ihr doch sagen möchte, wie er diese Farce geendigt wissen wollte.

Es ist schlechterdings nothwendig — sagte Glissomir — daß wir irgendwo ein Weibsbild auftreiben, die deine Person vorstellt. Dazu sollte ich denken würde sich sehr bald eine finden, vornemlich wenn sie von einer ansehnlichen Belohnung hört, die sie dann erhält, wenn sie ihre Sache gut macht. Doch eben fällt mir etwas ein — Wir haben ja Curetten bei uns im Hause, die würde ihre Rolle ganz vortreflich spielen. — Curette war eine alte Magd, die im Hause gebraucht wurde, das Küchengeräthe zu scheuern. Dies war sicher die häßlichste Weibsperson in ganz Padua. Ich will nur obenhin ihr Bild

ent-

entwerfen, und rathe allen Lesern und Leserinnen lieber diesen kleinen Absaz ungelesen zu lassen, wenn sie etwas ekelhaft sind.

Curettens Stirn war voller Runzeln, welche schon etwas zurükschrekkendes hatten, hiezu kamen kleine, rothe und triefende Augen, welche tief im Kopf versikt lagen; ihre ziemlich grosse Nase war beständig mit Unreinigkeit angefüllt, welche stets in ziemlicher Menge herabtröpfelte; in dem bis an die Ohren gehenden Mund, hatten sich noch drei Zahne von der scheußlichsten Farbe erhalten, der eine saß mitten im Munde und hatte viel Aehnlichkeit mit einem Wolfszahn, die andern beide sassen in den zwei Winkeln. Ihr Athem hatte nicht den angenehmsten Geruch, sondern scheuchte die Anwesenden bald zurük; der Kopf war beinah ohne Haare, aber dafür mit einem ewigen Ausschlag besezt; vier bis fünf grosse Warzen dienten dem alten Gesicht zu keiner geringen Zierde, und das haarigte spizze Kinn passe ganz vortreflich zu den übrigen Schönheiten. Die groben Hände waren durch das Scheuern und den Frost aufgesprungen; die langen Ohren waren stets mit Unflath angefüllt und die Brüste hatten viel Aehnlichkeit mit zwei nassen Schläuchen, die man

zum

zum troknen ans Feuer ſezt. Das Uebrige mag ſich ein Jeder ſelbſt zu denken, es war ganz nach demſelben Verhältniß.

Dies war der Gegenſtand der Liebe, den Gliſomir für den Chriſtoph wählte; mit dieſer Schönheit wollte er Valeriens Stelle ausfüllen.

Curette — ſagte er lächelnd zu der alten Scheuerfrau, die er hatte rufen laſſen — Curette haſt du Luſt dich zu vergnügen? Ich kenne einen jungen liebenswürdigen Menſchen; er iſt gewiß einer von den ſchönſten in der Stadt, der wird ſicher gut genug für dich ſeyn —

Für mich! — entgegnete haſtig Curette — ich weiß nicht, ob Sie mit mir ihren Spaß treiben wollen. Aber ich bin wahrhaftig nicht ſo alt, noch ſo häßlich, daß ich nicht einem jungen Menſchen Liebe einflöſſen könnte. Zweifeln Sie nicht, daß ich meine Rolle gut ſpielen ſollte. Der Liebhaber — er mag auch ſeyn, wer er will, ſoll ſicher mit mir zufrieden ſeyn.

Gliſomir und Valeria glaubten jezt vor Lachen zu plazzen. Der erſtere ſagte ihr, ſo bald er ſich in etwas wieder erholt hatte: weil ſie ſo viel Zutrauen

zu sich selbst hätte, so möchte sie sich nur bereit halten, doch dürfte sie keinem Menschen etwas davon sagen, wenn sie nicht seine höchste Ungnade befürchten wollte. Zur Belohnung für ihre treue Dienste versprach er ihr einen neuen Anzug. — So viele schöne Hofnungen und Erwartungen, wo von sie sich nie etwas hatte träumen lassen, verursachten bei Curetten, wie man sich leicht vorstellen kann, eine über grosse Freude.

Den andern Tag ließ Valeria von zwei von ihren Mägden, für Curetten ein Bad zubereiten; diese musten der Alten den ganzen Leib mit wohlriechenden Kräutern scharf reiben und die Ohren reinigen. Nach Tische machte Glisomir alle Anstalten zu einer Reise aufs Land und einer Jagdpartie; die Bedienten musten die Pferde sattlen und alles Jagdzeug in Bereitschaft halten. Kaum war er abgereist, so stellte sich Valeria an die Hausthüre, um ihren Liebhaber zu erwarten, der schwerlich einen Tag vorbeigehen ließ, an dem er nicht einige mal vor ihrer Wohnung vorbeigehen sollte. Diesmal durfte sie nicht lange warten, nach Verlauf von etwan einer Viertelstunde erschien er. Kaum erblikte er sie in der Entfernung, so machte er ihr auch schon eine tiefe

Ver-

Verbeugung. Sehr bald kam er auf die Hauptsache, und erkundigte ſich bei ihr, ob denn nicht bald der glükliche Augenblik erſcheinen würde, daß er ſie ganz beſizzen würde. Ich verſchmachte beinah, Madam, — fügte er hinzu — das Leben wird mir zur Laſt, wenn ſie nicht bald Mitleiden mit mir haben.

Sie ſind gerade zur rechten Zeit gekommen — entgegnete Valeria — denn endlich iſt der ſo lang gewünſchte Tag nun einmal da, an dem wir glüklich ſeyn ſollen. Eben jezt iſt mein Mann über Land gereiſt, die meiſten von unſern Bedienten ſind in ſeiner Begleitung: Wie er ſagt, will er nur zwei Tage ausbleiben, ja wenn es auf mich ankäme, wollte ich wohl, daß zwei Monate daraus würden. Machen Sie ſich alſo nur auf heute Abend bereit. Ich werde meine Domeſtiken bei guter Zeit zu Bette ſchikken und Sie können ſich ſo einrichten, daß Sie etwan um eilf Uhr hier ſind. Die äuſſere Thüre werden Sie offen finden; ſie dürfen nur dreuſt, aber ganz leiſe hereingehen und müſſen mich hier unten in dieſem Saal erwarten, in dem Fall, wenn ich nicht gleich da ſeyn ſollte. Ich komme ſicher im Augenblik, aber nehmen Sie ſich ja in Acht zu

ſpre-

ſprechen, damit wir nicht von meinen Leuten entdekt werden, die doch aller getroffener Behutſamkeit ungeachtet, horchen könnten.

Madam, — erwiederte Chriſtoph — ich werde Stunden und Minuten zählen. Verlaſſen Sie ſich darauf, ich komme ſicher zu der von ihnen beſtimmten Zeit. Leben Sie wohl, meine beſte, leben Sie wohl, meine Göttin.

Darauf trennten Sie ſich — Curette wurde augenbliklich ins Zimmer ihrer gnädigen Frau gerufen. Hier fand ſie zu ihrem Anzuge, um ihre Rolle wenigſtens dem Aeuſſern noch bis zur höchſten Wahrſcheinlichkeit zu ſpielen, alles, was dazu erforderlich war; ein ſchönes feines weiſſes Hemde mit brabanter Spizzen beſezt; ein damaſtenes Kleid von Coinleur de feu, ganz mit goldenen Borten garnirt. Valeria gab ſich ſelbſt mit dem Anzuge dieſer liebenswürdigen Göttin ab. Da ſie ihr das Kleid zuſchnürte, hob ſie ihr die Brüſte in die Höhe, und machte ſie durch ihre Geſchiklichkeit etwas hart. Der kleine Mantel, der nach den damaligen Sitten, über den ganzen Anzug umgeworfen ward, war von blumigten Stof, der ſehr gut ins Auge fiel. Ihr

Fuß-

Fußwerk ſtimmte mit dem übrigen Staat vollkommen überein: grüne ſeidene Strümpfe und bordirte Schue nahmen ſich recht gut dazu aus. - Der alte Kopf muſte auch völlig umgeſchaffen werden; eine Haartour von ſchönen blonden Haaren, die ihr aufgeſezt ward, veränderte gleich das Ganze, und der prächtige Kopfputz vollendete endlich die Schönheit. Nun fehlten noch einige Kleinigkeiten. Eine Schnur ſchöner Perlen zierte den Hals, Armbänder die Aerme und reiche Ringe prangten an den Fingern; zulezt zog ſie ihre ſpaniſche Handſchue an, die durch und durch parfümirt waren.

Man kann ſich leicht vorſtellen, daß Bliſomir, der bereits wieder durch einen Umweg in die Stadt und durch den Garten in ſein Haus gekommen war, und ſeine Frau Gemahlin beinah vor Lachen hätten zerſpringen mögen, als ſie dieſe alte Schachtel gleichſam verjüngt ſahen, wozu der prachtvolle Anzug nicht wenig beitrug. Ihr ganzes Anſehen hatte dabei ſo etwas lächerliches und Dummes; und ihre Gebehrden ſtimmten ſo wenig mit dem Schimmer ihres Anzugs überein, daß man nichts beſſer kontraſtirendes ſich denken konnte. Valeria wollte ihr zwar angewöhnen, daß ſie ein gewiſſes Air annehmen ſollte,

das mit dem ihrigen einige Aehnlichkeit hätte; allein es glükte der Alten so wenig, daß da sie es würklich anzunehmen suchte, Blisomir mit seiner Frau darüber beinah vor Lachen erstikt wären. — Den bei Curetten aus dem Halse gehenden üblen Geruch, suchte Valeria in etwas durch Muscaten zu vertreiben, welche sie ihr zu kauen gab. — Curette ward nun unten in dem zum Liebeskampf bestimmten Saal gebracht, etwan eine halbe Stunde vor der angesezten Zeit.

Indessen warf sich auch Christoph in den Staat. So bald er Valerien verlassen hatte, ging er geradeswegs nach Hause. Sein Koch erhielt sogleich den gemessensten Befehl ihm zum Abendessen nur eine Pastete zu bereiten, hierein müsten aber eine Menge Gewürz, stärkende und stimulirende Sachen gethan werden. — In wenigen Stunden war das Abendessen fertig, gerade wie er es wünschte; und er aß und trank mit vielem Apetit. Darauf ließ er ein weisses, feines Hemde mit den schönsten Spizzen besezt wohl parfümiren und zog es an. Doch vorher parfümirte er sich den ganzen Leib vom Kopf bis zu den Füßen mit einem sehr theuren und kostbaren Wasser, darauf ließ er sich rasiren und die Haare einpudern.

dern. An diesem Ehrentage zog er ein durch aus gestiktes Kleid an, sezte einen Federhut auf und der Mantel den er über hieng, waren von feinen Tuch ganz mit Gold besezt. In diesem Aufzug warf er sich auf einen Sopha, und erwarte mit der grösten Ungeduld die Stunde, die ihm Valeria bestimmt hatte. Hundertmal stand er auf und sah nach den Penduluhr, die auf einem kleinen Tisch unter dem Spiegel stand, ob die Stunde noch nicht da wäre. Ein jeder Augenblik däuchtete ihm eine Stunde, und die Stunden däuchteten ihm Jahrhunderte zu seyn. Woran denkst du, Phöbus, sagte er, warum treibst du deine Pferde nicht besser an, daß sie etwas schneller laufen? und woher kommt es, woher komme es o Nacht! daß du so langsam erscheinst.

Da er nun immer näher die Zeit heranrükken sah, und eben nicht mehr lange warten durfte, prieß er sich glüklich, welche Seligkeit er nun gleich geniessen sollte. Ich bin wahrlich — sagte er der glüklichste unter allen Liebhabern, da ich nun eben auf dem Punkt bin, in dem Besiz der schönen Valeria das Uebermaß von Seeligkeit zu empfinden! Kann wohl ausser mir ein Mensch auf der Welt sich eines solchen Glüks rühmen? Valeria kann als ein Schaz

von Schönheit angesehen werden, den das Glük eben so gut für mich als für den Glisomir aufbewahret hat. Sie ist nicht eine von den gewöhnlichen Schönheiten, die sich allen jungen Edelleuten von selbst anbiethet, sie ist weit über diese erhaben; — aber was ist wohl über den Christoph erhaben! — Muth, meine Lebensgeister ermuntert euch, und erfreut die anbethungswürdige Valeria mit Wonne!

Jezt stand er wieder auf, und sah an der Uhr, daß die Zeit eben vorflossen war. Hastig nahm er Degen und Handschue und gieng ohne alle Begleitung zu seiner Gebietherin. Die Hausthüre fand er offen, und da gieng er verabredeter Massen unten in den Saal. Hier fand er Curetten, Valerien vorstellend auf einem Sopha sizzend an. Der Mond schien zum Glük damals, durch die überdies zum Theil zugemachten Fensterladen, nur sehr schwach, und dies Schimmerlicht ließ dem Christoph blos den glänzenden und blendenden Anzug seiner vermeinten Gebietherin sehen. Daher kam es, daß Christoph, dessen ganze Einbildung mit Valerien angefüllt war, auch nicht im mindesten zweifelte, daß sie es nicht selbst seyn sollte. Er sahe Curetten jezt nicht so genau an, als er vor einigen Stunden Valerien in die

Augen

Augen gesehen hatte; denn sonst würde er sehr bald die Betriegerei entdekt haben; die Farce würde verdorben seyn, und unsere ganze Erzählung könnte nicht existiren. Da er aber Curetten gerade zu für Valerien hielt, so umarmte er sie, nach der gewöhnlichen Verbeugung, feurig, und küste sie mit aller Zärtlichkeit. Als denn nahm er sie in seinen Arm, und trug sie aufs Bette, wo diese beiden Verliebten, Wunderdinge zusammen verrichteten —

Glisomir und Valeria hatten sich unterdessen hinter den Bettgardinen verstekt, wo sie ihr Vergnügen daran fanden, diese Farce spielen zu sehen. Einigemal war Valerie auf den Punkt in helles Lachen auszubrechen, wenn nicht ihr Mann noch zur rechten Zeit sie bei der Hand gefaßt und mit vieler Mühe davon zurük gehalten hätte.

Jezt wurden sie aufmerksam gemacht, da sie hörten, wie Christoph ganz leise zu der verstellten Valerien sagte: Wann ehe werden wir, meine Beste, frei mit einander umgehen können? Liebenswürdige Valeria, Sie haben nur zu befehlen, und ich werde allezeit gehorchen. Wollen Sie indessen dies kleine Geschenk, als ein Unterpfand meiner Liebe von mir annehmen? Wobei er einen Ring ihr von seinem Finger zog, und ihn Curetten an den Finger stekken

wollte. Doch Curettens Finger waren gegen dieſen Ring viel zu groß und er konnte ihn nicht herauf bringen. Er bath aber doch unterthänigſt, ihn anzunehmen; welches ſie ohne Bedenken that.

Da Chriſtoph einmal zu reden angepfangen hatte, hielt es Curette für unhöflich, wenn ſie ſchwieg. Es iſt auch beinah ein halbes Wunder, ein Frauenzimmer zu ſehen, die ſchweigt; zumal wenn ſie von einem Andern zum Reden aufgefordet wird. Zum Unglük ſtotterte Curette beim Reden, und ſprach auch etwas rauh; zwei Umſtände, welche dem Chriſtoph die Betrügerei ſogleich entdekken muſte.

Zuerſt bedankte ſie ſich für den Rubin. Hernach bath ſie ſich vom Chriſtoph einen Gefallen aus, wodurch er beinah die ganze Paſtete, und alles was darin war, ausgeſpien hätte. Mein Herr — ſagte ſie zu ihm — Sie würden ſich mir unendlich verbinden, wenn ſie die Gütigkeit hätten, mir ein Mittel zu ſagen, wie ich mir den Erbgrind vertreiben könnte.

Chriſtoph ſprang in der gröſten Hizze auf, öfnete einen Fenſterladen, um dieſe Gründigte zu ſehen, mit den er ſo ſchön careſſirt hatte. Zu ſeinem gröſten Erſtaunen ſah er in die Häslichkeit ſelbſt. Doch bemerkte er zum Glük werde Oliſomir nach Valerien.

So

So bald er dies gräßliche Schauspiel gesehen hatte, überfiel ihm ein kalter Schauer, er glaubte bei einem Schattenbilde geschlafen zu haben. In der Eil nahm er seinen Degen und Hut, und lief fort. — Curette lief ihm nach — Christoph verdoppelte seine Schritte. Warum laufen Sie weg — rief sie ihm nach — mein liebes Kind! Haben Sie nicht bei mir alles, was Sie nur wünschen! — Aber Christoph ließ sich durch nichts aufhalten. —

Glisomir und Valeria kamen nun auch aus ihrem Winkel hervor, und Curette bedankte sich bei ihnen, daß sie ihr einen so schönen Liebhaber verschaft hätten. Doch weis ich nicht — sagte sie — was ihm muß zu Leide geschehen seyn; ob ihn der Mond weggebracht hat. Denn so bald er nur den Mond sah, lief er geschwind weg, ohne ein Wort zu sagen. Dies kommt mir um desto wunderbarer vor, da er mir doch kurz vorher so viele Proben seiner Zärtlichkeit und Liebe gegeben und mir diesen schönen Rubin zum Geschenk gemacht hat. So viel weis ich ganz sicher, daß er mit mir sehr zufrieden ist, und ich zweifle daher nicht, daß er mich bald wieder umarmen wird.

Auch ich würde mit ihm zufrieden seyn, wenn er nicht so schnell weggelaufen wäre, ohne einmal Abschied zu nehmen. Ach! was ist dies für ein herrlicher

licher Junge, in ganz Italien muß nicht ein so schöner junger Herr seyn Er hat mich wenigstens auf zwanzig Jahr verjüngt.

Hier glaubten Olisomir und Valeria vor Lachen zu sterben; dieser lezte Auftritt schien ihnen das beste von der ganzen Farce zu seyn.

Weil sich Christoph auf die Art selbst genung bestraft und betrogen hatte, liessen sie es dabei bewenden und trieben die Sache nicht weiter. — Nun ward Valeria von diesem Beschwerlichen nicht weiter beunruhigt. Man sah ihn nicht einmal durch ihre Straße gehen; und traf er sie ja von ohngefehr in Gesellschaft an, so verließ er diese augenbliklich unter einem wahrscheinlichen Vorwand.

Olisomir konnte auf keine bessere Art den Liebhaber seiner Frau bestrafen, weil alles ohne Blutvergiessen ablief. Als ein kluger Mann machte er aus der ganzen Sache einen Spaß, der ihm zur Belustigung diente; da ein Einfältiger sich vielleicht schlimme Händel dadurch würde zu gezogen haben.

Siebente Erzählung.

Der Profeſſor und der Student,

oder

der auf Koſten des Lehrers

ertheilte Unterricht in der Kunſt

zu lieben.

Eine drollige Geſchichte.

Zwei junge Edelleute hatten von ihrer zarteſten Jugend an, eine Freundſchaft und Vertraulichkeit geſchloſſen, die ſo genau und innig war, daß ſie keine Geheimniſſe für einander hatten. Rom war ihre gemeinſchaftliche Vaterſtadt. Der eine hieß Lucius, der ander Camillus.

Nachdem ſie auf Schulen den erſten Grund zu den Wiſſenſchaften gelegt hatten, wollten ſie eine Univerſität beziehen. Sie wählten Bologna. Gemeinſchaftlich traten ſie dahin ihre Reiſe an. Unterwegens begegnete ihnen nichts Merkwürdiges, was meine Leſer zu wiſſen verlangten. Ohne alle Gefährlichkeit kamen ſie in Bologna an. Gemeinſchaftlich bezogen ſie hier eine Wohnung. Lucius ſtudirte die Rechte, Camillus die Heilkunde. — Drei Jahr lang hatten

ſie

sie sich bereits mit solchem Fleiß und so sichtbaren Fortschritten auf die Wissenschaften gelegt, daß sie allen ihren Commilitonen zum Muster dienen konnten. Camillus hatte nun seine Studien geendigt und war im Begriff nach Rom zu reisen; Lucius muste aber den Winter über in Bologna bleiben, wenn er völlig fertig seyn wollte.

Die Trennung wäre für beide schmerzhaft gewesen; Lucius wandte daher alle Rednerkünste an, die ihm Liebe und Freundschaft eingaben, seinen Freund zu bereden, noch den Winter auszuhalten, damit sie im Frühjahr zusammen wieder in ihr Vaterland reisen könnten. Camillus durch die Bitten und Thränen seines Freundes bewegen, ließ sich endlich bereden, bis aufs Frühjahr zu warten. Camillus studirte vor sich; da es ihm aber an gewöhnlichen Beschäftigungen fehlte, weil er nicht weiter die Collegia besuchte, wollte er diese müssigen Stunden mit etwas anderm ausfüllen.

Als er wenig Tage nachher seinen Lehrer besuchte, äusserte er den Wunsch, ob er ihm nicht in einer andern Wissenschaft Unterricht geben wollte. Die innige Freundschaft — sagte er zum Professor der Medicin — die ich für den Lucius habe, verbindet

mich,

mich, noch bis den Frühling hier zu bleiben. Ich wünschte wohl während dieser Zeit, in einer schönen Wissenschaft unterrichtet zu werden. Wollten Sie Herr Professor die Gefälligkeit über sich nehmen, mir darin Unterricht zu ertheilen? Herzlich gern — war des Professors Antwort — zu einer jeden Unterweisung bin ich bereit, die Ihnen nur gefällig ist.

In der Kunst zu lieben — versezte Camillus — bin ich nur ein Anfänger, ich wünschte sie wohl kunstmäßig zu erlernen.

Bei Gott! rief der Professor mit Bewegung aus — das ist wahrhaftig eine schöne Kunst, die ihre Regeln und Grundsäzze hat! mit der Politik stehet sie gewisser Maaßen in Verbindung. Sie haben gerade eine Wissenschaft getroffen, worin ich mich besonders vieler Erfahrungen rühmen kann. Gern übernehme ich diesen Unterricht. Folgen Sie nur dreist meinen Vorschriften, wenn Sie darin eben so weit kommen wollen, als ich.

Womit muß ich denn den Anfang machen? — fragte Camillus hastig —

Gehen Sie — entgegnete der Professor — an einem Sonntage oder noch besser an einem Festtage,

in die Kirche der Franciskaner, wenn das Hochamt gehalten wird. Hier versammeln sich alle Schönheiten der Stadt; selbst die Damen blieben nicht weg, welche noch einigen Anspruch auf Schönheit zu machen glauben. Sie, als ein schöner junger Mensch, haben hier die freie Wahl, sich diejenige auszusuchen, die Ihnen am besten gefällt. Deßhalb müssen Sie sich einen solchen Stand aussuchen, wovon Sie alle Schönheiten und Nichtschönheiten mit einem Blik übersehen können. So bald sie sich eine nach Ihren Wünschen gewählt haben, müssen Sie beim Herausgehen aus der Kirche diesem Frauenzimmer auf dem Fuß nachgehen, sie nicht aus dem Gesicht lassen, bis Sie ihre Wohnung wissen; alsdenn kommen Sie zu mir, und holen sich neue Verhaltungsvorschriften.

Den folgenden Sonntag gieng Camillus bei guter Zeit in die Kirche, er stellte sich so, daß er die Damen sehen konnte und von ihnen gesehen ward. Eine fiel ihm besonders auf, sie hatte vor vielen andern etwas auszeichnendes. Mit einem runden Gesicht und schwarzen Augen vereinigte sich ein zarter und lebhafter Teint; der Mund war klein und wohl gemacht; der volle Busen gleich zweien alabasternen Aepfeln; die Taille war nur mittelmäßig, aber wohl

gebil-

gebildet. Mit einem Wort dies Frauenzimmer war ein Abriß aller Reize und Vollkommenheiten; daher man sich nicht wundern darf, daß Camillus sie augenbliklich liebte, so bald er sie nun sah. Stillschweigend und unmerklich begleitete er sie aus der Kirche, und verlor sie nicht ehe aus dem Gesicht, bis sie in ihr Haus hereingegangen war. Die Dame bemerkte ihn sehr bald in der Kirche, die schmachtenden Augen, womit er sie anblikte, brachte sie schnell auf die Vermuthung, daß er sie liebe; sie hatte ihn schon vorher geliebt; und dieser aufsteigende Gedanke kam zur Gewisheit, so bald sie merkte, daß die schnelle und auf dem Fuß folgende Begleitung, nicht so ganz umsonst seyn dürfte.

So bald Camillus seine erste Lektion geendigt hatte, begab er sich augenbliklich zum Professor, um sich von ihm neue Vorschriften geben zu lassen. Der Lehrer freute sich, daß sein Schüler so bald seine Regeln faßte und hörte mit keinem geringen Vergnügen die Erzählung seines jungen Freundes. Nun bekam er neue Instruktion: Gehen Sie — sagte der Professor — einigemal bescheiden und anständig vor dem Hause der Dame vorbei, die Sie so ganz bezaubert hat. Sollte sie eben am Fenster stehen, fuhr er fort,

so machen Sie ihr mit aller der Ehrebiethung, die ihr Stand fordert, eine tiefe Vorbeugung; noch mehr müssen Ihre Augen sprechen. Sie können sich hier in diesem grossen Spiegel vorher im Augen- und Mienenspiel exerciren; daß Sie mit aller Stärke die Leidenschaft ausdrükken können, die Sie für dies Frauenzimmer haben. Doch müssen Sie sich vorher genau umsehen, ob Sie auch allein in der Strasse sind; damit nicht ein anderer, ohne ihren Willen, etwas von Ihrem geheimen Verständniß merke, welches Ihnen schlimme Händel zuziehen könnte. — Machen Sie ihre Sache gut, und besuchen mich gleich wieder, so bald diese zweite Lektion vorbei ist.

Der hizige Liebhaber befolgte genau die Vorschriften seines Lehrmeisters. Er gieng bescheiden vor dem Hause seiner Gebietherin vorbei; warf ihr meisterhaft verstohlene Blikke zu, als wenn er schon viele Jahre in der Kunst zu lieben initiirt worden wäre, und machte ihr mit vielem Anstande und aller Würde eine tiefe Verbeugung. Dies that er mit so viel Achtung und Ergebenheit, und wuste es auch gerade zu einer Zeit zu treffen, als fast Niemand durch die Strasse gieng. Camillus, welcher sehr gut aussah, hatte das Glük dieser Dame zu gefallen, wie

ich

ich schon vorher gesagt habe. Sie sah ihn starr an, mit einem schmachtenden und zärtlichen Auge, ihre Blikke waren feurig und die Gegenverbeugung, die sie ihm machte war äusserst verbindlich. Alles sagte ihm nur mehr denn zu deutlich, daß die Dame seine Liebe erwiederte — Er betrog sich auch wahrhaftig nicht!

Ganz voller Freude, über den erwünschten Ausgang seiner zweiten Lektion, lief er schnell zum Professor hin, und erzählte ihm sein Glük. Der Professor freute sich, das alles so gut gieng und versprach ihm den besten Fortgang seiner Liebschaft. —

So weit — sagte er zu ihm — ist alles vortreflich gegangen, nun müssen Sie sich schriftlich an die Dame wenden. Ihre Schreibart muß eben so feurig seyn, wie Ihre Liebe. Fliessend und bilderreich müssen Sie sich ausdrükken. Diesen Brief geben Sie zur weitern sichern Bestellung einer von den Weibern, welche mit allerhand Galanteriewaaren zu hausiren pflegen, und die unter diesem Vorwande bei den schönsten Damen sehr leicht einen Zutritt haben.

Camillus schreibt den empfindsamsten Liebesbrief, miethet ein solches Weib, um ihn der Dame zu übers

bringen. Sie überbringt ihn. Allein die Dame will von dergleichen Kuppeleien nichts wissen; sie schimpft sie eine Unterhändlerin und Gelegenheitsmachern; nimmt den Brief nicht an und drohet noch überdies sie aus dem Hause werfen zu lassen, wenn sie nicht gleich gehen würde. Für wen haltet ihr mich, alte Kuplerin — sagte sie — ich bin eine ehrliche Frau, und werde mich nie in dergleichen Liebeshändel einlassen. Das dürft ihr nur dem sagen, der euch abgeschikt hat.

Die gute arme Frau muste befürchten übel behandelt zu werden, wenn sie sich noch lange aufhalten wollte. Sie nahm in der Eil ihre Waare und lief weg. Dem Camillus gab sie davon so gleich Nachricht, und erzählte ihm alles, versteht sich noch mit weit mehr Umständen, was ihr begegnet war. Darüber wurde der arme junge Mensch nicht wenig erschrokken: er hielt jezt die Dame für zu keusch, als daß sie sich mit Jemand in ein Liebesverständniß einlassen würde.

Traurig und niedergeschlagen gieng er zum Professor hin erzählte ihm in einem jammernden Ton das Geschehene. Darüber dürfen Sie sich nicht grämen — war des Professors Anwort — der Baum

fallt

fällt nicht beim ersten Schlag. Gehen Sie noch einmal vor dem Hause Ihrer Gebietherin vorbei; und geben Sie genau auf die Miene Achtung, die sie machen wird. Vergessen Sie aber nicht, mir von Ihrem Abentheuer Rapport abzustatten.

So gesagt, so geschehen. Der Liebhaber fast jezt Muth, und macht noch einmal eine Promenade vor der Wohnung seiner Erwählten. Kaum siehet ihn die Dame, so giebt sie auch schon ihrem Kammermädchen den genessensten Befehl, dem Liebesritter auf dem Fuß nach zu gehen, und ihm zu sagen; er möchte gegen Abend an die Gartenthüre kommen, sie habe mit ihm etwas zusprechen.

Ein Kammermädchen, die sich in der Gunst Ihrer Gebietherin nur etwas lange erhalten will, muß klug, listig, verschlagen und verschwiegen seyn. Mit diesen Eigenschaften muß sie auch eine gewisse Fertigkeit besizzen, sich aus den verworrensten Händeln mit leichter Mühe heraus zu wikeln. Sie muß einen jeden Wink ihrer Gebietherin verstehen und die Räthselsprache zu entziffern wissen. Dies Mädchen war ganz vortreflich dazu abgerichtet.

Sie eilte schnell, um noch vor des Camillus Ankunft sich an eine offene Kirche stellen zu können. So

bald Camillus hier vorbei gieng, sagte sie sachte zu ihm. Kommen sie hier herein, mein Herr, ich habe Ihnen etwas zu sagen, daß Ihnen angenehm seyn wird.

Camillus läßt sich dies nicht zweimal sagen. Mit Freuden gehet er in die Kirche und das Mädchen kommt bald nach. Nun stellten sie sich beide an einen abgelegenen Ort hin. Das Kammermädchen eröfnete ihm jezt das, was sie ihm von Seiten ihrer Gebietherin sagen solte; und bath ihn mit vieler Artigkeit, sich ja an dem bestimmten Ort einzufinden. Man kann sich leicht vorstellen, ganz außer sich von Wonne war, und mit ganzem Herzen versprach, daß er die Befehle ihrer Gebietherin befolgen, und zur bestimmten Stunde ganz gewiß erscheinen würde.

Doch ehe es Nacht wurde, besuchte er noch einmal seinen Lehrer; er glaubte doppelt verbunden zu seyn, seinem Freunde nicht nur von dem Vorgefallenen Nachricht zu geben, sondern ihm auch an seinem so unerwarteten Glük Theil nehmen zu lassen; da er diesen guten Erfolg ganz allein dem zwekmäßigen Unterricht des Professors zu verdanken hatte.

Der Professor schlief bei der jezzigen Jahrszeit, da die Tage kurz waren und er seine Kollegia bei Licht lesen muste, in dem Akademiehause. Camillus muste daher immer hier her gehen, wenn er den Professor sprechen wollte. Der Professor schien über den unvermutheten glüklichen Fortgang der Liebe des Camillus sehr vergnügt zu seyn. Aber kaum hatte ihn Camillus verlassen, so bemächtigte sich seiner die Eifersucht, eine Leidenschaft die vorzüglich in Italien beinah über alle Menschenkinder ihre traurige Herrschaft verbreitet hat.

Da nur noch Camillens Liebe im Keim war, hatte der Professor schon eine Vermuthung, daß vielleicht gar seine eigene Frau dieser Gegenstand der Liebe seyn möchte. Nach und nach schlug er sich zwar diese traurige Vorstellung wieder aus dem Sinn. Aber jezt da würklich Camillus auf heute zu einer geheimen Zusammenkunft mit der Dame die er liebte bestellt war, nahm der Verdacht des Professors immer mehr zu; und zulezt schwebte ihm diese ganze Vorstellung so lebhaft vor, daß er sich thörichter Weise einbildete, daß es fast unmöglich sey, daß diese Geliebte ein anders Frauenzimmer seyn könnte, als seine eigene Frau.

Der gute alte Mann wuste es leider zu gut, daß seine Frau eine gegründete Ursach hatte, sich über ihn zu beklagen, weil er sie nicht mehr völlig befriedigen konnte. Er wuste es zu gut, daß eine Frau in ihrer Lage sich gern bei andern um Beistand umsieht. Daher zweifelte er gar nicht mehr, daß der junge Liebhaber sein Schüler, auf seine eigene Unkosten die Kunst zu lieben erlernte. Die Sache war nun freilich noch von Seiten des Professors zu hintertreiben. Nun muste er erst Gewisheit haben, ob er sich nicht selbst in der Person irrte. Das Beste war, dem Camillus Schritt vor Schritt nachzugehen. Camillus seiner Seits bewafnete sich mit Degen und Gift, um sich gegen alle Gewaltthätigkeiten und Beleidigungen zu vertheidigen.

Kaum war der Liebhaber an der Gartenthür, als man sie öfnete und ihn herein lies. Mit offenen Armen empfing ihn die Dame, und gab ihm die zuverlässigsten Beweise von der Aufrichtigkeit ihrer Zuneigung. Mein Herr — redete sie den Camillus an — seit einiger Zeit bemerkte ich mit vielem Vergnügen, daß Sie die Gütigkeit für mich haben, mich zu lieben. Sie können versichert seyn, daß Sie Ihre Liebe, wieder einer Undankbaren, noch einer Grausamen

ſamen geſchenkt haben. Wir wollen beide die Liebesglut löſchen und Vergnügungen genieſſen, welche ſelbſt die tapferſten Helden beſiegen. Sie werden es mir nicht übelnehmen, — fuhr ſie fort — daß ich Ihren Liebesbrief ſo ſchlecht aufnahm. Ich muſte ſo handeln, wenn ich nicht ſelbſt Gelegenheit geben wollte, daß unſere Liebe entdekt werden konnte. Denn die meiſten Liebesbriefträgerinnen ſind im Grunde ſchlechte Seelen.

Das Kammermädchen verſchloß die Thüre vorſichtig, und die Dame führte den Camillus in ihr Schlafzimmer. Daſelbſt erhielt Camillus, nach vorhergegangenen wechſelſeitigen Liebkoſungen, die lezte Gunſtbezeigung von ſeiner Gebietherin. Der Profeſſor hatte den Camillus in ſeinen Garten hereingehen ſehen, und ſeine Vermuthung einer Untreue ſeiner Gemahlin, ward nun Gewißheit. Die Eiferſucht drükte ihm beinah das Herz ab, und brachte ihn bis zur Verzweiflung.

Anſtatt an die Thüre zu klopfen, begab er ſich nach dem Akademiehauſe in der gröſten Eil zurük, um Waffen zu holen, damit er dem das Leben nehmen könnte, der ihm ſeine Ehre rauben wollte. Da

aber

aber unglüklicher Weise das Akademiehaus von seinem eigentlichen Wohnhause ziemlich entfernt war, so blieben seiner Frau und dem Liebhaber noch Zeit genug übrig. Indessen der Mann wüthend auf Rache bedacht war, befriedigten sie in aller Stille ihre Leidenschaft. Endlich kömmt der Professor bewaffnet wieder zurük; als Herr klopfte er nicht unsanft an die Thüre. Die Magd siehet zum Fenster heraus, erkennet sogleich die Stimme ihres Herrn und meldet es ihrer Frau augenblitlich.

Man kann sich leicht vorstellen, welche Verwirrung, welche Unordnung, welcher Wirwarr da entstand. Die Magd muste sich folgender List bedienen, um ihrer Frau Zeit zu lassen den Liebhaber zu verbergen. Als jene mit vieler Schnelligkeit die Treppe herunter lief, stellte sie sich, als wenn sie unversehens fiel. Bei diesem vergeblichen Fall löschte natürlicher Weise das Licht aus. Daher muste sie es wieder anzünden, welches alles Zeit wegnahm. Indessen bekam die Schöne so viel Zeit, daß sie den Liebhaber völlig in Sicherheit bringen konnte. Der Professor fahrt ohne Aufhören fort, aus Leibeskräften anzuschlagen, bis endlich die Magd ihm schnell die Thüre öfnet. Sie stellte sich bei Oefnung der-

sel-

ſelben, als wenn ſie ſehr beſchädigt wäre. Mit dem Degen in der Hand fährt der Profeſſor vor Zorn ſchnaubend ins Haus und läuft ſchnell nach dem Zimmer ſeiner Frau hin; ſtolz und aufgebracht frägt er ſie augenbliklich: wo der junge Liebhaber wäre, den er zur Gartenthüre hätte hereingehen ſehen?

Seine Frau machte große Augen, ſchien ſich über ſeine ſeltſame Einfälle zu wundern, und ſagte ihm ganz trokken, daß kein Menſch weiter im Hauſe ſey, als ſie ſelbſt und ihr Kammermädchen; wollte er ihr dies auf ihr Wort nicht glauben, ſo ſtünd ihm frei, überall herum zu ſuchen; ſo bald er ſeinen Verdacht gegründet fände, unterwürfe ſie ſich gern einer jeden ihm ſelbſt beliebigen Strafe. Darauf nahm der gute Mann ein Licht und ſuchte überall. Seine Eiferſucht bracht ihn in alle Winkel des Hauſes; ſeinem Nachſuchen blieb kein Plázchen auf dem Boden, im Keller und im Garten undurchſucht. Und als er nun überall nichts fand; ſo verdoppelte ſeine Frau ihre Verſicherungen und Betheurungen ihrer Unſchuld mit viel Gelaſſenheit. Sie begleitete ihn mit einem andern Licht in der Hand überall, und wollte ihn überreden, daß das was er geſehen hätte etwan ein Geſpenſt, oder ſonſt irgend eine Verblendung müſſe geweſen ſeyn.

Der

Der Eifersüchtige stekte ganz ruhig den Degen wieder in die Scheide und gab das Licht der Magd. Zum Glük für seine Frau Gemahlin und den jungen versteckten Liebhaber bildete er sich ein, daß er bei der Dunkelheit der Nacht und der weiten Entfernung leicht die Hausthüre seines Nachbars für die seinige hätte halten können. Mit dieser beruhigenden Vorstellung begab er sich wieder nach dem Akademiehause, in der Hoffnung, daß er morgen mehr Aufklärung über diese Sache von seinem Schüler erhalten würde.

Camillus wurde jezt aus seinem Gefängniß herausgelassen, die Thüren gut verschlossen und man bereitete eine schöne Abendmahlzeit. So bald diese fertig war, sezte man sich zu Tische, vom Tische gings zu Bette; wo die Dame und der Liebhaber die Nacht auf das Angenehmste verbrachten. Nachdem sie ermüdet waren, ohne genug gesättiget zu seyn, schliefen sie bis an den Morgen. So bald der Tag anbrach, war Camillus auf seine Entfernung bedacht; er muste der Schönen heilig versprechen, in der folgende Nacht wiederzukommen.

Der Liebhaber hatte noch einige Geschäfte zu besorgen; nach Endigung derselben begab er sich gleich

zum

zum Professor. Er erzählte ihm sehr beredt die Vergnügungen, welche er in der vorigen Nacht bei seiner Gebietherin genossen hätte; verschwieg auch nicht die Unruhe und die Verwirrungen, worin ihn und seine Geliebte die närrischen Verfolgungen eines eifersüchtigen Ehemannes gesezt hätten. Der Professor muste nun schon bei dieser schlimmen Geschichte eine freundliche Miene machen; er fragte ganz gelassen, wo man ihn denn versteckt hätte. Unter einer Diele im Wohnzimmmer meiner Gebietherin — war des Camillus Antwort. — Er brach nun ab und sprach von den vielen Verbindlichkeiten, die der Professor ihm erwiesen; daß er es blos seinem Unterricht zu verdanken hätte, daß ihm eine Dame einen freien Zutritt verstattete, deren Schönheit alle übrige Schönheiten der Stadt überträfe. Das Uebermaaß seiner Wonne ließ ihn sogar sagen, daß selbst die Göttin der Liebe und der Schönheit nicht mehrere Reize und Vollkommenheiten zusammen vereinigt besizzen könnte, als dies Frauenzimmer. — Der Professor war jezt sein innigster Freund, für dem er keine Geheimnisse hatte; man darf sich daher nicht wundern, daß ihm der glükliche Liebhaber auch die für diesen Tag bestimmte Zusammenkunft mit seiner Gebietherin entdekte. Doch sezte er hinzu, weil er

in

in der vorigen Nacht wenig geschlafen hätte, wollte er sich noch auf ein paar Stunden zu Bette legen, damit er die Nacht durch desto munterer wäre. Der Professor bath den jungen Liebesritter, er möchte ihn doch noch vorher besuchen, ehe er zu seiner Gebieterin gienge. Camillus versprach es und empfahl sich.

Dem Professor giengen jezt die Augen auf. Er hatte Mühe gehabt, sich zu fassen, da Camillus noch mit ihm redete; und seine Eifersucht grief ihn so an, daß er an diesem Tage beim Kollegium lesen konnte. Man stelle sich die traurige Lage eines Mannes vor, der sich gewissermassen mit Recht Vorwürfe machen konnte, daß er an der Ausschweifung seiner Frau auf eine entfernte Art schuldig sey. Mehr denn hundertmal verfluchte er den Tag, da er dem Camillus die erste Lektion in der Kunst zu lieben gegeben hatte. Sein Herz ward durch Kummer und Verzweiflung zerrissen; der einzige Trost blieb ihm allein übrig, daß er noch heute die Unkeuschheit seiner Frau und ihres Liebhabers mit dem Schwerd oder Gift bestrafen könnte.

Gegen Abend kömmt Camillus verabredentermassen zum Professor. Sie sprechen von allerley Stadtneuig-

neuigkeiten mit einander, zulezt kommt Camillus auf den Hauptgegenstand; er kann beinah nicht Worte genug finden, um seine Gedanken so auszudrükken, daß sie der Sache angemessen sind. Alle Lobsprüche die er der Schönheit seiner Geliebten macht, sind ihm noch weit zu gering und dem erhabenen Gegenstand seiner Liebe zu wenig angemessen. Unter diesen Gesprächen wird es Nacht. — Soll ich nun gehen? frägt er. — Gehen sie mit Gott — erwiedert der Professor und vergessen Sie es ja nicht, Morgen früh wieder zu mir zu kommen, um mir den weitern Verlauf der Geschichte zu erzählen.

Kaum hatte der Liebhaber des Professors Wohnung verlassen, als sich der leztere bewafnete, seinen Mantel umhängt und ihm auf dem Fusse nachgehet. Er eilte so schnell hinter ihm her, daß er sicher glaubte ihn bei der Gartenthür zu erreichen; allein er blieb aller Anstrengung zwanzig Schritt weit zurük. Camillus war jezt bei der Gartenthüre. Die Schöne erwartete schon längst mit Ungeduld die Ankunft ihres Liebhabers, schon von weitem erkannte sie ihn, sie ließ ihn herein und schloß die Thüre schnell hinter ihm zu.

Der Professor verdoppelte seine Schritte, um wo möglich mit dem Camillus zugleich hereinzugehen. Aber aller Anstrengung ohngeachtet war die Thüre bereits verschlossen, als er wenige Augenblikke nachher dieselbe erreichte. Mit aller Leibesmacht klopft er an, und macht ein fürchterliches Lermen. Seine Frau die so eben die Thüre verschlossen hatte, erschrikt nicht wenig darüber; ganz leise sagt sie zum Camillus, er möchte sich nur hinter ihr stellen und frägt nun mit Fassung, wer da ist? Zitternd und bebend vor der Thüre sagt ihr Mann; daß er es sey, und befiehlt mit Drohung sogleich aufzumachen. Indem die reizende Schöne die Thüre öfnet, löscht sie mit Fleiß das Licht aus, faßt ihren Mann mit der einen Hand und führt ihn gleichsam ins Haus herein, mit der andern aber schiebet sie den Camillus zur Thüre heraus, der sich sogleich in Freiheit sezt. Zum Glük merkt der Professor hievon nichts.

Ein gräßliches Geschrei erhebt jezt die Frau Professorn und stellt sich, als wenn sie glaube, man wolle sie umbringen; sie und ihr Kammermädchen halten mit den Händen den guten Mann, und erwarten so den Beistand ihrer Nachbaren. Diese kommen von allen Orten bewafnet herbeigelaufen.

Man

Man bringt Licht — Man ſiehet einen vom Kopf bis zum Fuß bewafneten Profeſſor — ein ſehr überraſchender Anblik! — Seine Frau ſagte es ihren Nachbaren gerade zu, daß ſie ihren Mann für wahnwizig halte, er müſte wegen ſeiner großen Anſtrengung beim Studieren den Verſtand verloren haben. Bei dergleichen Erſcheinungen glaubt man ihr ſehr leicht.

Nun ſucht ſie ihren Mann mit aller Macht zu bereden, daß er wieder zu ſich ſelbſt komme und ſich beruhigen ſollte. — Ich ſollte mich beruhigen — entgegnete der Profeſſer haſtig — mich beruhigen, zu einer Zeit da dieſe Boshafte einen Liebhaber in meinem Hauſe verſchloſſen hält, einen Liebhaber, den ich mit meinen eigenen Augen jezt — augenblilich — ins Haus habe hereingehen ſehn! — Wie unglüklich bin ich doch ich arme Frau, — ſagte ſeine Frau — alle meine Nachbarn müſſen mir das beſte Zeugniß geben, daß ſie nie eine ſchlechte Handlung von mir geſehen haben.

Herr Profeſſor — ſagten alle Nachbaren zugleich — haben Sie doch nicht dergleichen üble Gedanken. Es iſt ſicher ein Mißverſtändniß; die Frau Profeſ-

ſorn

fessorn ist zu rechtschaffen, um nur den geringsten Verdacht zu erregen. — Ihr wißt nicht — fiel der Professor ein — was ihr sagt. Ich selbst habe jezt in dieser Stunde kurz vor mir einen bekannten Menschen hereingehen sehen und ich weis gewiß, daß es eben der ist. Ja es ist derselbe, der gestern Abend hier gewesen und den ich überraschen, auf der That ertappen wollte. Aber dies gottlose Weib versteckte ihn unter einer Diele in ihrem Zimmer, daß ich ihn nicht finden konnte und dann schlief er die ganze Nacht bei ihr.

Indessen hatte die Frau in dieser mißlichen Lage ihre Brüder holen lassen, welche eben ins Haus hereintraten, da der Professor noch nicht völlig mit reden aufgehört hatte — Kaum erblikte sie dieselben, so gieng sie ihnen mit Thränen in den Augen entgegen. Ich bedarf jezt Trost — sagte sie zu ihnen — liebsten Brüder, in der unglüklichen Lage, worin ich mich eben befinde. Mein Mann ist wahnsinnig geworden, und will mich tödten. Er hat sich in den Kopf gesezt, daß ich hier im Hause einen jungen Menschen versteckt habe. Ich überlasse es euch, über mich zu urtheilen, ob ich eine solche bin, dafür man mich ausgeben will. —

Die

Die Brüder redeten dem Professor ihrem Schwager zu, er sollte sich doch besinnen, und machten ihm zulezt wegen seiner Thorheit und Ungerechtigkeit Vorwürfe. Ich bin ganz gewis, — war des Professors Antwort — daß ein bekannter junger Mensch hier ist, den diese Unkeusche vor etwan einer halben Stunde in meiner Gegenwart hereingelassen hat.

Wir wollen doch sehen, wo er ist — sagten die Brüder zu ihm — und wenn wir einen Galan finden, so können Sie versichert seyn Herr Professor, daß wir unsere Schwester, so wie sie es verdient, bestrafen werden. — Um alles Unglük zu verhüten nahm einer von den Brüdern seine Schwester bei Seite, und bath sie, daß wenn sie ja wo einen Liebhaber verborgen hätte, so möchte sie es ihm entdekken, damit man noch ihre Ehre retten könnte. Seine Schwester, betheuerte ihm heilig, daß sie ganz unschuldig sei, dies Verbrechen wäre ihr nie in den Sinn gekommen; sie wäre bereit zu sterben, wenn man sie schuldig fände. — Dies konnte sie leicht sagen, da sie den Liebhaber in völliger Sicherheit wuste — dem Bruder war diese Antwort völlig befriedigend.

Der Professor und die Brüder seiner Frau hatten jezt die Nachbaren an die Hausthüre gestellt, um

den

den vorgeblichen Liebhaber an der Flucht zu verhindern; und nun suchen sie ihn in allen Winkeln des Hauses — Jezt ist man in dem Schlafzimmer der Schöne und an die kritische Diele, worunter sich Carnillus in der vorigen Nacht versteckt hatte. Der Professor glaubt ganz sicher ihn ertappt zu haben; behutsam hebt er die Diele in die Höhe, aber er findet den nicht, welchen er sucht. Seine Frau fängt jezt an zu rufen: sehet ihr wohl, daß er wahnsinnig ist? Wenn er noch bei Verstande ist — sagte einer der Brüder — so muß er ein recht abscheulicher Mensch seyn, daß er unsere unschuldige Schwester um ihre Ehre und guten Namen bringen will.

Voller Zorn knirschte der Professor, er wußte nur zu gut, wie gegründet sein Verdacht war. Mit dem bloßen Degen, den er immer in der Hand hielt, gieng er mit einem mal auf seine Schwäger los. Diese hatten keine Degen, sie wehrten sich daher mit einem dürren Stabe, entwafneten ihn und schlugen ihn auf eine unbarmherzige Art. Sie behandelten ihn als einen wahnsinnigen Menschen. Sie banden ihn, brachten ihn nach Hause, und schlossen dort, damit er nicht etwan ein Unglük anrichten möchte. Den folgenden Tag ließ man einen Arzt rufen. Dieser

schrieb

ſchrieb ihm eine gute Diät vor, verboth aber, daß irgend ein Menſch mit ihm ſprechen ſollte.

Den andern Tag verbreitete ſich das Gerücht ſehr bald durch die Stadt, daß der Profeſſor B. den Verſtand verloren hätte, darüber man denn ganz verſchiedene Bemerkungen machte. Erinnert ihr euch nicht, — ſagte ein Student zum andern — daß er geſtern kein Kollegium laß? Wahrhaftig, — ſagte ein anderer — der Profeſſor war ganz verändert, gar nicht mehr derſelbe Mann. Camillus erfuhr von alle dem nicht eher etwas, als bis er auf das Akademiehaus kam, um den Profeſſor zu beſuchen und ihm ſeine geſtrige Geſchichte zu erzählen. Da erſt erfuhr er von den Studenten, daß der Profeſſor den Verſtand verloren hätte und bewacht würde. Ueber dieſe unerwartete Nachricht war er ganz niedergeſchlagen; es waren noch andere Studenten, die ihn gern zu ſprechen wünſchten, mit dieſen gieng er hin.

Der Anblik des armen Profeſſors war für Camillus erſchütternd. Der Profeſſor lag auf der Erde an einem Bette angebunden nicht weit von einem Kaminfeuer; überall ſah man Striemen, die von den geſtrigen Schlägen zurükgeblieben waren. Noch überraſchender für Camillus war die Frau des Pro-

ſeſſors; ſie nahm ihn gleich bei Seite, und erzählte ihm die ganze vorhergehende Geſchichte der vorigen Nacht. Camillus entdekte ſich ihr nun auch; daß er auf die Art von ihrem eigenen Mann den ganzen Unterricht in der Kunſt zu lieben erhalten hätte.

Das ganze Geheimniß löſte ſich nun auf. Camillus wollte weggehen, ohne den Profeſſor weiter zu ſehen. Doch redete ihm ſeine Gebietherin zu, nur immer mit herein zu kommen; indem ſie wohl wuſte, wenn auch ihr Mann die Wahrheit ſagen würde, die Geſellſchaft ihm dies doch nicht glauben würde, weil man ihn für wahnſinnig hielt. So bald Camillus ins Zimmer hereingetreten war, gieng er auf den Profeſſor zu, ſtellte ſich traurig, daß er ihn krank, unglüklich und in dieſer mißlichen Lage antreffen muſte. Mit wildem Blik ſahe ihn der Profeſſor an und ſagte zu ihm: Pakke dich zu allen Teufeln, Camillus, du biſt der Urheber meines Unglüks — mache dich nicht noch oben ein über mich luſtig. Wahrhaftig! du haſt die Kunſt zu lieben auf meine Unkoſten gelernt! — Mein Herr Ritter — ſagte die Frau Profeſſorn zum Camillus — nehmen Sie es ja nicht übel, was dieſer ſagt, denn er hat den Verſtand verloren. Du haſt recht, Niederträchtige — fiel der Pro-

Professor ihr ins Wort — daß du ihn deinen Ritter nennest, weil du ihn von der Art ganz genau kennen gelernt hast.

Hier gab die Dame dem Camillus einen Wink mit den Augen, daß er sie in ihr Zimmer begleiten möchte. — Lucius, der Freund des Camillus, hatte den Tag vorher Nachricht von Rom bekommen, daß er so schnell als möglich hinkommen möchte, um eine Erbschaft von einem nahen Verwandten in Empfang zu nehmen. Die Abreise der beiden Freunde war auf den zweiten Tag festgesezt. — Camillus gab seiner Gebietherin von seiner schnellen Entfernung Nachricht; sie war darüber untröstlich. Sie beschwur ihn bei allem was heilig ist, noch zu bleiben; allein das Versprechen seines Freundes konnte er nicht widerrufen, er muste ihr diese Bitte abschlagen. — Der Abschied geschah von beiden Seiten mit vieler Zärtlichkeit. Zum Andenken stekte er ihr einen schönen Diamantring an den Finger, und sie schenkte ihm eine goldene Halskette, die er zum Andenken und zur Versicherung ihrer Liebe aufbewahren sollte.

Camillus und Lucius ſchikten ſich zur Reiſe an, ſo daß ſie ſchon den andern Tag abreiſen konnten. Unterwegens erzählte der erſtere ſeinem Freunde die ganze Geſchichte, welche zu ihrer beiden Unterhaltung nicht wenig beitrug. Nach verſchiedenen kleinen Vorfällen kamen ſie glüklich in Rom an.

Achte Erzählung.

Männerrache,

eine süsse Rache.

Italien, als das wahre Vaterland der Galanterie, bewahrt uns noch immer die seltsamsten Liebschaften auf. — Zu Mantua lebte ehemals eine kokette Dame, die mit dieser Eigenschaft einen Eigensinn verband, der kaum seines Gleichen hatte. Das kourtisiren war ihre Sache und machte ihr Vergnügen; aber noch ein weit grösseres Vergnügen fand sie daran, ihre Liebhaber aufzuziehen.

Ihr Charakter war schwer zu studiren, oder sie hatte vielmehr keinen festen Charakter. Brachte ihr zum Beispiel einer von ihren Galanen eine Nachtmusik; so schien sie sich darüber zu freuen und nahm die Aufmerksamkeit ihres Liebhabers hoch auf; allein den andern Tag war sie verdrüßlich, schmollte

mit

mit dem Liebhaber und zog ihn ſo arg mit der Nacht-
muſik auf, daß ihm alle Luſt vergieng, ſeiner Ge-
bietherin noch eine zu bringen.

Auf die Art ſcheuchte ſie alle junge Edelleute, die zum ſchönen Geſchlecht Neigung haben, mit einem mal zurük und machte ſich bei ihnen furchtbar. Es erforderte ſo gar die Ehre eines jeden, der ſeinen guten Namen lieb hatte, den Umgang mit dieſer Dame, wenn er ſie nicht vermeiden konnte, ſo vorſichtig als möglich einzurichten, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, einmal in einer groſſen Geſellſchaft, öffentlich von ihr am Pranger geſtellt zu werden.

Zum Unglük für die Männer war dieſe Dame keine von den gewöhnlichen Schönheiten; es vereinigten ſich vielmehr in ihrer Perſon alle Reize und Grazien. Mit einem Wort ſie war die ſchönſte Frau in der ganzen Lombardie; und daher für die Männer doppelt gefährlich. Zu dieſen perſönlichen Vollkommenheiten kamen noch die ihres Umgangs und ihres durchdringenden Verſtandes. Man brauchte ſie nur ſprechen hören, ſo nahm ſie ein und bezauberte Augen und Ohren. Wehe dem, der in ihrer Geſellſchaft irgend eine Schwäche merken ließ, ſie beſchämte ihn mit ſo viel Geiſt und Wiz, daß er ver-

ſtum-

ſtummen muſte. Ohne alle Zurükhaltung, ohne Anſehen irgend einer Perſon von Stande, ließ ſie ihrer ſatiriſchen Ader freien Lauf und ſchrekte dadurch die entſchloſſenſten Männer ſehr bald ab, eine genaue Bekanntſchaft mit ihm einzugehen.

Ein Frauenzimmer, das ſo viele Vollkommenheiten in ſich vereinigte, die Gabe einzunehmen ganz aus dem Grunde verſtand, brauchte eben nicht viel Kunſtgriffe anzuwenden, junge Leute zu fangen und ihnen Liebe einzuflöſſen. Sie kamen wohl von ſelbſt. Die Menge ihrer Anbether war Legion. Eigentliche Günſtlinge nur eine kleine Zahl; worunter man vorzüglich den Pompejus rechnen konnte, den ſie liebte, anbethete.

Dieſer junge Edelmann kannte den Karakter der Lukrezia — ſo hieß die Dame — vollkommen, er hatte ihn ganz eigentlich ſtudiert; nicht blos ihre groſſen, überraſchenden Vollkommenheiten wuſte er genau herzuzählen, ſondern es waren ihm ſelbſt die Flekken und Mängel dieſer Schönheit nicht entgangen; er hatte davon das vollſtändigſte Verzeichniß; allein ihre Reize und Schönheit ſiegten über alle ihre Fehler. Den armen Pompejus verblendete die Liebe ſo, daß er keinen Tag konnte vorbeigehen laſ-

ſen,

ſen, ohne ſeiner angebetheten Göttinn einen Beſuch abzuſtatten. Und hier erſchien er in einer ſolchen demüthigen Geſtalt, daß ein jeder ohne viele Menſchenkenntniß den ſchmachtenden Liebhaber in ihm finden muſte. In allen ſeinen Ausdrükken herrſchte die tiefſte Unterwürfigkeit und bei allen ſeinen Handlungen zeigte ſich der gröſte Dienſteifer. Und nur leider mehr denn zu geſchwind ſah er ein, daß er ſeine Freiheit verloren, und Lukreziens Sklave geworden ſey.

Der arme Pompejus wuſte es nicht, wie er es machen ſollte, ſich Lukrezien zu entdekken, und wagte es nicht ihr ſeine Leidenſchaft zu geſtehen. Bei einer jeden Gelegenheit, wenn er ſie nur zu ſehen bekam, bei der Thür, am Fenſter, auf der Straſſe, jederzeit machte er ihr eine tiefe, ehrfurchtsvolle Verbeugung. — Endlich traf ſich eine gute Gelegenheit, daß er ohne Zeugen mit ihr ſprechen konnte. An einem ſchönen Sommertage gieng Lukrezia vor ihrer Hausthüre hin und her, um friſche Luft zu ſchöpfen, Pompejus gieng gerade von ohngefehr um dieſelbe Zeit vor ihrem Hauſe vorbei; er blieb ſtehen und redete ſie an. Aber die Unterredung betraf blos gleichgültige Sachen, Stadtneuigkeiten oder al-

lenfalls Zeitungsnachrichten; allein auf die Hauptsache wagte er nicht das Gespräch zu lenken. Seine Leidenschaft konnte er nicht durch Worte ausdrükken, bloſſe Seufzer muſten reden und schmachtende Blikke die Sprache seines Herzens aussprechen. Die schalkhafte Lukrezia erwiederte sehr fein diese mystische Sprache mit holden, lieblichen Blikken. Diese anscheinende Sympathie beider Herzen, flöſte dem Liebhaber Muth ein, er entdekte sich seiner Gebietherin und gestand ihr ohne alle Zurükhaltung seine Leidenschaft.

Pompejus hatte eine Schwester, welche Laura hieß, sie war eine Nachbarin der Lukrezia. Laura war eine junge reizende Witwe, die auſſer ihrem ansehnlichen Vermögen, von ihrem verstorbenen Gemahl groſſe Reichthümer geerbt hatte, welches sie veranlaßte, einen standesmäſſigen Aufwand zu machen. Ihre Reichthümer und ihre Geburt machten sie bald zur Freundin der Lukrezia. Aus der Freundschaft entstand sehr bald eine Vertraulichkeit. Diese Lage der Umstände war in der Folge für den Pompejus sehr günstig.

Wenn Pompejus seine Schwester besuchen wolle, muſte er schlechterdings vor der Wohnung der

Lukre-

Lukrezia vorbeigehen. Sehr oft machte er einen kurzen Beſuch bei der leztern ehe er zu ſeiner Schweſter gieng; oder er verſchob dieſen Beſuch, wenn er von der Schweſter zurükkam. Durch dieſe häufigen Beſuche wurde Pompejus in dem Hauſe der Lukrezia immer bekannter; aber zugleich vermehrte ſich bei ihm das Feuer, das ihn einmal in Flammen geſezt hatte. Bei einer ſolchen hizzigen Anwandelung, geſtand er Lukrezien offenherzig, daß ſein Herz von Liebe zu ihr entzündet ſei. Machen ſie es nicht ſo — ſagte er — gnädige Frau, wie es zuweilen die Mordbrenner zu machen pflegen, welche die Flucht nehmen, ſo bald ſie an ein Haus Feuer gelegt haben.

Mit lächelnder Miene hörte ihn Lukrezia und gab ihm dieſe ſeine Antwort. Mein Herr Pompejus — ſagte ſie — damit ſie ſehen ſollen, daß ich nicht an Ihr Haus Feuer gelegt habe, darf ich Ihnen nur ſagen, daß ich ganz Eis bin. Das Feuer iſt gerade ein Element, das mir ganz zuwider und deſſen Annährung mir empfindlich iſt. Deshalb bitte ich Sie, mich in meinem Element zu laſſen und ſich nach Jemand anders umzuſehen, wenn es Ihnen zu warm iſt.

Pompejus ließ ſich hierdurch nicht abſchrekken: er machte vielmehr Lukrezien öftere Beſuche als jemals.

Er

Er wuſte es aus eigner Erfahrung, daß die Damen oft nur deswegen zurükhaltend ſind, um deſto ſicherer zu ſiegen. Aber die Standhaftigkeit dieſe hintergieng ihn. Je öfterer er ſie ſah, deſto weniger fand er ſie aufgelegt, ſeinen Bitten Gehör zu geben. Alle ſeine Bemühungen blieben fruchtlos, die Säufzer ohne Wirkung, die Thränen ohne Erhörung; wenig fehlte, daß der arme Pompejus nicht in Verzweiflung gerieth.

Durch einen Zufall erfuhr jezt Pompejus, daß Lukreziens ihr Gemahl über Land gereiſt war. Er glaubte, daß dies die bequemſte Gelegenheit wäre, ſeine Abſicht zu erreichen. Endlich einmal glaubte er, würde es ihm doch gelingen, die Grauſamkeit dieſer unerbittlichen Dame zu beſiegen, ob ſie gleich bis jezt ſpröde und bitter alle ſeine Erklärungen zurükgewieſen hatte. — Er dachte aber nicht an die Zufälle, die ihm begegnen könnten, und wie ſollte er auch daran denken können. — Den Nachmittag um drei Uhr ritt' er etwas ſpaziren: der Bediente muſte ſo bald er zurükkam mit den Pferden bei dem Hauſe ſeiner Schweſter warten, und er gieng allein zu Lukrezien hinein.

Zu dieser Tageszeit schlafen nach Italiänischer Sitten bei der schwulen Sommer Hizze alle, selbst die Bedienten nicht ausgenommen. Lukrezia allein schlief nicht, sondern sie vertrieb sich die Zeit mit Stikkereien: Pompejus sah sie schon von draussen am Fenster sizzen. Er gieng sachte in ihr Zimmer, ohne von ihr gesehen zu werden. Von ohngefehr wandte sie sich nach der Seite, wo Pompejus stand, und erschrak nicht wenig über diesen unerwarteten Anblik. Pompejus machte ihr eine tiefe Verbeugung, bat um Verzeihung und sagte ihr kurz die Veranlassung seines unvermutheten Besuchs. Ein Besuch — gab ihm Lukrezia zur Antwort — der so wohl für Sie, als für mich von schlimmen Folgen seyn könnte. Woran denken Sie Pompejus — fuhr sie fort — daß Sie es wagen Ihr Leben und das meinige in die gröste Gefahr zu sezzen? Mein Mann ist nicht weit von hier. Er gieng zwar gleich nach Tische gewisser Geschäfte wegen aus, aber er sagte mir ausdrüklich dabei, daß er sicher um drei Uhr, wieder hier seyn würde. Es muß schon geschlagen haben! Sehen Sie einmal nach der Uhr. Wenn Sie daher, mein Herr Pompejus, nur einige Achtung für meine Ehre haben, so verlassen Sie mich sogleich. Das Herz fängt mir stärker an zu schlagen;

ich

ich habe eine gewisse dunkle traurige Vorempfindung! Es kommt mir alle Augenblikke vor, als wenn mein Gemahl hereintritt, und denn denken Sie an die Folgen!

Jezt schwieg sie; und mit einemmal klopft der Mann an die Hausthüre. Ein jeder wird sich selbst die Bestürzzung vorstellen, worin sich jezt Lukrezia und ihr verwegener Liebhaber befand. Beide zitterten vor Furcht und in dieser Verwirrung konnten sie zu keinem schnellen, festen Entschluß kommen, der in der izigen Lage doch so nothwendig war. Zum Glük, kam gerade, als der Mann noch an der Hausthüre stand, ein guter Freund vorbeigegangen, mit dem er sich in ein Gespräch einließ. In dieser Zwischenzeit muste sich Pompejus mit Hut, Stok und Degen auf einen Kasten legen, der im Zimmer stand; und denn warf Lukrezia einige Kleidungsstükke über ihn, das unmöglich ein Verdacht entstehen konnte, als wenn darunter Jemand verborgen wäre. Nun schellte sie aus Leibeskräften; eine Kammerjungfer trat herein, welche sogleich Befehl erhielt ihrem Gemahl die Hausthüre aufzumachen.

Indessen suchte Lukrezia ihr Gesicht aufzuheitern, damit keine Spur von Schrekken darauf zurük-

rükblieb. Es glükte ihr vortreflich in wenigen Augenblikken sah sie so vergnügt und munter aus, daß man selbst auf die entfernteste Art nicht einmal vermuthen konnte, daß ihr was unangenehmes begegnet wäre. Jezt trat ihr Gemahl ins Zimmer; er sezte sich auf einen Sopha nieder, und unterhielt seine Gemahlin mit einer weitläuftigen Beschreibung eines Degens, der eine Damascener Klinge hatte, den er von einem armen Mann um einen billigen Preis gekauft hätte. Diese — sagte er, indem er den Degen aus der Scheide zog — ist die beste und feinste, welche man vielleicht in ganz Rom vergebens sucht. Sie ist so scharf als ein Schermesser. Ich habe Lust sie abschleifen zu lassen, und ein silbernes Stichblatt und Grif und eine sammete Scheide dazu machen zu lassen. Dann ist es ein herrlicher Degen. O wie würde sich unser Hauptmann von des Prinzen Garde freuen, wenn er wüste, daß er ihn geschenkt bekommen sollte? Ja mein Kind, er soll ihn haben, es ist beschlossen.

Nun trat er mit dem Degen näher heran, damit ihn Lukrezia ganz genau besehen könnte, und erwartete schon von ihr eine ähnliche Lobrede. — Wie mein Herr, — unterbrach ihn Lukrezia plözlich — ist dies

auch

auch etwas für ein Frauenzimmer! Ich für meine Perſon bewundere nur einen Degen, der mit Geld oder Silber aus gelegt und mit ſchönen Steinen beſezt iſt — Was gehet mir die Klinge an — Sie bewundern nur — fiel ihr Gemahl ein — Ihre Hauben, Ihre Bänder, Ihre Kanten und tauſend andere Kleinigkeiten, womit Sie ſich puzzen. Wir müſſen die Natur — verſezte Lukrezia, — durch die Kunſt zu erheben ſuchen. Wenn ein Frauenzimmer die Mode nicht mit macht, ſo dient ſie den Manns- und Frauensperſonen zum Gelächter. Man ſagt ſo gleich, das iſt ein Frauenzimmer ohne Welt, die in keine Geſellſchaft von gutem Ton darf eingeführet werden, ihr Anzug verräth etwas plumpes und bäuriſches, der längſt aus der Mode gekommen iſt, ſie muß ſich wahrſcheinlich immer in der Kirche aufhalten.

Die Schalkhafte Lukrezia war einmal in ihr luſtiges Weſen unvermerkte hereingekommen, und ſie konnte unmöglich dieſe gute Gelegenheit unbenuzt vorbei gehen laſſen, ohne dem Pompejus einen Streich zu ſpielen, der zum Beweiſe dienen kann, wie tyranniſch ſie ihre Liebhaber zu behandeln pflegte. Sie nährte ſich dem Ort, wo Pompejus unter den Kleidungsſtükken verſtekt lag, und ſchien zu der ſchönen

Degenklinge ihres Gemahls kein rechtes Zutrauen zu haben, weil er nicht einmal, wie sie vorgab, ein Kleid, das unter dem andern Zeuge, womit Pompejus bedekt war, lag, mit einem Hieb durchschneiden könnte. Mein Gemahl — sagte sie — ich wette warum sie nur immer wollen, daß Sie nicht mit Ihrem Degen das Kleid, hier an diesen Ort, wo ich jezt die Hand halte, durchstechen können. Sie hielt eben die Hand an die Schenkel des Pompejus. Dieser konnte alles ganz genau hören, was vorgieng; bei der Wette der Lukrezia hielt er sich verloren, und schäumte unter den Kleidern vor Wuth. Er verfluchte innerlich ohne Aufhören Lukreziens Leichtsinn, die ihn der Wuth ihres eifersüchtigen Gemahls auf zuopfern im Begrif war, anstatt ihn aus diesem Wirwarr herauszuwikeln. Schon war er auf den Punkt, seinen unglüklichen Posten zu verlassen, alles zu wagen, um wo möglich sein Leben zu retten. Doch was wollte er in Gegenwart des Mannes der mit entblößten Degen da stand, und fünf bis sechs Bedienten um sich hatte -- was wollte da der arme Pompejus machen. Er muste sich also Lukrezien auf Gnade und Ungnade ergeben, und sich ganz dem Eigensinn derselben überlassen.

Lukrezia trieb indeſſen würklich den Spaß etwas zu weit. Ihr Gemahl war ſchon vom Sopha aufgeſtanden — mit dem bloſſen Degen in der Hand näherte er ſich jezt dem Kaſten. Wo ſoll ich hinſtoßen, meine Beſte, — fragte er Lukrezien. Stoſſen Sie nur hierher — entgegnete Lukrezie — indem ſie ihre Hand auf des Pompejus Leib hielt. Nehmen Sie die Hand von da weg — ſagte ihr Gemahl — und ſtellen ſie ſich etwas auf die Seite. Nun hob er den Arm in die Höhe und ſchrie laut — Sie werden einen artigen Stoß ſehen.

Zum Glük für Pompejus, parirte Lukrezia den Stoß meiſterhaft aus und ſagte mit lachender Miene zu ihrem Gemahl. Sie haben, mein Beſter, Ihre Sache ganz vortreflich gemacht. Ich freue mich, daß ich Ihnen zuvorgekommen bin, denn auſſer dem Schaden, den Sie meinen Kleidern zugefügt hätten, würde uns überdies ein Jeder ausgelacht haben. Ich hätte wahrhaftig nicht geglaubt, daß ſie an den Kleidern Ihrer Frau, die Güte Ihrer Waffen und die Stärke Ihres Arms verſuchen würden.

Lukreziens Gemahl verließ bald nachher mißvergnügt das Zimmer, kleidete ſich um und machte bei Hofe Cour. —

So bald er das Haus verlaſſen hatte, gab ſie ihren Kammerfrauen und Kammerjungfern in andern Zimmern gewiſſe Geſchäfte zu beſorgen, um ganz allein zu ſeyn. Dann befreite ſie den Pompejus aus ſeiner ängſtlichen Lage, der beinah vor Furcht geſtorben wäre. Lächelnd und mit einer höhniſchen Mine ſagte ſie zu ihm: Pompejus verlaſſen Sie mich ſo gleich, ich will Ihnen nicht rathen, daß Sie mich je in einer ſtrafbaren Abſicht wieder beſuchen. Ich freue mich, daß ich Ihre Verwegenheit nachdrüklich beſtraft habe; ich will wünſchen, daß Sie hieraus einigen Vortheil ziehen. Seyn Sie in der Folge zurükhaltender, da Sie jezt auf Ihre Unkoſten klüger geworden ſind. Sollten Sie jemals wieder die Kühnheit haben, in derſelben Abſicht mein Haus zu betreten, ſo können Sie ſicher glauben, daß meine Rache nachdrüklicher und empfindlicher ſeyn wird — Pompejus antwortete ſehr beſcheiden, daß ſein Fehler wohl in der Rükſicht zu entſchuldigen wäre, weil das Uebermaß ſeiner Liebe allein ihn dahin gebracht hätte.

Darauf verließ Pompejus Lukrezien; er begegnete ihr in der Folge jederzeit mit der gebührenden Ehrerbietung, ohne ſich im geringſten merken zu laſſen, wie empfindlich ſie ihn beleidigt habe, da ſie

ihm

ihm den schlimmsten Streich von der Welt spielte. Lukrezia konnte sich unmöglich das Lachen enthalten, wenn sie ihn nur sah, und sie kützelte sich heimlich über den so gut gelungenen Spaß, wie sie ihn nennte. Pompejus war auf weiter nichts als auf Rache bedacht, er wartete blos auf eine günstige Gelegenheit, die sich ihm auch endlich darboth.

Lukreziens Gemahl hatte in Rom einen Onkel, der Kardinal war, welchen er gern einmal zu sprechen wünschte, da er ihn blos in seinen jüngern Jahren einmal gesehen. Zugleich machten es einige Geschäfte, die er in Rom selbst zu besorgen hatte, nothwendig, eine Reise von einigen Monaten dahin zu machen. Pompejus erfuhr durch seine Schwester die Ursache der Reise, und den Tag wenn ehr sie sollte angetreten werden. Grade an demselben Tag, da der Gemahl der Lukrezia abgereist war, stellte er sich krank und blieb im Bette liegen, als der gefährlichste Patient. Sehr bald verbreitete sich das Gerücht durch die ganze Stadt, daß sich Pompejus nicht wohl befände. Er wollte schlechterdings während der Krankheit von Niemanden Besuche annehmen; blos allein besuchten ihn Laura und ein berühmter Arzt, dem er sich anvertraut hatte, und

der

der um das ganze Geheimniß so gut wie seine Schwester wuste.

Laura mit der Absicht ihres Bruders bekannt, suchte alles anzuwenden, die Sache so zu lenken, daß er seinen Zwek erreichen konnte. Sie bat einmal Lukrezien, mit der sie auf dem vertrautesten Fuß lebte, zu sich zum Mittagsessen. Lukrezia nahm die Einladung an. Sie speiste ganz allein mit ihrer Freundin. Ueber Tisch erkundigte sich Lukrezia nach dem Befinden ihres Bruders. Er ist schlecht — sagte Laura — und ich zweifle an seinem Aufkommen, obgleich der Arzt mir noch einige Hoffnung macht. Indem sie noch von ihrem Bruder sprach, trat ein Bedienter des Pompejus ins Zimmer herein, welcher Lauren meldete, daß sein Herr in den lezten Zügen läge, und bereits die Sprache verloren hätte. Ach mein Gott! — rief Laura und Thränen liefen stromweise von ihren Wangen — So ist es wohl schon um ihn geschehen; vielleicht ist er todt, ehe ich ihm noch einmal sprechen kann. Sie befahl einem Bedienten den Wagen vorfahren zu lassen. Lukrezia sprach ihr unterdessen Trost zu. Verlieren Sie noch nicht alle Hofnung — sagte sie — Ihr Bruder ist jung, hat immer eine dauerhafte Gesundheit gehabt und kann vielleicht diesmal noch durch-

kom-

kommen. Sie erbot sich sogar von selbst, sie zu ihrem Bruder zu begleiten. Ob sie gleich nie wahrhaftig Neigung zu ihm gehabt hatte, so war sie doch bei seiner ausdaurenden Standhaftigkeit nicht ganz unempfindlich geblieben. Bei allen Kränkungen, die sie ihm immer angethan hatte, war seine Liebe zu ihr immer gleich stark geblieben.

Jezt stand der Wagen vor der Thür, die beiden Freundinnen stiegen ein, und fuhren nach der Wohnung des Pompejus. Still und traurig traten sie ins Krankenzimmer. Dies Zimmer, wo Pompejus im Bette liegend den Kranken, den bald Verscheidenden machte, war mit Fleiß dunkel gemacht, es war nur so viel Licht darin gelassen, als nöthig war, die Gegenstände mit Mühe von einander zu unterscheiden. Da Pompejus vollkommen gesund war, so konnte er seine Betrügerei nur vermittelst der Dunkelheit verbergen. Lukrezia und Laura näherten sich jezt dem Bette des Kranken. Seine Schwester that verschiedene Fragen an ihn, allein Pompejus antwortete so sacht, und in einem solchen matten Ton, daß man nur mit Mühe das verstehen konnte, was er sagen wollte. Laura weinte — Nimm noch einmal alle Deine Kräfte zusammen,

lieber Bruder, — ſagte ſie zu ihm — Madam Lukrezia iſt hier, Dich zu beſuchen. Zeige ihr, wenn es Dir möglich iſt, wie hoch Du dieſe große Ehre aufnimmſt.

Indeſſen entfernten ſich die Bedienten und ließen die beiden Damen allein beim Pompejus. Bald nachher ſtellte ſich Laura, als wenn ſie eine Arznei für ihren Bruder anordnen müſſe, unter dieſem Vorwande ſchlich ſie ſich ſachte zum Zimmer heraus und ſchloß mit vieler Behutſamkeit die Thüre hinter ſich ab. Pompejus und Lukrezia waren nun allein beiſammen.

Nun war es Zeit, daß Pompejus die Maſke ablegte und ſich ſeines Raubes bemächtigte. Urplözlich ſprang er aus dem Bette heraus, fiel Lukrezien um den Hals und umarmte ſie feurig. Gnädige Frau — ſagte er — ſie ſind jezt meine Gefangene. Bei dieſem ganz unerwarteten Zufall kam Lukrezia ganz außer ſich und blieb in den Armen des Pompejus vor Schrek ohnmächtig, ohne alle Empfindung. Pompejus trug ſie aufs Bette und brachte ſie endlich durch Küſſen und Liebkoſungen wieder zu ſich. So bald ſie ſich wieder erholt hatte, ſuchte ſie zu entkommen; allein die Thüre war verſchloſſen, die Flucht

da-

daher nicht möglich und ihr Geſchrei und ihre Bemühungen waren vergebens, ſie mußte daher zu den Thränen, den gewöhnlichen Waffen des ſchönen Geſchlechts ihre Zuflucht nehmen.

Mit den Thränen in den Augen, mit den wehmüthigſten Bitten ſuchte ſie den Pompejus zum Mitleiden zu bewegen. Mit unter ſtieß ſie tauſend Verwünſchungen gegen Lauren aus, die ſie auf die niederträchtigſte Art betrogen und verrathen hätte. Der verliebte Pompejus ließ ſich durch dies Heulen und Schreien nicht betäuben, durch Schmeicheleien ſuchte er ſie zu beruhigen und ſtill zu machen. Und da dies nichts helfen wollte; beſchwur er ſie, daß ſie nun endlich einmal ſeine tobende Leidenſchaft befriedigen müſſe. Er hätte einmal beſchloſſen, wenn es darauf ankäme, ſelbſt mit Gefahr ſeines Lebens ſich mit ihr zu vergnügen; er würde ſie ſicher nicht eher von ſich laſſen, bis er, entweder gutwillig oder mit Gewalt, die lezte Gunſtbezeigung von ihr erhalten hätte. Ich will mich rächen, — ſagte er — aber auf eine angenehme Art; die Furcht die Sie mir leztens in ihrem Hauſe eingejagt haben, verdient doch wohl eine ſo ſüſſe Rache.

Die Verzweiflung bemächtigte ſich jezt Lukrezien. Ihre Lage, worin ſie ſich befand, war ſo beſchaffen,

daß

daß ihr auch nicht die geringste Wahrscheinlichkeit übrig blieb, mit Ehre heraus zu kommen. Es war zu befürchten, daß sie ihren Verstand verlieren würde; bald seufzte sie, bald schrie sie laut auf. Pompejus ließ sie eine Weile ausrasen, dann nahm er sie in seinen Arm, küßte sie feurig und dann brachte er ihr alles wieder ins Gedächtniß, was ehedem zwischen beiden vorgefallen war.

Sie wissen es sehr gut, gnädige Frau — sagte er — wie lange ich schon ihr Knecht gewesen bin. Sie wissen, daß mir nichts in der Welt so lieb ist, daß ich nicht für Sie würde hingegeben, nichts so schwer zu unternehmen, daß ich nicht für Sie würde gethan haben. Aber kaum bekam ich dafür einen freundlichen Blik — Meine Leidenschaft und Liebe für Sie war so groß, daß ich darüber das Essen vergaß und die Ruhe verlor. Dann und wann schien es, daß Sie endlich meine Dienste belohnen würden. Daher nahm ich mir die Freiheit Ihnen öfters meine Aufwartung zu machen, wenn ich wuste, daß Ihr Gemahl nicht zu Hause war. Sie werden sich noch erinnern können, mit welcher tiefen Hochachtung ich ihnen begegnete; und wie abschrekend und grausam Ihr Betragen dagegen war. Erlauben Sie mir, gnä-

gnädige Frau, daß ich Ihnen frei sagen darf, daß meine Aufführung gegen Sie, mich nicht so etwas von Ihrer Seite vermuthen ließ; daß es daher sehr billig ist, wenn Sie mir jezt einigen Ersaz dafür geben. Liebe und Rache zugleich haben mir die kleine List eingegeben, Sie an diesen Ort zu lokken. Ich freue mich, daß die Sache so weit gut abgelaufen ist. Sie sind nun einmal in meiner Gewalt — warum wollen Sie mir etwas abschlagen, was ich mit Gewalt nehmen könnte, ohne Ihnen einige Verbindlichkeiten schuldig zu seyn? Wenn Sie mir aber freiwillig das einräumen, was ich mit Gewalt nehmen könnte, so werde ich Ihnen unendlich dafür verbunden seyn, und die Zeit wird es lehren, daß Sie Ihre Güte keinem Undankbaren erwiesen haben.

Pompejus wuste seine Rolle so meisterhaft zu spielen, daß er endlich nach vielem Widestande bei der Lukrezia zum Zwek kam. Die eigensinnige Lukrezia empfand mit einem mal wie durch eine Bezauberung für denjenigen Liebe, der noch vor wenigen Augenblikken ihr beinah ganz gleichgültig gewesen war. Sie gab nach; Pompejus siegte. Darauf entkleideten sich beide, und legten sich aufs Bette. Lukrezia entkleidet sich, mit einer gewissen Schnelligkeit und zugleich mit einem Anstand, der ihr so ganz eigen war. Sie über-

ließ ſich nun völlig dem Willen des Pompejus und verbarg ihm auch nicht die verborgenſten Reizze. Das reinſte Vergnügen genoſſen unſere beide Verliebte mit einem Uebermaß von Entzükkung.

Sie waren nun müde, ohne genug geſättiget zu ſeyn, als Pompejus das Bette verließ. So bald er angekleidet war, nahm er ſeine Schöne bei der Hand, und fragte, ob es ihr gefällig wäre aufzuſtehen. Sie ſtand auf und in dem Augenblik warf ihr Pompejus ein leichtes Gewand über die Schultern. Er ergrif ihre Hand und führte ſie in ein Nebenzimmer, welches mit viel Pracht und Geſchmak möblirt war, das einer Prinzeſſin ſicher keine Schande gemacht haben würde. Ein prächtiges nach dem damaligen Geſchmak mit vielem Schnizwerk ausgeziertes Bette ſtand auf der einen Seite. Ueber dem Bette hieng eine ſeidne Gardine die mit goldene Franzen beſezt war, und eine Art von Thronhimmel formirte, über dem Bette war eine damaſtene mit Gold beſezte und durchaus geſtikte Dekke ausgebreitet. Ein großer Spiegel mit einem von Gold und Silber durchbrochenen Rahmen war an der einen Wand, über einem ganz vergoldeten künſtlich durchbrochenen Tiſch aufgehangen. Auf dem Tiſch

ſtand

stand ein Schmukkästchen von einem chinesischen Meister gearbeit, darin Juwelen von sehr grossem Werth ausgebeitet lagen. Auf den beiden Seiten des Tisches sah man meisterhaft gearbeitete Geridons. Das Zimmer selbst war mit Tapeten von grossem Werth ausgeschlagen und zum Ueberfluß hiengen noch darinn einige unschäzbare Gemählde von Raphael. Sechs Sessel mit Sammet beschlagen und mit goldenen Borten besezt standen nach symmetrischer Ordnung im Zimmer herum. Im Kamin sahe man zwei grosse Feuerbökke stehen, die mit Gold und Silber ausgelegt waren und oben auf dem Gestins waren verschiedene porcellanene Gefässe aus Japan und China von grossem Werth aufgestellt. In den beiden Winkeln des Zimmers nach der Seite des Fensters zu standen zierlich ausgearbeitete Rauchbekken, worin Aloeholz brannte, welches das ganze Zimmer mit dem herrlichsten Wohlgeruch anfüllte.

Kaum war Lukrezia in das Zimmer getreten, als Pompejus sie auf das seidne Bette hinlegte. Er bat sie, sie möchte sich nur ganz ruhig verhalten, und ganz stille liegen, wenn sie etwan jemanden im Zimmer sollte reden hören; hierauf verhüllte er ihr Gesicht mit einem feinen doch undurchsichtigen Schlei-

er und zog die Bettvorhänge zu. Indeſſen hatte Laura zwölf bis funfzehn junge Edelleute von ihres Bruders Bekanntſchaft einladen laſſen; es waren dies die vornehmſten und angeſehenſten in der Stadt, die alle ganz genaue Freunde vom Pompejus waren. Sie nahmen die Einladung an. Sie wuſten beim Eintritt ins Haus des Pompejus nicht, was ihr kranker, beinah in der ganzen Stadt ſchon todtgeglaubter Freund von ihnen haben wollte; und ſie waren alle einſtimmig der Meinung, daß dies wohl die allerlezte Abſchiedsviſite ſeyn möchte. Laura empfing die Fremden anfänglich im Namen ihres Bruders, ſagte er würde gleich ſelbſt erſcheinen, ſie möchten ſich indeſſen die Zeit nicht lang werden laſſen.

Pompejus trat endlich ganz unerwartet ins Beſuchzimmer, wo die Fremden ſchon verſammelt waren. Sie glaubten einen bleichen, abgemergelten, ſiechen Pompejus zu ſehen, und ſahen zu ihrem gröſten Erſtaunen im Pompejus einen jungen Mann, mit der lebhafteſten Geſichtsfarbe, die nichts weniger als Spuren einer kurz vorhergehenden Krankheit vermuthen ließ. Pompejus merkte an den ſtaunenden Gäſten, daß ſie überraſcht wären; er ſuchte ſie daher etwas von ihrem Erſtaunen zurükzubringen Eine

ſchwe:

schwere Krankheit, meine Freunde — redete er sie an — zwang mich das Zimmer und das Bette zu hüten, mein Leben stand in sehr großer Gefahr. Ein einziges Arzneimittel befreite mich von dieser Gefahr, und stellte augenbliklich meine Gesundheit wieder her. Kommen Sie in dies Nebenzimmer, Sie sollen sich selbst davon überzeugen; alle werden sich gewiß mit mit vereinigen, daß dies Mittel eine Universalmedicin ist. Aber zuerst müssen Sie mir auf Ehre versprechen, daß Ihre Neugierde nicht die gehörigen Grenzen überschreiten darf. — Sie versprachens — Pompejus öfnete die Seitenthür des Zimmers, worin Lukrezia auf dem Ruhebette lag, und die Fremden traten herein.

Die ganze Gesellschaft staunte über die Pracht dieses Zimmers; aber die Ueberraschung und ein stilles Staunen nahm noch mehr zu, als Pompejus die Vorhänge des Bettes zurückschlug, und die jungen Gäste dadurch eine Schönheit zu sehen bekamen, worüber sie bald die Pracht der Möbeln vergessen konnten. Das ist, meine Freunde, — sagte er zu Ihnen — die Arznei, welche mich heute so urplözlich durchaus so kurirt hat. Haben Sie die Gefälligkeit und halten Sie sich zwei Schritt vom Bette entfernt, dann werde ich Ihnen die einzel-

nen Theile dieser Schönheit nach und nach sehen lassen.

Ich darf nicht erst meinen Lesern und Leserinnen den Schrek der Lukrezia beschreiben, den sie anfänglich beim Eintritt der jungen Edelleute hatte, worüber sie aus einem süssen Schlummer plözlich erwachte, und wie dieser Schrek noch mehr zunahm, da sie hörte, daß man sie jezt zur Schau ausstellen wollte. Beinah ganz entblöst lag sie auf einem seidnen Bette, ihr Gesicht mit einem dünnen Schleier verhüllt, der zwar ihre Gesichtszüge den Anwesenden verbarg, ihr aber jeden Gegenstand deutlich sehen ließ. Sie bemerkte deutlich unter der Gesellschaft einige von ihren nahen Verwandten, worüber sie sich tausend quälende Vorstellungen machte. In dieser traurigen Lage schien ihr das doch das sicherste zu seyn, sich nach dem Befehl des Pompejus genau zu richten, unbeweglich wie eine Bildsäule liegen zu bleiben.

Indessen nahm Pompejus die obere seidene Dekke, die über Lukrezien geworfen war, völlig weg. Er ließ ihr weiter nichts als den Schleier übers Gesicht, und das dünne seidne Gewand, das er vorher über sie geworfen hatte. Allein dieses Zeug war so fein und durchsichtig, daß es auch keinen einzelnen Theil der Schönheit ihres Körpers verbarg.

Lu-

Lukrezia lag auf den Rükken, die Beine übereinander geschlagen und die Aerme lang ausgestrekt. Zuerst hob Pompejus das dünne seidne Gewand etwas in die Höhe, daß man die schneeweißen und etwas langen Füße sehen könnte; die Zähen schienen Alabaster, und die Nägel Elfenbein zu seyn. Er hob das Gewand etwas weiter auf, daß man die Füße bis an die Knie sehen konnte. Der Fuß hatte eine blendende Schönheit, er war gut gebildet und nahm in dem richtigsten Verhältniß ganz unmerklich immer mehr und mehr ab. Die Knie waren schön geformt und gewölkt. Bei Erblikkung der Schenkel, die jezt völlig entblößt waren, schienen alle Zuschauer in eine gewisse Extase versezt zu seyn. Sie waren weiß, rund und sehr schön proportionirt.

Man kann sich leicht vorstellen, welche Bewegungen diese Herrn empfinden mußten, als Pompejus ihnen den Mittelpunkt der Liebe sehen ließ. Die Sittsamkeit verbiethet mir, hievon eine Beschreibung zu machen — Nachdem die Gesellschaft alle diese einzelne Theile genug bewundert hatte, dekte Pompejus die Lukrezia vollends bis an den Hals auf. Man sah nun den ganzen Leib, viel weisser als eine Lilie, zwei ausgebreitete Aerme, die von der Schulter bis zum

Ellenbogen, und von da bis zu den Händen in dem richtigsten Verhältniß ſtanden. Ihre Hände waren weiß, wie der Schnee, etwas lang und die Finger ſtanden in dem vollkommenſten Ebenmaß. Der Buſen erhob ſich prächtig und ſchien alabaſtern zu ſeyn —

Nachdem die Zuſchauer dieſes Meiſterſtük genug bewundert hatten, waren ſie begierig, ſich an dem Anblik des ſchönſten Geſichts zu weiden; allein Pompejus verhüllte mit einem mal die Schöne vom Kopf bis auf die Füſſe; und nachdem er die Gardinen wieder zugezogen hatte, nöthigte er die Fremden in den Saal zu treten, wo Laura eine herrliche Kollation hatte zurichten laſſen.

So bald die Gäſte Plaz genommen hatten, bat Pompejus ſeine Schweſter heimlich, ihn bei Lukrezien vorläufig in ſeinem Namen zu entſchuldigen. Wie, meine Beſte — ſagte Laura zu Lukrezien, da ſie dieſe in Begriff fand fortzueilen — Sie wollen jezt meinen Bruder und mich verlaſſen! Er hat gleiches mit gleichen vergolten. Laſſen Sie uns aber deswegen nicht weniger gute Freunde ſeyn. Vertragen Sie ſich mit ihm — und von beiden Seiten muß, das was vorgefallen iſt, in Vergeſſenheit kommen

An-

Anfänglich ſchien Lukrezia untröſtbar zu ſeyn, und der ihr angethanene Schimpf war viel zu neue, als daß man vermuthen konnte, daß er ſo bald ſollte vergeſſen werden. Sie warf der Laura ihre Niederträchtigkeit vor, und hielt ſie für die einzige Urſache alles ihres Unglüks. Laura vertheidigte ſich ſo gut, als ſie konnte.

Indeſſen hatte die Geſellſchaft vom Pompejus Abſchied genommen; er beſuchte gleich ſeine Gebiethe-rin, welche mit Ankleiden eben beſchäftigt war. Er küſte ſie feurig, ſagte ihr einige Schmeicheleien vor, und konnte ſie durch liebreiche Ausdrükke und rührende Vorſtellungen und Betheurungen dahin bringen, daß ſie alles Vergangene zu vergeſſen verſprach. So ward von beiden Seiten alles ſchnell vergeben, allein Pompejus wollte ſie nicht eher aus ſeinem Hauſe laſſen, bis ſie ihm einen ſichern Beweis ihrer Vergebung und Liebe würde gegeben haben. Sie war dazu willig und er erhielt abermals von ihr die lezte Gunſtbezeigung. Nun trafen ſie mit einander eine Verabredung, wie ſie ſich öfter auf dieſelbe Art ſprechen könnten. Laura vertrug ſich auch hernach mit Lukrezien, und die Freundſchaft dieſer beiden Damen bekam nach der Zeit einen neuen Schwung.

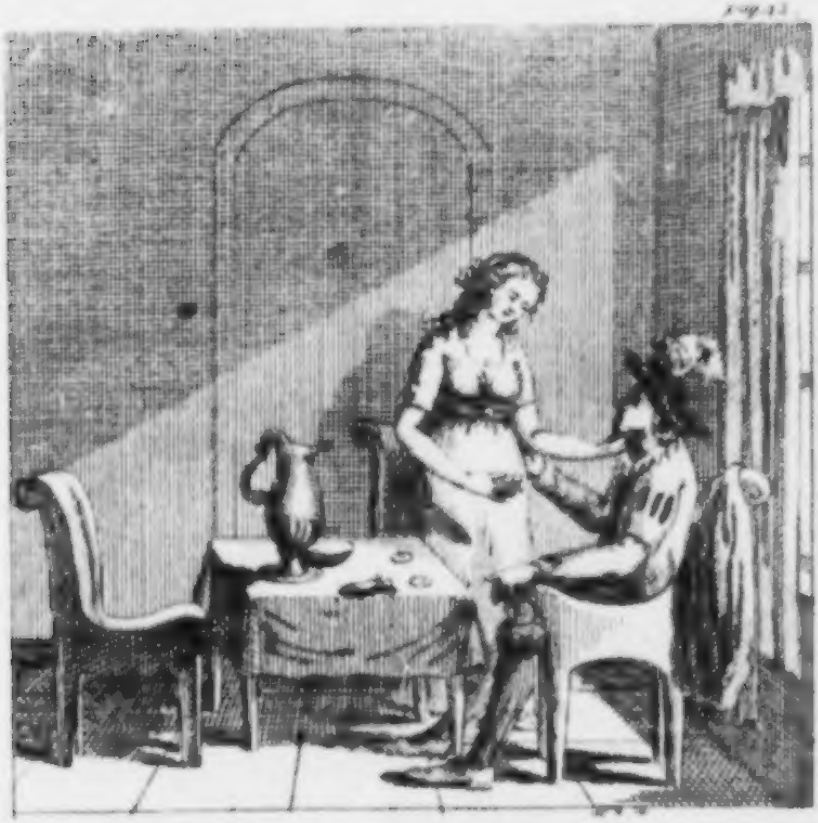
So bald sich Laura angekleidet hatte, fuhr sie mit Lauren sehr spät nach Hause. Beide Freundinnen blieben noch eine zeitlang beisammen, umarmten sich zärtlich und nahmen Abschied. Es war nun gerade zwei Uhr in der Nacht. Lukrezia begab sich in ihr Schlafzimmer, legte sich zu Bette und beschäftigte sich die Nacht durch mit den angenehmsten Träumen. Von dieser Zeit nahm sie sich fest vor, sich über keine Mannsperson weiter aufzuhalten; und ward in der Folge gegen jeden Mann so liebreich und herablassend, als sie ehedem stolz und eigensinnig gewesen war.

Ende des ersten Theils.

Komiſche Erzählungen

im

Geſchmak des Boccaz.



Zweiter Theil.

Halle, 1788.
bei Johann Friedrich Doſt.

An die Leſer.

Bis jezt habe ich noch nicht beſtimmt erfahren, ob das Publikum mit dem erſten Theile dieſer Erzählungen zufrieden iſt, oder nicht. Ich habe auch nicht einmal eine Rezenſion darüber geleſen; obgleich die Stimme eines Einzigen, bei Beurtheilung einer Schrift wenig oder gar nicht entſcheidet; alles dies hindert ſo wenig den Herausgeber, als den Verleger, mit dem zweiten Theile hervor zu treten, weil er einmal den Pränumeranten verſprochen war. Ich könnte nun immer mit dieſem zweiten Theile ſchlieſſen; allein ich bin nicht abgeneigt, einen dritten Theil zu der künftigen Oſtermeſſe zu liefern, ſobald das Publikum dieſe beide erſten Theile gut aufnehmen und den Ver-

leger

leger in Anſchung ſeiner Koſten ſchadlos halten ſollte. In der Vorrede des erſten Theils verſprach ich am Ende des zweiten kleinere Erzählungen anzubringen, es muß aber diesmal unterbleiben, weil die acht Erzählungen, die für dieſen Theil beſtimmt ſind, ſchon eine größere Bogenzahl ausmachen, als eigentlich für dieſen geringen Preis gegeben werden können.

Das Titelkupfer nimmt ſich bei dieſem Theile weit beſſer aus, als bei dem erſten. Unſer berühmter Kupferſtecher, Herr D. Bevel hat dieſes kleine artige Stük geſtochen; er wird mir es wahrſcheinlich nicht übelnehmen, daß ich dieſes ganz laut ſage, da man es ſeiner Beſcheidenheit allein zuſchreiben muß, daß er ſeinen Namen nicht darunter geſezt hat.

Geſchrieben in der Mitte des Septembermonats 1788.

* * * Urſi * * *

Komi-

Komiſche Erzählungen.

Im Geſchmak des Boccaz.

Erſte Erzählung.

Die doppelte Irrung.

Eine kurzweilige Geſchichte.

Vor vielen Jahren, und wenn es auch hundert Jahr seyn sollten, lebte einmal in der alten berühmten Stadt Ravenna in Italien ein Edelmann, Namens Geraldo. Ganz schnell und plözlich hatte dieser den Einfall sich zu verheirathen. Ich will nun eben nicht lange untersuchen, woher es kam, daß er gerade auf das Fräulein Doracille fiel, aber das kann ich doch unmöglich zu bemerken unterlassen, daß seine Braut und nachmahlige Frau, gerade in demselben Maaß Verstand hatte, so wie es ihm daran fehlte. Mit einem Wort, Doracille war sehr klug und Geraldo sehr einfältig. Das hatte denn die natürliche Folge, daß sich der Mann nicht um sein Hauswesen bekümmerte, und es gern sah, daß seine liebe Frau ihm diese beschwerliche Last

ab-

abnahm. Sie war seine Frau, Hauswirthin und Inhabern seines ganzen Vermögens; und der liebe Mann war froh, wenn er seinen eigenen Geschäften, ich will sagen, seinen Vergnügungen ungestört nachgehen konnte.

Zu diesen Vergnügungen rechnete er auch eine jede Ausschweifung in der Liebe. Doracillens Schönheit hätte nun freilich einen jeden andern Mann von allen Liebschaften so mächtig zurükgehalten, daß der bloße Gedanke an eine fremde Liebe, beinah unmöglich seyn mußte. Bei Geraldo war dies aber nun nicht: der gute Mann hatte entweder einen ganz verdorbenen Geschmak; oder die Liebhaberei zu Veränderungen dieser Art, hatte so viel Gewalt über seinen schwachen Verstand, daß er unterliegen mußte, so bald er nur ein weibliches Geschöpf sah. Daher es dann kam, daß er weit lieber mit öffentlichen Dirnen, selbst von der gemeinsten Gattung buhlte, als daß er mit seiner liebenswürdigen Doracille sich allein begnügt hätte. Unaufhörlich machte er auf die Frauenzimmer Jagd, unbekümmert ob es ein häßliches oder schönes Mädchen war, die ihm der Zufall entgegen führte. Eben so gut fand er seine Rechnung bei Dienstmädchen,

als bei vornehmen Damen; ein armes Dorfmädchen war ihm eben so lieb, als eine reiche Bürgerstochter. Seine Frau Gemahlin konnte weder eine Gesellschaftsmamsel, noch ein Kammermädchen haben, in die sich ihr Mann nicht nach einigen Tagen verliebte. Kurz, Geraldo war wie ein Raubvogel, der die meiste Zeit nur vom Raube lebte.

Man kann sich leicht vorstellen, daß Doracillen diese Lebensart ihres Mannes nicht anders als mißfallen konnte, da sie dabei am schlechtesten wegkam. Diese Ausschweifungen ihres Gemahls einzuschränken, wenigstens so weit sich ihre Gerichtsbarkeit erstrekte, war daher ihre angelegenste Sorge. Alle junge Mädchen, die bei ihr im Dienst waren, schafte sie nach und nach ab, und behielt blos ein Mädchen von dreissig Jahren und einen Bedienten von fünf und dreissig Jahren bei. Das Mädchen hieß Marine, der Bediente Andres.

Selbst Marinens Alter schrekte den gierigen Geraldo nicht ab, diesem alten Mädchen verliebte Blikke zuzuwerfen. Doracillen konnte dies nicht lange unbemerkt bleiben; ihr Mann war nun einmal unverbesserlich; ein jedes Mittel, ihn von dieser strafbaren Leidenschaft zurükzuhalten, war ganz

fruchtlos

fruchtlos gewesen. Wenn man alles dies sich zusammen denkt, so wird es selbst der tugendhaftesten Frau nicht zum Verbrechen angerechnet werden können, daß sie auf Rache denkt und gleiches mit gleichem zu erwiedern sucht.

Doracille verliebte sich nicht aus Neigung, sondern vielmehr aus Verdruß über ihren Mann, in ihren Bedienten Andres. Sie nahm sich vor, es möchte so viel Schwierigkeiten kosten, als sich ihrem Vorhaben nur immer entgegenstellen möchten, ihren Entschluß auszuführen. Andres war ein großer Junge, der ziemlich gut aussah; allein die Behendigkeit und der gute Anstand der galanten Diener unsers jezigen Jahrhunderts fehlte ihm ganz, daß wenn man ihn jezt sehen könnte, man ihn dreust für einen plumpen, ungeschlissenen Bauerkerl halten würde. Seine Einfalt und Simplicität ließ Doracillen vermuthen, daß sie sich ihm ohne alle Gefahr entdekken, ihm ihre Liebe gestehen könnte und die schnelleste Bereitwilligkeit und Gegenliebe von seiner Seite zu erwarten hätte.

Indessen Doracille mit dergleichen strafbaren Liebesgedanken schwanger gieng und nur auf eine schikliche Gelegenheit wartete, ihr Vorhaben auszufüh-

führen, machte ihr Herr Gemahl Geraldo auf ein Mädchen Jagd, die in seinem eignen Hause war, die er täglich zu sehen bekam, und von der er gewis war, daß es nicht schwer halten würde, die lezte Gunstbezeigung zu erhalten. Dieses Mädchen war keine andere, als seine alte Dienstmagd Marine. Gerade zu konnte er hier nicht gehen, weil er die Wuth und Rache seiner Frau fürchtete, und zu erwarten hatte, daß sie noch eine ältere Weibsperson in ihre Dienste nehmen würde, so bald sie von dieser Liebschaft Wind bekommen sollte; er hatte sich daher einen artigen Plan ausgedacht, den er aber ohne seinen Bedienten nicht wohl ausführen konnte. Er ließ ihn zu sich aufs Zimmer kommen, schloß die Thüre zu und nun fieng sich folgende Unterredung an:

Der Herr. Du weist sehr gut, Andres, daß ein Diener sich durch nichts mehr die Gunst seines Herrn erwerben kann, als durch eine feste unwandelbare Treue. Versprichst du mir heilig, mir immer treu zu seyn, alle meine Befehle schnell und pünktlich auszurichten, so sollst du bei einer sehr wichtigen Sache mein Vertrauter werden.

Andres. Sie wissen ohne meine Erinnerung, gnädiger Herr, wie sehr ich mich bemühet habe, ihnen immer treu zu dienen, und ich werde jederzeit ihr unterthänigster und treugehorsamster Knecht bleiben. Sie befehlen und ich gehorche.

Der Herr. Schon gut. Höre also das Geheimniß, das dir jederzeit ein Geheimniß bleiben muß, selbst alsdenn noch, wenn du nicht weiter in meinen Diensten seyn solltest:

Ich habe mir vorgenommen, diesen Abend ein Mädchen zu besuchen, und die ganze Nacht bei ihr zu bleiben. Meine Frau darf von dieser nächtlichen Excursion nicht das geringste merken; ich will mich daher um die gewöhnliche Zeit zu ihr ins Bette legen; nach einer kleinen Weile werde ich wieder aufstehen, etwan unter dem Vorwande, als wenn ich in dem geheimen Gemach etwas zu thun hätte, und dann gehe ich meiner verabredeten Liebschaft nach. Um diese Zeit — merke es wohl — mußt du dich fertig halten, meinen Plaz im Bette einzunehmen. Sollte meine Frau etwan dich für mich halten, nahe an dich heranrükken und dich liebkosen, so mußt du ihr den Rüken zukehren, und ihr merken lassen, daß du nicht wohl auf bist. Siehe, mein lieber

An-

Andres, wie viel Zutrauen ich zu dir habe, daß ich dich an der Seite meiner Frau liegen laſſe! Nimm dich aber ja in Acht, daß du nicht meine Ehre angreifſt, und ſey verſchwiegen. Zur Belohnung dieſer deiner Treue und Verſchwiegenheit, ſollſt du von mir ein neues Kleid geſchenkt bekommen, indeſſen nimm dieſe zehn Thaler, die du zu andern Nothwendigkeiten anwenden kannſt.

Andres nahm alles mit Freuden an, den Plaz ſeines Herrn im Bette, das Kleid und die zehn Thaler, und erboth ſich noch überdies, ihm den Eid der Treue zu ſchwören.

So bald es Abend geworden war, befahl Doracille ihrer Magd Marinen, die Küche in Ordnung zu bringen, das Küchengeräthe zu ſcheuern, und ſich alsdenn zu Bette zu legen. Doracille ſelbſt legte ſich ſchlafen, und ihr theurer Herr Gemahl lag an ihrer Seite. Kaum war die werthe Ehehälfte eingeſchlafen, ſo ſtand Geraldo auf, ſein Bedienter nahm verabredetermaſſen ſeinen Plaz bei der Frau ein, ohne daß dieſe es merkte. Geraldo gieng geradesweges nach der Küche, wo er Marinen fand, die noch etwas an dem Feuerherd zu thun hatte. Ich weis ſelbſt nicht, woher es kam, daß

es ihm gerade jezt an Dreuſtigkeit fehlen mußte, daß er ſich auch nicht ein Wort zu ſprechen unterſtand; ihm, der es in der Unverſchämtheit ſo weit gebracht hatte, daß er ſchwerlich einen hätte finden können, der ihn darin übertroffen hätte. Kurz, Geraldon verließ diesmal alle Faſſung; ſchnell begab er ſich in einen Saal, wo er ſich auf ein daſelbſt befindliches Ruhebette niederwarf, und es in der Stille abwarten wollte, bis Marine auf ihre Schlafkammer gehen würde. Dann wollte er ihr in der Stille nachgehen, und ſo glaubte er ſeinen Zwek ſicherer erreichen zu können.

Indeſſen erwachte Doracille von ohngefähr, und merkte, daß Andres, den ſie für ihren Mann hielt, ſich bewegte. Schon länger als ein Monat war verfloſſen, ſeitdem ſie ihr Mann nicht berührt hatte, und ſie hielt natürlich alle kleine Bewegungen des Andres, für Zubereitungen zum Liebeswerk. In dieſer Erwartung hatte ſie ſchon lange geſchmachtet, und wollte nichts unverſucht laſſen, um die Sache bis aufs Aeußerſte zu treiben. Sie rükte daher erſt nahe an den Andres heran, küßte ihn alsdenn verſchiedene mal hinter einander, und drükte ihn endlich feſt an ſich. Alle dieſe Anreizungen verfehl-

ten

ten diesmal ganz ihren Zweck. Andres stellte sich, als wenn er fest schlief und kehrte ihr immer den Rükken zu. Doracille verlor weder Muth noch Hoffnung, ihren Zwek zu erreichen, es mochte auch kosten was es wolle. Zum Unglük aber hatte Andres den festen Entschluß gefaßt, seinem Herrn, ohngeachtet aller Zudringlichkeiten von Seiten seiner Gebietherin, treu zu bleiben; da es ihm mehr als wahrscheinlich ward, daß die vorgebliche Liebschaft von seinem Herrn blos ersonnen, daß beide Geraldo und Doracille um das Geheimniß wüßten, daß er diese Nacht die Person seines Herrn vorstellen sollte. Er hielt daher alles blos für eine angestellte Karte, wodurch man seine Treue auf die Probe stellen wollte. So bald sich also Doracille an ihn herandrängte, stieß er sie sanft zurük; da sie sich aber dem ungeachtet nicht in den Schranken halten wollte, sezte er alle Hochachtung, die er seiner Gebietherin schuldig war, bei Seite und gab ihr einen heftigen Stoß. Aus Rache erwiederte Madam Doracille denselben nicht unsanft und traf gerade einen sehr delikaten Ort, wodurch er in eine solche Wuth gerieth, daß er Doracillen noch heftiger als vorher einen Rükstoß beibrachte.

Doracille, die ſich auf die Art von ihrem vermeintlichen Manne ſo ſehr mißhandelt ſah, ſezte ſich ſtillſchweigend auf den Rand des Bettes, das ſie mit ihren Thränen benezte. Augenblicklich faßte ſie den Entſchluß, Rache an ihrem Mann zu nehmen, ihren Bedienten in ſeinem Bette aufzuſuchen, und ſich mit ihm zu vergnügen. Niederträchtiger! — ſagte ſie bei ſich ſelbſt — an verworfene Weibsbilder hängſt du dich, und deine eigene Frau maaſt du nicht lieben. Seit länger als einen Monat haſt du mich nicht berühret und behandelſt mich jezt noch überdies auf dieſe ſchlechte Art, wenn ich mich mit aller nur erdenklichen Zärtlichkeit dir nähere. Warte, Undankbarer! bezahlen will ich dich mit gleicher Münze; rächen will ich mich an dir, durch deinen eignen Bedienten, das ſchwöre ich dir! Schlafe nur ſanft ein, ich will dich ſchon anführen.

Indeſſen Doracille dies Selbſtgeſpräch in Gedanken hielt, ſchlief Andres ohne alle Sorgen ganz ſanft ein. Doracille erhob ſich nun in aller Stille vollends aus dem Bette, in der guten Abſicht, Andresen in ſeinem Bette ſicher zu treffen, da ſie ihn doch ganz nahe hatte. So wie ſie aus ihrem Schlafzimmer heraustrat, bemerkte ſie in der Kü-

che einen Schimmer eines nahen Lichts. Sie gieng darauf zu, traf Marinen in der Küche, die Lampe in der Hand haltend, die ſo eben im Begriff war zu Bette zu gehen.

Doracillens Augen waren von dem vielen Weinen noch ganz roth und aufgelaufen; Marine bemerkte dies, ſie fragte mit vieler Theilnehmung nach der Urſache. Die Frau erzählte ganz offenherzig die Wahrheit, daß das Ungeheuer, ihr Mann, ſie unbarmherzig geſchlagen habe, und daß ſie nun Willens ſey, die Nacht über allein in der Küche zuzubringen. Sie verlangte von der Magd, daß ſie ganz in der Stille ihren Plaz im Bette einnehmen ſollte; daß, wenn ja Geraldo von ohngefahr erwachen, er Marinen für ſeine Frau halten ſollte. Doracille that dies blos in der Abſicht, daß ſie freier und ungeſtörter ihre Rolle mit dem Bedienten ſpielen könnte. Sie konnte beinah keine bequemere Zeit ſich wünſchen, ihr Vorhaben auszuführen; ihren Mann hielt ſie dieſe Nacht ſo wenig aufgelegt, daß er nicht einmal daran denken würde, ſich mit einem Mädchen abzugeben, und von Marinen und ihrer Tugend hatte ſie eine viel zu groſſe Vorſtellung, daß es ihr unmöglich einfallen konnte, ſo etwas Nach-

theiliges von ihr zu vermuthen. Indessen war Marine bei weiten nicht die Unschuldige, dafür sie ihre Frau hielt, sie freute sich innerlich nicht wenig über die schöne Gelegenheit, die sich ihr von selbst darbot, um endlich einmal die Wünsche ihres Herrn befriedigen zu können. Und doch war sie eine Zeitlang unentschlossen, was sie thun sollte. Endlich gieng sie in der Stille ins Schlafgemach ihres Herrn, nahm den Plaz ihrer Frau ein, und glaubte steif und fest, daß sie an der Seite ihres gnädigen Herrn liege.

Noch eine kleinen Weile hielt sich Doracille in der Küche auf, löschte sodann die Lampe aus, und gieng im bloßen Hemde geradesweges nach der Kammer des Bedienten. Sie mußte bei dieser nächtlichen Wanderung nothwendig durch den Saal durch, wo ihr Herr Gemahl auf dem Faulbette lag; dieser hielt sie für Marinen, umarmte sie für Marinen, und Doracille umfieng ihn mit beiden Armen, in der festen Meinung, daß es Andres wäre. Nichts war wohl natürlicher, als dies zu glauben. So eben hatte sie ihren vermeintlichen Gemahl im Bette verlassen, und es war sehr wahrscheinlich, daß Andres bey der schwülen Witterung sein Bette ver-

verlaſſen, ſich im Kühlen aufs Ruhebette gelegt hatte, um da ruhiger und ſanfter zu ſchlafen. In dieſer Vorſtellung freute ſie ſich über ihr unerwartetes Glück, und überließ ſich mit Freuden den Umarmungen des Geraldo.

Wer war jezt auf der andern Seite zufriedener, als Geraldo, der ſeine Frau unmöglich für eine andere, als für Marinen halten konnte. Er überhäufte ſie mit vielen Liebkoſungen, und befriedigte ſie ſehr gut verſchiedenemal hintereinander, daß Doracille aus Erkenntlichkeit ihm einige große Thaler in die Hand drükte, welche ſie in dieſer Abſicht in einem Schnupftuch mitgenommen hatte. Nimm dieſe paar Thaler — ſagte ſie zu ihm — als einen Beweis meiner Zuneigung, und verzehre ſie dem Hahnrei zum Poſſen.

Unterdeſſen dieſe komiſche Auftritte hier vorgiengen, befand ſich Marine in keinem geringern Irrthum, welche ſicher glaubte, ſich mit ihrem Herrn die Zeit zu vertreiben, da ſie doch eigentlich bei dem Andres ſchlief. So bald ſie ſich nur ins Bette gelegt hatte, rükte ſie nahe an den Andres heran, machte ihm tauſend verliebte Kareſſen, um

ſeine Lebensgeiſter zu ermuntern, und ihn aus ſeiner Betäubung zu erwekken. Ich bin Marine — ſagte ſie zu ihm — wachen Sie auf, mein Herr, dieſe ſchöne Gelegenheit dürfen wir nicht unbenuzt laſſen. Die gnädige Frau iſt in der Küche feſt eingeſchlafen, und wird ſo bald nicht wieder kommen. Jezt können wir ohne alle Stöhrung uns mit einander vergnügen. Ich ſuchte oft vergebens eine Gelegenheit, mit Ihnen allein ſeyn zu können, da ſie ſich ſo ganz unvermuthet gefunden hat, dürfen wir ſie nicht aus der Acht laſſen.

Durch dieſes zärtliche Geſpräch erwachte Andres, erkannte Marinen, konnte aber mit allen ſeinen fünf Sinnen nicht begreifen, woher dieſer ſeltſame Tauſch entſtanden ſeyn müßte. Indeſſen brachte die verliebte Magd den Andres durch ſo manche zärtliche Liebkoſungen in eine ſo gute Laune, daß er nicht weiter ihren Verſuchungen widerſtehen konnte. So eben hatte er ihr verſchiedene Beweiſe gegeben, wie viel er leiſten könne, als Geraldo, ſein Herr in die Schlafkammer hereintrat, um ſich wieder zu Bette zu legen. Da er in der feſten Meinung war, ſeine Frau, wie er auch nicht anders vermuthen konnte, im Bette zu treffen, gieng

er

er ganz sachte, damit er sie nicht etwan durch ein starkes Geräusch aufwekken möchte. Wie sehr erstaunte er aber, als er sich dem Bette näherte, und er Andresen zu Marinen sagen hörte: Fürchte dich nicht, mein Schätzchen, wirst du schwanger, so heirathe ich dich, ich verspreche es dir auf mein Wort.

Geraldo ward hierüber immer unruhiger, konnte sich aber auf keine mögliche Art den Zusammenhang der Sache erklaren. Er war ganz fest überzeugt, und niemand hätte es ihm ausreden können, daß er seine Frau in seinem Bette mit dem Andres beisammen gelassen hätte; und doch verspricht Andres ihr jezt, sie zu heirathen. Ich muß wahrlich gestehen, sagte er bey sich selbst — daß diese Nacht reich an seltsamen und wunderbaren Begebenheiten ist, und es wäre kein Wunder, wenn man irre würde, da man so verschiedene Zufälle von so mancherlei Art erlebt? Ich für meine Person weis noch nicht gewis, mit wem ich zu thun gehabt habe, ob es meine Frau, oder Marine war. So viel weis ich wohl, daß diejenige, welche ich umarmte, mir ein Geschenk an Gelde machte, und zu mir sagte, ich sollte es dem Hahnrei zum Poſ-

sen verzehren. Aber ich habe doch auch meinen Bedienten mit meiner Frau schlafen lassen, und eben sprechen sie mit einander, daß sie sich heirathen wollen. Ich muß nur — fuhr er bei sich selbst fort — in der Küche ein Licht anzünden, um diese seltsame Erscheinung aufzuklaren, und den Knoten dieser nächtlichen Farce zu lösen.

Er verlies darauf ganz sachte das Schlafzimmer, mit dem festen Entschluß, sich an seiner Frau und seinem Bedienten nachdrüklich zu rächen, wenn er sie beisammen antreffen würde. Als er eben eine brennende Kohle anblies, um daran ein Licht anzuzünden, trat seine Frau gerade in der nemlichen Absicht in die Küche. Sie erkannte ihren Mann augenblüklich; allein er bemerkte sie nicht. Schnell kehrte sie so gleich wieder um, und suchte sich in ihrem Zimmer zu verbergen. Beim Durchgehen stieß sie mit Fleiß einen Stuhl um; durch dies unerwartete Geräusch gerieth Geraldo in keine geringe Furcht, das Licht fiel ihm aus den Händen, und er fing aus allen Kräften zu schreien an, als wenn sein ganzes Haus voller Gespenster und Kobolde wäre.

So-

Sobald Andres und Marine das schrekliche Geschrei vernahmen, standen sie augenbliklich schlaftrunken und ganz erschroken auf. In dieser Bestürzung waren sie noch zweifelhaft, ob sie gehen sollten oder nicht. Marine machte den Anfang, sie gieng, war aber so unglücklich, daß sie im Finstern unversehens so hart an ihren Herrn anstieß; es mußte ein mächtiger Stoß seyn, denn er schwur, es sey ihm der Kopf zersprungen; indessen Marine über ihre Nase klagte, von der sie glaubte, daß sie zerbrochen sey. Der Bediente tappte auch so im Finstern herum, und wußte nicht recht, wo er war. Zum Glük fand die gnädige Frau die Küche, und was noch besser war, auch ein Feuerzeug. Es wurde Feuer angeschlagen und Licht angezündet.

Geraldo betrachtete nun bei dem Schimmer der dunkelscheinenden Oellampe seine Domestiken; sie waren beide im bloßen Hemde, beide in zwei verschiedenen Winkeln versteckt. Marine, mit ihrer zerbrochenen Nase, erregte Mitleiden, und Andres mit seinem kurzen Hemde, Furcht. Alle sahen sich einander mit Verwunderung an, und man hätte schwören sollen, sie wären allzumal aus den Wol-

ken

ken gefallen. Mit wilden Blikken sahe jezt Geraldo seine Frau an, und befahl ihr, ihm nur gleich alles ohne einige Weigerung zu sagen, wie die Sache eigentlich zugegangen sey. Sie allein können uns dies Geheimniß erklären — sagte er zu Dorotillen. — Sie haben uns ja durch ihr durchdringendes Geschrei aufgewekt. Ich weis wahrhaftig nicht — fuhr Geraldo fort — was in diesem Hause vorgegangen ist. Man sollte sagen, daß alle Teufel zusammen gerade hierher verbannt wären, man kann sich ja kaum einander wieder erkennen. Nur mit Mühe kann ich Marinen von ihrer Frau unterscheiden; und Andres könnte in diesem Aufzuge recht gut für seinen Herrn passiren. Kurz, ich weis nicht, ob ich dies für eine bloße Erscheinung, oder für einen Traum, oder für eine wirklich geschehene Sache halten soll.

Ei, mein lieber Mann, — entgegnete Dorotille — da wird es denn wohl das allergescheuteste seyn, daß wir uns wieder zu Bette legen, und Morgen früh, wenn wir werden ausgeschlafen haben, wird sich wohl die ganze Sache aufklären. Ohne ein Wort weiter zu sagen, befolgte Geraldo

den

den Rath seiner Frau; aber sie blieb nicht ohne Ursache in einem Winkel hinter der Küchenthüre stehen, und hörte ganz bedächtig folgendes Gespräch des Bedienten mit der Magd an.

Andres. Ei, armes Kind, du hast wohl gar die Nase zerbrochen! Wie hast du dies gemacht.

Marine. Da ich so eben zum Zimmer herausgehen wollte, stieß ich die Nase an etwas, und ich müßte mich wahrhaftig sehr irren, wenn ich mich an dich Tölpel nicht gestoßen hätte; oder vielmehr du mit deiner bekannten Unvorsichtigkeit mir nicht entgegen gelaufen wärest.

Andres. Nur nicht geschimpft, das will ich ein vor allemal verbitten. Denn ich muß dir nur geradezu sagen, daß das nicht möglich ist; weil du mich im Schlafzimmer ließest, da du herausgiengest.

Marine. In welchem Zimmer?

Andres. Das ist eine schöne Frage! In welchem Zimmer anders, als in dem wir uns so angenehm vergnügten, wo wir das Bette unserer Herrschaft so schön einrammelten!

Nun

Nun merkte erſt Marine, die noch immer in dem angenehmen Wahn ſtand, daß ſie ſich in der Geſellſchaft ihres Herrn befunden hätte, daß ſie bei keinem andern, als bei dem Andres geſchlafen habe.

Dieſe Entdekkung gab Doracillen einen andern Aufſchluß, daß es nemlich nicht der Bediente, ſondern ihr Mann geweſen ſey, mit dem ſie in dieſer Nacht ſo viel Vergnügen gehabt habe. Nun fielen ihr auch gleich die Thaler ein, die ſie ihm gegeben hatte, und der Ausdruk Hahnrei, deſſen ſie ſich damals bediente. Dieſe beide Dinge würden ihr wohl ganz ſicher viele Unruhe, wenigſtens eine ſchlafloſe Nacht gemacht haben, wenn ihr Mann kein Einfaltspinſel, und ſie keine kluge Frau geweſen wäre. So bald ſie ſich ins Bette gelegt hatte, giengen ihr viele Dinge im Kopfe herum; allein ſie fand ſehr bald ein Mittel, alles wieder ins Geleis zu bringen.

Unten im Saal waren zwei Abſchläge angebracht, in zwei gegen überſtehenden Winkeln, welche dem Bedienten und der Magd übergeben waren, um ihre Sachen daſelbſt zu verwahren. Doracille

racille erinnerte ſich, daß ſie zwei Schlüſſel hätte, welche dieſe Verſchläge ſchlöſſen. Noch vor Anbruch des Tages ſtand ſie ganz ſachte auf, gieng in die Küche und zündete ſich ein Licht an. Sodann nahm ſie eine gewiſſe Quantität Silbermünze zu ſich, legte einen Theil davon in den Abſchlag des Andres, und den andern in den Abſchlag der Marine; die Abſchläge verſchloß ſie wieder, legte ſich ganz zufrieden über die glükliche Erfindung wieder ins Bette, ohne von Jemanden bemerkt zu werden.

Bei Anbruch des Tages war Doracille zuerſt munter und ſtand ſogleich auf. Um ihr Projekt deſto beſſer ausführen zu können, brachte ſie ihren Geldkaſten in die größte Unordnung, und ſtellte ſich, als wenn ſie das, was ſie ſuchte, nicht finden könnte. Sie gerieth dabei in eine Hizze und in einen Zorn, daß darüber ein ſo großer Lerm entſtand, daß der arme Mann erwachte, aus dem Bette aufſprang und ſie feurig küßte, ohne ein Wort zu ſagen.

Die gnädige Frau hatte die Gewohnheit, jeden Abend, ehe ſie ſchlafen gieng, die Hausſchlüſſel an

ſich

ſich zu nehmen, und ſie zur Sicherheit unter ihr Kopfküſſen zu legen, daher mußte Andres alle Morgen, wenn er etwas zu holen hatte, ſie um die Hausſchlüſſel bitten. Dieſen Tag bath Andres, ſo bald er aufgeſtanden war, um den Hausſchlüſſel, um Fleiſch einzukaufen. Doracille ſchien vor Zorn ganz wüthend zu ſeyn, beinah zu ſchäumen. Ja wahrhaftig — ſagte ſie — ich muß einen recht großen Vorrath von Fleiſch haben, vor euch Erzbuben und Schurken, wie du und deine Waare ſind. Noch eins, Andres, ich habe noch nicht die Beſchimpfung vergeſſen, die du mir geſtern zugefügt haſt, ich empfinde es noch zu gut, wie ſchlecht ich deshalb dieſe Nacht habe zubringen müſſen, indeſſen du mit deiner Hure dich luſtig machteſt.

Geraldo war im Zimmer zugegen, da ſeine geliebte Ehehälfte mit dem Bedienten ſo zankte, und wegen des ungewiſſen Ausgangs dieſer verwickelten Begebenheit zitterte der Herr ſo gut wie der Diener am ganzen Leibe vor Furcht. Sie ſagte ganz kalt und in einem gebietheriſchen Ton zu ihrem Gemahl, er ſollte nur unten in den Saal gehen; und er gieng. Andres und

Ma-

Marine fanden ſich auch auf ihren Befehl daſelbſt ein.

So bald alle im Saal verſammlet waren, durchſuchte die gnädige Frau in Gegenwart ihres Mannes die Sachen des Bedienten und der Magd. Natürlich fand ſie ſehr bald das Silbergeld, welches ſie ſelbſt hingelegt hatte. In der erſten überraſchenden Hitze behandelte ſie beide Domeſtiken als die ärgſten Spitzbuben, und drohete, ſie würde ſie ſogleich beide aufhängen laſſen. Man ſtelle ſich die Beſtürzung vor, worin ſich dieſe armen Geſchöpfe befanden, da ſie ſich ganz unerwartet, doch mit Gefahr ihres Lebens, ſo reich ſahen. Andres kam gleich mit der Entſchuldigung angeſtochen, daß ihm ſein Herr Geld geſchenkt habe, welches Geraldo einräumte, ihm aber Vorwürfe machte, wie er denn zu dem andern Gelde gekommen ſey.

So bald Andres ſah, daß ſein Herr ſo geſtimmt ſey, glaubte er am leichteſten ſich aus der ganzen Sache herauswikeln zu können, wenn er ſeiner gnädigen Frau die ganze Geſchichte des vorigen Abends, mit allen Umſtanden unpartheiiſch erzähl-

erzählte. Doracillen, die bei allem ihren Horchen doch nur die Sache halb wußte, gieng mit einem mal ein Licht auf; sie erfuhr jezt Dinge, die sie nie vermuthet hätte. Wie — sagte sie mit der äußersten Erbitterung zu ihrem Mann — wie haben Sie sich unterstehen können, mir einen solchen Possen zu spielen, ihren Bedienten bei mir schlafen zu lassen! Ha! wenn ich das gewußt hätte, würde ich vielleicht meine natürliche Schamhaftigkeit abgelegt haben, um mich wegen ihrer Verwegenheit nachdrüklich zu rächen.

Geraldo stand ganz verduzt da, sein Gesicht verfarbte sich und er konnte auch nicht eine Silbe zu seiner Vertheidigung vorbringen. Er stellte bei sich selbst einige Betrachtungen über das Geld an, welches unter den Sachen des Andres und der Marine war gefunden worden; und schloß daraus nach seiner Art ganz richtig, daß es Marine entwendet hätte, um es Andresen zu geben, und daß sie es in der vorigen Nacht, da sie ihn für den Bedienten gehalten, aus Verachtung wieder gegeben hätte; ferner daß seine Frau ganz unschuldig wäre, folglich die gerechteste Ursache hätte, sich über ihn zu beschweren.

Durch

Durch dieſe feine Wendung einer ſo verwickelten Sache, hob Doracille mit einemmal allen gerechten Verdacht auf, welchen ihr Mann bei dieſer Gelegenheit auf ſie werfen konnte. Nun erſt, da ſie ſelbſt auf die feierlichſte Art war freigeſprochen worden, bemerkte ſie das tiefe Stillſchweigen ihres Mannes, welcher dadurch ſie für unſchuldig, ſich ſelbſt aber für ſchuldig erklärte. Andres und Marine wurden ſo fort aus dem Hauſe gejagt; doch war man gegen ſie noch ſo gnädig, daß ihnen verſprochen ward, ſie nicht wegen des angeblichen Diebſtahls gerichtlich zu belangen.

Sobald Mann und Frau allein waren, redete die leztere den erſtern an: Ich ſehe wohl, mein lieber Mann, daß Sie unverbeſſerlich ſind, und daß bei Ihnen alles nichts hilft, ich mag es auch anfangen, wie ich will. Ich habe mehr als eine Kammerjungfer und verſchiedene andere weibliche Domeſtiken abgeſchaft, weil ich ſie nicht gern ihrer Wolluſt Preis geben wollte. Aber ſie mag ſchön oder häßlich, jung oder alt ſeyn, das iſt alles für Sie einerlei, ich ſehe, daß alles ohne Ausnahme für Sie gut iſt. Nur allein ich, ſo jung ich auch bin, bin Ihnen unausſtehlich. Was ſollen wir

alſo weiter länger beiſammen machen! Ich dächte ein jeder lebte nach ſeiner Mode für ſich; Sie in ihrer Unkenſchheit und ich in meiner Unſchuld. Wir wollen uns jeder beſondere betten. Sie werden alsdenn weniger verdrieslich und ich deſto zufriedener ſeyn. Nehmen Sie ſo viele Bediente in Dienſte, als Ihnen gefallen mag, und ich werde ebenfalls ſo viel Kammerjungfern und Mägde annehmen, als ich brauche, die Ihnen wahrhaftig nie zu Geſicht kommen ſollen. Mein unveränderlicher Vorſaz iſt einmal, nach meinem Stande zu leben; ſollte ich auch ſelbſt das Angenehme des Eheſtandes entbehren, ſo will ich doch wenigſtens das Vergnügen haben, daß man mich achtet, und ich etwas vorſtelle. Von heute an will ich die Ketten zerbrechen, die mich an mein Haus feſſelten, und mir allen Umgang mit andern verſagten; ich will wieder mit meinen Nachbarn und Verwandten Bekanntſchaft halten. Die Kirchen, die Aſſamblees und Schauſpiele beſuchen, und meine Zeit ſicher recht angenehm zubringen.

Geraldo war vor Freuden außer ſich, daß er bei dieſer ſchlimmen Sache ſo gut wegkam, er ließ es ſich herzlich gern gefallen, daß ſeine Frau das

Haus-

Hausweſen auf einen elegantern Fuß einzurichten Willens war, und gab ihr die Verſicherung, daß ſie alles nach ihrem eigenen Belieben anordnen dürfte. Ich gebe Ihnen mein Wort — ſagte er zu ihr — daß ich Ihnen herzlich gern meine Einwilligung dazu verſpreche; ja ſollten Sie es verlangen, ſo will ich Ihnen auch wohl eine gerichtliche Verſchreibung darüber geben.

Nein, nein — antwortete Doracille haſtig — man muß nicht dergleichen Sachen mit Fleiß öffentlich bekannt machen, ſie werden außerdem bekannt genug. Die Vorſtellung, daß ſie ihren Bedienten zu ihrem Vergnügen gebraucht hätte, ſchwebte ihr immer in den Gedanken und machte ſie unruhig, ſie hat auch nie, eben ſo wenig als ihr Mann den eigentlichen Zuſammenhang hievon erfahren. Eben deshalb war ſie zufrieden genug, daß ihr ſcheinbares Verbrechen geheim blieb, und ihr noch überdies keinen geringen Vortheil zu wege brachte.

Einige Zeit nachher fand ein junger, bildſchöner Edelmann Eingang im Hauſe, und machte auch natürlicher Weiſe mit der immer noch ſchönen Hausfrau Bekanntſchaft. Dieſe wurde immer inni-

ger und vertrauter, daß man sie zulezt füglich Liebe nennen konnte. Geraldo erfuhr von dem allen nichts, und wenn er auch etwas gemerkt hatte, würde er herzlich gern stille geschwiegen haben, damit er nur allen seinen geheimen Gängen ungestört nachgehen und allen gerechten Vorwürfen desto sicherer ausweichen konnte. Eine Vertraute der Doraille machte bei dieser Liebschaft so gut die Unterhandlerin, daß sie so lange geheim blieb, bis sie sich von selbst zerschlug.

Zweite Erzählung.

Veronika

oder

die betrogene Buhlerin.

Ein Beiſpiel ohne Beiſpiel.

Zu Sirakus in Sicilien lebte einmal eine berüchtigte Buhlerin, Namens Veronika. Zu der Zeit, als sie ihre Mutter von der griechischen Insel Cio nach Sirakus brachte, war sie schön und gerade in der Bluthe ihrer Jahre. Ihre Mutter konnte den Werth einer solchen Schönheit sehr gut beurtheilen; sie wußte es aus eigener Erfahrung, daß sie nur so lange von ihrem Körper Vortheil haben könnte, so lange sie schön sey; sie hatte auf die bestimmte Art berechnet, daß wenn sich ihre Tochter um einen gewissen Preis eine Schäferstunde bezahlen ließ, und dies Verkehr nur so lange dauerte, bis ihre Schönheit verwischt wäre, sie bei einer mässigen und sparsamen Lebensart immer noch so viel erübrigen könnten, daß sie auf ihre alte

Tage bequem leben könnten. Mit diesem Vorsatz reiste die Mutter mit ihrer schönen Tochter nach Sirakus, einer Stadt, die zu den damaligen Zeiten ausgelassen und liederlich genug war, daß die verschlagene und listige Mutter sichere Rechnung machen konnte, die reichen jungen Leute in ihre Nezze zu lokken.

Anfanglich gieng es ganz vortreflich; die jungen Leute liessen sich fangen, kamen oft zu Veronika und bezahlten reichlich; die prachtigen Geschenke nicht mit gerechnet, die gewöhnlich in Kleidungsstükken und Puz bestanden, welche der Mutter und der Tochter sehr angenehm seyn mußten, weil sie dadurch so nöthige und kostspielige Ausgaben ersparen konnten.

Unter den vielen Liebhabern, die ihr väterliches Gut verschwendeten, und einen grossen Theil desselben Veroniken zufliessen liessen, waren bei weiten nicht alle so reich, daß sie auf eine lange Zeit den Aufwand aushalten konnten, den der Umgang mit diesem Mädchen forderte. Einige waren sehr geschwind mit ihrem Vermögen fertig und sahen in wenigen Monaten den größten Theil desselben in den Händen der verschmizten Buhlerin und ihrer

Mut-

Mutter; andere hielten zwar etwas eher ein, und ſuchten von dem geringen Ueberreſt ihres Geldes in der Stille ruhig zu leben, wenigſtens ſich vor dem Verhungern zu ſichern, und mieden noch zur rechten Zeit den Umgang einer Buhlſchweſter, die ihnen bereits ſo viel gekoſtet hatte; noch andere, die ſich auf ihre gute Mine, auf ihre feine Lebensart und auf ihre Ueberredungskunſt zu verlaſſen ſchienen, bewarben ſich um die Bekanntſchaft und um die Liebe dieſes Mädchen, ohne Geld daran wagen zu wollen oder zu können.

Unter die lezte Klaſſe der Anbether der Veronika gehörte vornemlich Pamphilus. Dieſer junge Menſch hatte wenig, oder beinah nichts zu verzehren; er war einer von den Gaunern, die ſo gern auf Unkoſten anderer leben wollen. Pamphilus machte es wie ſo mancher deutſcher Edelmann, der entweder ſein väterliches Gut verpraßt, oder von ſeinen Eltern weiter nichts als Wapen und Ahnen geerbet hat, und dieſe für einen offenen Wechſel hält, worauf ihm ein jeder borgen und Credit geben muß. Unerfahrne und Leichtgläubige werden dadurch freilich leicht hintergangen, Kaufleute und Handwerker verleitet, ſolchen Vagebunden ihre Wa-

Waaren zu creditiren, allein Juden lassen sich nur selten verlocken, ihnen Geld auf Wechsel zu leihen.

Meine Leser vergeben mir diese kleine Ausschweifung; es fiel mir gerade beim Pamphilus ein ähnliches Subjekt ein, das ich doch so gern schildern möchte, um einen jeden ehrlichen Menschen zu warnen, mit ihm irgend ein Geschäft zu haben. Um also wieder auf den Pamphilus zu kommen; er wünschte bei Veroniken so täglich aus und ein gehen zu können, mit ihr zu essen und zu trinken, mit ihr zu kosen, mit ihr zu Bette zu gehen, und was er nicht alles wollte, aber alles auf Credit. Das wäre nun freilich eine ganz herrliche Sache für die lustigen Brüder zu Sybarus gewesen, so alles auf Credit zu genießen. Veronika war viel zu klug, als daß sie so etwas hätte sollen einreissen lassen; daher gab sie lieber gar keinen Credit. Wer eine Schäferstunde mit ihr halten wollte, mußte sie ihr mit baarem Gelde bezahlen, so war es mit Essen und Trinken, kurz, nichts wurde eher als gegen gleich baare Bezahlung verabfolgt. Auf die Art war es fast nicht möglich, daß Veronika von ihren Liebhabern hintergangen werden konnte; allein Pamphilus suchte sie durch List zu betrügen. An-

fang-

fänglich machte er einen Versuch, ob dem schönen Mädchen mit seinen Kenntnissen gedient seyn möchte. Er war ein Dichter, ein guter Musikus und es fehlte ihm auch nicht an Verstande sich bei dem schönen Geschlecht einzuschmeicheln und beliebt zu machen; allein bei dieser, der am meisten mit dem Gelde gedienet war, konnte er auf die Art nicht ankommen. Seine Gedichte zum Lobe der Veronika, die fließend und zärtlich geschrieben waren, seine Lieder, die er so harmonisch, so schmelzend ihr vorspielte, und mit dem hinreissendsten Gesang begleitete, thaten eben so wenig die gehoffte Wirkung, als die Vorspiegelung, daß er ihr eine Stelle in dem Tempel der Unsterblichkeit anweisen würde, so bald sie sich ihm überlassen würde. Sie blieb gegen alles dies taub, so lange keine reellere Belohnung von ihm zu erwarten war, die sie weit mehr schäzte, als alle Lieder, alle Spiele, alle Verewigungen.

Da nun alles dies fehl schlug, und er beinah nicht länger den Reizzen der Veronika widerstehen konnte, mußte er auf ein geschwindes Mittel denken, wie er dies schöne Mädchen, ohne erst viel Geld anzuwenden, genießen könnte. Sein erfinderischer

riſcher Geiſt und ſein Verſtand gaben ihm ſehr ſchnell ein Mittel ein, wie er ohne viele Koſten zum Genuß des ſchönen Mädchen kommen konnte, und noch dabei keinen geringen Nuzzen hatte, es müßte ihm anders ſein ganzes Projekt fehlſchlagen, woran beinah nicht zu denken war.

Ohngefähr um dieſe Zeit hatte der Pabſt Leo der Zehnte bei einer gewiſſen merkwürdigen Begebenheit eine Medaille ſchlagen laſſen, wovon das Stük fünf und zwanzig Thaler in Golde galt. Damals waren ſie ſchon ſehr vergiſſen, und fingen an rar zu werden. Sie empfahlen ſich nicht ſowohl wegen ihrer Schönheit im Ausdruk und vollkommenen Darſtellung der Gegenſtände, als wegen Feinheit des Goldes, und der Preis dieſer Goldſtücke ſtieg ſehr bald bis auf funfzig Thaler in Gold.

Weil dieſe Schaumünzen einen ſo allgemeinen Beifall erhielten, und alle Liebhaber unmöglich die goldnen bezahlen konnten, ſo hatte man nach demſelben Model einige in Kupfer abdruken laſſen, die den goldnen nichts an Feinheit nachgaben. Einige von ſolchen kupfernen Abdrükken hatte Pamphilus während ſeines kurzen Aufenthalts in Rom geſchenkt bekommen. Dieſe Münzen ließ er ſo ſchön und

ſtark

ſtark vergolden, daß der Kenner beim erſten Blik getäuſcht wurde, und der Nichtkenner ſie würklich für goldne hielt. Er ließ einſtmals, als er bei Veronikan zum Beſuch war, einige derſelben unter ſeinem übrigen Gelde blikken, und zeigte ſie ihr als eine Seltenheit mit vielen Lobeserhebungen von dem groſen Werth dieſer Goldſtükken. Veronika, die ſchon von dergleichen Medaillen gehört hatte, ward davon bezaubert, und ſie verſprach ihm das zu verwilligen, was er ſchon lange mit ſo viel Leidenſchaft geſucht hatte, ſo bald er ihr ſie ſchenken wollte. Beſter Pamphilus — ſagte ſie zu ihm mit einem Ton, mit einer Stimme, wodurch ſelbſt der Unempfindlichſte wäre bewegt worden — ich liebe Sie als mich ſelbſt, als mein eigen Leben und ich überlaſſe mich Ihnen ganz, aber dies Goldſtük müſſen Sie mir zum Andenken laſſen, damit ich doch nach Ihrer Entfernung etwas habe, woran ich mich Ihrer erinnern kann. Mein Haus ſoll Ihnen alsdann jederzeit offen ſtehen, und Sie ſollen mir jederzeit willkommen ſeyn.

Pamphilus hatte anfangs Luſt, ihr dieſe Medaille ſehr theuer zu verkaufen, zum Schein machte er alſo einige Schwierigkeiten, ſie wegzugeben, weil

er

er sie von einem nahen Verwandten geschenkt bekommen hätte, zu dessen Erinnerung er sie gern behalten möchte. Er wollte ihr gern, fuhr er fort, ein anders ähnliches Geschenk machen.

Diese Weigerung und beinah abschlägige Antwort, machte Veroniken nur noch hitziger und begieriger, und sie wandte alle ihre Rednerkünste an, den Pamphilus zu bewegen. Am Ende schien er auf ihr vieles Zureden nachgiebiger geworden zu seyn, und versprach ihr die Medaille zu überlassen, doch nur unter der einzigen Bedingung, daß sie ihm schwören mußte, ihn zu lieben und ihn drei Nächte hinter einander bei sich schlafen zu lassen. Sie versprach und beschwur es ihm auf Hurenglauben. Sodann suchte sie sich eine von den dreien aus, die ihr die beste zu seyn schien, und bath den Pamphilus als erklärten Liebhaber zum Abendessen.

Nach dem Essen begaben sie sich vom Tisch sogleich zu Bette, wo Pamphilus seine Leidenschaft genug befriedigen konnte, indem er das erlangte, was er mit so viel Sehnsucht mehrere Monate nacheinander gesucht hatte. Veronika unterließ nicht ihm viele Liebkosungen zu machen, weil sie die Absicht

sicht

ficht hatte, auch die andern Medaillen nach und nach an ſich zu reiſſen. Allein Pamphilus war weit feiner als ſie; und der Sicilianer ſpielte ihr einen Streich ganz auf griechiſche Manier.

Nach dreien Tagen beſuchte Pamphilus ſeine Geliebte. Er trat zu ihr ins Zimmer, ganz mit der Miene, die ſeine Unruhe und Verlegenheit ſo ſtark ausdrükte, daß ſelbſt der gröbſte Menſchenkenner dadurch wäre getäuſcht worden, und die Verſtellung nicht gemerkt haben würde. Er ſprach zwar kein Wort, allein eben dies Stillſchweigen ließ Veronikan vermuthen, daß er etwas auf dem Herzen hätte, das gewis wenigſtens für ihn ſehr wichtig ſeyn müßte.

Veronika wandte alle Mühe an, von ihm ein Geſtändniß herauszubringen, was ihm eigentlich fehle. Endlich nach vielem Weigern von der einen, und vielen Bitten von der andern Seite, entdekte er ihr ſeine mißliche Lage. Er müßte befürchten — ſagte er — daß er noch dieſen Tag von einem Kaufmann in Verhaft genommen würde, dem er funfzehn Piſtolen ſchuldig ſey, wenn er ſie nicht noch heute bezahlte. Veronika fragte ihn, ob er denn gar kein Geld hätte? Vor jezt bin ich freilich nicht

im Stande zu bezahlen — entgegnete Pamphilus — allein wenn mir nur ein Termin von acht Tagen gegeben würde, wollte ich mit leichter Mühe bezahlen.

Die Mutter der Veronika hörte dies Gespräch mit an, und glaubte, daß sie eine Finte gebrauchen müßte, um den Pamphilus zu berülken. Sie rief ihre Tochter durch einen Wink heraus in ein Nebenzimmer, und sagte zu ihr: Höre, mein Kind, da Pamphilus jezt in so großer Verlegenheit ist, müssen wir suchen davon einigen Nuzzen zu ziehen. Jezt wäre die beste Gelegenheit, seine beide übrige Medaillen um einen guten Preis zu bekommen. Sage ihm, es thäte dir Leid, ihn in dieser Verlegenheit zu sehen, und du wünschest ein Mittel ausfindig zu machen, ihn heraus zuziehen. Du wärest bereit, ihm zehn Pistolen zu leihen, wenn er dir die beiden goldnen Medaillen zum Unterpfande lassen wollte. Sage ihm zugleich, daß du jezt kein Geld mehr vorräthig hättest, sonst würdest du kein Bedenken tragen, ihm die fehlenden noch dazu zu geben; du glaubtest aber, daß der Kaufmann mit den fehlenden noch in etwas warten würde, da er doch den größten Theil der Schuld bezahlt bekäme.

Vero-

Veronika, die das Geld unendlich mehr liebte, als alle Galane, und den Pamphilus dazu, machte ihm diesen Vorschlag mit vielen Freuden bekannt. Sein ganzes Vermögen — sagte Pamphilus — bestande gerade in drei Pistolen, wenn sie daher die Gefälligkeit haben wollte, ihm hierzu noch zwölfe zu leihen, so wäre er mit einmal aus der ganzen Verlegenheit. Veronika konnte ohne ihrer Mutter Einwilligung nichts thun; sie befragte diese, was sie dazu meinte. Beide kamen am Ende darin überein, daß man eine so gute Gelegenheit nicht aus der Acht lassen müsse, acht Pistolen zu gewinnen, indem sie schon ganz zuverlässig vorher sahen, daß die Medaillen in ihren Händen bleiben würden; weil Pamphilus wahrscheinlich dies Pfand nie auslösen könnte oder wollte.

Veronika gab nun dem Pamphilus die zwölf Pistolen, und sie nahm seine beide vergoldete Medaillen dafür zum Pfande, welche nun freilich so gut bezahlt waren, daß Paphilus wohl nie daran gedacht haben wird, sie wieder einzulösen. Im Gegentheil vertrieb er sich noch einigemal die Zeit recht vergnügt mit Veroniken, welche Vergnügungen er gewis noch mit acht Pistolen würde haben bezahlen müssen. Die Rechnung wurde nun von

bei.

beiden Seiten abgeschlossen, Pamphilus überließ ihnen die übergoldeten Medaillen erb und eigenthümlich, und sie gaben sich gegenseitige Quittungen darüber.

Auf diese feine Art betrog ein Gauner eine verschmitzte Bublerin. Ueberdies hatte er noch das Vergnügen lange auf ihre eigene Unkosten mit ihr gebuhlt zu haben, und eine so feine Bublerin zu betrügen, die mit ihrer Ware die ganze Welt betrog. Was das listige Weib war, stand Veronika noch immer in der hohen Meinung, daß sie den Pamphilus recht derb gerupft hatte. Sie zeigte diese Medaillen als Seltenheiten von großem Werth, allen ihren Liebhabern, welche sie besuchten, und suchte diese, bei Vorzeigung dieser Kostbarkeit, welche sie von einem Liebhaber geschenkt bekommen zu haben vorgab, auch ihre Freigebigkeit anzuspornen, daß sie ihr ähnliche Geschenke machen möchten.

Veronika hatte nun eine ganze Menge goldener und silberner Münzen von allerhand Gattung und Werth zusammengebracht, und suchte dafür eine gleich landübliche Münze zu bekommen, um den eigentlichen Werth desto sicherer bestimmen zu können. In dieser Absicht gieng die Mutter mit dem Gelde zu einem Wechsler hin; sie gab ihm zuerst

das

das Silbergeld, und ſodann die Goldſtükken, worunter auch die drei vergoldeten Medaillen waren, wovon ſie jedes Stük zehn Piſtolen ſchäzte. Der Wechsler beſah die Medaillen genau, und um ſich nicht zu täuſchen, probirte er ſie, da fand er denn, was er ſogleich vermuthete, daß ſie blos übergoldet wären. Er bedauert die alte Mutter, daß ſie ſich in ihrer Hofnung betrogen hätte, worüber dieſe dann ſich ſehr klaglich hatte. Sie nahm ſie wieder mit, und erzählte ihrer Tochter dieſen großen Betrug. Wer hätte das denken ſollen, meine Tochter — ſagte ſie, ſo bald ſie nach Hauſe kam — wir ſind gewaltig angeführt. Der Gaudib Pamphilus war uns zu fein. Er aß, trank und ſchlief bei dir und dies alles umſonſt und du gabeſt ihm noch oben ein Geld dazu. Die Piſtolen, die du ihm gabſt, waren doch würklich Gold; aber ſeine Medaillen, die du von ihm bekamſt ſind von Kupfer.

Veronika glaubte über dieſe Nachricht von Sinnen zu kommen. Das Mißvergnügen, welches ſie empfand ſich ſo betrogen zu ſehen, war noch das wenigſte; aber daß ſie ſelbſt noch zwölf Piſtolen dabei zugeſezt hatte, die Mahlzeiten und Vergnügungen, welche ſie dieſem Spizbuben umſonſt gegeben hatte, nicht mitgerechnet, dies vermehrte ihren

Verdruß unendlich. Indessen was wollte sie machen, sie konnte dabei nichts weiter thun, als ihr Schikſal geduldig ertragen, und sich mit der Hofnung trösten, daß sie sich desto mehr an diejenigen halten müsse, welche ins künftige in ihre Hände zu fallen, das Unglük haben würden. Allein jezt kam gerade ein übler Umstand bei ihren Liebschaften dazu, daß sie sich, um recht viel Geld zu erwerben, von einem jeden brauchen ließ, wodurch die Vornehmen und Reichen mit einemmal zurükgeschrekt wurden, ihr Verdienſt fiel daher außerordentlich, obgleich die Zahl ihrer Anbether sich doppelt oder wohl gar dreifach vermehrt hatte. Ihre Mutter grämte sich hierüber so sehr, daß sie in ein hizziges Fieber fiel, und nach einigen Tagen starb. Nun sank ihre Nahrung und ihr Verdienſt von Tage zu Tage so merklich, daß sie schon das zurükgelegte Geld anzugreifen anfieng, und einen Entschluß faßte, der in einer solchen Lage, worin sie sich befand, sehr leicht auszuführen war. Finden doch auch zuweilen Maitressen der Großen und Vornehmen einen Mann, der sie aus der Dunkelheit erhebt, und ihnen Stand, Rang und Ehre giebt; oder sie suchen sich auch wohl zuweilen selbſt einen aus, und geben ihm Stand, Rang und Ehre.

Sie

Sie entschloß sich kurz einen Mann zu nehmen; es war dies beinah nothwendig, weil sie vor den öffentlichen Verspottungen nicht mehr sicher war. Das Vermögen, das sie sich nach und nach erworben hatte, gab ihr, ohnerachtet ihrer vielen Ausschweifungen, doch Hofnung, daß sich bald jemand finden würde, der sie zur Frau verlangte. Gerade damals kam nach Sirakus ein gewisser Herumstreicher, dem man nicht ganz Kentnisse und Geschicklichkeiten absprechen konnte, dem aber das Herumflankiren beinah zur andern Natur geworden war. Er besuchte auch Veroniken zuweilen, und hörte von ihrem Entschluß, both sich an, erhielt ohne viele Umstände ihre Hand, und sie wußte es durch ihre ehemalige Freunde so weit zu bringen, daß ihr nunmehriger erklärter Liebhaber eine kleine Bedienung bekam, wovon sie, zugleich mit den Interessen ihres Vermögens, ganz artig leben konnten. Vor der Hochzeit mußte ihm aber Veronika versprechen, daß sie sich nach ihrer Verheirathung weiter mit keinem einlassen wollte. Sie versprach ihm alle Treue, die er von einer so berüchtigten Buhlschwester nur immer erwarten konnte; und dieser Vagabond, der weder Vermögen, noch Ehre hatte, war über diese neue, ihm ganz unerwartete Hülfsquelle sich fort zu

helfen, über die noch immer ſchöne Frau und die kleine Bedienung nicht wenig erfreut.

Er heirathete alſo Veroniken, den Abſchaum der ganzen Stadt, die ſich bei allen Ehrliebenden die größte Verachtung zugezogen hatte. Sie lebten beide auf einen recht hohen Fuß, ſo lange das Vermögen dauerte, welches ſie ihm zugebracht hatte. So bald aber das Geld, welches ſie für unerſchöpflich hielten, alle geworden war, und ſie von der kleinen Bedienung allein leben ſollten, wollte es ſo nicht recht zulangen. Die Frau mußte alſo, obwohl ganz verſtolen, ohne daß es der Mann wußte, ihre vorige Lebensart ganz in der Stille wieder anfangen.

An einem Jahrmarkt in Sirakus, kam ein armer Handelsmann mit ſeinen Waaren dorthin. Er war aus Bergamus, ſah gut aus und hatte das Unglük ſich in Veroniken zu verlieben. Ihre Reize waren dem Abblühen ſchon völlig nah, aber für dieſen Mann waren ſie noch in ihrer vollen Blüthe, ſie machte einen ſo ſtarken Eindruk auf ihn, daß er glaubte, ohne ſie nicht leben zu können. Seiner Meinung nach ſtelite er ſich dieſe Eroberung ſehr leicht vor, weil er gehört hatte, daß viele andere Perſonen, die nicht vornehmer und

reicher waren, als er, sich bei ihr nach ihrer Verheirathung einen leichten Zutritt verschaft hätten. Er gieng daher fleißig durch die Strasse, worin Veronika wohnte, er that dies einmal an einem Festtage, wo sie gerade in ihrem größten Staate, mit allen ihren Reizzen am Fenster stand. Er sahe herauf, grüßte sie nach seiner Art recht höflich und verbindlich. Veronika bemerkte ihn ebenfalls, sah ihn recht freundlich an, und machte ihm eine recht verliebte Miene, womit er vollkommen zufrieden seyn konnte.

Der Kaufmann gieng den andern Tag vor Veronikens Hausthüre vorbei, sie rief ihn an, und ließ ihn hereinkommen, weil sie Lust hatte ein neues Kleid um einen wohlfeilen Preiß sich anzuschaffen. Nichts konnte wohl dem Kaufmanne erwünschter seyn, als diese gute Art mit Veroniken in Bekanntschaft zu kommen: er lief daher mit seinen Waaren hurtig ins Haus herein. Veronika fragte ihn augenblicklich, ob er nicht guten schwarzen Damis hätte? Ich habe den schönsten und besten — antwortete der Kaufmann, der je nach Siralus gekommen ist. Er macht sein Palet schnell und mit vieler Hizze auf, und legte ihr ein Stück von dem allerbesten vor. Wie viel will er für

zwölf Ellen von dieſem Stük haben? fragte Veronika. Madam, — entgegnete der Kaufmann — nicht nur dieſer Damis, ſondern auch alle meine Waaren ſtehen Ihnen zu Dienſten, Sie dürfen ſich nur ausſuchen, was Ihnen gefallt. Ich habe jezt weiter nichts als Damis nöthig — verſezte Veronika — meſſe er mir zwölf Ellen ab; weiter verlange ich ver der Hand nichts. — Der Kaufmann maß den verlangten Damis ab.

Sobald der Kaufmann den Damis abgeſchnitten hatte, fragte ihn Veronika mit einem Seufzer, der ihm zu verſtehen geben ſollte, daß ſie jezt eben nicht bei Kaſſe wäre, wie viel er dafür haben wollte: Madam, — erwiederte der Kaufmann — ich verlange dafür weiter nichts, als ihre Liebe, wenn ich es wagen darf, Sie zu bitten, mich damit zu beehren. Ei, ei — verſezte Veronika — das iſt ſchön, du haſt alſo ſehr bald merken können, daß du mir nicht gleichgültig biſt. Aber mich dir für zwölf Ellen Damis zu überlaſſen, das wäre gar zu wohlfeil. Madam, — antwortete der Kaufmann — wenn Sie wüßten, wie lange ich ſchon nach Ihnen geſeufzt habe, Sie würden mir wahrhaftig dieſe Gunſt, ſelbſt

um

um dieſen ſehr geringen Preis, nicht abſchlagen. Und damit Sie ſehen ſollen, wie groß meine Liebe für Sie iſt, ſo dürfen Sie nur über alles, was ich ſchönes habe, ganz frei, wie über Ihr Eigenthum befehlen. Sollten Sie noch etwas anders von meinen Waaren nöthig haben, ſo dürfen Sie es nur ſagen, und ich werde es Ihnen herbringen.

Veronika verlangte im Grunde nichts beſſers, als dieſe zwölf Ellen Damis; ſie bewunderte vor ſich ihr Glük, und die Einfalt des Kaufmanns. Sie bedankte ſich bei ihm für ſeine Ehrlichkeit, und Gutherzigkeit, und gab ihm einen Schein von Hofnung, daß er noch von ihr die lezte Gunſtbezeugung erhalten würde, um ihn nicht ganz mit einemmal abzuſchrekken. Eine einzige Sache — ſagte ſie — hält mich noch zurük, ich befürchte nemlich, mein Mann möchte es zu erfahren bekommen. Wenn das nicht wäre, ſo verſichre ich dir heilig, würde ich dir das ſehr gern vergönnen, was du mit ſo viel Leidenſchaft zu wünſchen ſcheinſt.

Erlauben Sie, Madam — war des Kaufmanns Gegenantwort — dieſe Entſchuldigung will nicht viel ſagen. Wir ſind jezt hier ganz

allein,

allein, wie ſollte es möglich ſeyn, daß Ihr Mann etwas davon zu wiſſen bekommen ſollte. Ich bin ganz ſicher, daß Sie ihm nie ein Wort davon ſagen werden; und mich werden Sie doch auch wohl nicht für ſo närriſch halten, daß ich ihm auch nur das geringſte davon merken laſſen würde.

Willſt du mir alſo auf Treue verſprechen — verſezte Veronika — daß du keinem Menſchen etwas davon ſagen willſt? — Der Kaufmann ſchwur es ihr zu, niemanden etwas von dem Vorgefallenen zu ſagen. Das gehet auf die Art recht gut, beſſer als ich anfänglich glaubte — ſagte Veronika. — Komm alſo mit mir, wir wollen uns zuſammen vergnügen. Um von keinem der Nachbaren bemerkt zu werden, nahm ſie ihn mit ſich in den Keller, und bezahlte ſeinen Damis mit falſcher Münze. Als es vorbei war, giengen ſie wieder ins Zimmer herauf, der Kaufmann packte ſeine Waaren zuſammen, gieng lange nicht ſo vergnügt fort, als er gekommen war, und machte unterwegens Ueberlegungen, ob er das ſo eben genoſſene Vergnügen nicht etwas zu theuer bezahlt hätte.

Er hatte einen groſsen Fehler begangen, das sah er sehr wohl ein, ihn wieder gut zu machen, das muſste das einzige seyn, woran er jezt denken muſste. Bin ich nicht der unglüklichste Mensch — sagte er bei sich selbst — wie konnte ich nur auf den thörichten Einfall kommen, ein so kurzes Vergnügen so theuer zu bezahlen. Täglich vergieſse ich Schweis und muſs mich plakken, um nur mein Leben mühselig durchzubringen; und wie ein Mensch ohne Verstand und Ueberlegung, opfere ich einen Augenblik Vergnügen, so viele Mühe, und solche lange Beschwerlichkeiten auf. Sollte nicht ein Mittel vorhanden seyn, meine Waare wieder zu bekommen; es zeigt sich mir schon in der Ferne ein Strahl von Hofnung, daſs ich Veroniken wohl gar umsonst werde umarmet haben.'

Augenbliklich fiel ihm ein, so lange zu warten, bis der Mann zum Mittagseissen nach Hause gekommen wäre. Er stellte sich in einer kleinen Entfernung nicht weit vom Hause — nach wenigen Augenblikken kam der Mann. Da es gerade auſserordentlich heiſs war — denn es war im Monat Junius — speiſste Veronika mit ihrem Mann unten im Hause, weil es da kühl war. Sobald der Kaufmann vermuthen konnte, daſs sie am Tische

sizzen

ſitzen möchten, gieng er ins Haus herein und ſagte zu Veroniken in Gegenwart ihres Mannes: Ich komme auf Ihren Befehl, Madam, das Geld für den Damis abzuholen, den ich Ihnen heute Vormittag verkaufte. Wenn er Ihnen nicht anſtehen ſollte, bin ich bereit ihn wieder anzunehmen.

Kein geringes Schrekken überfiel plözlich Veroniken, doch ihr Verſtand und ihre Gegenwart des Geiſtes, konnten der ganzen Sache einen ſolchen Anſtrich geben, daß ihr Mann auch nicht den entfernteſten Verdacht auf ſie werfen konnte. Sie ſagte ihm, daß eine von ihren Gevattern ſie darum gebeten hätte, von dem beſten Damis zu nehmen; ſie hätte aber von dieſer noch kein Geld dafür bekommen. Sie ließ alſo den Kaufmann warten, und ſagte ihm, ſie möchte ihn nun nicht behalten, ſie wollte ihn ſogleich holen.

Sie war nun auf weiter nichts bedacht, als wie ſie ſich wegen des Schimpfs rächen wollte, der ihr vom Kaufmann war angethan worden. Sie war erfinderiſch genug, dem Kaufmann einen Poſſen zu ſpielen, der ihm beinah das Leben gekoſtet hätte. Den Damis holte ſie augenbliklich von ihrem Zimmer, gieng damit in die Küche, und ehe ſie das Tuch zuſammenwikelte legte ſie in die Mitte eine bren-

brennende Kohle. Sie gab nun den Kaufmann den Damis. Hier ist er — sagte sie zu zu ihm — wie sie mir ihn gegeben haben. Wenn sie bessern haben, bringen sie ihn morgen her. Lachend und in Gegenwart ihres Mannes sagte sie ihm das, und wußte dabei ihre Rache so fein zu verbergen. Eben so verbarg der Kaufmann seine Freude über seinen schon für verloren gehaltenen Damis, und legte ihn zu dem übrigen Paket, ohne ihn erst genau anzusehen. Er nahm so fort den ganzen Ballen auf die Schulter und gieng ganz vergnügt seine Strasse.

Veronika begleitete ihn, unter dem Vorwande die Thüre wieder zuzumachen, bis dahin. Geh! — sagte sie zu ihm ganz sachte — gottloser Mensch, ich will Gott bitten, daß er dich Undankbaren mit Feuer vom Himmel strafe. Warum das — versetzte der Kaufmann — und worüber haben Sie sich zu beschweren? Sie haben mir ein Vergnügen verschaft, das gesteh ich gern, ich aber ihnen ebenfalls. Wir haben uns also beide nichts vorzuwerfen.

Fröhlich gieng er seine Strasse und freute sich recht herzlich, daß er sich um einen so wohlfeilen Preis vergnügt hätte. Seinen Damis hatte er wie-

wieder und Veronikens Liebe genoſſen, wer war froher als er. Er bekam jezt von ſeinem erfinderiſchen Kopf eine ſehr große Vorſtellung, und bewunderte ſeine Geſchiklichkeit, daß ſelbſt eine ſo verſchlagene Buhlerin von ihm betrogen worden ſey. Allein dieſe Freude war nur von kurzer Dauer. Indem er ſo eine Weile fortgegangen war, bekam er gerade den Wind hinter ſich, der Ballen faßte Feuer und als er ſich umſah, ſtieg ſchon eine groſe dikke Wolke heraus. Selbſt ſeine Schultern empfanden bereits die Hizze der Flamme; ſo daß der arme Mann in der größten Eil ſeinen Ballen abwerfen muſte. Sobald er die Zerſtöhrung erblikte, die das Feuer in ſeiner Waare angerichtet hatte, fieng er bitterlich zu weinen an, fiel nieder auf die Erde und bath den Himmel um Vergebung. Ich verrieth Veroniken — ſagte er — und der gute Gott ſtrafte mich. Sie bath ihn, daß Feuer vom Himmel auf mich fallen ſollte; und meine Waare brennt jezt in voller Flamme. Noch danke ich Gott, daß ich ſelbſt einer ſo großen und nahen Gefahr glüklich entgangen bin.

Dritte Erzählung.

Liebe iſt an keinen Stand gebunden.

Eine ländliche Geſchichte.

Ehe noch die Portugiesen den Weg nach Indien über das Vorgebürge der guten Hofnung entdekt hatten, lebte zu Florenz ein Kaufmann, welcher sich viele Reichthümer erwarb, indem er verschiedene Reisen nach Alexandrien und Cairo machte, als man noch die Kaufmannswaaren von Indien über das rothe Meer mußte kommen laßen. Dieser Kaufmann hatte in einer rechtmäßigen Ehe einen Sohn erzeugt, der Alexander hieß. Auf diesen Sohn, weil er der einzige war, wandte der Vater allen Fleiß, und sparte keine Kosten ihm Unterricht in den Wissenschaften und ritterlichen Uebungen so gut wie einem von Adel und aus einer großen Familie geben zu lassen. Dieser junge Mensch schlug zur Freude seines Vaters so gut ein; daß, ob er gleich kein Geborner von Adel war, man ihm doch wegen seiner Kenntnisse, seines guten Verstandes und

ſeiner feinen Maniren für einen Edelmann hielt, und in den beſten Geſellſchaften jederzeit mit vielem Vergnügen ſah. Mit dieſen Kenntniſſen vereinigte ſich ein einnehmendes Aeußere, eine gewiſſe Artigkeit und ein gutes Herz, welches man jezt — aber freilich nicht ganz richtig — Empfindſamkeit nennen würde. Mit einem Wort er beſaß ganz vortrefliche Eigenſchaften, welche ihn über die gewöhnliche Klaſſe von Menſchen erhoben, und ohne gerade mit dem Titel eines Edelmanns zu prangen, hatte er eine wahrhaft edle Seele. Als der Sohn eines ſo reichen Kaufmanns, der einen groſſen Aufwand machte, behandelte man ihn überall als einen Edelmann.

Sein Vater war mit ihm ganz vollkommen zufrieden und liebte ihn zärtlich; das einzige, was er noch wünſchte, war, daß er ſich bald verheirathen möchte, damit er die Freude erlebte, Enkel umarmen zu können, noch ehe er ſtürbe. Er that ſeinem Sohn dieſen Vorſchlag, doch ließ er ihm die freie Wahl. Alexander hatte freilich noch keine rechte Neigung, ſich ſo frühzeitig unter das Joch des Eheſtandes zu begeben; doch aus Hochachtung gegen ſeinen Vater, zwang er ſeine eigene Neigung,

und

und warf die Augen auf ein ſehr ſchönes Frauenzimmer, welche ihm nicht blos wegen ihrer Schönheit, ſondern noch mehr wegen ihres vortreflichen Charakters, gefiel. Sie hieß Iſabelle.

Alexander hatte nicht ſobald ſeine Neigung für dies Frauenzimmer ſeinem Vater entdeckt, als er auch ſchon auf Mittel bedacht war, die Heirath ſo ſchnell als möglich zu beſchleunigen. Er ließ um Iſabellen werben, man machte von Seiten der Eltern ſowohl, als auch des Mädchens keine große Umſtände, und die feierliche Hochzeit geſchah wenige Monate nachher. Im erſten Jahr gebar ihm Iſabelle einen Sohn, und machte dadurch ihren Mann zum Vater und ihren Schwiegervater zum Großvater. Dieſer Sohn machte der ganzen Familie viel Freude; am meiſten freute ſich der alte Vater des Alexanders, der davon ſo ſehr erſchüttert ward, daß er bald hernach vor Freude ſtarb. Die erſte Hizze war nun beim Alexander vorüber, und er fieng ſeine vorige freie Lebensart in Abſicht des weiblichen Geſchlechts wieder an. Er hatte eine ganze Reihe Güter unweit Florenz und hielt ſich gewöhnlich den Sommer über in einem Landhauſe auf, welches nahe beim Arnefluß lag, auf der piſaner Straſſe, vier Meilen von Florenz.

Auf

Auf dieſem Landgute ſpielte Iſabelle ihrem Eheherrn einen Galanterieſtreich ſo meiſterhaft, und es war zu verwundern, daß er ſo gut ablief, da er doch der erſte war. Es war gerade in der ſchwülſten Witterung zur Erndtezeit, als Alexander gewiſſer Geſchäfte wegen, die keinen Aufſchub litten, nach Florenz reiſen mußte. Er ſagte es mit einer gewiſſen Unzufriedenheit ſeiner Frau, weil er wahrſcheinlich eine Nacht ausbleiben mußte, und erſt den andern Tag wieder zu kommen gedachte. Iſabelle, die auch nicht eine Nacht gern allein ſchlief, bath ihn, wenn es möglich wäre, doch ja noch den Abend wieder zu kommen. Alexander verſprach, ſobald ſeine Geſchäfte geendigt ſeyn würden, an die Rükreiſe zu denken; doch köme es ihm mehr als wahrwahrſcheinlich vor, daß er die eine Nacht wohl in der Stadt bleiben müßte.

In dieſer Ungewisheit wollte Iſabelle lieber einen Liebhaber gewis haben, als auf ihren Mann vergebens warten. Dies war denn nun freilich nicht einer von den zukerſüßen Liebhabern, die ſich bei den ſchönen Damen in der Stadt ſo leicht Eingang zu verſchaffen wiſſen, nicht von denen einer, die durch ihre Galanterien und übertriebenen Schmeichelei-

cheleien oft bei den ſprödeſten Damen zum Zwek kommen. Iſabellens Liebhaber war nur ein ſchlechter, einfältiger Landmann, dem ſich die Damen ſelbſt anbiethen müſſen, wenn ſie ihn gern haben wollen. Kurz es war kein anderer, als der Pächter des Alexanders, ein junger Mann, der gut ausſah, der ſtark und nervigt war, und der nach ſeiner Art ſich recht gut betragen konnte, auch noch im Stande war, Iſabellen nach Wunſch zu befriedigen. Dieſer junge Mann lag gerade von der ſtarken Arbeit ermüdet, im Schatten eines Baums ausgeſtrekt. Hier ruhete er ein wenig aus und wollte die gröſſe Tageshizze übergehen laſſen. Ganz leicht angezogen ohne Hoſen im bloßen Hemde lag er da, und war vor groſſer Müdigkeit ganz abgemattet eben ein wenig eingeſchlafen. Ein kühler angenehmer Weſtwind erhob ſich mit einemmal und ſchlug das kurze Hemde vollends auf, ſo daß der Pächter ganz entblößt ward; allein jezt war er ſchon ſo feſt eingeſchlafen, daß er davon nichts merkte.

Indeſſen mußte es ſich zufälliger Weiſe ereignen, daß Iſabelle bei ihren ländlichen Spaziergang gerade den Weg unter den Bäumen nehmen mußte,

wo der Pächter zum Theil ganz entblößt ausgeſtrekt lag. Dieſer unerwartete Anblik beſchäftigte ihre ganze Aufmerkſamkeit. Um ſich recht daran weiden zu können, ſtellte ſie ſich hinter einen Zaun, und verweilte wohl ein halbes Stündchen; nun fiel ihr mit einemmal ein, daß ſie vielleicht ganz unvermuthet von Jemanden in dieſer Stellung überraſcht werden könnte; he ſie ſich alſo allerlei Nachreden zuziehen wollte, wollte ſie lieber dies Vergnügen entbehren und ſezte ihren Spaziergang weiter fort. Ihre ganze Einbildungskraft war mit demjenigen angefüllt, was ſie ſo eben geſehn hatte, daß ſie nur mit Mühe die Gegenſtände, die ſich ihr darſtellten, unterſcheiden konnte. Und das Reſultat von alle dem war, daß ſie auf Mittel dachte, wie ſie ſich mit dem Pächter vergnügen könnte.

Sie ſelbſt wollte ihm ihre Liebe antragen — aber wem? einem Landmann, einen jungen Pächter, der vielleicht die Gabe verſchwiegen zu ſeyn, nicht beſaß. Allein Iſabelle hatte ſie nun einmal verliebt, und was wagt man da nicht alles, ohne gerade an die Gefahr zu denken, der man ſich unterzieht. Gegen Abend ließ ſie ihn zu ſich rufen, und trug ihm verſchiedene Sachen in der Wirthſchaft

ſchaft

ſchaft auf. Aber ihre Aufträge an ihn waren mit ſo vieler Herablaſſung und Freundlichkeit verbunden, alle ſeine Vorſchläge wurden genehmigt, ſeine Arbeiten bewundert, daß ein jeder andere, freilich nur der Pächter nicht, die Leidenſchaft der gnädigen Frau nur zu ſehr hätte bemerken müſſen. Gerade damals kam ein Bothe, welcher der Frau des Pächters die unangenehme Nachricht brachte, daß ihre Schweſter — welche ſechs Meilen von da wohnte — geſtorben ſey: diſe Nachricht überbrachte die Pächtersfrau, ein junges artiges Weibchen Iſabellen ſelbſt, und bath ihre Gebietherin zugleich, daß ſie ihr die Erlaubniß geben möchte, auf ein paar Tage dorthin zu reiſen, um gewiſſe Erbſchaftsſachen in Richtigkeit zu bringen. Iſabelle ließ dies herzlich gern geſchehen, weil ſie nun mehr Hofnung hatte, als vorher, mit dem Pächter allein ſeyn zu können.

Nach Ueberſteigung dieſer großen Schwierigkeit, ſuchte ſie nach und nach alle ihre Bediente zu entfernen, und ſah ſich mit einemmal mit ihrem geliebten Dominike — dies war der Name des Pächters — allein. Sie fieng jezt an, ihn in allem Ernſt zu liebkoſen; Dominike merkte zulezt die

Abſichten ſeiner gnädigen Frau, und nahm ſich nun auch mancherlei Freiheiten heraus, um zu erfahren, ob es Ernſt oder Spaß ſey. Iſabellen konnte dies nicht unbemerkt bleiben, ſie erwiederte daher ſeine Freiheiten, verdoppelte ihre Liebkoſungen und ermangelte nicht, ihm in allen Stükken zuvorzukommen. Sie ſcherzten und ſpaßten unter ſich ſoviel, daß der Pächter dadurch erhizt wurde, und zur gnädigen Frau ſagte ich kann mich nicht länger halten. Was hilft das Koſen? Ihr Gemahl und meine Frau ſind beide neu genug von uns. Ich brenne vor Liebe. Wenn Sie wollen, wollen wir unſere Sache jezt gleich machen.

Es ſcheint — entgegnete Iſabelle, welche nichts ſo ſehr wünſchte, als eben dies — als wenn der Zufall und das Glük uns gerade deswegen beiſammen gelaſſen hat, daß wir uns mit einander vergnügen ſollen. Aber damit dies mit deſto größerm Vergnügen und Ruhe geſchehen könne, muſt du mir vorher ſchwören, daß du verſchwiegen ſeyn wolleſt. Es kömmt hiebei ſehr auf meine Ehre an, denn wenn die Sache herauskommen ſollte, würde ich auf immer beſchimpft ſeyn. Gnädige Frau — antwortete Dominike — Sie können verſichert ſeyn,

daß

daß es von mir kein Menſch jemals erfahren ſoll; ich bin freilich nur ein ſchlechter Bauersmann, der wie die feinen Stadtſitten kennen gelernt hat, allein ich bin wahrhaftig nicht ſo ganz einfältig, dafür man mich etwan halten könnte, noch weniger undankbar und worauf ich mir etwas zu gute thue — ehrlich. Ja wahrhaftig eher wollte ich mir die Zunge bis auf die Wurzel ausſchneiden laſſen, ehe ich nur ein Wort davon verlieren ſollte.

Verſprich mir dies auf deine Ehre — entgegnete Iſabelle. — Ja — verſezte Dominike — ich ſchwöre es Ihnen als ein ehrlicher Mann. Glauben Sie mir, ſchönſte Dame, weit eher wollte ich ſterben, als Ihnen einen ſo großen Verdruß machen. Wohlan! erwiederte Iſabelle — du wirſt alſo dein Verſprechen halten. Es ſcheint als wenn du nichts geringes leiſten könnteſt.

Kaum hatte ſie dieſe Worte geſagt, als Dominike, mit ſeinen groben und harten Händen, Iſabellen bei ihren zarten und äußerſt weiſſen Händchens nahm. Er umarmte ſeine gnädige Frau, legte ſie auf einen großen Kaſten und befriedigte ſie weit beſſer, als es Alexander jemals in ſeinem Bette gethan hatte.

Vor Freuden war ſie ganz außer ſich, ihre ganze Empfindung und Reizbarkeit ſchien ſich nur an einen Ort vereinigt zu haben; als der Liebhaber ſeinen erſten Gang machte. Ihre Augen waren geſchloſſen, ſie verlor die Sprache und ihr ganzer Körper ſchien lange ohne alle Bewegung zu ſeyn. Mit Schrekken bemerkte Dominike dieſe große Veränderung und bildete ſich ein, daß Iſabelle bereits verſchieden und er der Urheber ihres Todes ſey. Eben war er im Begrif nach Hauſe zu laufen, ſeine Sachen einzupakken und ſich mit der Flucht zu retten; als Iſabelle ihren ſchönen Mund öfnete, und ihren Liebhaber aus aller Verlegenheit riß. Bleib — ſagte ſie — liebſter Dominike, es geht alles gut.

Der Pächter war ganz außer ſich, ſeine für todt geglaubte Gebietherin wieder aufleben zu ſehen, kehrte nun ſchnell um, machte ſich ſelbſt Vorwürfe, küßte ſeine Gebietherin, umarmte ſie feurig u. ſ. w. Kaum war Iſabelle von ihrer Begeiſterung und der Pächter von ſeinem Schrekken zurükgekommen, als die erſtere zu ihm ſagte: Liebſter Dominike, fürchte nichts. Meine ganze Mattigkeit und Betäubung rühret nur von dem Uebermaß meiner Freude und von dem Vergnügen her, das ich in dei-

ner

ner Geſellſchaft genieſſe. Weit eher würde ich von der Entbehrung dieſes Vergnügens, als von dem Genuß deſſelben ſterben.

Iſabelle hatte dafür geſorgt, daß eine gute ſchmakhafte Mahlzeit auf zwei Perſonen zugerichtet ward. Sie ſezten ſich nun beide zu Tiſche. Nicht ganz ohne Urſache waren die Speiſen ſtark gewürzt; Iſabelle trank Dominiken recht tapfer von dem beſten Wein zu, den ſie im Keller hatte und zum Schluß mußte er noch ein gut Glas Roſoli ausleeren.

Nach dem Eſſen legten ſie ſich ohnei weitere Umſtände zuſammen ins Bette, wo das Gewürz, der Wein und der Roſoli gute Wirkung thaten. Das Schlimmſte hiebei war, daß Dominike gewohnt wahr, bei guter Zeit zu Bette zu gehen, weil er den Morgen deſto früher wieder heraus mußte; er konnte daher ſich auch diesmal nicht lange halten, der Schlaf bemächtigte ſich ſeiner und er fieng bald darauf ſo fürchterlich zu ſchnarchen an, daß es mit doppeltem Echo wiedertönte. Iſabelle ſchlief nicht ſo hurtig ein; ſie dachte mit der angenehmſten Zurückerinnerung an die Vergnügungen, welche ſie mit ihm gehabt hatte und ſann ſich nun Plane aus, wie ſie in der Zukunft dieſe Vergnügungen mit ihrem Pächter fortſezzen könnte.

Ohngefähr eine Stunde nach Mitternacht mochte es ſeyn, als ſie ſich eben zum Einſchlafen zu rechte legen wollte, da kam es ihr mit einmal vor, als wenn ſie draußen, ganz nahe an ihrem Hauſe das Geräuſch und Trappen eines Pferdes bemerkte, und gleich darauf hörte ſie würklich Jemanden an die Thüre klopfen. Man ſtelle ſich die Angſt vor, welcher ſich Iſabellen bemächtigte; ſie zitterte vor Furcht am ganzen Leibe; denn nichts war wohl natürlicher, als daß ſich ihr die ſchauderhafte Vorſtellung, daß ihr Gemahl wieder gekommen ſey, ganz lebhaft vor die Augen drängen mußte, Augen und Ohren öfneten ſich und waren für einen jeden Gegenſtand und Laut empfänglich, und ſie ward mit einem mal ſo munter, als wenn ſie ſchon eine ganze lange Nacht recht ſanft geſchlafen hätte.

Doch war ſie noch zweifelhaft, ob ſie nicht ein trügeriſcher Traum verführet und ihr ohne Urſache ein ſo großes Schrekken eingejagt habe; ſie lag ganz ſtille, bis mit einem mal, wie der fürchterliche Schall eines nahen Donners, die gebietheriſche Stimme ihres Gemahls in ihren Ohren gräßlich ertönte. In dieſer großen Angſt war ſie doch zuerſt darauf bedacht, wie ſie den Pachter aus ſeinem tiefen Schla-

ſe, worin er gleichſam begraben lag, ermunterte. Wache auf Dominike — rief ſie dem Pächter zu — wir ſind beide verloren, mein Mann ſtehet unten an der Thür. Allein Dominike war viel zu ſchlaftrunken, als daß er etwas von dieſer unangenehmen Nachricht verſtehen ſollte. Sie ſind auch niemals zufrieden, gnädige Frau — ſagte er. — Er warf ſich ſodann auf die andere Seite, ſchlief augenbliklich wieder ein und ſchnarchte weit ſtärker als vorher.

Alexander wiederholte vor der Thüre das Anſchlagen, und ſezte es eine gute Weile mit vieler Heftigkeit fort. Dominike! Dominike! — rief Iſabelle ihrem Liebhaber zu — erwache, ermuntere dich, ſtehe auf, wir ſind ſo gut wie verloren. Woran denkſt du! Höreſt du nicht meinen Gemahl an der Thüre klopfen? — Noch war ſie beſchäftigt ihren ſchlafenden Liebhaber aufzuwekken, als ihr Mann abermals weit ſtärker klopfte, als vorher. Endlich ermunterte ſich der Pächter, und er merkte mehr denn zu ſehr, daß es leider wahr ſey, was ſeine Gebietherin ſagte, und daß eine ſehr große Gefahr ſeiner wartete.

Du mußt ſuchen in der Stille wegzukommen — ſagte Iſabelle zu ihm — ohne daß mein Mann dich zu ſehen bekommt. Denn entdekt er dich, ſo

koſtet

koſtet es uns beiden das Leben. Den Augenblik ſoll dies geſchehen — ſagte Dominike — wenn Sie mich nur begleiten wollen, dies Beil — indem er ein Beil zeigte, womit er die Bäume umzuhauen pflegte, welches er zufälliger Weiſe mitgenommen hatte — ſoll uns alle beide in Sicherheit ſezen und vor allen Gewaltthätigkeiten ſchüzzen. — Ach mein Gott! fiel Iſabelle haſtig ein — wenn ich die Abſicht hätte mit dir zu entfliehen, ſo wäre ich auf immer entflohen, und für mich würde weiter keine Rettung übrig bleiben.

Alexandern wurde die Zeit an der Thüre immer länger, er ſchlug jezt ſo heftig an, daß er das ganze Quartir munter machen und in Bewegung ſezen wollte. Die Angſt nahm bei Iſabellen immer mehr zu, ſie wußte nicht, wo ſie mit Dominiken hin ſollte, endlich warf ſie von ohngefähr die Augen auf den Kaſten, worauf beide ihr erſtes Probeſtük gemacht hatten, und dieſer ſchien ihr bequem genug Dominiken darin verſtekken zu können. Dieſer Kaſten war groß genug und zum Glük leer. Dominike ſprang ſchnell aus dem Bette, zog ſich hurtig an und legte ſich in den Kaſten. Man kann ſich leicht vorſtellen, daß Iſabelle ihn ums Himmels willen bath, gar keinen Lerm zu machen, welche

Klug-

Klugheitsregel ihm ſchon ſeine eigene Sicherheit von ſelbſt lehrte. Jezt gehe ich — ſagte ſie zu ihm — und laſſe meinen ungeſtümen Mann ins Haus; denn werde ich auf irgend ein Mittel denken, dich aus dem Kaſten und Zimmer zu laſſen und in Freiheit zu ſezen. Sollte ſich aber indeſſen eine Gelegenheit finden, daß du dich ſelbſt ohne Gefahr retten kannſt, ſo mußt du ſie benuzzen.

Iſabelle verließ nun hurtig das Zimmer, und eilte ihrem Gemahl die Hausthüre zu öfnen. Unſere Bedienten, mein Lieber, — ſagte ſie mit einer Miene voll Schlafs, die ſie meiſterhaft anzunehmen wußte — ſchlafen alle wie die Razzen. Ich mochte ſchreien wie ich wollte, das half mir alles nichts, es hörte kein Menſch. Ich ſtand alſo lieber gleich ſelbſt auf, um Ihnen dieſen kleinen Dienſt zu leiſten, ich bereue aber weiter nichts, als daß Sie vermuthlich ſchon lange haben warten müſſen. Ich nahm mir nicht einmal Zeit, etwas umzuwerfen, und erſcheine alſo in dieſen Nachtkleidern und mit Augen voll Schlafs.

So viel Luſt zu zanken auch Alexander hatte, wurde er doch durch den liebreichen Empfang ſeiner Frau gleich wieder beſänftigt. So ſehr er auch ſchon vorbereitet war, Schimpfwörter auf Schimpfwörter

zu häufen, ſo ſehr ſtimmte er jezt dieſen Ton herunter, und war auf weiter nichts bedacht, als ſich bei Iſabellen wegen ihrer Bemühung zu bedanken, daß ſie noch ſo ſpät in der Nacht ſeinetwegen aufgeſtanden ſey. Nun wechſelten von beiden Seiten die zärtlichſten Liebkoſungen, und nie iſt wohl ein Mann mit ſeiner Frau zufriedener geweſen, als jezt Alexander mit der ſeinigen war.

Nehmen Sie ſich ein ander mal in Acht, mein Beſter, — ſagte Iſabelle — ſich ſo ſpät auf den Weg zu machen, wobei Sie ſich nur zu leicht einer Gefahr ausſezen, die mich unglücklich und elend machen könnte! Die Tage ſind ja jezt ſo lang, konnten Sie nicht Ihre Geſchäfte eher beendigen, und etwas früher von Florenz abreiſen? Hätte ich nur auf die entfernteſte Art vermuthet, daß Sie um dieſe Zeit wiederkommen könnten, ich würde wahrhaftig nicht zu Bette gegangen ſeyn, hätte ich auch darüber die ganze Nacht wachend zubringen ſollen. So aber ſagten Sie mir ganz beſtimmt, daß Ihre Geſchäfte Sie nöthigen würden, dieſe Nacht in Florenz zu bleiben. Jezt freue ich mich recht herzlich, daß ich Sie geſund und munter bei mir ſehe.

Sie wiſſen es ja beſſer — entgegnete Alexander — als ich es Ihnen ſagen kann, daß es nun

wohl

wohl eben nicht meine Gewohnheit iſt, in der Nacht zu reiſen; diesmal traf es ſich gerade durch einen Zufall, daß ich genöthigt wurde, ſo ſpät von Florenz abzureiſen. Meine beiden Brüder bathen mich, eine gewiſſe Streitſache, die ſie unter ſich hatten, zu ſchlichten; einer nöthigte mich auf ſein Landhaus vor der Stadt zum Abendeſſen. Als es ſchon anfieng dunkel zu werden, verlies ich die Geſellſchaft, und ritt nach Florenz zurük, wo ich noch einiges zu beſorgen hatte. Als ich aber an das Stadtthor kam, fand ich es ſchon geſchloſſen, und alle Mühe die ich mir auch gab eingelaſſen zu werden, war vergebens. Alſo blieb mir weiter nichts übrig, als nach Hauſe zu reiten; und ich danke Gott, daß ich ohne alle Gefahr glüklich angekommen bin und mein geliebtes Weibchen zärtlich umarmen kann.

Sie haben wahrhaftig Urſach — verſezte Iſabelle — Gott zu danken, daß Sie ohne alle Gefahrlichkeit angekommen ſind. Wie leicht konnten ſie von Räubern überfallen, von Sturm und Ungewitter überraſcht werden und bei der Dunkelheit der Nacht des rechten Wegs verfehlen. — Doch ſie kommen ja ganz allein, wo haben ſie ihren Bedienten gelaſſen. Mein Bedienter — entgegnete Alexander — wartet ohne Zweifel noch jezt in Florenz

auf

auf mich. Ei das iſt ja ganz vortreflich — fiel Iſabelle hizzig mit einer freundlichen Miene ein — ſo muß ich ja wohl den Bedienten und die Magd zugleich machen. Alle unſere Leute ſind ſo müde, ſchlafstunken und haben allzumal Ruhe nöthig.

Ich brauche keine große Bedienung — war Alexanders Antwort — ich wollte ſie blos um etwas zu eſſen bitten, wenn Sie noch Vorrath haben. Dieſe kleine Reiſe hat bei mir einen ſo ſtarken Apetit erregt, daß ein gutes, ſchmackhaftes Gericht mir recht viel Vergnügen machen würde, den Tiſch wollte ich mir wohl ſelbſt dekken.

Da Alexander ſich ſelbſt den Tiſch dekken wollte, war Iſabelle auf Mittel bedacht, dem Pächter Gelegenheit zur Flucht zu verſchaffen, und ſie fand ein ſehr herrliches. Alexanders Pferd ſtand vor der Thüre, und es war niemand da, der für das arme Thier ſorgen konnte. Dies war ein ſehr guter Vorwand, Alexandern auſſer dem Hauſe eine Zeitlang zu beſchäftigen. Iſabelle hätte dieſen Einfall ſehr gut benuzt, wenn der ſchläfrige Dominike ſeine Ruhe nicht allem übrigen vorgezogen hätte.

Es fällt mir eben ein — redete Iſabelle ihren Gemahl an — ihr Pferd wird drauſſen ſich verkälten, da es ſich ſo ſtark erhizt hat und auch wohl

ſehr hungrig ſeyn, wie wär's wenn wir das arme Thier nach dem Stall brächten! Der Einfall iſt herrlich — entgegnete Alexander — und er verdient allen Dank, denn dies Pferd iſt gerade eins meiner beſten. Wollen Sie wohl die kleine Mühe über ſich nehmen, und mit einem Licht mit mir in den Stall gehen?

Iſabelle war außer ſich vor Freuden über dieſe ſchöne Gelegenheit, dem Pächter Zeit zur Entfernung zu laſſen; ſie nahm eine Stalllaterne und gieng mit ihrem Mann in den Pferdeſtall. Ihrer Meinung nach war es nun ſo ganz ſicher, daß Dominike dieſe gute Gelegenheit zu ſeiner Rettung benuzzen und ſich aus dieſer Verlegenheit herausziehen würde. Aber der arme Tropf lag in ſeinem Kaſten in einem ſo tiefen Schlaf, daß er von alle dem, das drauſſen vorgieng, auch nicht das geringſte merkte.

Wenigſtens eine halbe Stunde blieben Mann und Frau in dem Stall, und auf die Art behielt der Pächter da noch immer Zeit genug übrig, ſich ins Pachthaus begeben zu können, welches keine funfzig Schritt von Alexanders Wohnhauſe entfernt war. Und wie konnte auch Iſabelle an der Flucht des Pächters zweifeln, da bei einer Entdekkung ſein Le-

ben in der größten Gefahr seyn mußte, sie trat also ganz zufrieden mit ihrem Gemahl ins Zimmer. Von den Ueberresten der fetten Mahlzeit, die sie mit ihrem Pächter gehalten hatte, bereitete sie für ihren hungrigen Mann ein Ragout, wovon jeder Bissen ihm Gift gewesen wäre, wenn er den Gast gekannt hätte, der den Braten beinah bis auf die Knochen mit seiner Frau verzehrt hatte, die wenigen Ueberbleibsel abgerechnet, womit er jezt seinen hungrigen Magen sättigte. Sobald er das Abendbrod verzehrt hatte, legte er sich mit seiner werthen Hälfte zu Bette.

Alexander war nur erst halb eingeschlafen, so daß ihm das geringste Geräusch hörbar war, als mit einem mal der Pächter auf eine ganz schrekliche, ungeheure, beinah unbeschreibliche Art in seinem Kasten zu schnarchen anfieng. Dieses fürchterliche Geräusch machte Alexandern aufmerksam, der sich anfänglich einbildete, daß der Hund des Pächters dasselbe verursachte. Doch von dieser Vermuthung kam er bald auf eine andere, daß sich Jemand im Zimmer versteckt haben müsse. Augenblicklich ermunterte er seine Frau, die bereits eingeschlafen war, und machte sie ebenfalls auf dies fürchterliche Getöse aufmerksam. Isabelle, wie man leicht ver-

mu-

muthen kann, erschrak nicht wenig, da sie ihren simpeln Liebhaber schnarchen hörte, von dem sie längst vermuthet hatte, daß er in seinem Hause und in seinem eigenen Bette schnarchen würde. Sie glaubte darüber von Sinnen zu kommen und verwünschte hundertmal bei sich selbst diesen Narren, den Pächter.

Indessen fragte der Mann in einem starken gebietherischen und fürchterlichen Ton — Wer ist da? — Ich bin es, antwortete der Pächter im Schlafe, ohne es zu wissen. — Was befehlen Sie, mein Herr? Isabelle, welche zum Glük viel Gegenwart des Geistes und keinen gemeinen Verstand hatte, sagte zornig und mit äußerster Hizze und Lebhaftigkeit zu ihm. Was machst du hier, gottloser Kerl? Ohne Zweifel bist du in einer sehr bösen Absicht hier. — Darauf redete sie ihren Mann, so daß es Dominike hören konnte, ganz laut und vernemlich an: Sicher hat sich dieser Böswicht hier versteckt, um mich zu tödten und sich hernach unsre besten Sachen zuzueignen. Hier dürfen wir gar kein Mitleiden haben. Kommen Sie, wir wollen aufstehen, diesen Halunken suchen, und sobald wir ihn finden, den Degen durch den Leib rennen, so

ſo wie er es nach ſeinen mörderiſchen Abſichten ver: dient hat.

Jezt brach ſchon die Morgendämmerung an, und es war bereits ſo helle, daß man ganz deutlich die Gegenſtände von einander unterſcheiden konnte. Der Pächter war in keiner kleinen Verlegenheit und ſchon einigemal auf den Punkt, ſeinem Herrn den ganzen Vorfall zu erzählen, wie er eigentlich in den Kaſten gekommen ſey. Allein ſein ziemlich einge: ſchränkter Verſtand ſagte ihm doch zu deutlich, daß ihm dies alles nichts helfen würde, und daß Schwei: gen noch immer für ihn das Beſte wäre. Indeſſen waren Alexander und ſeine Frau aus dem Bette auf: geſtanden und ſuchten den armen Schelm in allen Winkeln, vornemlich unter dem Bett. Warte Verräther — ſagte Alexander ganz wüthend — bitte Gott um Vergebung deiner Sünden, daß er ſich deiner armen Seele erbarmen möge; denn für dein Leben iſt weiter keine Erbarmung möglich, wo ich dich nur finde, mußt du ſterben.

Indeſſen Alexander den Räuber mit vieler Mü: he unter dem Bette ſuchte, weil er dieſen Ort ein: zig und allein für möglich hielt, wo ſich dieſer Ver: räther verbergen könnte, ſtellte ſich Iſabelle, der bei dieſer ganzen Tragikommoedie wahrhaftig nicht

wohl

mohl zu Muthe war, nahe bei den Kaſten hin, und öfnete ihn ganz leiſe, ohne daß ihr Mann etwas davon merkte, weil der gerade in dem entgegengeſezten Winkel des Zimmers mit Suchen beſchäftigt war. Der Kaſten war geöfnet, Domineke ſprang hurtig heraus, und entfernte ſich pfeilſchnell aus dem Zimmer, dem Hauſe und dem ganzen Gehöft des Alexanders. Iſabelle warf ſich ſogleich mit Fleiß auf die Erde nieder, ſchrie ganz mächtig um Hülfe. Ach mein Mann — rief ſie mit dem durchdringenſten Geſchrei — ich bin ſicher todt, mauſetodt, dieſer Spizbube hat mich tödtlich verwundet. Hülfe! Hülfe!

Dieſe Finte hielt Alexandern auf einmal zurük, der ſchon im Begrif war dem Böſewicht nachzuſezzen. Er richtete Iſabellen auf, trug ſie aufs Bette, und wollte dem Uebel abzuhelfen ſuchen, ſobald er aber ſah, daß ſie eben keinen großen Schaden genommen hatte, eilte er mit dem Degen in der Hand, um wo möglich den Dominike noch einzuholen, weil bei dem weitern Verweilen er leicht Gelegenheit bekommen könnte, zu entwiſchen und ſich in einem fremden Gebiet zu verbergen.

Durch das übergroße Lermen und Geſchrei, welches Iſabell bei ihrem vorgeblichen tödtlichen Fall erhub,

hub, waren die sämtlichen Hausbedienten auch munter geworden, sie standen in der Eil auf, warfen sich in ihre Kleider, und giengen zu ihrer Herrschaft, um zu sehen, was vorgefallen sey. Der erste Anblik, der sich ihnen darstellte, war ihr Herr selbst, der aus Leibeskräften mit dem bloßen Degen in der Hand gelaufen kam, und mit der fürchterlichsten Stimme brüllte: Haltet die Räuber auf! Die Bedienten folgten ihrem Herrn auf dem Fuße nach, einige von der einen, andere wieder von der andern Seite. Allein all ihr Suchen und ihre ganze darauf verwandte Mühe den Räuber zu ertappen, war vergebens. Dominik hatte sich schon so gut in Sicherheit gesezt, daß alle Nachstellungen, seiner habhaft zu werden, völlig umsonst waren. Indessen fand Isabelle in einem Winkel des Zimmers sein Beil, welches sie in den noch offenstehenden Kasten hineinwarf. Sobald das geschehen war, lief sie an die Hausthüre und fieng mächtig zu schreien an: Reißt ihn in Stüken, den Verräther, sobald ihr ihn bekommt, denn dieses Böswichts Absicht war, mich umzubringen!

Indem Isabelle dies fürchterliche Lermen erhebt, kömmt ihr Mann schon wieder vom Nachsezzen zurück, ganz mit Schweiß bedekt. Der Räuber

ist

iſt entkommen, ſagte er verdrüßlich — und es war nicht möglich, ihn zu ertappen. Sollte er doch je etwan wieder in meine Hände fallen, ſo will ich ihn ſicher ſo beſtrafen laſſen, als es ſeine Schandthaten verdienen. Doch, mein liebes Kind, wie befinden Sie ſich denn nach dieſem Schrekken? Sie ſind doch wohl nicht verwundet? — Nein, Gott ſey Dank, — antwortete Iſabelle. — Der Schade, den ich genommen habe, iſt nicht ſo groß, als ich dachte. Das ärgert mich noch am meiſten, daß ich hören muß, daß dieſer Meineidige ſo gut entkommen iſt. Das kommt doch von weiter nichts her, mein Gemahl — fuhr ſie mit Bewegung fort — als daß Sie mich auf einem Sommerhauſe ſo ganz allein laſſen. Wer weis, ob dieſer Böſewicht nicht Abſichten gehabt hat, mir meine Ehre zu rauben. Und ſagen Sie einmal ſelbſt, was hätte ich ſollen anfangen, wenn ich das Unglück gehabt hätte, in ſeine Hände zu gerathen? — Erholen Sie ſich von dem großen Schrekken, liebe, beſte Frau, erwiederte Alexander. Wir wollen Gott und der heiligen Jungfrau danken, daß uns nichts ſchlimmers begegnet iſt, als der kleine Schrek.

Die ganze Sache ward von Iſabellen ſo gut gedrehet und gewendet, daß ſie ſich völlig außer allem Verdacht ſezte. Damit noch nicht zufrieden, wollte ſie ihrem Mann noch weit ſichere Beweiſe ihrer vorgeblichen Unſchuld geben. Wir wollen doch ein Licht anzünden — ſagte ſie — daß wir recht genau im Kaſten zuſehen, wo eigentlich dieſer Galgendieb, der Pächter, gelegen hat, und daß wir auch zuverläßig wiſſen, ob nicht noch ein anderer Dieb ſich im Kaſten verſteckt habe.

Ein Bedienter zündete ein Licht an, und man durchſuchte damit alle Winkel. In dem noch wie vorher offenſtehenden Kaſten lag ein Sak mit einem Beil. Dieſe beide Stükke ſollten für Iſabellens vorgebliche Unſchuld die augenſcheinlichſten Beweiſe abgeben. Sehen Sie einmal hieher — ſagte ſie zu ihrem Mann — nun dürfen Sie ſich wahrhaftig gar nicht wundern, warum dieſer abgefeimte Böſewicht gerade dieſen Ort zu ſeinem Schlupfwinkel erwählt hat. Was bedeutet dieſer Sak! wohl etwas anders, als daß er Luſt gehabt hat, unſere beſten Sachen einzupakken! Und dieſes Beil! — o Ungeheuer von Undankbarkeit? — wozu glauben Sie wohl, daß er es gebraucht haben wird, wahrhaftig zu weiter nichts, als mich auf die grauſamſte

Art

Art damit umzubringen? Ja, mein Gemahl, dieſes Verbrechen iſt zu abſcheulich, als daß es vergeben werden könnte. Wir müſſen uns ſchon die Mühe geben, ſobald es völlig Tag ſeyn wird, deshalb nach Florenz zu reiſen, um den ganzen Verlauf der Sache bei dem Rath der acht Männer anzuzeigen. Bei ihnen müſſen wir rechtliche Hülfe ſuchen, ſie müſſen überall Steckbriefe ausſenden, damit irgendwo der Verbrecher ausgemittelt werde. Die Beweiſe ſind zu ſonnenklar, und ein Verbrecher von dieſer Art darf nicht unbeſtraft bleiben, ſonſt würde vollends alle Sicherheit aufgehoben werden, und man würde in ſeinem Eigenthum beſtändig in Furcht leben, von ſeinen eigenen Leuten, als eben ſo viel abgeſchikten Banditen, beſtohlen und ermordet zu werden.

Alexander war von der vorgeblichen Unſchuld ſeiner Gemahlin vollkommen überzeugt, oder er hatte vielmehr nie an ihrer Unſchuld gezweifelt, auch nie geglaubt, daß ſie des Verbrechens der Untreue fähig ſeyn könnte. Gleich am frühen Morgen deſſelben Tages reiſte er nach Florenz, und reichte ſeine Klage bei den dortigen Gerichten ein. Indeſſen machte Iſabelle, ohne ſich gegen Jemanden etwas merken zu laſſen, ganz in der Stille, in dem nah

bei

bei ihrem Hauſe gelegenen kleinen Wald einen Spa-ziergang, indem ſie nach einer gewiſſen Vorempfindung ſich feſt überredete, daß Dominike ſich daſelbſt würde verſtekt haben. Es mochten kaum hundert Schritte ſeyn, die ſie in dem Wald zurückgelegt hatte, als ſie ihren Liebesritter aus einem kleinen Gebüſch herauskommen ſah. Er war der erſte, der ſie mit Vorwürfen nach ſeiner Art überhäufte, daß ſie ihm einer ſo großen Lebensgefahr ausgeſezt habe, da ſie doch wohl auf ein weit ſchikklichers und ſicheres Mittel hätte bedacht ſeyn können, um ihn frühzeitig den Augen ihres Gemahls zu entziehen; und ſie ließ es auch wahrhaftig nicht fehlen ihm Vorwürfe zu machen, die er weit eher verdiente, als ſie die ſeinigen, daß er gerade in dem Augenblik, da ſie auf ſeine ſchnelle und ſichere Errettung bedacht geweſen wäre, wie ein Narr eingeſchlafen und wie ein Ochſe geſchnarcht habe. Unausſtehlicher Schnarcher — fuhr ſie fort — du verdienteſt, daß man dich in Stükken zerriß. Muß man denn ſo ganz Narr ſeyn, daß man bei einer ſo großen Verlegenheit, ſelbſt bei der augenſcheinlichſten Lebensgefahr einſchläft und ſo ganz und gar den Verſtand verloren haben, daß man ſo gar dann nicht die Gefahr merkt, wenn ſie uns ſchon ſo ſehr auf den Hals kömmt, und ihr blos

durch

durch ein Wageſtück ausgewichen werden kann? Ein Glük war es wahrhaftig für uns beide, bei einer ſo kizlichen Sache, daß meine auſſerordentliche Gegenwart des Geiſtes mir ein Mittel eingab, dich und mich aus der gröſten Verlegenheit zu retten. Der Himmel ſey für dieſe wunderbare Errettung gedankt! Sie verdient verewigt zu werden.

Dies einzige habe ich dir noch zu ſagen — fuhr Iſabelle fort — daß ſo wohl dein, als mein Beſtes es nothwendig erfordert, dich ſo ſchnell als möglich aus dem Staube zu machen und dich mit der Flucht in Sicherheit zu bringen. Mein Mann iſt ſo eben nach Florenz gereiſt, dich feſtſezzen zu laſſen, er wird ſolche Maßregeln treffen, daß es beinah nicht möglich iſt, zu entkommen, weil dir überall Steckbriefe nachgeſchikt werden ſollen; hat man dich einmal, ſo muß du auch gleich ohne alle Gnade und Barmherzigkeit hängen. Folge daher meinem Rath, gehe auf dem Wege nach Ankona fort, worauf du jezt biſt, und weiche nicht von der Landſtraſſe ab. Nimm hier dieſe fünf hundert Stük Dukaten, damit du auf dem Wege etwas zu zehren haſt. Entferne dich ſo ſchnell als möglich aus dem Gebiet dieſes Landes; daß man dich nicht noch etwan irgendwo ertappt. Sobald deine Frau von ihrer Reiſe wieder

zurük:

zurükgekommen iſt, werde ich ihr ſagen, daß ſie mit deinen beſten Sachen nachreiſen ſoll.

Dominike ſah mit einem ſtummen Erſtaunen die fünf hundert Stück Dukaten an, die er von der Iſabelle bekommen hatte, und wußte anfänglich nicht, ob er ſie behalten ſollte. Endlich ſagte er ſeiner Gebietherin für dieſes große Geſchenk den wärmſten Dank, küßte ihr die Hand, nahm Abſchied und wünſchte ihr alle Arten von Glükſeligkeit. Nach vielem Hin- und Herreiſen kam er glüklich nach Rom, that es Iſabellen zu wiſſen, von der es des Pächters Frau erfuhr. Sie ſchikte ſich zur Reiſe an, nachdem ſie ebenfalls von ihrer Gebietherin ſehr anſehnlich war beſchenkt worden. Dort fiengen ſie einen kleinen Handel an, und nährten ſich recht gut. Da ſich Iſabelle auf die beſte Art von der Welt aus dieſer ſchlimmen Sache herausgewikelt hatte, nahm ſie ſich vor, in der Folge als eine ehrliche Frau zu leben. Sie hielt auch würklich Wort, und ihre Ehe mit ihrem Manne war eine der glüklichſten.

Vierte Erzählung.

Die verunglükte Liebschaft

oder

der Ehemann und Liebhaber in einer Person.

Don Fabio, ein vornehmer, reicher Ritter, verzehrte ſeine anſehnlichen Einkünfte in der prächtigen Stadt Neapolis. Er wählte gerade dieſe, weil ſie ihm unter allen Städten in Italien am beſten gefiel. Sein Reichthum und ſein feines Betragen verſchafte ihm ſehr bald einen Zutritt in die vornehmſten und reichſten Häuſer und Familien dieſer anſehnlichen Stadt. Es durften keine Feierlichkeiten, keine Feten, keine Aſſemblees irgendwo geſchehen, ſo wurde der Ritter Don Fabio gewis nie vergeſſen. Vorzüglich gern und oft hatten ihn die Eltern, die eine ſtarke weibliche Familie hatten und ſo gern eine von ihren ſchönen, mit unter auch reichen Töchtern dem Don Fabio zuſchanzen mochten. Er kam alſo auf der einen Seite in keine geringe Verlegenheit, wie er unter der großen Menge von

Mäd-

Mädchen, die ihm angebothen, mit unter auch gleichsam aufgedrungen wurden, eine schikliche Auswahl treffen möchte; und dann mußte er wieder auf die Familien selbst Rükſicht nehmen, daß er nicht etwan aus einer geringen Familie eine wählte, und eine ältere, ansehnlichere durch die Geringschäzzung einer so großen Ehre dadurch vor den Kopf stieß und sich eine Feindschaft zuzog, die für ihn von schlimmen Folgen seyn konnte. Kurz, er wählte und wählte und heirathete endlich ein junges schönes Mädchen aus der ältesten, aber zum Unglük auch gerade aus der ärmsten Familie. Er heirathete sie wirklich aus Neigung, und vielleicht war es für ihn ein Glük, daß sie nicht reich war. Dieses Mädchen, — oder da er sie schon einmal geheurathet hatte — seine Frau, hieß Camille.

Mit einem mal wurden die Einladungen sparsamer, seine Freunde — und gerade alle die Töchter hatten, waren seine Freunde — wurden nach und nach lauer und endlich ganz kalt gegen ihn. Er selbst zog sich immer mehr und mehr zurük, weil das geräuschvolle Leben der Vornehmen und Großen ihm immer mehr und mehr anekelte, und endlich fand er in der Einsamkeit und den häuslichen Freu-

den

den sein gröſtes Glük. Sein liebes Weibchen ersezte ihm alles, was er etwan an der Entbehrung der steifen Gesellschaften der Vornehmen einbüßte. Kurz, er schäzte sich selbst ganz glüklich.

Nach zwei Jahren begegnete ihm aber ein ganz unerwartetes Unglük, seine theure Camille wurde krank. Der berühmteste Arzt in ganz Neapolis, und der auch gerade zufälliger Weise der allerberühmteste in ganz Italien war, wurde geholt. Dieser Arzt war ein junger Mann von zwei und dreiſsig Jahren, der einen schönen Wuchs und überhaupt ein gutes Ansehen hatte. Seine schwarze und feurige Augen, sein rundes und freundliches Gesicht auf der einen Seite, und dann sein ganzes einnehmendes und bezauberndes Betragen, waren eben so viele Empfehlungen seiner Person und seiner Kunst. Kurz, der schöne Dokter übernahm bei Camillen die Cur, und in drei Wochen war sie außer aller Gefahr und völlig gesund, obgleich der Arzt selbst mit sehr viel Zuverläßigkeit versichert hatte, daß diese Krankheit gefährlich, ja zuweilen unheilbar wäre. Die körperliche Krankheit war nun wohl gehoben, aber zum Unglük fiel die arme Camille gleich nach ihrer Genesung in eine Gemüthskrankheit, die weit gefährlicher war, als die erstere.

Der

Der Herr Doktor war die drei Wochen während der Krankheit der Camille Tag täglich mehr als einmal zu ihr gekommen. Hatte so recht zärtlich, so recht siegwartisch, ganz in aller Unschuld mit der armen Frau geſprochen. Und ſie hatte alle dieſe ſchöne Reden gleichſam verſchlungen, war von jenen zuckerſüſſen Worten ganz bezaubert worden, und liebte ihn, weil er würklich liebenswürdig war, ohne daß ſie es wußte, daß dieſe Liebe ſtrafbar ſey.

Verliebt ſich ein reiches Mädchen in einen armen Doktor, der ſie von einer ſchweren Krankheit befreit — welches, wie man ſagt, auch ſogar zuweilen in Deutſchland geſchehen ſoll — und läßt ſich merken, daß ſie ihm ihre Hand nicht abſchlagen würde, wenn er ſich darum bewürbe, ſo iſt das immer lobenswerth. Sollte ſie aber nach der Hochzeit ihren Mann nicht mehr ſo liebenswürdig finden, als er ihr vor derſelben zu ſeyn ſchien, und ſich neue Liebhaber zulegen, ſo würde die letztere Uebereilung deſto mehr Tadel verdienen.

Kurz, Camille war in den Doktor vernarrt. Sie gab ſich zwar alle erſinnliche Mühe, dieſe heftige Leidenſchaft zu unterdrükken, weil ſie ſo gern

eine

eine ehrliche und tugendhafte Frau bleiben wollte. Allein das hieſſe gegen den Strom ſchwimmen; ſie hatte ſich einmal blindlings und ganz unüberlegt einer Leidenſchaft Preiß gegeben, welche ganz unumſchränkt über ſie herrſchte, und alle Gefühle bereits ſo völlig unterdrükt hatte, daß ſie an weiter nichts dachte, von weiter nichts träumte, ſich mit weiter nichts beſchäftigte, als mit — dem Doktor.

Sie mußte in dieſer fürchterlichen Lage ihrem Herzen Luft machen, ſich einem Manne ſelbſt entdekken, von dem ſie noch gar nicht wußte, wie er ihr dreuſtes Geſtändniß aufnehmen würde, ſie mußte dies ſchriftlich thun, weil ein perſönlicher Umgang mit ihm ihr nach ihrer Geneſung gänzlich abgeſchnitten war. Sie bath ihn daher ſchriftlich, daß bei ihrer jezigen Lage eine gewöhnliche Cur nicht anſchlagen würde, er möchte alſo mit ihr eine andere vornehmen, wodurch ihr Uebel von Grund aus geheilet würde. Dieſe Krankheit beſchreibt ſie ihm ſo charakteriſtiſch, daß er, ohne gerade ein Doktor zu ſeyn, ſie gleich errathen mußte. Zulezt bath ſie ihn, daß er, ſobald als möglich, ſelbſt auf Mittel bedacht ſeyn möchte, wie das Uebel am füglichſten gehoben werden könnte.

Der Brief war nun fertig, ganz rein geschrieben, aber wie er am füglichsten fortgeschaft und dem Doktor am sichersten eingehändigt werden könnte, das war eine andere Frage. Doch ein Frauenzimmer ist in dergleichen Fällen erfinderisch. Camille machte eine Pastete, woraus die vornehmen Italiäner eine ganz besondere Delikatesse machen. Diese Pastete füllte sie selbst mit zerhakten Kapaunen, Rebhünern und anderm Flügelwerk u. s. w. überdies kamen dazu verschiedene Sorten von starken Gewürz, gebrannte Wasser und noch mancherlei theure Ingredienzen. Welches ich mit Fleiß erinnere, damit nicht etwan Frauenzimmer, die dieses lesen sollten, auf die Gedanken kommen mögen, daß sie hier ein vollständiges Recept einer italiänischen Pastete finden. Von dieser großen Pastete, oder eigentlich von diesem Pastetenteich machte sie verschiedene kleine Pasteten, die recht lieblich anzusehen waren und noch lieblicher schmekten. Nun nahm sie ein artiges, recht fein gearbeitetes Körbchen und legte den bewußten Liebesbrief an den Doktor ganz unten hin, denn füllte sie ihn mit diesen kleinen Fleischpasteten an, wozu sie noch verschiedene andere Kuchen und Konfituren legte. Den ganzen Korb bedekte sie mit einem damastenen, reich mit Gold gestikten Tuch.

So

So weit war ihr alles ganz vortreflich gegangen; doch das wichtigste fehlte noch, eine treue Ueberbringerin, und wen konnte sie wohl dazu anders gebrauchen, als ihr Kammermädchen. Sie schellte, und das Kammermädchen Silene erschien augenblicklich vor ihrer Gebietherin.

Ich glaube doch nicht — sagte Camille — daß du die jezt Ursach hast an meiner Zuneigung zu zweifeln. Allein nun sollst du abermals von meinem ganzen Zutraun gegen dich, liebes Mädchen, überzeugt werden. Nur mehr denn zu oft habe ich deine Treue auf die Probe gestellt, jezt will ich dich zu meiner Vertrauten machen. Dein ehrliches Gesicht läßt mich hoffen, daß du verschwiegen seyn wirst und deine mir zu bekannte Geschiklichkeit in Ausführung eines jeden Geschäfts, läßt mir gar keinen Zweifel übrig, daß mein Vorhaben den besten Erfolg haben wird. Du kennst doch meinen Doktor, und weißt doch auch wohl wo er wohnt? Ach! was ist das für ein schöner, herrlicher Mann! der verdient doch wohl wahrhaftig Liebe von unserm Geschlecht! Das ist, meine beste Silene, das ist der Gegenstand meiner Liebe, meiner Wünsche, meiner Leidenschaft, ohne den ich länger nicht leben kann. Gehe gleich hin zu ihm, ich bitte dich, und bringe

ihm von mir dies kleine Geschenk. Sage ihm, daß dies nur ein geringer Beweis der Liebe sey, die ich für ihn trage. Sage ihm alles, was man hievon nur schönes sagen kann. Ich weis du hast eine lebhafte, feurige Einbildungskraft und ein gutes Mundwerk. Rede, Silene, zu meinem Besten, und wenn du ihn nicht bei der Liebe fassen kannst, so suche sein Mitleiden zu erregen. Sobald der Erfolg nach meinem Wunsch abläuft, kannst du gewis seyn, daß dein Glük schon so gut wie gemacht ist. Ich weis recht gut, daß du auch liebst, und daß nur blos deine Armuth deiner Liebe hinderlich gewesen — Ich will dir eine Ausstattung geben, daß du mit deinem Geliebten glüklich seyn sollst.

Jezt wollte Silene schon gehen. — Noch eins — rief ihr ihre Gebietherin zu — vergiß ja nicht, dem Doktor zu sagen, daß unten im Korbe an ihn ein Brief liege, worauf ich mir von ihm eine mündliche oder schriftliche günstige Antwort ausböthe.

Gnädige Frau — antwortete Silene — ich danke Ihnen für das gnädige Zutrauen, das Sie für mich haben, jederzeit werde ich mich bemühen, mich dessen durch die pünktlichste Treue immer würdiger zu machen. Sie dürfen nur befehlen, und meine Schuldigkeit ist es jederzeit zu gehorchen. Der

Herr

Herr Doktor, dem Sie dies Geschenk zugedacht haben, heißt, wenn ich mich nicht irre, Ducillo. Ich weis seine Wohnung recht gut, und werde gleich hingehen.

Augenbliklich machte sich Silene auf den Weg nach dem Doktor und ließ ihre gnädige Frau in der äußersten Ungeduld, wie die Antwort des Doktors ablaufen würde. Kaum hatte sie den halben Weg gemacht; als sie durch den unglüklichsten Zufall, am Fenster eines gewissen Hauses den Don Fabio, den Gemahl der Camille stehen sah. Er hatte bei einem guten Freunde einen Morgenbesuch abgestattet, sie waren eben mit dem Frühstük fertig und unterredeten sich am Fenster mit einander und machten über die Vorübergehenden ihre satirische Anmerkung. So wie auf manchen Universitäten die Studenten des Sonntags im Fenster liegen und über die vorübergehenden gepuzten Bürger, deren Frauen und Töchter, zuweilen lustige Glossen machen, daß selbst oft diejenigen, welche sie aufziehen, über die getroffene Satyre innerlich recht herzlich lachen müssen. Eben so machte es Don Fabio. Er konnte in aller Welt nicht begreifen, was doch das Kammermädchen seiner Frau in dem Korbe so frühzeitig wegtragen sollte. Er rief sie verschiedentlich bei Namen; sie erkann:

kannte sehr gut die Stimme ihres Herrn, hatte aber diesmal keine Lust darauf zu hören, sondern verdoppelte ihre Schritte, so viel sie nur konnte. Die Neugierde des Don Fabio trieb ihn an, seinen Bedienten herumerzuschikken, und dem Mädchen zu befehlen, daß sie augenbliklich, so wie sie da wäre, mit dem Korbe zu ihm kommen sollte; welches auch geschah.

Kaum war das arme Kammermädchen ins Haus getreten, als Don Fabio ihr auch sogleich den Korb abnahm, und sie fragte, an wen sie das bringen sollte. An den Herrn Doktor Ducillo — antwortete Silene mit äusserst zitternder und furchtsamer Stimme. Ei, ei, das muß wohl ein sehr schönes Geschenk seyn — entgegnete Don Fabio — wir wollen doch einmal die artigen Sachen sehen, die darin sind. Er nahm das seidne Tuch vom Körbchen ab, und sah die delikaten Pastetchen, welche seine Frau für den Herrn Doktor bestimmt hatte. Er nahm eine, kostete sie, und fand sie von vortreflichem Geschmak. Er überreichte seinem guten Freunde eine, damit er dies herrliche Bakwerk doch auch kosten möchte. Dieser schwur hoch und theuer — sobald er nur einen Bissen davon im Munde hatte — daß er nie in seinem Leben etwas delikaters

und

und ſchmakhafters gegeſſen habe. Sie ſezten ſich darauf beide hin an einen Tiſch, worauf das Körbchen ſtand, lachten den armen Doktor tapfer aus, nahmen ein Paſtetchen nach dem andern, bis ſie in kurzer Zeit das ganze Körbchen glüklich ausgeleret hatten. Indeſſen war Silenen wahrhaftig nicht wohl dabei zu Muthe, ſie ſchien immer mehr und mehr aus aller Faſſung zu kommen, je mehr die Paſtetchen ihrem Ende nahe waren. Don Fabio theilte ihr auch etwas von dieſem ſchönen Bakwerk mit, allein es war für ſie ein Gift, und ſie aß es mit eben ſo wenigem Vergnügen, als man Pillen einzunehmen pflegt.

Das Körbchen war nun bis auf den Brief ausgeleert, den der Fabio haſtig nahm und eben ſo begierig las. Aus demſelben erfuhr er nun erſt die ganze Abſicht ſeiner Frau, und daß dies Geſchenk nur ein bloſſer Vorwand ſeyn ſollte, um dadurch deſto füglicher, ohne erſt viel Aufſehen zu machen, dem Doktor ganz in der Stille ihre Liebe entdekken zu können. Der arme Don Fabio erſchrak hierüber nicht wenig, doch war er eben nicht willens mit Gift oder dem Dolch ſeine Frau zu beſtrafen, wie dies gewöhnlich in Italien bei ähnlichen Fällen zu geſchehen pflegt, ſondern es ſchien ihm weit ſchik-

licher

licher zu seyn, seiner Frau dafür einen lustigen Streich zu spielen, wodurch ihre Liebe zum Doktor und vielleicht eine jede Liebe zu einer fremden Mannsperson verschwinden möchte.

Seinen guten Freund nahm er sogleich bei Seite, in einem Nebenzimmer, las ihm den Brief seiner Frau an den Doktor vor, und bath ihn, im Namen des Doktors eine recht zärtliche verliebte Antwort zu schreiben. Indessen — fuhr er fort — will ich mit Silenen in dies Cabinet gehen, und mit ihr weitere Maaßregeln nehmen.

Silene war ein junges, munteres und verliebtes Mädchen, ohngefähr von achtzehn bis zwanzig Jahren, die durch ihre ungemeine große Lebhaftigkeit und Gesprächigkeit vielen Eindruk auf die Mannspersonen machte. Don Fabio hatte schon lange um sie geduhlt, und er würde längst seinen Zwek erreicht haben, wenn nicht seine ausserordentliche Liebe, die er bis jezt ganz ungetheilt für seine Gemahlin trug, ihn bis dahin zurükgehalten hätte, sich ernstlich um die Liebe des Mädchen zu bewerben. Da aber die Sache nun so stand, und seine Gemahlin den ersten Schritt der Untreue wagte, sezte er sich auch über alle weitere Bedenklichkeiten weg, und fiel gleichsam blindlings über Silenen her. So-

bald

bald seine erste Hizze verraucht war, nöthigte er das Kammermädchen, ihre Frau zu verrathen, wozu sie sich auch ohne weitere Umstände verstand, weil sie leicht vorher sehen konnte, daß sie weit mehrere Vortheile haben würde, wenn sie mit ihrem Herrn, der doch nun einmal von der Sache unterrichtet war, Parthie machte, als wenn sie auf der Seite ihrer Frau bleiben wollte, der sie doch nun nicht weiter dienen konnte. Sie traf also mit dem Don Fabio die Verabredung, ihm alle Briefe und Geschenke, welche durch ihre Hände gehen würden, zu kommuniciren, so wohl von Seiten ihrer Frau, als die im Namen des Doktors.

Kaum waren alle diese Maaßregeln von beiden Seiten getroffen und verabredet, als sein guter Freund mit dem erdichteten Brief an seine Frau von dem Doktor, als eine Antwort auf den an den Doktor, den Camille geschrieben hatte, ins Kabinet hereintrat. Er las ihn vor, und erhielt den vollkommenen Beifall des Don Fabio; sobald er versiegelt war, gab er ihn Silenen. Das Kammermädchen hatte ganz vortreflich ihre Rolle einstudirt, was sie mit dem Briefe machen, und wie sie ihn ihrer Frau übergeben sollte. Sie kam nach Hause mit

einer

einer freudigen Miene, welche Camille sogleich für eine sehr günstige Vorbedeutung hielt.

Vor dem war Camille auf Silenen etwas eifersüchtig gewesen, weil sie bemerkte, daß das Kammermädchen und ihr Gemahl sich zuweilen gewisse Freiheiten herausnahmen, die immer weiter gehen konnten, wobei sie unmöglich so ruhig die weitern Folgen erwarten konnte. Aber seitdem ihre Liebe zum Doktor sie den besten Ausgang vermuthen ließ — denn man kann sich leicht, ohne mein Erinnern vorstellen, daß die im Namen des Doktors gemachte Antwort, sehr schmeichelhaft eingerichtet war, und Camillen in ein Entzükken versezte, wovon sie sich nicht sobald wieder erholen konnte — seitdem erlaubte sie ihrem Gemahl alle mögliche Freiheiten. Ihre ganze Einbildungskraft war nun zu sehr mit dem Doktor beschäftigt, zu Hause, bei ihren Verrichtungen, in der Kirche, in den Gesellschaften, kurz überall dachte sie an den Doktor, und sein Bild schwebte ihr beständig vor den Augen, so daß sie würklich nicht einmal bemerken konnte, was ihr Mann und Silene mit einander vor hatten. Sobald sie nur Silenen ansah, war auch gleich ihre ganze Seele mit dem Doktor beschäftigt, indem sie sich schon in Gedanken die Vergnügungen vorstellte,

wel-

welche ſie von Silenens Klugheit und Verſchlagenheit zu erwarten hätte.

Don Fabio war Camillens Stillſchweigen zu ſeiner Liebe mit dem Kammermädchen ganz angenehm, und er wußte dieſe gute Gelegenheit, wovon er vorher ſah, daß ſie bald vorübergehen würde, recht gut zu benuzzen. Indeſſen ſezte Camille ihre ſchriftliche Unterhaltung mit ihrem lieben Doktor fort; Don Fabio erhielt von Zeit zu Zeit durch Silenen Camillens Briefe, und der gute Freund ſchmiedete immer aufs neue Antworten, welche Silene ihrer gnädigen Frau einhändigen mußte. Dies war für den Don Fabio eine ſehr angenehme Beſchäftigung; er lernte dadurch den wahren Charakter ſeiner Frau kennen, ohne befürchten zu dürfen, daß ſie ausſchweifen würde.

Schon geraume Zeit war dieſer Roman ununterbrochen fortgeſezt worden, und Camille wurde von Tage zu Tage verliebter, wie dies Don Fabio aus ihren Briefen ſehen konnte. Wie weit aber die Liebe ſeiner Frau für den Doktor gehen würde, wollte er nun einmal verſuchen. — Des Don Fabio Vater hatte kurz vor ſeinem Tode gewiſſe Ländereien nahe bei Capua angekauft. Gerade jezt um dieſe Zeit ſuchte Don Fabio, der Sohn, unter ſei-

nen

nen Papiren diejenigen Akten, die er bei einem gewissen Vorfall brauchen mußte. Camille war gerade in dem Zimmer gegenwärtig, und da er diejenigen fand, welche er suchte, fragte sie ihn: Ob denn diese so wichtig wären? Allerdings — war des Don Fabio Antwort — denn wegen der bewußten Ländereien hat man mit mir einen Prozeß angefangen; und da sind mir gerade diese Akten die wichtigsten und einleuchtensten Beweise, daß ich Recht habe. Diese Schriften will ich nun gleich meinem Advokaten überschikken, nach drei Tagen muß ich selbst nach Capua reisen, weil ich glaube, daß bei meiner Gegenwart Advokaten und Richter die Sache schneller betreiben werden.

Man kann sich leicht vorstellen, daß die Nachricht von einer nahen Reise, und einer langen Abwesenheit ihres Mannes, Camillen doppelt angenahm seyn mußte. Daß sie diese Abwesenheit ihres Mannes benuzzen, seine Stelle mit der Person ihres lieben Doktors auszufüllen suchen würde, brauche ich beinah meinen Lesern nicht erst zu sagen, weil sie es sicher ohne mein Erinnern vermuthen würden. So viel Zeit man ohngefähr braucht, um ein Briefchen von wenig Zeilen zu schreiben, gerade so viel Zeit vergieng, bis sie dem Doktor Nachricht davon

gab;

gab; man kann ſich leicht einen Begrif von dem Inhalt deſſelben machen, wenn ich ſage, daß ſie alle ihre Beredſamkeit und ihre ganze feurige Einbildungskraft zu Hülfe nahm, um ihm ſo ganz die Vergnügungen zu ſchildern, welche ſie ſich einander machen würden, ſobald ſie durch die Abweſenheit ihres Mannes in den Stand geſezt würde, ſich mit ihm perſönlich unterreden zu können. Dieſen Brief ſchickte ſie durch ihre treuloſe Vertraute an den Doktor, dieſe gab ihn dem Don Fabio; die Antwort darauf ward augenbliklich vom Manne und deſſen Gehülfen geſchmiedet, er gab Camillen die Unruhe ihres Doktors ſo lebhaft zu verſtehen, daß er nichts ſehnlicher wünſche, als ihre Umarmung, und daß es nur von ihr abhinge, die Stunde zu beſtimmen, wenn ſie ihn zum glüklichſten Sterblichen machen wolle.

Dieſer Brief wurde Camillen von ihrem Kammermädchen richtig eingehändigt, indeſſen Don Fabio zu einem Apotheker gieng, und ſich von ihm Larirpillen geben ließ, welche gerade auf eine gewiſſe beſtimmte Zeit wirken ſollten. Den andern Morgen machte er alle Anſtalten zu ſeiner Reiſe nach Capua. Die Pferde waren für ihn und ſeinen Kammerdiener in Bereitſchaft — jezt nahm er Abſchied von

seiner Gemahlin. Sie weinte; aber vor Freude. Mit Thränen in den Augen bath sie ihn, seine Nachhausekunft zu beschleinigen, wenn er sie noch am Leben finden wollte, denn eine lange Abwesenheit könnte sie unmöglich ertragen. Don Fabio machte seine Rolle ebenfalls recht meisterhaft, er schien auch sehr bewegt zu seyn; der Abschied war beider Seits sehr zärtlich und mit vielen Thränen verbunden, so daß man hätte glauben sollen, daß diese Trennung beiden das Leben kosten würde; wenn man nicht besser gewußt hätte, daß es ein bloßes Theaterspiel wäre.

Zu dem einen Stadtthor ritt Don Fabio mit seinem Kammerdiener heraus, und zu dem andern kam er wieder herein. Seine Pferde ließ er in ein nahe bei Hauxburg gelegenes Wirthshaus bringen und befahl seinem Bedienten bei den Pferden zu bleiben, und dort bis nach seiner Zurükkunft auf ihn zu warten. Dann eilte er schnell zu dem bewußten guten Freund, und ließ sich von ihm, im Namen des Doktors, einen andern Brief an Camillen schreiben, worin er sie bath, kein Licht in das Zimmer, das sie zu ihrer Zusammenkunft bestimmt hätte, bringen zu lassen, damit er nicht etwan von Aufpassern erkannt werden möchte. Camille beantwortete auf

der

der Stelle den Brief: daß alle seine Wünsche für sie eben so viele Befehle wären, die aufs genaueste befolgt werden sollten, ja sie selbst fände für gut, daß sie sich sogar des Sprechens enthalten möchten, damit sie nicht etwan Jemand von den Domestiken behorchte.

Die der Zusammenkunft bestimmte Stunde war nun da. Don Fabio hatte etwas vorher, ehe er zu Camillen gieng, eine gewisse Portion Pillen eingenommen. Nun hüllte er sich in einen ganz durch und durch parfümirten Mantel, und begab sich nach seiner Wohnung. Silene, die auf ihrer Gebiethe rin Befehl den Liebhaber erwarten mußte, machte, sobald sie seine Ankunft merkte, die Thüre ganz leise auf, und ließ ihn herein. Kaum war Don Fabio ins Zimmer getreten, als Camille, die schon langst mit der größten Ungeduld ihren Liebhaber erwartete, ihn mit offenen Armen empfing, indem sie ohne alles Bedenken, ohne sich nur einen Schein von Zweifel einkommen zu lassen, ihren eigenen Mann für den Doktor hielt. In dieser Voraussezung, oder weil sie sich einen Betrug bei dieser nächtlichen Zusammenkunft gar nicht als möglich denken konnte, fiel sie ihrem Liebhaber zärtlich um den Hals, küßte ihn, und indem sie ihn sanfte nach dem Bette zu drängte,

kamen

kamen sie endlich ganz unvermerkt beide darauf zu sizzen.

Nach vielen Küssen und verliebten Karessen kamen sie sehr bald am Rande des Bettes zur Hauptsache. Sie entkleideten sich darauf und legten sich beide ins Bette. Nach einer kleinen Weile merkte Don Fabio, daß die Pillen ihre Wirkung thun wollten. Durch mancherlei Bewegungen ließ er sich merken, daß er sehr von Leibschmerzen gequält würde, indem er unaufhörlich sich von einer Seite zur andern warf, bald tief aus dem Herzen seufzte, bald Aechzer ausstieß, daß es recht kläglich anzuhören war. Damit seine Frau Gemahlin ihn nicht an der Sprache erkennen möchte, hatte er in beiden Seiten des Mundes Baumwolle gesteckt, wodurch er es unmöglich machte, daß er hierdurch verrathen werden konnte. In dieser Vorausseszung rief er aus: Ach! mein Gott, ich bin todt, wenigstens dem Tode nahe, was soll ich machen. Ich glaubte der glüklichste Mensch zu seyn — fuhr er fort — und bin nun der unglüklichste unter der Sonne. Ich kann es nicht sagen, Madam, wie viel ich ausstehe.

Sie sezzen mich in kein geringes Schrekken — erwiederte Camille — ihre traurige Lage bringt mich zur Verzweiflung. Was fehlt Ihnen, mein

bester

beſter Ducillo, worin beſtehet dann eigentlich Ihre Krankheit? Ach! Madam — ſagte Don Fabio — thun Sie doch nicht ſo, als wenn Sie nichts darum wüßten, Sie haben mir ſicher einen Streich geſpielt, den ich doch ſo wenig verdiene. Ich müßte mich ſehr betriegen, wenn meine Krankheit nicht von Zauberei herrühren ſollte; ein ſo ſchnelles, ein ſo überraſchendes Uebel kann nur von einer ganz auſſerordentlichen Urſache herkommen. Mit einem Wort, ich bin in jedem Fall ein betrogener und unglüklicher Liebhaber.

Camille war nun freilich ſo unſchuldig, als irgend Jemand; ſie that daher ihr möglichſtes, um ſich mit den beſten Gründen zu entſchuldigen und ihn nach ihrem Vermögen zu tröſten. Sogleich wurden Anſtalten gemacht, daß ihre Vertraute auf das ſchnelleſte warme Tücher in Bereitſchaft halten ſollte; indeſſen ſie ihm Arzeneien anboth, deſſen gute und geſchwinde Wirkung ſie in ähnlichen Umſtänden bereits erfahren zu haben verſicherte. Allein er verachtete alle dieſe Anerbiethungen, wollte von einer ſolchen Hülfe nichts wiſſen, fuhr fort zu ächzen und zu ſeufzen und beklagte ſein Schickſal. Sobald er merkte, daß er im Stande wäre zu Stuhl zu gehen,

machte er eine solche Bewegung, als wenn er aufstehen wollte. Indem er sich im Bette aufrichtete, schüttete er, wie unversehens die ganze Ladung über das Gesicht und den Busen der Camille. Ein unleidlicher Gestank verbreitete sich mit einemmal durchs ganze Zimmer und die arme Camille befand sich in der traurigsten Lage. Allein konnte man es wohl dem Mann verdenken, daß er das lasterhafte und unreine Vorhaben seiner Gemahlin auf die Art bestrafte, welches in jedem Falle mehr fruchtete, als eine harte Drohung mit Gift oder dem Dolch?

Mit dieser Bestrafung war aber Don Fabio noch nicht zufrieden. Unter dem Vorwande, als wenn sie ihn bezaubert hätte, behandelte er sie noch überdies als die niederträchtigste Hure; tausend Schimpfworte mußte sie hören; die schrecklichsten Mishandlungen ertragen; blaue Augen, aufgeworfene Lippen, zerrissene Wangen und dikke mit Blut unterlaufene Schmielen am ganzen Leibe, waren lange Zeit die Verrätherin ihrer strafbaren Absichten, und konnten sie oft genug erinnern, daß sie weit besser gethan hätte, wenn sie in den Schranken der Sittsamkeit und Eingezogenheit geblieben wäre.

So:

Sobald Don Fabio dieſe unblutige Rache genommen hatte, zog er ſich an, ohne daß auf der einen Seite die Klagen und auf der andern die Entſchuldigungen aufhörten. Kaum war er angekleidet, lief er auch gleich zu ſeinem guten Freunde hin, erzählte ihm die ganze komiſche Scene, und beide beluſtigten ſich nicht wenig über den Streich, den er eben Camillen geſpielt hatte und über den belachenswürdigen, dabei aber auch würklich kläglichen Zuſtand, worin er ſie gelaſſen.

Kaum merkte Silene, daß ihr Herr weggegangen ſey, als ſie ſogleich in das Zimmer ihrer gnädigen Frau lief, die ſie in dem eben beſchriebenen Zuſtand antraf, den die Sittſamkeit zu erzählen verbiethet. Es wurde augenbliklich ein ganzer Zober mit Waſſer ins Zimmer gebracht, die Frau Camille hineingeſezt und ſo durchaus gebadet und gereinigt und da ſie eine Anwandelung von einer Ohnmacht bekam, reichte ihr die Zofe ein ſtark riechendes Waſſer, wodurch ſich ihre Lebensgeiſter wieder erholten. Die Bettüberzüge und der ganze Nachtanzug der Camille wurde ſogleich gewaſchen und den folgenden Morgen die Betten geſonnt und das ganze

Zimmer mit dem durchdringensten Wohlgeruch durchräuchert.

Dies mußte alles so schnell als möglich veranstaltet werden, weil Camille die Ankunft ihres Gemahls nicht genau vorher wußte; er kam auch würklich den vierten Tag mit seinem Bedienten wieder zurük, und gab vor, daß sein Procurator den Prozeß durch einen Vergleich geendigt hätte, deshalb er früher wieder käme, als er sich eigentlich vorgenommen hätte. Allein wie entsezte er sich nicht, sobald er ins Zimmer seiner Gemahlin getreten war, über den gräßlichen Anblik, worin er sie fand; er hatte sich würklich ihren Zustand nicht so traurig vorgestellt, als er ihn nun mit Augen sah. Kaum erkannte er sie — Jesus Maria! — sagte er beim Eintritt ins Zimmer. — Was haben Sie gemacht? Woher diese Narben! Woher diese Zerstörung ihres schönen Gesichts! Ach! — mein lieber Mann, sagte sie zu ihm — ich glaubte nicht anders, als ich würde des Todes seyn. Stellen Sie sich einmal vor, welches Unglük ich gehabt habe, als ich vor ein paar Tagen einige Spizen auf der Leine hängen wollte, fiel ich vom Stuhle herunter und zerschlug mir das Gesicht, ich glaubte nicht anders

ders ich würde sterben. Ich kann nun viele Wochen mich nicht öffentlich sehen lassen, als bis diese Narben vergangen sind.

Das kommt blos daher, meine liebe Frau — erwiederte Don Fabio — wenn man sich mit Sachen beschäftiget, die einem nichts angehen. Warum halte ich so viele Domestiken; wozu anders mache ich diese außerordentliche Ausgabe, als blos Ihnen Bequemlichkeit und Erleichterung zu verschaffen? Als er seiner Frau diese sanfte Erinnerung gegeben hatte, lernte er mit den Bedienten, wofür er ihnen denn Lohn und Brod gebe, wenn sie die Arbeiten, die sie verrichten sollten, von seiner Frau machen ließen. Nachdem er sich wieder beruhigt zu haben schien, war es gerade Mittagszeit; er sezte sich zu Tische und aß mit vielem Apetit, erzählte seiner Frau eine ganz erdichtete Geschichte seiner Reise, mit so viel Wahrscheinlichkeit, daß wenn sie auch vorher durch irgend einen Umstand auf die Vermuthung gekommen wäre, daß ihr Mann nicht würklich verreist wäre, sie doch jezt alles hätte glauben müssen, die Reise, die Begebenheiten und Gefahren, die ihm auf derselben aufgestoßen waren.

Nach dem Essen gieng er vor der Stadt spazieren, und studierte auf den zweiten Akt dieser Comödie. Sein Gang führte ihn gerade bei der Wohnung des Doktors vorbei, er gieng also auf einige Augenblikke herein, unter dem Vorwande, daß er ihm einen Höflichkeitsbesuch abstatten wolle. Der Doktor war eben zu Hause, er bedankte sich bei ihm wegen der Bemühung, die er mit seiner Frau in ihrer Krankheit gehabt hätte, und ladete ihn zugleicher Zeit auf den folgenden Tag zum Mittagsessen ein. Der Doktor nahm die Einladung an, und nach einigen Gesprächen, die gleichgültige Dinge zum Gegenstande hatten, empfohl sich Don Fabio.

Kaum war Don Fabio nach Hause gekommen, gieng er gerade in das Zimmer seiner Frau, unterhielt sich mit ihr von ganz gleichgültigen Dingen, und leitete endlich auch das Gespräch ganz unvermuthet auf die gute Kur, die der Doktor mit ihr vorgenommen hätte. Ich habe — sagte er — diesen guten, rechtschaffenen Mann so eben besucht, und ihm meinen wärmsten Dank abgestattet. Wahrhaftig — fuhr er fort — dieser Mann ist ein sehr liebenswürdiger Mann, ein erfahrner Arzt und ein wah-

wahrer Hippokrates. Auf morgen Mittag habe ich ihn zum Essen gebethen, und wünsche, daß man ihn gut aufnimmt, daß er mit unserer ganzen Bewirthung zufrieden ist. Die Haushälterin mußte sogleich hereinkommen, und er gab ihr die nöthigen Verhaltungsbefehle.

Kein verdrießlicherer Streich konnte sicher Camillen begegnen, als eben der, da sie nicht einmal leiden konnte, wenn man von dem Doktor sprach, ein einziger Gedanke an ihn, erregte bei ihr schon Schauder. Von dem Augenblik an war sie auf weiter nichts bedacht, als sich wegen des Schimpfs zu rächen, den sie von ihm glaubte erhalten zu haben; anstatt ihm Pastetchen und Confikturen zu geben, wollte sie ihm weit lieber, wenn es bei ihr gestanden hätte, Gift bereiten. Mit einem Wort, sie hatte einen tödtlichen Haß auf ihn geworfen, sie verabscheute ihn jezt eben so heftig, so sehr sie ihn vorher geliebt hatte; und Don Fabio konnte sie durch nichts mehr betrüben, als wenn er einen Mann zu sich bath, den sie so sehr verachtete.

Camille befand sich nun freilich in dem größten Irthum, da sie den Doktor für den Strafbaren

hielt,

hielt, und durch nichts auf andere Gedanken gebracht werden konnte. Den folgenden Tag erschien der Doktor um die gewöhnliche Tischzeit beim Don Fabio, der ihn sehr freundschaftlich aufnahm. Er schikte gleich einen Bedienten zu seiner Frau, daß sie ins Besuchzimmer kommen und dem Herrn Doktor ihr Compliment machen möchte. Sie ließ ihm aber sagen, daß sie nicht recht wohl wäre. Auf eine abermalige zweite Einladung entschuldigte sie sich damit, daß sie noch nicht angezogen sey. Der Diener bringt diese Antworten dem Don Fabio in Gegenwart des Doktors. Daher nimmt Don Fabio Gelegenheit seinem Gast folgendes über seine Frau zu sagen: Mein Herr Doktor, ich habe zum Unglük eine Frau, die eine gar zu gute Haushälterin ist. Ich halte ihr zwar eine große Anzahl von Domestiken, die ihr aber so viel, als nichts helfen. Vor einigen Tagen nimmt sie sich die Mühe selbst Spizzen aufzuhängen, um die Leine zu erreichen muß sie auf einen Stuhl steigen, dieser bricht unter ihren Füßen und meine arme Frau zerschlägt sich das ganze Gesicht. Das ist die eigentliche Ursache, warum sie nicht kommen will. Aber mit Ihnen, mein Herr Doktor, dürfte sie gar nicht dergleichen Komplimente machen. Ich will

schlech-

ſchlechterdings, daß ſie kommen ſoll, damit Sie doch den Schaden anſehen können, ob er etwan von ſchlimmen Folgen ſeyn könnte.

Don Fabio ſchikt nun zum drittenmal den Diener zu ſeiner Frau, mit der abermaligen Bitte, daß ſie doch kommen möchte, wie ſie wäre. Sie kömmt, und der Doktor macht bei ihrem Eintritt ins Zimmer ihr ein ſehr verbindliches Kompliment. Camille ſpricht kein Wort, ſondern beobachtet ein tiefes Stillſchweigen. Der Doktor hielt dies für eine Wirkung ihrer Beſcheidenheit; und der Mann für ein Kennzeichen eines augenſcheinlichen Mißvergnügens.

Man ſezte ſich zu Tiſche, und fieng zu eſſen an. Camillens Groll gegen den Doktor war ſo groß, daß ſie wohl nichts lieber und ſehnlicher wünſchte, und ſich in jedem Fall für eine Heldin gehalten hätte, wenn ſie dieſen armen Mann mit ihren ſchönen Zähnen hätte in Stükken zerreiſſen dürfen. Sie aß zwar, aber nur ſehr wenig und beobachtete ein miſtiſches Stillſchweigen mit niedergeſchlagenen Augen, bis an das Ende der Mahlzeit. Ihrem Gemahl, dem das ganze Geheimniß enträthſelt war,

koſte-

kostete es wahrhaftig Mühe, sich zu halten, als er seine Frau in dieser seltsamen Stellung erblikte. Der Arzt, der sie nie anders als in ihrer Krankheit gesehen hatte, hielt sie für eine Frau ohne allen Verstand und Lebensart.

Am Ende der Mahlzeit erlaubte Don Fabio seinen Bedienten, daß sie sich wegbegeben könnten, um zu essen. Seine Frau Gemahlin wollte bei dieser Gelegenheit auch weggehen, allein ihr Gemahl bath sie dringend und mit vieler Zärtlichkeit, diesen Bitten sezte er noch folgende Erinnerung hinzu: Woher — meine beste Camille — diese finstere Miene? was wird der Herr Doktor von Ihnen sagen, da Sie doch gewöhnlich einen so angenehmen, unterhaltenden Umgang haben, und ganze Gesellschaften zu beleben wissen, und nun jezt mit einemmal so ganz mißvergnügt zu seyn scheinen. Lassen Sie sich mit dem Herrn Doktor, unserm guten Freund in ein Gespräch ein, und lassen Sie alles Mißvergnügen fahren, es mag auch herrühren, woher es immer will; schämen Sie sich etwan nicht über die Schrammen, die Sie im Gesicht haben. Diese Schrammen machen Ihnen wahre Ehre, das wird Ihnen ein jeder Feind des Müßiggangs

nach-

nachsagen. Heitern Sie sich daher durch angenehme Gespräche auf, schlagen Sie die Augen auf und sehen meinen Freund und mich an, und halten Sie diesen Mann für den, der er wirklich ist, für den Erretter ihres Lebens. Das ist doch wohl wahrhaftig nicht die Art, guten Freunden zu begegnen und einen Mann von so außerordentlichen Talenten und Verdiensten zu behandeln. Vergessen Sie das nie, und fallen bei andern Gelegenheiten in keinen ähnlichen Fehler. Besinnen Sie sich, beste Frau, und nehmen Sie ihre gewöhnliche, Ihnen ganz eigene Munterkeit wieder an, und seyn Sie wenigstens höflich, wenn Sie nicht dankbar seyn wollen.

Alle diese Worte waren eben so viel tödtliche Stiche, welche das Herz der armen Camille durchborten. Und was das Schlimste war, jezt fieng Ducillo selbst zu reden an, und bath sie auf die verbindlichste Art, sich mit ihm zu unterhalten. Camille gerieth augenblüklich in eine Art stiller Wuth, die Röthe stieg ihr sichtbarlich ins Gesicht, aus ihren Augen blizte Zorn und Verachtung, die sich blos deshalb nicht wirksam zeigten, weil sie die Gegenwart ihres Gemahls fürchtete.

Indeſſen kam einer von den Bedienten verabredetermaſſen ins Zimmer herein, und meldete dem Don Fabio, daß ein gewiſſer fremder Herr mit ihm zu ſprechen wünſche. Don Fabio entſchuldigte ſich bei dem Herrn Doktor, daß er ihn auf kurze Zeit verlaſſen müßte, und verließ zugleich mit dem Bedienten das Zimmer. Kaum waren ſie zur Thüre heraus, als Camille den Doktor wild anſah und mit einer Heftigkeit auf ihn loßfuhr, die man ſich kaum vorſtellen kann. Tauſend Unhöflichkeiten und Beleidigungen mußte der arme Doktor von dieſem wüthenden Weibe anhören. Sie behandelte ihn als den Niederträchtigſten und Verworfenſten und bediente ſich der pöbelhafteſten Schimpfwörter, um ihren ganzen Zorn ihn recht nachdrüklich fühlen zu laſſen.

Der arme Doktor konnte nicht begreifen, wie die Frau dazu käme, ihn ſo ſchimpflich zu behandeln; noch war er unentſchloſſen, ob er reden, oder ſchweigen ſollte, als der Mann wieder ins Zimmer herintrat, der an der Thüre alles mit angehört hatte. Ruhig ſezte er ſich wieder zur Geſellſchaft an den Tiſch und bemerkte ſogleich auf dem Geſicht des Doktors eine ſehr große Verän-

derung.

derung. Kaum hatte ſich die Unterredung wieder angefangen, als ein anderer Bediente dem Don Fabio meldete, daß unten im Saal ihn ein Advokat erwarte, der dringend mit ihm ein paar Worte zu ſprechen hätte. Don Fabio ſchien über die angeblichen unangenehmen Beſuche verdrüslich zu ſeyn, und machte eine Miene, als wenn er nicht kommen würde. Allein der Diener ſtellte die Sache als äuſſerſt nothwendig vor, und Don Fabio bath noch einmal dem Doktor um Vergebung, daß er ihn abermals allein laſſen müſſe.

Kaum war Don Fabio aus dem Zimmer, als Camillen aufs neue ihre Wuth überfiel. Sie ſagte in einem unnachahmlichen Fluß von Worten dem guten Doktor die gröſten Grobheiten, die er alle ganz geduldig anhören mußte, weil ihm keine Zeit gelaſſen ward, ſich zu verantworten. Er war auf den Sprung die Thüre zu ergreifen und ſich mit der Flucht zu retten, weil er jeden Augenblik erwarten mußte, daß die Halbraſende ihm ins Geſicht fahren würde; doch die jezt erfolgte Zurükkunft des Don Fabio hinderte ihn noch zum Glük an ſeinem Vorhaben, und die heftige Leidenſchaft

der

der gnädigen Frau kam mit dem Eintritt ihres Gemahls wieder in Ruhe.

Indessen stellte sich Don Fabio eben so, als wenn er von dem ganzen Vorfall nichts wüßte, ob er gleich alles ganz genau gesehen und gehöret hatte. Seiner Frau gab er ein Zeichen, daß sie wieder auf ihr Zimmer gehen könnte, welches sie mit vielem Vergnügen that. Nun entdekte der Doktor seinem Freunde ganz offenherzig, wie schlecht seine Frau Gemahlin ihn behandelt hätte. Ich kann — sagte er zu ihm — aus dem ganzen Betragen ihrer Frau Gemahlin nicht recht klug werden. Sie hat einen Groll auf mich, und ich bin mir doch nicht bewußt, auf welche Art ich nur auf die entfernteste Weise einige Veranlassung dazu gegeben haben sollte. So oft Sie herausgiengen, glaubte ich, sie würde mich in Stükken zerreissen und dabei sagte sie mir Sachen, die kaum der gemeinste Mensch dem andern, ohne zu erröthen, sagen würde. Ich sollte schwerlich denken — sezte er hinzu — daß Sie bei der ganzen Sache mit einverstanden wären; und daß Sie mich nur darum zu sich eingeladen hätten, um mich zu beschimpfen und auf die gröbste Art zu beleidigen.

Ich

Ich erstaune über das, was Sie mir da sagen — erwiederte Don Fabio — aller Wahrscheinlichkeit nach hat meine Frau den Verstand verloren. Das läßt sich aus der Dummheit schließen, welche sich durch ein tiefes Stillschweigen äußerte. Da sie aber doch drei Jahre nach einander ihren guten Verstand gehabt hat, kann ich mich wirklich nicht recht davon überzeugen, wie sie mit einemmal solite toll geworden seyn. Wenn ich diesen unangenehmen Fall vorher gesehen hätte — mein lieber Herr Doktor, würde ich sie nicht bei uns gelitten haben. Und wenn ich sie auch jezt wollte kommen lassen, Sie wegen des Vergefallenen um Vergebung zu bitten, so wäre das eben so viel, als wenn man Jemanden das kalte Fieber vertreibt und ihn in eine größere Krankheit fallen läßt.

Wenn Ihre Frau Gemahlin wirklich nicht bei Sinnen ist — entgegnete der Dokter — will ich lieber anstatt mich zu beklagen, ihr Unglük bedauren. Gott gebe — fügte er hinzu — daß sie bald ihren Verstand wieder bekommen und daß ihre Geisesverirrung nicht von langer Dauer seyn möge. Er nahm darauf vom Don Fabio Abschied

ſchied und empfaht ſich ſeiner fernern Liebe und Freundſchaft.

So wikkelte ſich Don Fabio aus der verwikkelſten Sache durch ſeine Klugheit heraus, ohne ſeine Ehre aufs Spiel ſezzen zu dürfen, und die Verirrung und thörigte Liebe ſeiner Gemahlin diente ihm zur Beluſtigung, die bei manchen hizzigen Männern wahrhaftig nicht den luſtigen Ausgang genommen haben würde.

Fünfte Erzählung.

Die gedämpfte Liebe

oder

was vermag ein Aderlaß nicht!

Eine Geschichte für unser Zeitalter.

Es lebte ehedem zu Mantua einer vom hohen Adel, Namens Aloiſio, aus dem Hauſe Kanoſſe. Dieſer Edelmann hatte einen ſehr liebenswürdigen Charakter; ſeine große Reichthümer und anſehnliche Einkünfte erlaubten es ihm, ſeinem Stande gemäß einen Hofſtaat zu halten und einen großen Aufwand zu machen. Täglich hielt er offene Tafel; gerade die Vornehmſten und Angeſehenſten waren ſeine Gäſte, weil ſie in ſeiner angenehmen Geſellſchaft die beſte Unterhaltung fanden und es wußten, daß ihre Gegenwart ihm iederzeit wilkommen war. Die Munterkeit und Lebhaftigkeit verließ den Aloiſio auch jezt noch nicht, da er ſchon ſechzig Jahr alt war. Bis dahin hatte er unverheirathet gelebt; und nun beſtürmten ihn alle ſeine Freunde insgeſamt, als wenn ſie ſich mit einander vereinigt und ver-

ſchworen hätten — ſich zu vermählen. Anfänglich weigerte er ſich, dann war er unentſchloſſen und zulezt gab er nach und bath ſeine Freunde, ihm eine annehmliche Parthie vorzuſchlagen. Entſpräche das Frauenzimmer, das ſie für ihn wählen würden, ſeinen Wünſchen und Hofnungen, ſo wäre er nicht abgeneigt, ſich mit ihr zu vermählen. Man ſchlug ihm ein Frauenzimmer, Namens Lukrezia, zur Gemahlin vor. Sie war von hoher Abkunft, von überraſchender Schönheit, und nicht ganz jung mehr, aber jung genug, um Nachkommen zu bekommen; mit dieſen äuſſern Vorzügen verband ſie einen ſehr hervorſtechenden Verſtand, und ließ in dieſem Stük die meiſten ihres Geſchlechts weit hinter ſich. — Die Vermahlung kam wirklich zu Stande.

So alt Aloiſio war, hatte er doch noch ein ſehr liebenswürdiges Anſehen; aber bei aller Stärke und Munterkeit für ſein Alter, war er für Lukrezien zu alt, welche das Jugendfeuer eines jungen Mannes verlangte, das ihrem Gemahl fehlte. Bittere Klagen brachte ſie deshalb bei ihrer Mutter vor, und ſagte ihr ganz frei heraus, daß ſie auf den Fuß nicht weiter leben könne, ſie müßte ſchlechterdings

noch

noch nebenbei einen Liebhaber haben. In meinem Innern — ſagte ſie zu ihrer Mutter — lodert ein Feuer, das mich verzehrt, und das Aloiſio auszulöſchen nicht vermag.

Ihre Mutter, eine ehrliche, rechtſchaffene Frau, die ihrem Mann jederzeit treu geweſen war, hörte dieſe Nachricht mit keinem geringen Schrekken, und betrübte ſich innerlich über den Zuſtand ihrer Tochter. Sie gebrauchte die ſtärkſten Gründe, ihr ihre Thorheit recht anſchaulich darzuſtellen, und ihr die Gefahr recht lebhaft zu ſchildern, der ſie ſich ausſezte; allein alles Zureden half nichts, alle Mühe war umſonſt. Lukrezia bath vielmehr ihre Mutter, ihr ein Mittel anzuzeigen, wie ihrem Uebel am füglichſten abgeholfen werden könnte, ohne daß ſie nöthig hätte, ihre Ehre aufs Spiel zu ſezzen. Sonſt — ſagte ſie — wenn Sie keine Hülfe wiſſen, muß ich meine Ehre und mein Leben der Gefahr blos ſtellen; denn ich kann unmöglich länger in dieſem Zuſtande ausdauren, wenn ich nicht verſchmachten, oder vielmehr mich ſelbſt tödten will.

Die Mutter hörte dieſen verzweifelten Entſchluß ihrer geliebten Tochten mit aller mütterlichen Zärt-

lich-

lichkeit an, und diese unglükliche Lage ihres Kindes überhäufte ihre alte Tage mit vielem Kummer und hätte sie beinah an den Rand des Grabes geführet. Allein ihre Standhaftigkeit machte sie muthig, und weil sie sich keine Vorwürfe machen durfte, daß sie die Erziehung ihrer Tochter vernachläßiget, oder über ihre Aufführung kein wachsames Auge gehabt hätte: so war sie auch von dieser Seite beruhigt. Zum Ueberfluß machte sie abermals einen neuen Versuch, mit den stärksten Bewegungsgründen ihre Tochter von ihrem Verbrechen abzumahnen.

Da aber auch diese Bemühungen fruchtlos waren, sagte sie: Meine liebe Tochter, du bist also Willens, aller meiner Vorstellungen und Bewegungsgründen ungeachtet, das heilige Band der Ehe zu zerreissen und das Bette deines theuren Gemahls zu beflekken! Denke dir die Größe des Verbrechens, das du begehen willst! Worte kann ich nicht finden, dir meine Betrübniß auszudrükken, die ich darüber empfinde. Weil nun einmal bei diesem Schritt dein Leben [redacted] wohl, als deine Ehre aufs Spiel gesezt wird, und das Feuer der Liebe, das bei dir nicht blos lodert, sondern in heller Flamme brennt, nur vermittelst Untreue gelöscht werden kann,

kann, ſo müſſen dabei ſolche gute Maasregeln genommen werden, die weder deine Ehre, noch dein Leben in Gefahr ſezzen. Du mußt dir deshalb vor allen Dingen einen Liebhaber wählen, der nicht einfältig iſt, ſondern Klugheit mit Verſchwiegenheit verbindet. Ferner muß der Liebhaber, den du dir einmal wählest, nur der einzige ſeyn.

Ich habe ſchon die Augen auf eine Perſon geworfen — entgegnete Lukrezia — der ſich gerade für mich ſchikken würde; dieſer Mann iſt nicht alt, in unſrem Hauſe hält man ihn für einen Heiligen, daher man auf ihn ſicher keinen Verdacht werfen wird. Es iſt kein anderer als unſer Kapellan. Mein Mann iſt nicht blos ſein Freund, ſondern er verehrt ihn ſogar, und hat mir ſchon zu verſtehen gegeben, daß ich ins künftige bei ihm beichten ſoll. Gewiſſe verſtolne Blikke, die dieſer heilige Mann zuweilen auf mich wirft, laſſen mich hoffen, daß ich ihm nicht ganz gleichgültig bin. Ja ich müßte mich wahrhaftig ſehr wenig auf Mienenſpiel verſtehen, wenn ich nicht das ganze Betragen des Kapelians für Liebe halten ſollte. Sollte ich dieſen Mann zum Liebhaber bekommen, wollte ich recht gern zufrieden ſeyn.

Ich selbst halte diesen Mann für sehr geschikt, — versezte die Mutter — seine Rolle bei dir recht gut spielen zu können; obgleich dies nun wohl eigentlich nicht ein Geschäft für einen Kapellan seyn sollte. Doch bei diesem wichtigen Schritt gehört noch weit mehr Ueberlegung, und vornemlich empfehle ich dir dabei ein wenig Geduld. Um deine Absicht mit gutem Fortgang erreichen zu können, mußt du vornemlich die Gesinnung und den Charakter deines Mannes studieren und auf die Probe stellen; das lezte wirst du am ersten dadurch ausführen können, wenn du ihm Streiche spielst, die ihm empfindlich kränken.

In dem Garten des Aloisio stand ein Lorbeerbaum, den er mit eigener Hand gepflanzt hatte; in wenigen Jahren war dieser Baum so in die Höhe geschossen, und hatte seine Zweige so weit umher verbreitet, daß die größte Sonnenhizze nicht durchdringen konnte. Unter dem Schatten dieses Baumes bewirthete Aloisio sehr oft im Sommer seine guten Freunde und verbrachte daselbst mit ihnen die schwülsten Stunden manches heissen Sommertages.

Lukrezia wußte zu gut, wie werth ihrem Gemahl dieser Baum war; wenn sie also diesen Lorbeerbaum umhauen ließ, so stellte sie dadurch ihren Gemahl wahrhaftig auf keine kleine Probe, wie weit er es schon in der Geduld gebracht hätte. Lukrezia führte richtig ihr Vorhaben aus. An einem Tage, da Aloisio mit einigen guten Freunden auf die Jagd gegangen war, ließ sie den Gärtner rufen, und befahl ihm, den bewußten Lorbeerbaum, unter dessen Schatten ihr Mann so gern saß, umzuhauen. Der Gärtner widersezte sich lange einem Befehl, von dessen Befolgung er sich von Seiten seines Herrn die strengste Ahndung, selbst den Verlust seines Postens zu erwarten hatte; doch ihr Eindringen war so heftig, daß er endlich nachgeben mußte, ihn umhaute, und aus dem Reisholz kleine Bündchen machte, wie sie es ihm befohlen hatte. Die Bündchen wurden auf den Boden getragen.

Sobald Aloisio von der Jagd gekommen war, gieng er gerade in sein Zimmer, um mit dem Hemde und den Kleidungsstükken zu wechseln. Lukrezia machte die Geschäftige, und ließ augenbliklich ein Bündchen vom Lorbeerholz herunter bringen, um damit ein schnelles und leichtes Feuer im Kamin zu ma-

machen. Bei Erblikkung des ersten Bündchen von diesem Holze, gerieth der Mann in kein geringes Erstaunen, allein bei dem allen konnte er sich doch nimmermehr einbilden, daß dies von seinem ihm so werthen Baum seyn könnte. Allein nur zu bald, noch an demselben Tage, vermißte er ihn im Garten, und konnte sich über diesen großen Verlust kaum zufrieden geben, und in seinem Zorn schwur er dem Rache, der sich so weit hätte vergehen können, ihm sein Vergnügen zu rauben.

Das wußte Lukrezia recht gut, und doch unterstand sie sich ihrem Gemahl vor die Augen zu kommen, mit der freundlichsten Miene von der Welt. Mein Bester — sagte sie zu ihm — ich habe diesen Lorbeerbaum mit Fleiß, in der besten Absicht, umhauen lassen, verlangen Sie Rache, so thun Sie es. Indessen habe ich dies nicht in der schlimmen Absicht gethan, Sie zu beleidigen; sondern blos Ihnen eine Gefälligkeit zu erzeigen. Wir hatten kein kleines trokkenes Holz im Hause mehr vorräthig, und doch war es seit einigen Tagen schon so kalt, daß man schon immer ein Kaminfeuer vertragen konnte, und ich glaubte, daß Sie dies bei Ihrer Zurükkunft von der Jagd gerade am nöthigsten

haben

haben würden. Das Lorbeerholz brennt, wie Sie wissen, gleich helle, ohne vielen Rauch zu machen, es mag grün oder trokken seyn; und blos in dieser Rükſicht ließ ich den Lorbeerbaum umhauen.

Daran haben Sie denn in jedem Fall sehr schlecht gethan — antwortete ihr Gemahl — und beinah komme ich auf die Vermuthung, daß darunter eine schlimme Absicht verborgen ist. Wäre es denn nicht möglich gewesen, vor Geld anders troknes Holz zu bekommen, ohne einen Baum umzuhauen den ich höher schäzte, als alle übrige im Gärten? Das Uebel ist nun einmal geschehen, ohne daß demselben abgeholfen werden kann; aber das muß ich Ihnen denn einmal vor allemal sagen, daß Sie sich ins Künftige in Acht zu nehmen haben, mir einen ähnlichen Streich zu spielen. Sollten Sie mir auf eine andere Art bei meiner schwachen Seite angreifen, so würde es schwer halten, Ihnen ein ähnliches Stükchen so leicht zu vergeben.

Lukrezia beherzigte zu wenig die Nachgiebigkeit ihres Gemahls, vielmehr dachte sie sich ein ander Projektchen aus, wie sie die Geduld ihres Mannes aufs neue auf die Probe stellen wollte. Alleine

hatte

hatte eine Hündin, die er wegen ihrer Liebkosungen und Anhänglichkeit an ihn sehr liebte. Die Mutter gab selbst der Tochter den Anschlag, daß es nicht genug wäre, die Geduld ihres Mannes durch Zernichtung eines Baumes auf die Probe gestellt zu haben, sie würde ihn gewis noch mehr betrüben, wenn sie seine geliebte Echo umbrächte — so hieß die Hündin — Lukrezia versprach, daß sie eine schikliche Gelegenheit abwarten wolle, wo sich dies am füglichsten thun ließe.

Als Aloisio einmal mit einigen seiner guten Freunde, die den Mittag bei ihm gegessen hatten, spazieren gieng, nahm er die Echo mit, so wie er dies gewöhnlich that. Kaum war er aus dem Hause heraus, puzte Lukrezia das Zimmer auf und breitete über das Bette eine kostbare Dekke von großem Werth. Sie selbst zog eins ihrer prächtigsten Kleider an, sezte sich mit einem Buch in der Hand beim Kaminfeuer und erwartete so die Nachhausekunft ihres Gemahls.

An diesem Tage war es gerade ziemlich kalt, der Mann mit seinen Freunden sezte sich daher, sobald sie zurükgekommen waren, alle um das Feuer herum.

herum. Die Hündin, so schmuzzig sie war, sprang aufs Bette und machte allerlei Kapriolen. Lukrezia that, als wenn sie das wenig bemerkte. Bald darauf sprang Echo wieder auf die Erde und machte der Gesellschaft allerlei Liebkosungen vor, that Seitensprünge und gab zu erkennen, daß sie ganz vergnügt sey, und ihr das Kaminfeuer recht wohl behage und vor allen Freuden sprang sie auch Lukrezien auf den Schos und verwikkelte sich ganz in ihrem Kleide. Jezt glaubte Lukrezia wäre grade der Zeitpunkt, wo sie unter dem besten Vorwande die Hündin ermorden könnte; augenbliklich sprang sie wüthend auf, riß ihrem Gemahl ein Stilet aus der Hand, in Gegenwart der ganzen Gesellschaft, und brachte der unschuldigen Echo zwei bis drei Stiche bei, wovon sie sogleich todt zur Erde niederfiel.

Aleisio hatte bei dieser tragischen Scene Mühe, sich zu fassen; da aber seine Gemahlin ihre rasche That mit der Dreustigkeit und Verwegenheit entschuldigen wollte, befahl er ihr mit zornigem Blik zu schweigen, und sagte ihr, daß sie sich etwas zu viel Freiheit herausnähme. Sie sind nur darauf bedacht — fuhr er fort — mir unaufhör-

hörlich Verdruß zu machen, allein Sie werden wahrlich dabei ihre Rechnung nicht finden. Er brach schnell ab und fieng mit der Gesellschaft ein anderes Gespräch an.

Sobald Lukrezia ihrer Mutter — wie es sich versteht — von dieser abermaligen Probe Bericht abstattete, meinte die Mutter, daß diese noch nicht hinreichend wäre, bis jezt hätte sie die Geduld ihres Mannes in Absicht der Pflanzen und der Thiere, die ihm so werth wären, auf die Probe gestellt, nun fehlte noch ein Versuch, den sie mit vernünftigen Geschöpfen, mit einem Wort, mit seinen Freunden machen müsse, wäre sie darin eben so glüklich, als in den beiden ersten, so wollte sie sehen, was sie thun könnte, um ihr in ihrer Liebe beförderlich zu seyn. Wohlan! meine Mutter — entgegnete Lukrezia — auch diesen Versuch will ich noch wagen; ich hoffe aber, daß dies der lezte seyn wird.

Des Alonso Geburtstag fiel gerade auf den St. Ludwigstag; wenn dieser einfiel, pflegte er immer seinen nahen Anverwandten und Freunden ein prächtiges Gastmahl zu geben. Lukrezia erwartete dies

Gast-

Mahlmahl mit Ungeduld, um bei demselben ihrem Gemahl einen Streich zu spielen, von dessen guter Ausführung sie sich alles versprach.

Kaum hatten sich die Gäste an die Tafel gesezt, kaum war der erste Gang der Gerichte aufgetragen, als Lukrezia sehr geschikt, und ohne daß man es merkte, einen Zipfel des Tischtuchs an ein Bund Schlüssel befestigte, den sie an der Seite hängen hatte. Sodann' stand sie urplözlich auf, lief pfeilschnell fort, und zog das Tischtuch, mit allem, was darauf stand, herunter, und warf es zum Theil auf die Erde. Man kann sich leicht vorstellen, in welcher Verwirrung Aloisio sich befand, bei diesem abermaligen höchstfatalen Streich seiner Gemahlin; dies hätte wohl einen Salomo zornig und einen Hiob ungeduldig machen können. Wäre die Gesellschaft dem Aloisio nicht im Wege gewesen, würde er sicher seinen Zorn sehr nachdrücklich geäußert haben. So aber belachte man die ganze Sache, und die Bosheit der Lukrezia ward nicht blos für einen unglüklichen Zufall angesehen, sondern sie gab sogar der Sache eine so herrliche Wendung, daß ihre außerordentliche Liebe und Zärtlichkeit zu ihrem Gemahl ganz augenscheinlich daraus hervor zu leuchten schien.

Denn

Denn ſobald Aloiſio fragte, in welcher Abſicht ſie ſo ſchnell aufgeſtanden ſey, war Lukreziens Antwort, daß ſie es blos ihm zu Gefallen gethan habe; ſie hätte bemerkt, daß er kein Meſſer hätte, und habe ſich das Vergnügen machen wollen, ihm ſelbſt eins zu holen. Die ganze Geſellſchaft bewunderte dieſe kleine verbindliche Sorgfalt, die Lukretia für ihren Gemahl bewies, und prieß ihn als den glüklichſten Ehemann in Mantua.

Aloiſio war ein Mann, der ganz auſſerordentlich klug war, und dabei ſehr viel Gegenwart des Geiſtes hatte. Er freute ſich, daß ſeine Geſellſchaft nach einem ſo groſſen Schrekken in der nemlichen guten Laune blieb, und ſich über eine ihm höchſt verdrießliche Sache ein Vergnügen machte. Der Tiſch ward gleich wieder aufs neue gedekt und der zweite Aufſaz war wahrhaftig nicht ſchlechter und geringhaltiger, als der erſte. Der Ueberfluß an Speiſen war ſo groß und mannigfaltig, daß der erſte Aufſaz nur deswegen abgetragen zu ſeyn ſchien, um einem zweiten noch weit anſehnlichern und koſtbarern Plaz machen zu können. Freude und Vergnügen, Munterkeit und Luſtigkeit ſchienen an dieſem feſtlichen Tage mit einander zu weteifern; die

ganze

ganze Gesellschaft überließ sich fröhligen Scherzen und muntern, zeitkürzenden Spielen und der Wirth schien aufgewekter zu seyn, als einer von den Gästen.

Doch konnte er selbst unter diesen rauschenden Vergnügungen den lezten Streich seiner Frau nicht sobald vergessen, es war ihm auch der Lorbeerbaum und seine geliebte Echo noch in zu frischem Andenken. Nach seinem durchdringenden, feinen Verstande, bemerkte er die Folgen dieser ihm Verdruß machenden Streiche; es kam ihm ganz lebhaft vor, daß hinter dieser Gradation von der Pflanze zum Thier, und vom Thier zum Menschen irgend ein Geheimniß verborgen liegen müßte, das er denn nun freilich nicht so ganz enträthseln konnte.

Lukrezia hatte jezt in ihren Gedanken schon gewonnen Spiel; sie hatte alle Proben glüklich überstanden und hoffte und wünschte, daß sie sich einen Liebhaber nach ihrem Geschmak zulegen könnte. Allein es gieng leider alles anders, als sich die arme Frau vorgestellt hatte. Den andern Morgen, da sie noch im Bette lag, erhielt sie von ihrem Mann den unerwarteten Befehl, daß sie noch ein

Veilchen liegen bleiben möchte. Schon seit einiger Zeit habe ich bemerkt — sagte er — daß Sie, mein liebes Kind, zu viel Blut haben. Ich muß also auf Mittel bedacht seyn, wie dem Dinge am besten abzuhelfen sey. Fast alle Tage begehen Sie neue Ausschweifungen und neue Thorheiten, und diese haben alle den abscheulichen Zwek, mich zu kränken, und mir eine unangenehme Stunde zu machen.

Der Streich, den Sie erst gestern begangen haben, hat mich an meine liebe Echo und an meinen werthen Lorbeerbaum erinnert. Drei sehr empfindliche Kränkungen haben Sie mir bis jezt schon verursacht, und ich habe wahrscheinlich sehr bald noch einen weit größern Verdruß von Ihnen zu erwarten, wenn ich nicht auf schnelle Mittel bedacht bin, ihn in der Geburt zu erstikken. Entschließen Sie sich auf der Stelle, Ader zu lassen, denn bin ich gewiß, daß ihr Gemüth ruhiger seyn wird, und Sie mir viele Verdrießlichkeiten und Kränkungen ersparen werden.

Man ließ gleich einen Chirurgus holen, der diese geistige und leibliche Operation verrichten sollte

ſollte — indeſſen ward ein gutes Kaminfeuer im Zimmer zurechte gemacht und die arme Patientin erhob ſich almälich aus dem Bette, ſezte ſich neben dem Kaminfeuer nieder und hielt ihren Arm dem Chirurgus zum Aderlaß dar. Der Chirurgus ſchlug glüklich; auf Aloiſios Befehl ſollte ihr ſo viel Blut abgezapft werden, als ſie ohne Lebensgefahr entbehren könnte. Der Chirurgus ſchlug deshalb auch an dem andern Arm eine Ader. Das arme Weib fiel in Ohnmacht und man trug ſie halb todt aufs Bette, nachdem die Adern verbunden waren.

Lukreziens Mutter wird augenbliklich gerufen; ſie kömmt; ſie erräth ſchon halb und halb, welchen Ausgang die Sache genommen haben würde, da ſie dem Aloiſio Klugheit genug zutraute, die Abſicht ihrer Tochter zu entdekken. Nun, meine Tochter; — ſagte die Mutter, indem ſie mit freudiger Miene ans Bette ihrer Tochter trat. — Haſt du noch Luſt, dir einen Liebhaber zuzulegen? Ich halte mein Wort wahrhaftig. Ach, meine beſte Mutter — entgegnete die Tochter mit einer ſchwachen, ſterbenden Stimme — ich bin halb todt, es iſt um mich geſchehen, ich denke an weiter nichts, als an den Tod. Mein Feuer iſt verlo-

ſchen, und alle Luſt zur Buhlerei iſt mir auf ewig vergangen.

Nach und nach erholte ſich Lukrezia von ihrer Mattigkeit und die Geſundheit fand ſich wieder bei ihr ein. Allein dieſe gefährliche Operation hatte ihr mit einemmal alle fremde Buhlſchaft ſo verleidet, daß ſie immer ein Schauder überfiel, ſobald ſie daran dachte, und ſich nie der Gefahr bloßſtellen wollte, ſich derſelben aufs neue zu unterziehen.

Sechste Erzählung.

Rodrich und Isabelle

oder

was thut eine Entfernung auf die Liebe für Wirkung?

Vor vielen Jahren machte folgender kleine Liebesroman, der in Sevilla seinen Anfang nahm, und in Madrid sich endigte, nicht wenig Aufsehen.

Rodrich, ein junger, liebenswürdiger Edelmann, stand bei einem vornehmen und angesehenen Mann, der einen wichtigen Posten in Sevilla bekleidete, in Diensten als Page. Sein Prinzipal hatte den Charakter als Markis; dessen Gemahlin, die Markisin, hatte blos aus Freundschaft ein junges Mädchen, Namens Isabelle, die mit ihr ziemlich weitläuftig verwandt war, zu sich genommen. Der kinderlose Zustand hatte sie vornemlich auf die Gedanken gebracht. Sie gab diesem funfzehnjährigen Mädchen eine so gute Erziehung, ließ ihr in

allen

allen nüzlichen Kenntniſſen Unterricht ertheilen, und ſorgte ſo ſehr für die Bildung dieſes Frauenzimmers, daß ſie nicht mehr an ihrer eigenen Tochter hätte thun können.

Nicht ſchlechter wurde Rodrich gehalten. Er wurde in den Sprachen und Wiſſenſchaften von den geſchikteſten Lehrmeiſtern unterrichtet; einige von dieſen Stunden beſuchte Iſabelle mit. Durch den täglichen genauen Umgang, den Rodrich mit Iſabellen hatte, konnte es beinah nicht anders kommen, als daß ſich der junge Menſch in ein Frauenzimmer verliebte, die gleichſam dazu geſchaffen zu ſeyn ſchien, um gleich beim erſten Anblik die Herzen aller Männer zu erobern. Wie ſo leicht geſtanden ſie ſich ihre Liebe, und ſchwuren mit ihren unſchuldigen kleinen Herzen ſich unveränderliche ewige Treue. Was hatten ſie ſich bei ihren geheimen Zuſammenkünften da nicht alles zu ſagen, und wie verſchwand unter ſolchen zärtlichen Geſprächen die Zeit, daß es ihnen noch ſehr früh zu ſeyn ſchien, wenn die Mitternachtſtunden ſchon lange vorbei waren.

So verſtolen ihre Blikke, ſo geheim ihre Unterredungen auch waren, ſo bekannt war doch die Lie-

de des Rodrichs und der Isabelle in dem ganzen Schloß von dem Herrn und der Frau an, bis auf den Küchenjungen. Man hatte sich so viel zu erzählen von der Liebe der Beiden; am meisten wußten davon die Kammerjungfern, die Haus- und Küchenmädchen, die konnten so viel schwazzen von dem, was eigentlich nicht wahr war, denn von den genauen Umständen, wie weit diese Liebschaft gediehen sey, waren sie gar nicht unterrichtet; ihr ganzes Gerede gründete sich blos auf die Muthmassung.

Eine rechte, wahre gute Freundin von Isabellen, erzählte ihr bei einem Kaffeebesuch, daß man schon laut von ihrer Liebe mit Rodrichen spräche, und wie man ihr ganz gewis versichert hätte, wüßte der Markis und die Markisin auch darum. Isabelle konnte diese unangenehme Nachricht unmöglich gleichgültig anhören, sie bat sich in dieser mißlichen Lage von ihrer Freundin einen guten Rath aus.

Kein vernünftiger Mensch — sagte Isabellens Freundin zu ihr — wird einem sonst unbescholtenen Frauenzimmer, ein gewisses sonst tugendhaftes Verständniß mit einer Mannesperson zum Verbrechen anrechnen. Eine solche Verbindung kann vielmehr

mehr beide Theile für manche andere Ausschweifungen sichern, und nach dem Modeton gehöre sie zur feinen Lebensart. Giebt sich das Mädchen nur nicht blos und bleibt immer in den gehörigen Schranken, so wird sie deshalb nie Vorwürfe zu befürchten haben. Von dieser Seite also haben Sie nicht Ursach, sich allerlei beunruhigende Gedanken zu machen. Allein in ihrer Lage wollte ich Ihnen wohl einen andern Vorschlag thun, den Sie vielleicht annehmen werden. Wäre es nicht sehr rathsam, um mit einem mal allen Lästerern den Mund zu stopfen, wenn Rodrich, ohne sich von der mit Ihnen eingegangenen Verbindung etwas merken zu lassen, bei dem Herrn Markis und der Frau Markisen seinen Abschied auf die höflichste Art suchte, etwan unter dem Vorwande, einige Jahre auf Reisen zu gehen, oder einen Feldzug mit zu machen?

Er ist gerade jetzt in einem solchen Alter — fuhr sie fort — wo er Beschwerlichkeiten ertragen kann, und wo es unter manchen Umständen gut ist, wenn er sie ertragen lernt. Ich schlüge ihm Madrid vor, wo er noch viel lernen, und vornemlich sich Menschenkenntniß einsammeln und seine völlige Bildung, als künftiger Staatsmann oder Krieger vollenden kann.

kann. Sie werden bei dieſer — vielleicht nur kurzen Trennung nichts verlieren; denn eine ſchriftliche Unterhaltung mit ihrem Geliebten, die ſie von Zeit zu Zeit fortſezzen können, wird die Entbehrung einer mündlichen Unterredung mit ihm hinlänglich erſezzen. Sollten Sie glauben, daß die Abweſenheit des geliebten Gegenſtandes die Liebe vermindert, ſo irren ſie wahrlich; denn meint es der Geliebte wirklich aufrichtig, liebt er mit Feuer und zartlich, hat ſich einmal das Bild ſeiner Geliebten feſt in ſeiner Seele eingedrükt, ſo wird es auch die langſte Abweſenheit nicht auszulöſchen vermögen, ſondern in der Entfernung von ſeinem geliebten Gegenſtand, wird er noch anhaltender und heftiger lieben lernen.

Iſabelle billigte den klugen Rath ihrer Freundin und war vollkommen mit ihrer ganzen Anordnung zufrieden. Bei der erſten ſchiklichen Gelegenheit theilte ſie Rodrichen dieſen Vorſchlag mit. Beſter Rodrich — ſagte ſie bei einer geheimen Unterredung zu ihm — ich bin ſo unruhig, es iſt mir ſo bange ums Herz, unſer Verſtändniß iſt allgemein bekannt. Das ganze Haus erſchallet laut von unſerer Liebſchaft, der Herr Markis und ſeine Gemahlin ſind ſchon davon unterrichtet, wie ich ganz gewis

wis weiß, und sie haben alles, was sie davon in Erfahrung bringen konnten, meinem Vater gemeldet. Schon längst erzählte ich Ihnen die Absicht meines Vaters, mich mit einer reichen und vornehmen Standesperson zu vermählen. An dies Projekt würde er nie gedacht haben, wenn er und die ganze Stadt nicht wüßte, daß ich einmal die Universalerbin unserer Prinzipalin, meiner Tante, werden würde. Allein gleich damals sagte ich Ihnen, daß ich nie mein Wort brechen werde, das ich Ihnen einmal gegeben habe. Ich schwur bei dem Allmächtigen, Ihnen treu zu bleiben, und nichts in der Welt soll mich dazu bewegen, mein Wort zu brechen. Ehe ich mich zwingen lasse, mit einem andern in eine Verbindung zu treten, eher wähle ich das Klosterleben, ob ich mir gleich nichts schrecklicher in der Welt denken kann, als dies traurige, abgesonderte Leben. Meinen Rodrich habe ich mir einmal zum Führer und Begleiter durch dies Erdenleben gewählt, und niemand soll ihn mir rauben. Allein in unserer jetzigen mißlichen Lage ist es nothwendig, daß wir uns auf eine kurze Zeit trennen, um nach einigen Jahren auf ewig vereinigt werden zu können. Reisen Sie nach Madrid, des Markis Empfehlung, die er Ihnen nicht versagen kann, wird

Ih-

Ihnen einen ſchiklichen Poſten verſchaffen und dann erſt, wenn Sie ſich durch Kenntniſſe ein Amt erwerben, werde ich mit mehr Beruhigung und ſelbſt mit Bewilligung meines Vaters die Ihrige ſeyn können.

Rodrich, ganz unvorbereitet von ſeiner Geliebten einen ähnlichen Vorſchlag zu hören, verſtumte; er ſtand da, wie einer, den ein naher Blizſtral verſteinert, und ihn aller Sinne beraubt. Schon der Gedanke allein an irgend eine Verbannung von ſeinem geliebten Gegenſtand, konnte ihn betäuben, und nun that ihm ſogar ſeine Erwählte ſelbſt den Vorſchlag, ſich von ihr zu entfernen. Dieſer Befehl — denn dafür mußte er ihn halten — erpreßte aus ſeinem Innern dumpfe Seufzer, die ſich einander fürchterlich drängten, und ihm auch nicht ein Wort hervorzubringen verſtatteten.

Endlich, nach einer langen Pauſe, die noch länger gedauret haben würde, wenn er ſich nicht ſelbſt Gewalt angethan hätte, ſagte er mit ſchluchzender Stimme: Ich kann dich nicht verlaſſen, beſtes Mädchen! ohne dich ſehe ich meinen Tod vor Augen! Doch für dich gehe ich gerne in den Tod! Meine Entfernung von meiner geliebten Iſabelle iſt

ja Befehl meiner Gebieterin, ich muß also gehorchen. In der weitesten Entfernung wird dieser strenge Gehorsam immer für mich Beruhigung genug seyn. Ich überlasse mich Ihnen ganz und gar, meine Person, mein Leben, alles gehört Ihnen; die Befolgung Ihrer Befehle muß allezeit meine erste Pflicht seyn. Kurz, ich reise dahin, wohin Sie es nur verlangen.

Isabelle hatte sich nicht vorgestellt, daß die Ankündigung einer nothwendigen Entfernung, Ihrem Geliebten so viel Kummer verursachen würde. Sie wurde durch die zu fühlbare Betrübniß Ihres Rodrichs so erweicht, daß sie schon auf dem Punkt war, ihm die Reise zu widerrathen. Doch die Klugheit und die schnelle Uebersicht aller der schlimmen Folgen, die daraus entstehen könnten, hielt sie diesmal zurück. Alles, was sie daher thun konnte, war, daß sie Rodrichs Abreise noch verschieben wollte, um ihn nicht auf einmal in ein Uebermaß von Elend zu stürzen. Sie schenkte ihm darauf zum Beweis ihrer ganzen Liebe eine goldne Kette. Tragen Sie diese Kette — sagte sie zu ihm — zum immerwährenden Andenken meiner innigen, zärtlichen Liebe und meiner unwandelbaren Treue. Sehen Sie sie

im

immer als ein Unterpfand des Bundes an, den wir mit einander feierlich errichtet haben. Wenn Sie bei den nemlichen Gesinnungen bleiben, die mir jederzeit heilig seyn werden, denn wird sie mein Herz und meine Liebe überall begleiten, Sie mögen auch hinkommen, wo Sie wollen. Wird Ihre Treue nie wanken, werden Sie so wenig den Schwur brechen, den wir unter freiem Himmel in Gegenwart des Allmächtigen thaten, denn wird auch Ihre Isabelle Ihnen ewig treu bleiben, und wir werden bald ganz genau mit einander vereinigt werden. Rodrich, mein bester Rodrich — wobei sie ihn feurig umarmte — nur allein für dich lebe ich!

Es ist also würklich wahr — entgegnete Rodrich — ich soll, ich muß meine beste Isabelle verlassen! Gern will ich alles thun, wenn ich nur weis, daß ich mir dadurch die immer größere und festere Liebe eines so liebenswürdigen und zärtlichen Mädchen verschaffen kann? — Mehr konnte er nicht sagen. Die tiefste Betrübniß hieß ihn schweigen, und er schlich sich auf sein einsames Zimmer, wo er seinen Thränen freien Lauf ließ.

Hier überlegte er alles von verschiedenen Seiten, und fand bei reifern Nachdenken, daß Isabelle

es würklich recht herzlich gut mit ihm meine, und daß die schnellste Entfernung, das beste Mittel sey, allem Gerede der Leute mit einemmal ein Ende zu machen. Sobald er sich nur in etwas wieder gesammelt hatte, gieng er gleich zum Markis, seinem Gönner, und bath um seinen Abschied und um Empfehlung nach Madrid, weil er dort eher sein Glük machen zu können hofte. Der Markis war ihm nicht entgegen. Er gab ihm seinen Abschied und die besten Empfehlungen an die vornehmsten Häuser in Madrid.

Einige Tage nachher wurden die nöthigen Anstalten zur Abreise getroffen und nach Verlauf eines Monats war der Tag dazu bestimmt. Daß der Abschied von seiner Geliebten traurig, herzzerschneidend seyn mußte, und daß Rodrich gern desselben überhoben gewesen wäre, darf ich wohl nicht erst sagen; allein es mußte doch nun einmal geschieden seyn, und nach der damaligen Etikette konnte er nicht bloß mit einem Kartenblatt wegkommen, er mußte seiner Isabelle mündlich das Lebewohl sagen.

Nachdem er sich bei dem Herrn Markis und dessen Gemahlin beurlaubt, und ihre fromme Wünsche

ſche und väterliche Ermahnungen mit vieler Theilnehmung und den beſten Vorſäzzen angehört hatte, begab er ſich mit ſchwerem Herzen nach dem Zimmer ſeiner Geliebten; mit wankenden Tritten trat er herein, wußte nicht, ob er reden oder ſchweigen ſollte, und ſuchte mit ſtummen Verbeugungen den Eingang zu einer Rede zu finden, die in jedem Fall nur kurz ſeyn mußte.

Ich bin nun bereit — ſagte er endlich — meine Vergnügungen und ſelbſt mein Leben aufzuopfern, um dem unerbittlichen Schickſal zu folgen, welches mich von meiner Geliebten fliehen heißt. — Er ſchwieg und zerfloß in Thränen, die ſeine Rede unterbrachen und Iſabellen ebenfalls Thränen ablokten. Lange umarmten ſich beide, ohne ſich trennen zu können.

Endlich nahm Rodrich das lezte Lebewohl und wollte fortgehen, ſchnell kehrte er nochmals um, und eine Trennung ſchien ihm in dieſem Augenblik ganz unmöglich. Sogleich ſammelte er aber gleich wieder alle ſeine Kräfte, die Gegenwart des Geiſtes, die ihn ſchien verlaſſen zu haben, behielt die Oberhand und er ſtammelte noch dieſe Worte: Leb wohl, meine beſte Iſabelle, leb tauſendmal wohl!

Jezt hieng er noch eine Weile an ihren Lippen. Isabellens Herz war so zerrissen, daß sie nichts als Thränen und Schluchzen vorzubringen im Stande war. Nun riß er sich urplözlich von ihr loß, verließ pfeilschnell Isabellens Zimmer, warf sich in seinen Reisewagen, der sehr bald dem Zuschauer aus dem Gesicht kam. Isabelle taumelte, wie ein Berauschter im Zimmer herum, und ihr Ruhebette nahm sie noch zu rechter Zeit auf, wo sie sich ihrer Betrübniß ganz überließ, und erst nach einigen Stunden ihrer völlig wieder bewußt war.

Nach einigen Tagen kam Rodrich ohne alle Fährlichkeiten glüklich in Madrid an. Die großen Empfehlungen seines vorigen Herrn verschaften ihm gleich in den ersten Wochen seines Hierseins Zutritt bei dem Herzoge von Medina Celi. Er wußte sich bei diesem vornehmen Manne sehr bald so beliebt zu machen, daß ihm derselbe eine Kammerjunkerstelle in seinem Pallast antrug. Rodrich konnte in keinem Hause in Madrid besser aufgenommen seyn, als bei dem Herzoge. Der Antrag der Stelle und die Annahme derselben waren also das Werk eines Augenbliks. Isabelle erfuhr durch ihren geliebten Rodrich sehr bald seine vortheilhafte Lage; sich darüber zu

freu:

freuen und ihm Glük zu wünſchen, war beides ſo natürlich, daß ich es meinen Leſern nicht einmal hätte ſagen dürfen. Iſabellens zärtliche Antwort heiterte Rodrichen ſo auf und machte ihm die weite Entfernung von ſeiner Geliebten beinah vergeſſen, daß er immer mehr das Gute einſehen lernte, welche eine Veränderung des Wohnorts wenigſtens in ſeiner Lage hatte.

Indeſſen bewarben ſich um Iſabellen ſo viele Standesperſonen, die kaum die Abreiſe des Rodrichs, des einzigen Nebenbuhlers, erwarten konnten. Ein jeder von ihnen hatte irgend etwas, was auffiel, oder die jungen Mädchen reizte. Bei einigen der alte Adel und ein Stammbaum von vielen Ahnen, bei andern hohe Poſten und vielvermögende Gönner, noch bei andern große Beſizzungen und Güter, reiche Livereien und Equipagen, vielen Aufwand, Pracht und häufige Gaſtmale und endlich bei den leztern eine ſchöne in die Augen fallende Figur, feine Lebensart, eine Gabe, oft mit einer einzigen Mine ein Frauenzimmer ſo ganz zu bezaubern, daß ſie ohne dieſen Einzigen nicht leben zu können glaubt. Unter allen dieſen Liebhabern und Bewerbern mit ihren innern und äußern Qualitäten, hatte gerade

ein Edelmann, der weiter gar nicht die geringsten Vorzüge hatte, als daß er sehr reich war, und viele Ländereien besaß, das Glük, von ihrem Vater allen übrigen Nebenbuhlern vorgezogen zu werden.

Als gerade einmal Isabelle bei recht guter Laune war, wolte ihr Vater diesen seinen Vorsaz, sie mit dem bewußten Edelmann zu vermählen, ihr auf die beste Art von der Welt bekannt machen. Meine Tochter — redete er sie sehr liebreich an — ich bin bei Jahren, und aller Wahrscheinlichkeit nach meinem Ende sehr nahe. Du, als meine einzige Tochter, könn'est mir vor meinem Hinscheiden wahrlich keine grösere Freude machen, als wenn du dich bald entschlieſen wollte'st, dich zu vermählen. Und gerade jezt wäre die vortheilhafteste Parthie von der Welt für dich da, wo du meine Wünsche erfüllen, und dich mit einemmal in eine Lage versezzen könn'est, die dich auf deine ganze Lebenszeit glüklich machen würde. Du kennst doch den Ritter D * * * er hat sich bis zu uns herabgelassen, und bei mir um deine Hand gebeten. Einen solchen reichen Mann abzuweisen, wäre wohl nicht rathsam. Seine Reichthümer sind auch nicht die einzigen Vorzüge, die ihn empfehlen, er besizt etwas Einnehmendes und

Be-

Gefälliges und hat die beſten Geſinnungen von der Welt. Unſere ganze Verwandtſchaft, ſelbſt deine Tante, iſt für ihn eingenommen und ich hoffe von deiner Billigkeit, daß du gerade nicht die einzige ſeyn wirſt, die ihm entgegen ſeyn ſollte.

Iſabelle war nicht eine von jenen flatterhaften und leichtſinnigen Mädchen, die nach dem jezzigen feinen Modeton nicht mit Mühe dürfen aufgeſucht werden; ſie war nicht von einem aufbrauſenden hizzigen Charakter, die augenbliklich alles zu zerſchmettern drohen, ſobald etwas nach ihrem eigenſinnigen Starrköpfchen nicht angehen ſollte; ſie hatte vielmehr von Jugend auf gelernt, ihren Eltern die gebührende Hochachtung zu erweiſen. Ob ſie nun gleich wegen Rodrichs Verbindung dieſen Vorſchlag unmöglich annehmen konnte, antwortete ſie doch beſcheiden.

Beſter Vater — ſagte ſie — wenn meine Neigung anjezt ſchon mich zur Heirath beſtimmte, ſo würde ich gegen dieſen Vorſchlag keine Einwendungen zu machen haben. Mit Freuden und mit Dank würde ich augenbliklich Ihr Anerbiethen annehmen. Allein bis jezt fühle ich noch gar keinen Trieb, habe auch nicht die geringſte Luſt mich zu vermählen, und weis auch nicht, ob ich mich jemals dazu werde entſchlie-

schließen können. Bedenken Sie selbst meine Jugend; man hält mich ja nur noch für ein bloßes Kind.

Alle diese Weigerungen hielt der Vater ganz natürlich für den deutlichsten Beweis der größten Bescheidenheit seiner Tochter, und fand es diesmal nicht für rathsam, weiter in sie zu dringen. — Aber was wollte das arme, verlassene Mädchen anfangen, da alle ihre Verwandten auf sie einstürmten, und aus ihr ein Geständniß herauspressen wollten, das für sie noch lange ein Geheimniß bleiben mußte. Sie befand sich wahrhaftig in keiner geringen Verlegenheit; das Wort, das sie ihrem Rodrich einmal gegeben hatte, konnte sie nicht brechen, noch weniger durfte sie schon jezt ihre Verbindung mit demselben bekannt machen; und sich durch eine Widerspänstigkeit die Ungnade aller ihrer Verwandten mit einemmal zu ziehen, war noch weniger rathsam.

Einen Mittelweg einzuschlagen, war beinah nothwendig, um weder ihre Verwandten vor den Kopf zu stoßen, noch dem Rodrich ungetreu werden zu dürfen. Nach einiger Zeit lenkte sie von selbst auf eine schikliche Art das Gespräch auf ihre Verheirathung. Ich habe es hin und wieder überlegt — sagte sie zu ihrem Vater — ob ich mich

zu

zu der Parthie entſchließen ſollte, die Sie mir, beſter Vater, vor einiger Zeit ſelbſt vorſchlugen; und am Ende ſehe ich wohl, daß, ich mich ſelbſt wider meinen Willen darein finden muß. Ja ich gebe Ihnen mein Wort, meine Einwilligung haben Sie. So ſehr auch das Heirathen ganz gegen meine Neigung iſt, ſo ſehr ich bei mir einen gewiſſen Abſcheu davor empfinde, und ſo viel Furcht auch der bloße Gedanke daran mir verurſacht, weil ich mir nichts vortreflicher, nichts reizzender denken kann, als die Freiheit, ſo will ich doch Ihnen, blos Ihnen allein zu Gefallen leben. Jederzeit, — dies wiſſen Sie, mein Vater, auch ohne mein Erinnern — jederzeit war es mir Pflicht, Ihre Befehle mit eben ſo viel Bereitwilligkeit, als Ehrfurcht zu befolgen. Dieſer einzige allein, muß ich aufrichtig ſagen, iſt mir unangenehm, und macht mir Verdruß. Aber eine Gnade dürfen Sie mir nicht verſagen, nur eine einzige, dann, wenn Sie mir meine Bitte gewähret haben, dann will ich gern von Ihrer Hand den Mann annehmen, den Sie mir geben wollen. Schon lange einmal habe ich ein Gelübde gethan, als Pilgrim nach St. Jacob zu wandern; dort will ich mir Glük zu dem neuen Stand erbitten, in den ich mich jezt begeben will, dort will ich alle meine

Sün-

Sünden büßen, und ein Gelübde bezahlen, das ich feierlich allen Heiligen that, in dem Fall, wenn sich Umstände ereignen sollten, daß ich mich verheirathen müßte.

Ganz zufrieden mit Isabellens schnellem Entschluß, bewilligte der Vater sehr gern die Bitte seiner Tochter, die so viel Anstrich von Heiligkeit und Demüthigung vor Gott hatte, und gab sogleich die nöthigen Befehle, alles zur Abreise seiner Tochter in Bereitschaft zu halten. Seine Absicht war anfänglich Isabellen eine gute Streke zu begleiten; allein der verschlagenen und listigen Isabelle kostete es wenig Mühe, den Entschluß ihres Vaters nach ihren Planen abzuändern. Sie that ihm, unter dem Vorwande, die Kosten zu ersparen und weniger Gepäk und Bedienten mitnehmen zu dürfen, den Vorschlag: daß sie diese Reise wohl am besten in Mannskleidern in Gesellschaft ihres Onkels, des Bruders ihres Vaters, machen könnte. Der Vater fand in diesem Begehren nichts unschikliches, und gab leicht seine Einwilligung dazu. Nun wurden in der Geschwindigkeit alle Anstalten zur nahen Reise gemacht. Sobald diese geendigt waren, nahm sie von ihrem Vater Abschied und erhielt seinen Segen,

nebst

nebſt Anwünſchung einer glüklichen Beendigung ihrer Reiſe und baldigen Zurükkunft.

Die ſchöne Pilgrim trat alſo in Begleitung ihres Oheims ihre Reiſe an, in Mannskleidern, unter dem angenommenen Namen, Don Carlos. Ein jedes nicht ganz übelgebildetes Frauenzimmer kleidet die Männertracht ganz vortreflich; Iſabelle ſtellte darin einen jungen Menſchen vor, der beim erſten Anblik überraſchte, und im Umgange und bei einer nähern Bekanntſchaft, den Ruhm eines Jünglings von vielen Anlagen und Talenten und nicht gemeinen Kenntniſſen, bei jedem Sachverſtändigen ſich ſehr bald zu verſchaffen wußte.

In weniger als funfzehn Tagen kamen ſie in St. Jacob an, ohne irgend ein Abenteuer unterwegs beſtanden zu haben. Sobald ſie die dortige Capelle, nach vorhergegangenen Prüfungen und Vorbereitungen, beſucht und ihre Andacht darin verrichtet hatten, waren ſie auch ſchon wieder auf die Rükreiſe bedacht. Iſabelle that ihrem Oheim kurz vor dem zur Abreiſe beſtimmten Tag, den Vorſchlag, daß ſie ſehr große Luſt hätte, einmal Madrid zu ſehen; ſie könnten es ja leicht ſo einrichten, daß ſie ihre Rükreiſe über die Hauptſtadt nähmen, der kleine

Um-

Umweg und die geringen Kosten, welche dazu mehr erforderlich wären, würden ganz durch die vielen Vergnügungen ersezt, welche sie sich dort sehr leicht verschaffen könnten. Der Oheim hatte sich schon so sehr an den angenehmen Umgang seiner reizenden Begleiterin gewöhnt, daß er es beinah nicht wagen konnte, ihr etwas abzuschlagen; am wenigsten eine so unschuldige Sache, deren Bewilligung ihm sehr billig zu seyn schien. Sie reisten ab und in acht Tagen waren sie in Madrid.

Hier erst entdekte Isabelle ihrem Oheim die eigentliche Absicht dieser Reise nach der Hauptstadt, welche keine andere war, als ihrem lieben Rodrich einen ganz unerwarteten Besuch zu machen. Als die einzige Tochter und Erbin meines Vaters und meiner Tante, — sagte sie zu ihrem Onkel — werde ich dereinst in den Stand gesezt, Ihnen mancherlei Gefälligkeiten zu erweisen, die Ihnen nicht ganz gleichgültig seyn können. Nach meiner Denkungsart, die Ihnen zu bekannt ist, brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu sagen, daß ich es thun werde, so bald ich Herr über mein Vermögen geworden bin. Allein ich hoffe auch — bester Onkel, daß Sie mir Stillschweigen und Verschwiegenheit versprechen, da

ich

ich einmal zu Ihnen das Zutrauen habe, daß ich Ihnen ein wichtiges Geheimniß anzuvertrauen wage. Mein Liebhaber Rodrich iſt hier beim Herzoge von Medina Celi als Kammerjunker. Ihn zu ſehen iſt mein ſehnlichſter Wunſch; zugleich will ich ihn auf die Probe ſtellen, ob er mich noch wohl kennen wird, und ob er noch die nemlichen Geſinnungen in dem großen Madrid für mich hegt, die er in Sevilla für mich hatte, da ich ihm alles in allem war. Geben Sie mir die Erlaubniß, meinem Liebhaber in der nemlichen Kleidung überraſchen und auf die Probe ſtellen zu dürfen; daß alles unter uns anſtändig zugehen wird, brauche ich Ihnen wohl nicht erſt zu verſprechen.

Iſabellens Onkel freute ſich über die gute Gelegenheit, die ſich ihm ganz unvermerkt darbot, ſich ſeiner Nichte verbindlich zu machen, er willigte herzlich gern in ihr Begehren, weil er ganz überzeugt war, daß ſie unter jeden Umſtänden, nichts ihrer Ehre zuwiderlaufendes vornehmen würde. Gleich den andern Tag nach ihrer Ankunft, gieng Iſabelle unter dem angenommenen Namen Carlos zum Herzog von Medina. Carlos verlangte mit des Herzogs Haushofmeiſter zu ſprechen, der ein ganz herr-

licher

licher Mann war, die Freundlichkeit und Leutseligkeit selbst. Ohne Umstände ließ er sich sprechen, und empfing ihn sehr verbindlich; ob er gleich in seinen gewöhnlichen Unterredungen die Hofsprache angenommen hatte, so verband er doch mit seinen freilich oft übertriebenen Ausdrükken den bekannt angenommenen Begrif, und man konnte sich auf das, was er versprach, weit sicherer verlassen, als wenn man dieselben Versprechungen aus dem Munde eines Staatsministers gehört hätte.

Der junge Carlos trat mit seinem ganzen einnehmenden, zauberischen Wesen in des Haushofmeisters Zimmer. Ich bin ein junger Edelmann! — sagte er — und wünschte wohl mich einige Zeit hier in Madrid aufhalten zu können, um diese Stadt, den Hof und so manches andere kennen zu lernen, wovon man sich in der Provinz gar keinen Begrif machen kann. Wie vortheilhaft würde es für mich seyn, wenn Se. Durchlaucht, der Herzog die Gnade haben wollten, mich eine Zeitlang als Pagen zu sich zu nehmen. Zu Ihnen, mein Herr, habe ich das Zutrauen, daß Sie meine Wünsche durch Ihr Vorwort bei dem Herzoge zu erfüllen suchen werden. Der Haushofmeister erkundigte sich nach dem Namen,

men, nach der Vaterſtadt und den Eltern des Carlos. Und da er hörte, daß er aus Sevilla wäre, ſagte er: das iſt ſchön, wir haben ſchon einen Kammerjunker, der eben daher iſt, Sie können mit ihm gleich Bekanntſchaft machen, wenn Sie ihn nicht ſchon vorher gekannt haben. Ich zweifle gar nicht, daß Se. Durchlaucht, ſobald er Sie ſiehet, Sie in ſeine Dienſte nehmen wird. Iſt es Ihnen gefällig, heute Mittag bei mir zu ſpeiſen, ſo will ich gleich nach Tiſche ihrentwegen mit dem Herzoge ſprechen.

Der Haushofmeiſter nahm den jungen Carlos bei der Hand, und führte ihn in ein ſchönes Zimmer, wo bereits ein Tiſch gedeckt und die Speiſen aufgetragen waren. Die Tiſchgeſellſchaft war nur klein und darunter war natürlich auch Rodrich, weil der Haushofmeiſter den Hausofficianten von Adel den Tiſch geben mußte. Der Haushofmeiſter machte Rodrichen mit ſeinem Landsmanne bekannt, der ſich aber nicht erinnern konnte, ihn je in Sevilla geſehen zu haben. Carlos mußte neben dem Haushofmeiſter ſizzen und Rodrich gegen über. Mit ſchmachtender Sehnſucht wartete Carlos alle Augenblik, daß Rodrich ſich nach Neuigkeiten von Sevilla er-

erkundigen ſollte; allein er fragte nach nichts, auch nicht einmal nach ſeinem vorigen Prinzipal, und hielt es nicht der Mühe werth, ſich nach etwas zu erkundigen, das in der Provinz vorgegangen war, da ihn der Glanz der Hauptſtadt und das Hofleben ſchon ganz benebelt hatte, daß er für weiter gar nichts Sinn und Gefühl hatte.

Nach dem Eſſen meldete der Haushofmeiſter dem Herzoge, daß ein junger Edelmann von Sevilla angekommen ſey, und ſich an ihn gewandt hätte, um die Ehre zu haben, Se. Durchlaucht aufwarten zu dürfen. Und nun entwarf er dem Herzoge eine Schilderung von Carlos, die für ihn ſehr vortheilhaft war. Dieſer junge Menſch, ſagte er, hat ein ganz liebenswürdiges und feines Anſehen, damit verbindet er feine Manieren und verräth nicht gemeine Kenntniſſe, daß man glauben ſollte, er habe ſich ſchon viele Jahre am Hofe aufgehalten, ich halte ihn ganz geſchikt Ew. Durchlaucht bedienen zu können, wenn Sie befehlen ſollten, ihn zu ſehen und zu ſprechen, werden Sie ſich ſelbſt überzeugen, daß meine Beſchreibung nicht übertrieben iſt. Augenblicklich befahl der Herzog, daß er den jungen Menſchen von Sevilla ſehen wolle. Er wurde hereingeführt.

führt. Der Herzog war mit ſeinem Anſtande, mit ſeiner Phiſionomie, mit ſeinen Antworten ſo wohl zufrieden, daß er ihn ſogleich als Kammerjunker in Dienſte nahm.

Da Rodrich und Carlos aus derſelben Stadt waren, einerlei Bedienung hatten und in einem Pallaſt wohnten, richtete es der Haushofmeiſter ſo ein, daß ſie auch in einem Zimmer zuſammen wohnten und in einem Bette beiſammen ſchliefen. Ueber dieſe Veranſtaltung waren beide ſehr wohl zufrieden und Iſabellen gieng ein Strahl von Hofnung auf, daß ihr geliebter Rodrich ſie nun bald erkennen würde. Allein am Abend ſprachen die jungen Leute wohl viel und mancherlei mit einander, doch bei alle dem Plaudern dachte Rodrich nicht einmal an Sevilla, vielmeniger daß er ſich nach ſeinen dort zurükgelaſſenen Freunden und Freundinnen erkundigt hätte.

Dieſe Gleichgültigkeit nahm Iſabelle, wie man leicht denken kann, ſehr übel auf. Es mußte ſie empfindlich verdrieſſen, daß ſie ſich in jedem Fall zurükgeſezt ſah, und daß der Abgott ihres Herzens, ſich auch nicht einmal auf die entfernteſte Art nach ihr erkundigte, nicht einmal fragte, ob ſeine

Geliebte noch am Leben wäre. Und doch machte sie sich selbst so viele Entschuldigungen, warum es Rodrich vielleicht für rathsam hielte, gar nichts von Sevilla, noch weniger von seinen dortigen geheimen Verbindungen zu erwähnen, daß ein jeder aufkeimender Verdacht einer Untreue von selbst wegfiel. Sie blieb nun noch mehr bei dem einmal gefaßten Vorsaz, sich dem Rodrich nicht zu erkennen zu geben und immer unter dem angenommenen Namen Carlos verborgen zu bleiben.

Gleich den andern Tag erzählte sie ihrem Onkel, daß sie die Ehre gehabt hätte, dem Herzoge von Medina Celi aufwarten zu dürfen, daß der Herzog sie sehr gnädig empfangen, ihr sogleich die Stelle eines Kammerjunkers bei ihm angetragen, die sie auch wirklich angenommen hätte, daß sie Rodrich nicht erkannt hätte, daß sie ihn auch immer in dieser Unwissenheit lassen wolle. Zugleich bat sie ihn, er möchte doch gar nicht ihrentwegen etwan unruhig seyn, weil er sich sicher auf ihr einmal gegebenes Wort verlassen könne, daß sie ihm nie die geringste Ursache geben wolle, sich über sie zu beschweren, oder ihrentwegen Verantwortungen zu haben und Vorwürfe befürchten zu dürfen.

Iſabelle hatte nun wohl freilich einen ganz andern Plan in ihrem Kopf entworfen, wenn ſie noch dieſelbe Liebe beim Rodrich gefunden hätte; es war nichts weniger, als ihn zu einer Flucht zu bereden, wozu er ſich wohl ſehr leicht würde verſtanden haben, wenn nicht ſchon längſt gewiſſe Querſtriche wären gemacht worden, die das ganze Projekt vereitelten. Alles, ſelbſt die erſte Reiſe nach St. Jacob, waren in dieſer Rückſicht von ihr erſonnen; die Andacht diente zum Vorwande, um nur Gelegenheit zu haben, ihren lieben Rodrich zu ſehen, ihm dann zu zeigen, wie bereit ſie wäre, ſeinetwegen alles zu verlaſſen.

Allein wie ſehr anders fand Iſabelle alles, wie empfindlich mußte es ſie ſchmerzen, da ſie ſah, daß Rodrich ſich ſo wenig um Neuigkeiten von Sevilla erkundigte, und ſie ſelbſt aus ſeinem Sinn verbannt zu ſeyn ſchien, daß die Vergnügungen zu Madrid, ihn die zu Sevilla vergeſſend machten.

Den darauf folgenden Abend verſuchte Carlos aufs neue, Rodrichen durch verſchiedene Fragen, ſeine wahre Geſinnung in Abſicht ihrer auszuforſchen. Er fragte zum Beiſpiel, aus welcher Familie er wäre? wie er nach Madrid gekommen ſey? ſeit wie lange er ſchon in des Herzogs Dienſten wä-

re und ob er nicht seit seiner Abreise von Sevilla von daher Briefe bekommen hätte? Rodrich beantwortete nun wohl alle diese Fragen ganz richtig; aber mit einer Kälte und so verdrießlich, daß man es ihm anmerken konnte, wie höchst unangenehm ihm eine jede Erinnerung an seine dortige Lage sey. Kennen Sie nicht — fuhr Don Carlos fort — den Markis und die Markisin ***? Haben Sie nie — fuhr er immer weiter zu fragen fort — mit einer von den schönen Frauenzimmern Bekanntschaft gemacht, die bei der Markisin als Gesellschafterinnen waren? Ich habe wenigstens erzählen hören, daß ein Edelmann, der gerade Ihren Namen Rodrich führt, mit einem schönen Frauenzimmer in diesem Hause in eine ganz geheime Verbindung getreten sey, wovon man sich manches ins Ohr sagte, das ich nun eben nicht glauben will. Ich bitte Sie um Himmels willen — unterbrach sie Rodrich hitzig — lassen Sie mich schlafen und schreien Sie mir nicht weiter die Ohren mit Ihren Narrenpossen voll. Ich finde wahrhaftig kein Vergnügen daran, meine alte närrische, schon längst vergessene Liebschaften, mir wieder ins Gedächtniß bringen zu lassen.

Aus dieser ganzen Unterredung konnte Isabelle ganz richtig schliessen, daß mit dem Herzen des Rodrichs

drichs eine ungemein groſse Veränderung vorgegangen seyn müſste; mit eben dem Rodrich, den sie mit so viel Zärtlichkeit liebte; mit eben dem Rodrich, der erſt vor kurzer Zeit ohne Iſabellen gar nicht leben konnte, der zu ſterben glaubte, ſobald er ſie aus dem Geſicht verlor. Es iſt alſo wirklich wahr, leichtſinniger Rodrich, — dachte ſie bei ſich — es iſt alſo leider wirklich wahr, daſs du die verlaſſen haſt, die bereit war, alles zu verlaſſen für dich! Was that ich, Undankbarer, womit ich deinen Unwillen verdiente! Ich weis von keinem andern Verbrechen, als daſs ich dich zu ſehr liebte, mein eigen Glük darüber verſcherzte, und mich einem Unbeſtändigen, einem Menſchen ohne Vermögen, ohne Verdienſte, ohne Ehre, kurz, einem Treuloſen ganz aufopferte!

Doch verſchwand ſehr bald dieſe übergehende Hizze, dieſe Anwandelung von Zorn aus dem Herzen der Iſabelle, und Liebe nahm wieder dieſe Stelle ein, die ſie noch immer für Rodrichen fühlte. Noch immer tröſtete ſie ſich mit der täuſchenden Vorſtellung, daſs Rodrich ſich blos verſtelle, daſs er ſeine Verbindung in Sevilla, nicht gern in Madrid wiſſen laſſen wolle. Ihr feſter Vorſaz war daher, Rodrichs ganze Denkungsart genau zu ſtudiren, um

am Ende erfahren zu können, ob er noch die nemliche Geſinnung für ſie hätte, als er noch in Sevilla war. Sobald den andern Morgen die beiden Kammerjunker aufgeſtanden waren, unterhielt Carlos Rodrichen mit weiter nichts, als mit den Schönheiten, mit den reizenden Gegenden von Sevilla. Rodrich ſprach aber von weiter nichts, als von Pferden, Hunden und von der Jagd. Dieſer Tag war gerade ſehr ſchön, das Wetter heiter und helle, ohne ſchwül zu ſeyn, daher ſchlug Carlos dem Rodrich einen Spaziergang vor, oder wenn es ihm lieber wäre, möchte er ihn in einen nahen Garten führen. Sie giengen. Eben befanden ſie ſich in einer dichten Allee, als Carlos ſagte, daß er Madrid, wenigſtens die Gärten bei Madrid bei weitem nicht ſo ſchön fande, als die zu Sevilla. Das kann ich mir bald vorſtellen — erwiederte Rodrich — warum es Ihnen itzt noch nicht in Madrid gefallen kann; Sie haben in Sevilla vermuthlich ein Mädchen, das Sie lieben, das Andenken an daſſelbe verbittert Ihnen ein jedes Vergnügen, das Sie ſich in Madrid machen können.

Ja wahrhaftig Sie haben recht, ich liebe — war des Carlos Antwort — ich liebe ſo feurig, ſo zärtlich, daß ich nicht bald genug Madrid wieder

werde

werde verlaſſen können. Wie würde ich es aushalten können, mich auf eine lange Zeit von den ſchönen Augen meiner Gebietherin entfernt zu halten. Wenn ich die Wahrheit ſagen ſoll, ſind meiner Meinung nach unſre Damen in Sevilla weit unterhaltender und ihre Unterredungen, ihre Scherze, ihre witzige Antworten machen mir wenigſtens weit mehr Vergnügen, als Ihre Wälder und Ihre Jagden.

Auch wir haben Damen — entgegnete Rodrich — lieber Freund, wenn wir welche haben wollen. Sie dürfen nicht denken, daß an einem ſo glänzenden Hofe gerade das fehlen ſollte, was das Vergnügen und die Zierde eines Hofes ausmacht. Aber hier ſind die Liebhaber ganz frei, hier hört man von keiner Einſchränkung, von keiner Sklaverei, von keinem Zwange ſprechen. Hier weis man von keiner demüthigen Liebeserklärung, aber wohl von einer Veränderung in der Liebe. Klagen, Seufzen, Aechzen, Exclamationen, Liebesflammen, Verirrungen des Geiſtes, Verzweifelung, Mord, Todſchlag, alles dies iſt nicht mehr Mode. Am Hofe iſt man über dergleichen Sachen weg, und wenn irgend einer in dergleichen Ausſchweifungen fallen wollte, würde man ihn bedauren, oder auch wohl nach Umſtänden für verrükt halten. Bemerkt

man viele Hindernisse, die nicht sobald wegzuschaffen wären, um bei einer Dame, die man ins Auge gefaßt hat, zum Zwek zu kommen, so nimmt man da ganz höflich seinen Abschied, und versucht sein Glük bei einer andern. Nach dieser Methode schaft man jezt die Damen, welche ehedem die Stolzen machten, in die sanftesten und nachgiebigsten Geschöpfe um, und die Grausamen nehmen Belehrung an; anstatt daß sie ehedem mit ihren Liebhabern ihr Spiel trieben und sich an ihren Thorheiten belustigten, so treibt man jezt mit ihnen sein Spiel und hält sich über ihre Thorheiten auf.

Ich muß Ihnen nur die Wahrheit gestehen — fuhr Rodrich fort — ich war noch nach der alten Mode verliebt und reiste in diesem Zustande von Sevilla ab. Ein sehr schönes Mädchen, die Unschuld selbst, von vortreflichen Eigenschaften und großem Vermögen, das sie noch zu erwarten hatte, lernte ich kennen; gleich bei dem ersten Anblik dieser Schönheit, ward ich von ihren Reizzen so eingenommen, daß ich ohne sie nicht leben zu können glaubte, und sehr bald erfuhr ich aus ihrem schönen Munde, daß auch sie mich liebe. Nach kurzer Zeit trennte uns das grausame Schiksal; für mich war nichts niederschlagender, nichts trauriger, als

als eben dieſe Trennung. Anfänglich ſchien ihre Abweſenheit mir das Leben zu koſten, und in dieſem Augenblik wäre mir der Tod erwünſchter geweſen, als das Leben. Nun bin ich endlich, Gott ſey Dank, doch ſo weit wieder zu Verſtande gekommen, daß ich nicht weiter an meine erſte thörichte Liebe denke. Kaum war ich in dieſe Stadt gekommen, kaum befand ich mich in meinem gegenwärtigen Poſten, als ich mit einer gewiſſen Dame Bekanntſchaft machte, die mich ganz bezauberte. In ihren ſchönen Augen las ich die Liebe, die ſie für mich hatte; ich war ſo dreuſt, ihr meine Dienſte anzubieten, die ſie annahm. Wir liebten uns beide ſehr zärtlich, ohne gerade vor Liebe zu zerſchmelzen, und wir vergnügten uns mit einander, ohne daß ich ſagen könnte, daß ich in ihrem reizenden Umgang auch nur einen Augenblik Langeweile gehabt hätte. Der Empfang eines ſchönen Geſchenks aus den Händen meiner jezzigen Gebietherin, ließ mich leicht den Verluſt eines ehemaligen vergeſſen. Glauben Sie wohl, daß ich bei den Umarmungen meiner jezzigen Gebietherin, nur auf die entfernteſte Art an die denke, die ich in Sevilla zurükgelaſſen habe?

Iſabelle (oder vielmehr der verkappte Don Carlos) konnte jezt unmöglich ihren Unwillen verbergen,

und nur mit Mühe hielt sie noch ihren Zorn zurük, indem sie an ihre Lage, an ihre Verkleidung und an die Folgen dachte. Aber alle Zärtlichkeit, die sie ehemals für Rodrichen gehabt hatte, wich von ihr, und sie fieng ihn zu hassen an, den sie mit so viel Zärtlichkeit selbst mit Gefahr ihres Lebens geliebt hatte. Ist es möglich — sagte sie in einem ernsten Ton, mit einer Mine, die ihre ganze Verachtung andeutete — daß Sie ein so schlechtes Herz haben, und so gewissenlos handeln können, daß Sie ein Mädchen, das Sie selbst als schön und tugendhaft schildern, verlassen können, das Sie vielleicht mehr liebt, als ihr Leben? Schämen Sie sich denn nicht auf die Art ihr Wort zu brechen, machen Sie denn keinen Unterschied zwischen einem treuen und untreuen Liebhaber? Kommt Ihnen nie ihre Gestalt im Traume, auf einem einsamen Spaziergang, oder selbst bei den Umarmungen ihrer jezzigen Geliebten vor, die vielleicht der erstern an Schönheit und Gracie weit nachstehet! So verdorben hätte ich mir wahrhaftig Madrid nicht vorgestellt, daß man augenbliklich unschuldige Jünglinge zu verführen sucht, und ihnen Fesseln anlegt, die sie nicht sobald wieder abschütteln können.

Sie haben noch ganz seltsame Begriffe — entgegnete Rodrich — Sie finden ihr Glük bis jezt noch in der Liebe zu einem einzigen Mädchen, die Sie eingenommen, oder vielmehr Ihnen Ketten angelegt hat, als dem elendesten Galerensklaven. Doch ich habe Mitleiden mit Ihnen, und muß Sie in der That bedauren. Ich will Ihr Führer, ich will Ihr Arzt seyn, und ich werde Sie unfehlbar von diesem bösen Uebel der Liebe heilen. Morgen will ich Sie zu meiner Geliebten führen, wo ich Sie mit Ihrer schönen Schwester in Bekanntschaft bringen will. Wenn ich Sie ihr vorstelle, und dabei sage, daß wir Cameraden und Landsleute sind, so müßte es schlimm seyn, wenn diese Empfehlung und ihr guter Anstand, ihr schönes Gesicht, ihre artige Manieren nicht Eindruck bei einem Mädchen machen sollten, die doch nur so selten ihren Zwek verfehlen. Ich werde Sie mit diesem Mädchen in einem Zimmer allein lassen, sobald ich Sie mit ihr bekannt gemacht habe, indeß ich die Schwester auf ihrem Zimmer besuche; auf die Art können wir in einem Hause zwei der schönsten Damen bedienen, die nur Madrid aufzuweisen hat. Eine einzige Unterredung, eine einzige Umarmung mit diesem Mädchen, wird die Schöne in Sevilla Ihnen aus dem Gedächt-

niß

niß bringen, und eine nähere Bekanntschaft wird sie Ihnen so ganz vergessend machen, als wenn Sie nie vorher einen geliebten Gegenstand dort gehabt hätten.

Mein Herr — versezte Carlos — halten Sie mich denn für so leichtsinnig, daß ich eine so niedrige Handlung begehen könnte, ohne mir deßhalb Vorwürfe machen zu dürfen. Meine ehrliche Denkungsart und meine Empfindung für alles Gute und Schöne, würde sich dagegen ganz empören, und ich würde einen Widerstand finden, der sich nicht so leicht heben ließe. Indessen was thut man nicht aus Neugierde, diese allein könnte mich verführen, Sie an einen Ort zu begleiten, den ich unter andern Umständen gewis nie würde besucht haben. Diese Nacht will ich es beschlafen, morgen gebe ich Ihnen Bescheid.

Diese Nacht brachte die arme, hintergangene Isabelle nicht am angenehmsten zu. Sie befand sich in der traurigsten Lage, da sie mit einemmal alle ihre Hofnungen getäuscht und von einem unwürdigen und treulosen Liebhaber sich verachtet sah, den sie mit so viel Zärtlichkeit geliebt hatte. Ihr Herz war zu sehr dadurch verwundet, daß es ihr Mühe kostete, ihre lebhafte Betrübniß zu verbergen. End-

lich

lich aber bewaffnete sie sich mit einem männlichen Muth und nahm sich vor, morgen die Schöne zu sehen, die den Gegenstand ihrer Liebe ihr entrissen hatte.

Rodrich führte sie den andern Tag dahin. Die Geliebte des Rodrichs war nichts weniger als seine Dame von Stande, so wenig wie ihre Schwester. Beide waren Buhlerinnen vom höchsten Range, beide spielten die Betrügereien auf einen hohen Grad, beide liebten Geld und Wollust und suchten in listigen Streichen und feinen Spizbübereien ihren Meister. Den Rodrich hatten sie, wie mehrere junge Leute angezogen, weil er noch in der Blühe seiner Jahre war, und sie die paar Thaler auch mitnehmen wollten, die er ihnen nach und nach zusteckte. Allein das Projekt der ältesten, welche schon seit verschiedenen Jahren den Posten als Gesellschafterin bei einigen Großen von Madrid bekleidet hatte, und die mit ihren Reizzen nicht mehr lange Eroberungen zu machen glaubte, war weit aussehend. Sie hatte sich vorgenommen, dem Rodrich solche Fesseln anzulegen, daß er sich nicht sobald von ihr losmachen könnte, und daß das Ende vom Liede, wenn er nicht in einen sauren Apfel beissen wollte, eine geschwinde oder heimliche Heirath seyn müßte. Nicht

Schön:

Schönheit, nicht Reizze waren es, die den Rodrich von diesem Mädchen so ganz eingenommen, so ganz bezaubert hatten, sondern blos durch die ganz eigenen Kunstgriffe der Buhlerinnen, die diese ganz meisterhaft zu ihrem Vortheil gebrauchen konnte, blos durch diese war er gefangen worden. Und sich aus diesen Schlingen herauszureissen, war keine so leichte Sache, als man sich etwan vorstellen könnte; Rodrich hatte nun freilich daran noch nicht gedacht, weil es ihm nicht einfiel, Fesseln zu tragen. Er war mit seiner Lage sowohl zufrieden, hielt sich für den glüklichsten Menschen, und war so fest von der Tugend seines Mädchens überzeugt, daß derjenige, der es gewagt haben würde, ihm das Gegentheil zu zeigen, sehr leicht mit ihm Händel hätte bekommen können.

Rodrich und Carlos waren nun in dem Hause der beiden Mädchen. Sie wurden sehr gut empfangen und vornemlich wurde Carlos als ein Fremder mit vieler Auszeichnung und Herablassung behandelt. Nachdem die ersten Komplimenten von beiden Seiten vorüber waren, führte Rodrich seine Gebiethe-rin abwärts, um sie von seinem Vorhaben zu unterrichten, daß sein Begleiter gerne das Glük haben möchte, mit ihrer Schwester in Bekanntschaft

zu kommen. Indeß dieſe zuſammen ſprachen, ſah Iſabelle zu ihrem größten Verdrus an dem Arm der Schöne, die goldne Kette, die ſie dem Rodrich zum Andenken und zum Beweis ihrer zärtlichen Liebe geſchenkt hatte. Rodrich verließ jezt das Zimmer ſeiner Göttin, und gieng in ein daran ſtoſſendes Kabinet, wo ſich gewöhnlich die Schweſter aufzuhalten pflegte. Er fand ſie eben nicht in der beſten Lage und eine finſtere Mine, die er gleich beim Eintritt des Zimmers an ihr gewahr wurde, ſagte ihm, daß ſie heute gerade nicht gut aufgelegt ſeyn möchte. Doch brachte er ihr ſein Anliegen vor, daß er einen Fremden, der noch jung und ſchön wäre, mitgebracht hätte, der ſich unfehlbar ſehr leicht ergeben würde, wenn ſie Luſt hätte, ihr Nez nach ihm auszuwerfen.

Indeſſen ließ ſich Carlos, der nicht gerade den Stummen ſpielen wollte, mit der Geliebten des Rodrichs in eine Unterredung ein, die ganz gleichgültige Gegenſtände betraf. Das Mädchen wurde von ſeiner einnehmenden Figur und von ſeinem Wiz, der bei einer jeden Antwort unverkennbar durchſchimmerte, ſo ganz bezaubert, daß ſie eine Eroberung für ſehr wichtig hielt, die ihre Schweſter eben machen ſollte. Carlos gefiel ihr ſelbſt ſo

wohl,

wohl, daß sie ihn ohne Verlust mit dem Rodrich vertauschen zu können glaubte. Um daher nicht von ihrer Schwester sich zuvor kommen zu lassen, sagte sie ihm so viel Schönes und Schmeichelhaftes vor, und wußte hinterher so geschikt eine Liebeserklärung anzubringen, ohne sich deshalb eine Blöße zu geben, oder bei ihm den Verdacht der Kokketterie zu erregen.

Carlos merkte ihre Absicht, und täuschte sie durch vorgebliche Liebe; unvermerkt gab er ihr einen Kuß, und die Schöne gab ihm herzlich gern ungefordert mehrere nach einander, um ihn so ganz fühlen zu lassen, wie alle ihre Wünsche nur darauf hinaus liefen, daß sie ihn lieben dürfte, und dann sagte sie ihm ganz, wie es ihr eigentlich zu Muthe wäre, daß wenn er ihr heilig und feierlich versprechen wollte, sie zu lieben, sie gern den Rodrich verlassen würde, weil ihr nichts angenehmer seyn könnte, als dieser Tausch. Carlos machte mit so viel Wahrheit den Verliebten, daß man hätte schwören sollen, er wäre entweder wirklich verliebt, oder er hätte schon lange Zeit die Rolle eines Verliebten so einstudirt, daß man die Täuschung nicht merken könnte. Er schwor ihr Liebe, und betheuerte ihr, ewig der Ihrige zu seyn.

Schon lange hatte Carlos die Kälte erkannt, nun besah er sie in der Nähe, lobte die Schönheit

der

der Arbeit und äußerte ganz verblümt, daß er wohl wünsche eine ähnliche zu haben. Er konnte sich gar nicht an der Kette satt sehen, und am Ende that er den Wunsch, daß er sie sich wohl auf einige Zeit ausbitten wolle, um nach diesem Model sich eine ähnliche von irgend einem Künstler machen zu lassen, womit er seiner Schwester ein Geschenk machen wolle. Die Schöne, die ihn schon mit so viel Leidenschaft liebte, daß sie ihm gern alles gegeben hätte, bat ihn, sie zu nehmen, und damit zu machen, was er nur immer wolle. Carlos verbat es einigemal sehr höflich, zulezt nahm er sie aus den Händen der Dame, und versprach ihr, sie ihr sogleich wieder zu geben, sobald der Künstler eine ähnliche gemacht haben würde.

In dem Augenblik trat Rodrich wieder ins Zimmer, und sagte ihnen, daß die Schwester seiner Schöne über Unpäßlichkeit klage, und den Besuch seines Freundes sich auf morgen ausbitten müßte. Carlos suchte einen schiklichen Vorwand, daß sie sich nicht mehr lange aufhalten dürften, damit nicht etwan Rodrich seine Kette vermissen möchte, und er und die Schöne in eine Verlegenheit gesezt würden, woraus sie sich nicht auf die beste Art herausziehen könnten. Sie nahmen Abschied, und versprachen

den andern Tag um die nemliche Stunde wieder zu kommen.

Kaum waren beide aus diesem berüchtigten Hause und auf der Strasse, als sich Carlos von dem Rodrich trennte, indem er vorgab, er habe noch einen Besuch abzustatten, der keinen Aufschub leide, da er noch von Sevilla aus gewisse Bestellungen zu besorgen hätte. Isabelle hatte in ganz Madrid keinen Menschen, den sie besuchen konnte, als ihren Onkel; zu dem gieng sie auch hin, und sagte ihm, daß sie unmöglich länger in Madrid bleiben könnte, weil sie von der Untreue Rodrichs leider so viele Proben hatte. Es wäre daher ihr fester und unwandelbarer Entschluß, morgen gleich bei Anbruch des Tages abzureisen, sie wünschte also, daß er die nöthigen Anstalten zu ihrer Abreise treffen möchte, damit sie durch nichts aufgehalten würden. Der Onkel, dem nichts lieber war, als daß Isabellens Liebesverständniß mit Rodrich sich zerschlagen hatte, versprach alles zu besorgen, daß sie morgen mit dem frühesten abreisen könnten.

Zum leztenmal speiste nun Isabella mit ihrem untreuen Liebhaber, es tochte in ihrem Innern eine Rache, die leicht sehr blutig hätte seyn können; bald trat an dessen Stelle die äußerste Verachtung. So

bald

bald sich beide zu Bette gelegt hatten, wartete Isabelle so lange, bis Rodrich ganz fest eingeschlafen war, alsdenn stand sie ganz sachte wieder auf, sezte sich an den Schreibtisch und schrieb an ihren ehemaligen Liebhaber einen Brief, den man mit vollem Recht einen Abschiedsbrief nennen kann. Sobald er fertig war, legte sie ihn zusammen, siegelte ihn zu und machte darauf folgende Aufschrift: An den treulosen Rodrich.

Nun legte sie sich wieder ganz ruhig ins Bette, an die Seite des Rodrichs, und schlief so sanft, als wenn sie noch bei ihrem geliebten Rodrich gelegen hätte. Den folgenden Tag stand sie in aller früh auf, ohne daß es Rodrich merkte, zog sich in der größten Geschwindigkeit an, ließ den Brief auf dem Tisch liegen, so daß ihn Rodrich sehr bald bemerken konnte, und eilte nach der Wohnung ihres Onkels, der schon auf sie mit Schmerzen wartete. Die Pferde standen zur Abreise in Bereitschaft, beide stiegen augenblicklich auf, und eilten mit der größten Schnelligkeit, um noch, wo möglich, vor Anbruch des Tages außerhalb der Ringmauer der Stadt zu kommen.

Es war schon länger als drei Stunden Tag, als Rodrich aus einem tiefen Schlaf erwachte, der ihn mehr abgemattet als erquikt hatte, weil er von den

fürchterlichsten Träumen war gequälet worden. Es stellte sich ihm im Schlaf ein Frauenzimmer vor die Augen, dessen blendende Schönheit einen jeden einnehmen und bezaubern mußte. Rodrich hatte sie kaum erblikt als er auf sie zueilte und sie umarmen wollte; allein sie stieß ihn mit einer Miene zurük, die so ganz die Verachtung ausdrükte. Geh, Niederträchtiger und Ungetreuer — sagte sie zu ihm — ich habe keine Gemeinschaft mit Unreinen, da du noch gut und unschuldig warest, da war ich deine Freundin, da liebte ich dich, als mein Leben, da du aber jene dort mir vorzogest, da verabscheue ich dich als einen Bundbrüchigen. Sodann verschwand dies Frauenzimmer. Rodrich sah sich um, nach dem andern Frauenzimmer und erblikte seine jezzige Geliebte, aber nicht mit schönen und muntern Gesicht, nicht mit den Reizzen, die ihn so ganz bezaubert hatten, an dessen Stelle sah er außer ihren bekannten Zügen, matte Augen, blasse und eingefallene Bakken, ihre Knie schienen unter ihren Tritten zu wanken und ihr ganzer Körperbau schien so völlig zerstört und geschwächt zu seyn, daß schwerlich an eine Wiederherstellung der Gesundheit zu denken war. Die alte Liebe und das Mitleiden bewegten ihn, ihr entgegen zu gehen und sie nach der Ursach dieser schnellen Ver-

änderung zu fragen. Kaum war er noch wenige Schritte von ihr entfernt und eben im Begrif sie zu umarmen, so rief sie ihm zu: Geh! Unglüklicher, rühre mich nicht an, ein jeder Hauch, der mit entfährt, ist tödtendes Gift, an meinem ganzen Körper ist nichts gesundes. Das ist der Lohn für mein unkeusches Leben; welches Heer von jungen Leuten ist durch mich unglüklich, arm, krank und elend geworden, dafür muß ich jezt büßen und es bleibt mir auch nicht die geringste Hofnung übrig, daß ich je meine Gesundheit wieder bekommen werde. Entferne dich, wenn du nicht eben so unglüklich seyn willst, als ich es bin. Als sie das gesagt hatte, verschwand sie. Rodrich erwachte, und war ganz beunruhigt, weil er sich den Traum nach seiner Art so auslegte, als wenn ihm das gröste Unglük bevorstünde.

Gern wäre er noch länger im Bette liegen geblieben, wenn seine Geschäfte ihn nicht ans Aufstehn erinnert hätten. Allein wie groß war sein Erstaunen, als er den Carlos weder neben sich liegen sah, noch sonst im Zimmer erblikte, dies konnte er sich auf keine Art erklären; die zweite Erscheinung war ihm eben so räthselhaft, ein versiegelter Brief lag auf dem Tisch, als er ihn aufnahm, fand er

die Aufschrift: An den treulosen Rodrich. Er erbrach ihn und las folgendes:

Treuloser,

Sie wissen es zu gut, wie groß meine Liebe ist, die ich für Sie gehabt habe, und ich darf Ihnen wohl nicht erst Proben davon anführen, weil Sie selbst mehr denn zu sehr davon überzeugt sind. Ich liebte Sie ganz aufrichtig, ohne irgend einige Nebenabsichten, blos weil ich von Ihnen eine gute Meinung gefaßt hatte. Ich liebte Sie wirklich schwärmerisch, und mein fester Vorsaz war, Sie gegen meine eigene Vortheile und gegen die Einwilligung aller meiner Verwandten zu heirathen. Gerade jezt wurde mir eine sehr vortheilhafte Parthie angebothen, diese wollte ich blos aus Liebe für Sie ausschlagen, um mein Ihnen einmal gegebenes Wort zu halten und ganz für Sie leben zu können. Blos deshalb machte ich diese weite und beschwerliche Reise nach Madrid. Ich wollte Sie auf die Probe stellen, ob Sie noch die nemlichen Gesinnungen für mich hätten, die Sie vormals äußerten. Allein wie fand ich Sie verändert; aus ihrem eigenen Munde hörte ich es, daß Sie mir untreu geworden waren, ich sah mit

mei-

meinen eigenen Augen die Weibsperſon, die Sie nach Ihrem verdorbenen Geſchmak mir vorziehen konnten; ich erhielt von ihrer Verführten durch Liſt die Kette, die ich Ihnen bei Ihrer Abreiſe von Sevilla geſchenkt hatte. Nach ſo vielen Proben der ſchwärzeſten Treuloſigkeit, ſage ich mich feierlich von Ihnen loß, und ſpreche Sie und mich von allen den heiligen Verſicherungen frei, die nur immer von beiden Seiten bedingungsweiſe gegeben wurden. Jezt bin ich ſchon unterwegens auf dem Wege nach Sevilla, in dem feſten und unwandelbaren Verſaz, mich gleich nach meiner Ankunft mit dem würdigen Manne zu vermählen, der mir ſeine Hand und ſein Vermögen angebothen hat. Von jezt an werde ich nie weiter mit einem Undankbaren, wie Sie ſind, in Verbindung ſtehen. Das Andenken an Sie wird mir immer verhaßt bleiben und ich werde nie anders als mit Abſcheu an Rodrich denken können. Dies ſchreibt

Iſabelle unter dem angenommenen Namen Don Carlos.

Mit Zittern und Beben las Rodrich dieſen Brief, und ſobald er ihn geleſen hatte, war bei ihm

der Vorsaz fest gefaßt, sich umzubringen. Nun erkannte er seinen Fehler, und glaubte, daß er nicht weiter werth sey zu leben, da er Isabellen eine so gegründete Ursache gegeben hatte, mit Recht über ihn Klagen zu führen und ihn zu verlassen. Nun hielt er seine begangene Untreue für das größte Verbrechen, das man nur begehen könnte. Und dann fiel ihm wieder in der Raserei der leichtsinnige Gedanke ein, daß er drei Nachte nach einander bei der liebenswürdigen Isabelle geschlafen hatte, ohne diese Gelegenheit zu benuzzen.

Zwei Tage nach einander brachte Rodrich mit dergleichen Betrachtungen zu, die ihn bald mehr, bald weniger in eine Verzweiflung zu stürzen drohten. Am dritten faßte er endlich den Entschluß, ihr nachzureisen, und in Sevilla ihr sein Verbrechen zu gestehen und ihr fußfällig Abbitte zu thun. Er reiste ab. Kaum war er in Sevilla angekommen, so erzählte man ihm gleich die große und wichtige Neuigkeit, daß Isabelle sich den andern Tag mit einem Manne vermahlen würde, der nicht blos ein gutes Ansehen hätte, sondern auch von hohem Stande ware und viele Güter besäße.

Rodrich gab sich alle mögliche Mühe, sich auf irgend eine Art bei ihr Zutritt zu verschaffen, um

sich

sich ihr zu Fuße werfen zu können und wo möglich die ganze Heirath wieder rükgängig zu machen. Alle seine Bemühungen waren aber umsonst. Isabelle war unerbittlich; für Rodrichen war alles verschlossen.

Am Abend ihrer Vermählung machte er einen abermaligen Versuch. Er gieng auf den Ball en Maske, der bei dieser Gelegenheit gehalten wurde. Er wählte einen Anzug und eine Maske, die ihn beinah ganz unkenntlich machte. Er näherte sich seiner vormaligen Geliebten in einer sehr demüthigen Stellung, und bath sie wegen seiner Uebereilung und seines großen Fehlers um Vergebung, und dann wollte er sie zum Tanz auffordern. Allein wie groß war sein Erstaunen, da er sah, daß sie ihre Hand zurük zog und ihm dem Rükken kehrte. — In Spanien ist dies der größte Schimpf, den ein Frauenzimmer einem Edelmann anthun kann. — Gleich darauf kam ein anderer Edelmann, und forderte sie zum Tanz auf, und sie gab ihm willig ihre Hand.

Der unglükliche Rodrich, dem nun alle fernere Aussöhnung mit seiner vormaligen Geliebten völlig abgeschnitten war, zog sich dies so zu Gemüthe, daß er einige Zeit nachher vor Verdruß starb. So zerstörte seine Untreue sein Glük, brachte ihn um Ehre und nahm ihm endlich das Leben.

Isa-

Isabelle nahm freilich nicht aus Liebe den Mann, den ihr ihr Vater vorgeschlagen hatte; sie versprach sich aus dieser Verbindung so viel Vortheils, und sahe schon im Voraus, auf wie mancherley Art dadurch ihr Leben verbittert werden würde. Allein sie betrog sich zu ihrer Freude. Ihr Mann hatte große Fehler; durch die Klugheit und Leutseligkeit seiner Frau, wurden sie aber immer geringer oder wenigstens unschädlich. Sie wußte ihn so meisterhaft zu lenken, daß alles nach ihren Absichten und Planen allein durfte eingerichtet werden, ohne daß der Mann etwas davon merkte, ja er bildete sich vielmehr ein, daß er es wäre, der das ganze Hauswesen und seine Frau dazu in Ordnung hielte und regierte.

Auf die Art lebte Isabelle vergnügt, und sie führte vielleicht in ihrer jezzigen Lage ein glüklicheres Leben, als sie geführt haben würde, wenn sie Roderichen zum Manne bekommen hätte.

Siebente Erzählung.

Alexander und Angelika

oder

die seltsame Ueberraschung.

Alexander, ein Edelmann von Mailand, und einer von den angesehensten Männern der Stadt, lernte in einer großen Gesellschaft eine Dame kennen, die Angelika hieß. Sie war noch jung und schön dabei, so daß sie überall, wo sie nur hinkam, Eroberungen machte, daher man sich nicht wundern darf, daß auch Alexander, sobald er sie nur sah, liebte. Man kann sich beinah nichts schöners und reizzenders denken; auf ihrem Gesichte lag eine Grazie, die bezauberte, und ihre Blikka thaten jederzeit die verlangte Wirkung; ihr ganzer Körperbau war sehr wohl proportionirt; aus ihren Augen strahlte ein Feuer, das sehr oft in den Herzen der Männer die traurigsten Verwüstungen anrichtete; ihr lokkigtes und von Natur krauses Haar floß längst den Schultern herunter, und diente dem Ganzen zu keiner geringen Zierde.

Auch

Auch auf Alexandern machte diese Schönheit einen so großen Eindruk, daß er ihren Reizen beinah nicht länger widerstehen konnte. Seine Reichthümer und sein hoher Stand, schienen ihm den Genuß der Angelika sehr leicht verschaffen zu können; er machte sich dieselbe auf mancherlei Art verbindlich und da er glaubte den rechten Zeitpunkt abgepaßt zu haben, gestand er ihr in der demüthigsten Stellung seine Liebe. Allein Angelika, die mit einem schönen Körper auch eine schöne Seele verband, blieb jederzeit unerbittlich und wies alle Zudringlichkeiten des Alexanders mit einem edlen Stolz ab. So viel Mühe sich auch Alexander gab, sie zu gewinnen, so machte alles das doch nicht den geringsten Eindruk auf ihr Herz. Poliarch war einmal der Einzige, den sie sich zum Liebhaber erwählt hatte, und von andern Galanen wollte sie nichts wissen.

Alexander war bei dieser fehlgeschlagenen Hofnung ganz mißmüthig. Er konnte Angelikan nicht vergessen, und es blieb ihm auch nicht der entfernteste Schein von Wahrscheinlichkeit übrig, daß es einmal anders werden könnte. Er fiel darüber in eine Schwermuth, die von Tage zu Tage so sichtbar zunahm, daß er auf ein schnelles Mittel denken mußte,

sie

sie zu verbannen, wenn er nicht befürchten wollte, darunter zu erliegen. Die beste Cur war denn immer die, daß er eine Stadt verließ, wo ihm der Gegenstand nur zu oft vor die Augen kommen mußte, der ihm allen diesen Kummer verursachte. Die Veränderung der Luft und der Gegenstände; die Bewegung und Erschütterung, die eine Reise verursacht, mußte seinem Körper und seinem Gemüthszustande ungemein vortheilhaft seyn, und wenn nur irgend ein Mittel seinem Uebel abhalf, so war dies das einzige, wenn alle übrige fehlschlagen sollten.

Rom schien ihm die Stadt zu seyn, wo er durch mancherlei Vergnügungen, Zerstreuungen und angenehme Gesellschaften, die verlorne Ruhe seiner Seele sich wieder verschaffen, und seine vorige ihm so ganz eigene Munterkeit wieder finden könnte. Er reiste von einem einzigen Bedienten begleitet, als eine Privatperson ab, und war in kurzer Zeit da. Er glaubte in eine neue Welt versetzt zu seyn. Er, als ein Mann, dessen Lieblingsbeschäftigung von Jugend auf gewesen war, die Werke der alten Griechen und Römer zu studieren, fand hier für seinen forschenden Geist so viel Nahrung, daß ihm die Stun-

den

den wie Augenblicke verschwanden. Bald besah er die alten Denkmähler des grauen Alterthums, und konnte sich nicht satt daran sehen, so viel neues, überraschendes, treffendes und wahres fand er jedesmal wieder in diesen Kunstwerken, so oft er sie aufs neue betrachtete; bald besuchte er die vatikanische Bibliothek, unterhielt sich mit dem Aufseher von litterarischen Sachen, forderte zuweilen ein Buch, um sich wegen dieser und jener Sache zu belehren; bald gieng er in einen gelehrten Club und unterhielt sich über verschiedene Gegenstände, die bald die Gelehrsamkeit überhaupt, bald einzelne Theile derselben betrafen. Zur Abwechselung suchte er dann wieder Belustigungen der Sinne, die er im Schauspiel, auf den Redouten, Assemblees und in den Piniken fand, zuweilen auch nicht fand.

Diese mancherlei Zerstreuungen thaten eine ganz vortrefliche Wirkung auf seinen niedergeschlagenen Geist und kranken Körper. In wenigen Monaten hatte er Angeliken beinah ganz vergessen, und wenn er auch zuweilen an sie dachte, so geschah dies mit einer Gleichgültigkeit, die man sich kaum vorstellen kann. So wahr ist es, daß sehr oft blos der Mangel an Beschäftigungen, eine lange Reihe von Aus-

schwei-

sungen nach sich ziehe, wovon der Anfang zuweilen unbedeutend ist, und die Folge und das Ende gewöhnlich Verzweiflung, Krankheiten, oft auch einen schnellen Tod verursacht. Bei ruhiger, stiller Uebertegung auf seinem einsamen Zimmer, belachte er selbst seinen vorigen Zustand, dann ärgerte er sich wieder, daß er so viel Sorgfalt und Mühe vergebens angewandt hätte, um am Ende weiter nichts als ein Sklave einer grausamen und empfindlichen Dame zu werden.

Er konnte nun wohl ein Jahr in Rom gewesen seyn, als mit einemmal seine Geschäfte ihn nöthigten, Rom zu verlassen, und nach Mailand zurük zu kehren. Wenige Tage nach seiner Zurükkunft gieng er noch spät in der Nacht zufälliger Weise vor der Wohnung der Angelika vorbei; der Zufall schien ihn hingeführt zu haben, um Augenzeuge einer Geschichte zu seyn, die ihn selbst zu dem so lange gewünschten Glük ganz unvermuthet verhalf.

Gerade in dem Augenblik, als er vor dem Hause der Angelika vorbeigieng, bemerkte er nemlich durch den Schimmer eines nahen Lichts eine Mannsperson, die vor der Thüre des Hauses stand und durch ein gewisses Zeichen zu verstehen gab, daß sie her-

hereingelassen zu werden wünsche. Dies war natürlich kein anderer, als Poliarch, der Günstling und erklärte Liebhaber der Angelika.

Rutilo, die Kammerjünfer ihrer Gebietherin und Poliarchs Vertraute zugleich, verstand das verabredete Zeichen, ließ sich am Fenster sehen und sagte ganz sachte zum Poliarch, doch so, daß es Alexander auch hörte, der so stand, daß er von beiden nicht gesehen werden konnte: Mein Herr, Sie müssen noch ein wenig Geduld haben; ein Bruder meiner gnädigen Frau ist diesen Abend von Navarra gekommen. Ueber diese unerwartete Ankunft ist meine Gebietherin beinah in Verzweiflung gerathen, weil es schlechterdings nothwendig war, ihrem Bruder das Zimmer einzuräumen, wo sie gewohnt waren die Vergnügungen der Liebe zu genießen. Doch sie hat schon dafür gesorgt, unten ein Zimmer für sie zubereiten zu lassen, wo die Aussicht nach dem Garten gehet. Es ist gerade dasselbe, wo wir Sie eine Nacht verstekken mußten, da Sie der gnädige Herr beinah ertappt hätte, wie Sie es sich noch erinnern können. In einer halben Stunde werden Sie wohl so gut seyn, und wieder kommen, unterdessen wird der Freudenstörer sicher zu Bette gegangen

gen seyn. Die Zofe sagts, machte das Fenster sachte zu und begab sich in der Stille fort.

Poliarch glaubte durch irgend einen Zufall entdekt zu werden, und hielt es deshalb für rathsamer, so lange wegzugehen, bis die halbe Stunde verflossen seyn würde. Nun erst bemerkte Alexander, daß er vor dem Hause der Angelika stand, und nie ist wohl ein Mensch bestürzter gewesen, als er bei dieser Entdekkung war. Er hatte sich immer Angelikeen als eine Heilige, als eine strenge Verehrerin der Tugend vorgestellt und sie für ein Muster der Keuschheit gehalten, und nun ward er mit einemmal vom Gegentheil überführt. Er siehet den Liebhaber, wie er spät in der Nacht seine ehemals angebetete Angelika besuchen will, mit dem sie aller Wahrscheinlichkeit nach schon längst eine geheime Zusammenkunft abgeredet hatte, und diese auch sicher nicht die erste seyn mochte. Wie sehr betrogst du dich, Alexander — dachte er bei sich — da du die Abneigung der Angelika für eine Wirkung ihrer strengen Tugend hieltest!

Zum Glük hatte Alexander noch zwei Bedienten mit Regenmänteln bei sich, die hinter ihm hergien-

gen. Er befahl ihnen voranzugehen und auf dem Poliarch ein wachſames Auge zu haben, den ſie im Augenblik verſchwinden ſahn. Indeſſen nahm Alexander ſeinen Poſten vor der Hausthür, während ſeine Bedienten die beiden Eingänge der Straße beobachteten.

Sobald ſich Angelikens Bruder und deſſen Bedienten ſchlafen gelegt hatten, ſchikte ſie ihr Kammermädchen ab, um zu ſehen, ob etwan ihr ſo geliebter Poliarch ſchon zurük wäre, mit dem Befehl, ihm im Dunkeln herein zu laſſen und ihn ganz ſachte in das bewußte untere Zimmer zu führen. Die Zofe gehorchte dem Befehl ihrer Gebieterin. Sobald Alexander merkte, daß Jemand an die Thüre kam, nahm er ſich vor, den Poliarch vorzuſtellen. Rutile öfnete das Fenſter und machte daſſelbe Zeichen, als vorher. Alexander beantwortete es auf dieſelbe Art, als Poliarch. Nun öfnete Rutile die Hausthür, und Alexander gieng ohne alle Umſtände herein.

Kaum war er im Hausflur, als er Rutilen etwas ſachte ins Ohr ſagen wollte; allein ſie bat ihn, bei Gefahr ſeines Lebens zu ſchweigen und ein tiefes

Still-

Stillschweigen zu beobachten. Sie nahm ihn darauf bei der Hand und führte ihn in das untere Zimmer.

Sobald er in das Zimmer getreten war, löschte er ein auf dem Tisch stehendes Licht aus, um weder von Antilien, noch von ihrer Gebietherin erkannt zu werden. Sodann legte er seinen Degen ab und sezte sich aufs Bette, und stellte sich im Gedanken vor, wie oft Angelika und Poliarch sich wohl schon an diesem Ort vergnügt haben möchten.

Unterdessen meldete das Kammermädchen ihrer Gebietherin, daß der Liebhaber da wäre und sie erwartete. Angelikens Bediente bekommen sogleich Befehl, augenblicklich schlafen zu gehen. Bald nachher begiebt sich Angelike durch eine verborgene Treppe ganz allein in das untere Zimmer, um ihren geliebten Poliarch umarmen zu können. Sie hatte kein Licht mit und verwunderte sich nicht wenig, als sie in den Zimmer weder Kaminfeuer noch Licht fand. Wo sind Sie — sagte sie — bester Poliarch, und woher kommt es, daß Sie hier ohne Licht sind? Ihre Schönheit — entgegnete Alexander ganz leise — ist ein Feuer, welches mich zu-

gleich erleuchtet und erwärmte. Er umschlung sie sodann mit seinem Arm, drükte sie fest an sich und küßte sie feurig. Am Ende trug er sie aufs Bette, wo er fortfuhr seine angenommene Person zu spielen.

Angelika bemerkte an der Sprache und den Handlungen ihres Liebhabers eine so große Veränderung, die bei ihr einigen Verdacht entstehen ließen. Sie ward immer unruhiger, und sie brannte vor Ungeduld und Neugierde, hierüber einige Aufklärung zu erhalten. Sie stand urplözlich auf, um Feuer und Licht anzuzünden. Alexander gerieth darüber in eine Bestürzung, die ihn aus aller Fassung brachte, so daß er nicht wußte, was er eigentlich anfangen sollte. Da er nun ganz deutlich in der Entfernung den Schein des Lichts erblikte, so legte er sich auf den Bauch aufs Bette hin und stellte sich, als wenn er fest schlief. Zum Glük waren seine Haare von derselben Farbe, als des Poliarchs seine und eben so aufgekräuselt, wie jene, wodurch die Entdekkung noch etwas verzögert wurde.

Sobald Angelika ihn in dieser Lage fand, glaubte sie, daß er ganz fest und ruhig schliefe. Sie konnte

die

die Ursache einer Täuschung nicht ergründen, noch weniger einen Grund ausfindig machen, wie sie darauf habe fallen können. Sie sezte sich mit diesen beruhigenden Vorstellungen ans Camin, legte etwas Feuer ein und wartete ganz ruhig, bis er aufwachen würde. Wie durch eine Ahndung, oder durch eine gewisse Vorempfindung fiel ihr mit einemmal alles das ein, was vor einiger Zeit zwischen ihr und Alexandern vorgefallen war, sie machte sich darüber mancherlei Vorstellungen und wurde zulezt ganz unruhig. Nach einer kleinen Weile trat sie an das Bette, worauf Alexander lag, schlug ihn mit ihrer schönen Hand auf die Schulter, und suchte ihn durch Schütteln munter zu machen. Sobald er sich zu regen schien, rief sie ihm zu: Steh auf, Schläfer, so muß man es auch wohl machen, wenn man auf Galanterien ausgehen will! Sie machen es wahrhaftig sehr schön, Ihre Geliebte lassen Sie allein, bekümmern sich um sie nicht weiter, und schlafen fest ein. Sie sind ein rechter Held, daß Sie beim erstenmal müde und matt werden.

Nun machte Alexander eine solche Bewegung, als wenn er aus dem Schlafe erst erwachte, er dehnte die Arme und die Schenkel, rieb sich die Augen

und gähnte alle Augenblikke. Ganz unerwartet drehete er ſich um, richtete ſich auf und ſchrie ſchlaftrunken: Wer iſt da? Wer hat mich aufgeweckt? Angelika erkannte jezt Alexandern an der Sprache und am Geſicht. Sie erhub augenbliklich ein groſſes Geſchrei. Furcht, Betrübniß und Verzweiflung ſchienen ſich vereinigt zu haben, ſie zu foltern, ſo daß ſie halb todt auf einen Stuhl niederſiel. Alexander ſprang vom Bette auf, nahm ſie in ſeinen Arm und trug ſie aufs Bette.

Indeſſen war Nattle, die in dem Nebenzimmer ſchlief, durch dies Geſchrei erwacht, und kam, um zu ſehen, was vorgieng. Und da ihr die ganze Betrügerei ſo unerwartet als unbekannt war, ſagte ſie beim Hereintreten mit einem lachenden Ton: Glükliche Liebende, es iſt Zeit zu Bette zu gehen, Sie wiſſen wohl nicht, daß Mitternacht ſchon längſt vorbei iſt. Ach! — ſeufzte Angelike in einem traurigen Ton — du weißt nichts von dem Verdruß, der mir begegnet iſt. Meinen guten Ruf habe ich nun mit einem mal durch einen bloßen unglüklichen Zufall verloren, und ich darf es nun weiter nicht wagen, öffentlich zu erſcheinen. Das verhüte Jeſus Maria und alle Heiligen — erwiederte ihre

Ver-

Vertraute. Es ist leider mehr denn zu wahr — versezte Angelika — Siehest du nicht Rutile? Siehest du nicht, in welche Hände ich gerathen bin, und mit wem ich geschlafen habe? Rutile trat nun nahe ans Bette und erstaunte nicht wenig, als sie anstatt des Patriarch einen Edelmann sah, der ihr ganz unbekannt war. Ihre Verwunderung würde sie noch weit lauter ausgedrückt haben, wenn der Bruder der Angelika nicht in der Nähe gewesen wäre.

Angelika weinte bitterlich und Rutile weinte zur Gesellschaft mit. Alle beide vergossen so viele Thränen, daß auch ein Herz von Stein dadurch wäre erweicht worden. Indessen hielt Alexander die untröstliche Angelike noch immer in seine Arme; sie machte freilich einige Versuche, sich loszureissen, allein diese waren alle vergeblich. Ihre Betrübniß sollte erst nachlassen, und denn erst wollte er durch liebreiche Vorstellungen sein ganzes Verhalten ihr von der besten Seite vorstellen.

Denn fieng er sie zu trösten und zu beruhigen an: Meine Gnädige, sagte er, es thut mir leid, daß ich die unschuldige Ursache Ihres Kummers und Ih-

rer

zer Niedergeschlagenheit seyn muß. Sie wissen es besser, als ich es Ihnen sagen kann, daß ich wenigstens zwei Jahr ununterbrochen geschmachtet habe, in der angenehmen Hofnung, daß Sie mir endlich einmal die Erlaubniß geben würden, Sie lieben zu dürfen. Sie sind Zeuge meiner Unruhen, meiner Sorgen, meiner Melancholie, aber auch meiner tiefsten Ergebenheit gegen Sie gewesen; und es muß Ihnen nur noch zu bekannt seyn, wie schlecht Sie mich dafür belohnt haben. Hielten sie mich wohl je eines sanften, liebreichen Blikes, oder auch nur einer freundlichen Miene würdig? Im Gegentheil hat, ten diese schönen Augen, aus denen ein unwiderstehliches Feuer strahlt — welche er zugleich küßte — nur blos allein für mich etwas wildes und zurükschrekkendes. In demselben Grade sich meine ängstliche Bemühungen vermehrten, Ihnen auf einige Art gefällig zu seyn, in demselben Grade vermehrte sich auch Ihre Ungnade und Grausamkeit gegen mich.

Sie wissen sehr gut — fuhr er fort — wie zornig Ihr Herr Gemahl auf mich war. Er hielt mich für ein scheußliches Ungeheuer, das blos darauf ausgieng, seine schöne Angelike zu zerreissen. Von Jugend auf hatten wir mit einander in der zärtlich-

sten

ten Freundschaft gelebt, als mir einemmal Ihr Gemahl so eifersüchtig ward, daß er meinen Umgang ganz vermied, und mir, so viel er nur konnte, auswich. Dies gieng so weit, daß wenn ich in der Kirche neben ihm stand, er sogleich seinen Plaz veränderte, und sich einen andern wählte; traf er mich irgend wo in einer Gesellschaft, so verlies er diese gleich, unter irgend einem Vorwande. Kurz, so große Freunde wir auch ehemals zusammen waren, so geschwind ward ich blos um Ihrent willen der Gegenstand seiner Verachtung.

Wäre Ihres Gemahls Eifersucht gegründet gewesen, so hätte ich mich darüber sehr bald trösten können, allein so hielt er mich gerade damals für Ihren Günstling, als ich eben ein Märtyrer für Sie und der Gegenstand Ihrer Grausamkeiten war. Ich muste Ihres Gemahls Freundschaft verlieren, ohne dadurch Ihre gewinnen zu können.

Was sollte ich nun machen? Ich muste denken, daß Ihr Herr Gemahl blos in Absicht meiner Ihnen eine üble Stunde machen würde. Allein in dieser Rüksicht, um auch nicht den geringsten Verdacht zu geben, entbehrte ich ganz freiwillig das

Ver-

Vergnügen, durch Ihre Straße zu gehen. Und da ich sah, daß auch diese Enthaltsamkeit nicht die erwünschte Wirkung that, verließ ich Mailand und reiste nach Rom.

Hier hielt ich mich ein ganzes trauriges Jahr auf; doch ich will mich kurz fassen, weil ich befürchten muß, Sie durch eine lange Erzählung zu ermüden. Ich bin ganz überzeugt, daß Sie, so grausam Sie auch sonst sind, gewis Mitleiden mit mir haben würden, wenn Sie nur den geringsten Theil von meinem Kummer hören sollten, den ich blos um Ihretwillen habe ausstehen müssen. Ich trug mein Schikſal geduldig; blos die angenehme Vorstellung, Sie endlich einmal wieder zu sehen, heiterte mich auf.

Wie oft bin ich nachher vor diesem Hause vorbeigegangen, habe die Thüre und die Mauern desselben geküßt, habe ihnen meine Klagen vorgesagt, und mich eingebildet, daß vielleicht noch eher diese leblosen Dinge, das Holz und die Steine ihr Wesen verändern und Mitleiden mit mir haben könnten, ehe Sie sich bewegen und erbitten ließen.

In-

Indessen erfuhr ich, daß Sie einen Liebhaber hätten; das fehlte mir noch an meinem ganzen Unglük. Ich schmeichelte mir immer mit der angenehmen Hofnung, daß wenn Sie sich einmal dazu entschließen könnten, sich einen Liebhaber zuzulegen, ich durch meine große Unterthänigkeit vor allen andern verdient hätte, den größten Antheil an Ihren Gunsterweisungen zu haben. Allein ich betrog mich, Sie bleiben ungerecht und undankbar. Doch weder Ihre Härte, noch Ihre Ungerechtigkeit, noch Ihre Undankbarkeit, noch Ihre Grausamkeit waren fähig die Leidenschaft zu unterdrükken, die ich einmal für Sie hatte, vielmehr wurde sie dadurch nur immer heftiger und anhaltender. Alle diese scheinbaren Fehler, so groß sie auch immer seyn mögen, kamen mir vor wie die Flekken, die man in der Sonne sehen will.

Wäre es wohl möglich, meine beste Angelika, daß Sie nach so vielen Beweisen meiner ganzen Liebe, tiefsten Hochachtung und anhaltender Standhaftigkeit, mir ein Glük mißgönnen sollten, das mir so eben begegnet ist, und daß ich schon längst durch mein Verhalten verdient hätte. Ich halte es mehr für ein Geschenk der Liebe, als des Glüks.

Dieſer kleine Gott, deſſen Reich allgemein auf unſerm ganzen Erdball iſt, führte mich gleichſam bei der Hand, um mich die Früchte meiner Nachtwachen, meiner Sorgen und meiner Unruhen einerndten zu laſſen. Blos unter dem Beiſtande dieſes Kleinen, habe ich endlich den Sieg davon getragen, und finde in dem Genuß dieſer Schönheit mein ganzes Glük, für die ich alles würde hingegeben und aufgeopfert haben.

Sie werden vielleicht ſagen, daß ich durch Liſt und durch einen Ueberfall zum Zweck gekommen ſey. Freilich iſt es auf gewiſſe Weiſe ſo; allein ſelbſt bei dieſem Ueberfall habe ich mich keiner Niederträchtigkeit zu Schulden kommen laſſen. Wollen Sie erlauben, meine Schönſte, ſo will ich Ihnen kürzlich den ganzen Verlauf der Sache erzählen, woraus Sie ſehen werden, daß ich nicht Unrecht habe.

Meine Leſer dürfen ſich nicht wundern, daß Angelika kein Wort ſprach, und Alexandern bei einer ſo langen Rede, die manchem Leſer ſelbſt ſchon zu lange ſcheinen wird, nicht ein einzigesmal unterbrochen haben ſollte. Allein man muß nur bedenken, daß anfanglich Angelikens Unruhe und Betrübniß ſie nicht zum Worte kommen ließ und am Ende hatte

ſie

sie auch keine Lust Alexandern zu unterbrechen, weil sie ihm schon halb vergeben hatte.

Als ich heute Abend vor ihrem Hause vorbei gieng — erzählte Alexander — sah ich in der Dunkelheit einen Menschen mir entgegen kommen, der auf Ihre Hausthüre zugieng. Ich blieb stehen, und bemerkte in einer gewissen Entfernung, daß dieser mir Unbekannte ein Zeichen machte, sobald er vor der Hausthüre war. Ihr Kammermädchen kam sogleich ans untere Fenster, und fragte ganz sachte: ob Jemand da wäre. Die Antwort war Ja. Sie sagte ihm, daß Ihr Bruder jezt eben von Navarra gekommen wäre, daß Sie ihn nicht eher verlassen könnten, bis er zu Bette gegangen sey, er möchte daher so lange etwan einen guten Freund besuchen, und in einer halben Stunde wieder kommen.

Der Liebhaber gieng darauf sogleich weg, und ich nahm augenblicklich seinen Posten ein, mit dem festen Vorsaz, ihn zu behaupten. Die Liebe flößte mir ein, daß dies meine Schäferstunde sey, und ich glaubte, man müsse die Gelegenheit bey den Haaren fassen, ehe sie entwischte. Mein unwandelbarer Vorsaz war, meinen Nebenbuhler, wenn er ja wieder kommen sollte, in die Flucht zu schlagen und

mein Vorhaben durchzuſezzen. Dieſer glükliche Vorfall ſchien mir zu günſtig zu ſeyn, als daß irgend etwas im Stande hätte ſeyn können, mich zurückzuſchrekken.

Endlich kam ich, ohne alle Fährlichkeiten, vermittelſt des verabredeten Zeichens in ihr Haus herein, ward für den Poliarch gehalten, und nahm ohne weitere Umſtände von ſeinem Amte Beſiz. Ich hoffe, beſte Angelika, daß Sie auch noch inskünftige meine Dienſte annehmen werden. Vor allen Dingen beſchwöre ich Sie, ganz ſich zu beruhigen, und mich für einen ehrlichen Mann zu halten, der nie Geheimniſſe ausplaudern wird, die für uns beide jederzeit Geheimniſſe bleiben müſſen. Machen Sie mit mir ſo viele Proben, als Sie nur immer wollen, um ſich von meiner Treue und Anhänglichkeit zu überführen. Je mehrere Sie anſtellen, je mehr werden Sie ſich von der Wahrheit überführen, daß ich alle Gelegenheiten zu benuzzen weiß, Ihren Befehlen zu gehorchen.

Augenblilich warf er ſich vor Angeliken nieder, umfaßte ihre Knie, bat wegen der Ueberraſchung um Vergebung, und ſchwur zu gleicher Zeit einen ſchweren Eid, daß er ſie nicht eher verlaſſen würde,

bis

bis ſie ihm Beweiſe Ihrer Freundſchaft und Liebe gegeben hätte. Dieſe Betheurungen begleitete er mit ſo vielen Schmeicheleien, daß ſie ſich endlich nach einem geringen Widerſtande ergab.

Der Friede war nun geſchloſſen, beide legten ſich ins Bette, nachdem ſie ſich vorher entkleidet hatten. Alexander genoß nun in den Armen der ſchönen Angelika die ſüßeſten Vergnügungen, und beide hielten ſich in dieſem Augenblikke unter allen Menſchen für die glüklichſten. Angelika fand ihn ſo liebenswürdig, daß ſie ihn jezt wirklich zu lieben anfieng.

Indeſſen da beide ſich ihren Vergnügungen überließen, kömmt der andere Liebhaber Poliarch zurük, Angeliken zu umarmen; allein ſein Plaz war für diesmal beſezt. Er machte zwar wiederholentlich das verabredete Zeichen; Rutile war aber taub und ſchien es nicht zu verſtehen, und er erhielt keine Antwort. Nach langen Warten und wiederholten Verſuchen gieng er mißvergnügt nach Hauſe, und verfluchte hundertmal den Bruder der Angelike, den er für den Urheber ſeines Unglüks hielt.

Um es kurz zu faſſen, Angelika war mit Alexandern ſo wohl zufrieden, daß ſie ſich ihm ganz er-

gab,

gab, weil ſie nie einen zu finden glaubte, der Poliarchs Stelle, deſſen ſie ſchon längſt überdrüßig geworden war, ſo gut erſezzen könnte, als Alexander. Und um dem abgeſchafften Liebhaber zuvorzukommen, ließ ſie ihm durch ihre Vertraute ſagen, daß er ſich nicht weiter bemühen dürfte, ſie zu beſuchen, weil ſie wichtige Gründe hätte, welche ſie nöthigten, dieſe Lebensart zu verlaſſen, weil ihr Gemahl ſowohl als ihr Bruder ſie weit enger einzuſchränken für gut befunden hätten, als jemals. Indeſſen wiederholte Alexander öfters ſeine Beſuche bei Angeliken, und ſie belachte oft herzlich dieſe ſonderbare Geſchichte.

Achte Erzählung.

Palezzo und Eleonore

oder

der klügste Mann wird oft hintergangen.

Eine Geſchichte eines Eiferſüchtigen.

Die Eiferſucht iſt bekanntlich in Italien eine ſo herrſchende Leidenſchaft, daß nur ſehr wenig davon befreit ſind; daher denn die Männer oft die ſeltſamſten Verfügungen treffen müſſen, um ihren Weibern das Buhlen zu verwähren. Doch wer nur einigermaßen das ſchöne Geſchlecht kennt, der wird wiſſen, daß es gewöhnlich zu fein iſt, als daß es ſich ſo bald ertappen laſſen ſollte, oder zu geil und ausgelaſſen, daß es nicht eine jede Gelegenheit, die ſich ihm zu Ausſchweifungen anbietet, mitnehmen ſollte. Alles — man mag auch ſagen was man will — übertrift den Reiz, den' einem verſtolene Vergnügungen verſchaffen, und nichts iſt erwünſchter und angenehmer, als ein Augenblik Freiheit, für diejenigen, welche immer in der Knechtſchaft zu leben gewohnt ſind. Nachfolgendes Beiſpiel einer Frau eines Edelmanns zu Mailand, wird dieſe Wahrheit hinlänglich genug beweiſen.

Dieſer Edelmann hieß Palezzo. Seine Jugendjahre hatte er an verſchiedenen europäiſchen Höfen zugebracht, und einigen Feldzügen bei der Armee des Kaiſers Rudolph des Zweiten mit vielem Glük und Ruhm beigewohnt. Daher ſchäzte ihn der Kaiſer ungemein, und that ihm mancherlei Vorſchläge und Anerbiethungen, um ihn durch eine anſehnliche Hofbedienung an ſeinem Hofe zu feſſeln. Palezzo war damals ſchon ein Funfziger, liebte die Freiheit und ſein Vaterland, daher er des Kaiſers Aemter und Bedienungen verbat, um die paar Jahre, die er noch zu leben hatte, unabhängig leben zu können. Der Hang, den er nach ſeiner Vaterſtadt Mailand hatte, wurde mit einemmal ſo ſtark, daß er ſich vom Kaiſer beurlaubte, und wieder nach Hauſe reiſte.

Bei ſeiner Ankunft war der Empfang von ſeinen Verwandten und alten Freunden und Bekannten liebreich und zärtlich. Alle wetteiferten mit einander, ihn aufzuheitern und ihm Vergnügungen zu verſchaffen, vornemlich wurden oft Jagdparthien angeſtellt, wovon er ein großer Liebhaber war. An den Carnevalluſtbarkeiten nahm er ebenfalls Antheil und ward zu allen Gaſtmahlen, Aſſemblees und Bällen gezogen, die gerade um dieſe Zeit ſehr häufig gegeben

ben werden. Einer seiner Freunde ladete ihn auch zum Ball ein, der einer der prächtigsten war, den man vielleicht je in Mailand gesehen hatte. Nachdem man eine Zeitlang getanzt hatte, bath der Wirth seine Gäste, den Tanzsaal auf eine Weile zu verlassen und sich in ein ander Zimmer zu begeben, wo man eine prächtig servirte Tafel fand. Manns- und Frauenspersonen nahmen nun ihre Masken ab; und da der Umgang mit beiden Geschlechtern in Meiland weit freier ist, als irgend an einem Orte Italiens, so ward auch hier die Unterhaltung sehr bald lebhaft und aufgewekt, und die Scherze und wizzigen Einfälle heiterten die ganze Gesellschaft so auf, daß man es deutlich sah; daß diese weit mehr als die schmakhaftesten Speisen und köstlichsten Weine zum Vergnügen der Gäste beitrugen.

Unter den Gästen befand sich ein Frauenzimmer Namens Eleonore, erst vierzehn Jahr alt, die so schön war, daß sie mit ihrer Schönheit und mit ihrem Verstande sehr viel Eroberungen machte; der alte Palezzo ward kein geringer Verehrer ihrer Schönheit und ihrer andern Vorzüge. Er, der an so vielen Höfen gewesen war, so viel Schönheiten gesehen hatte, hatte doch nie etwas Ähnliches gesehen. Alles von diesem Mädchen, selbst die geringste Kleinig-

nigkeit, bezauberte ihn. Indeſſen unterſtand er ſich doch nicht, ihr ſeine Neigung zu entdekken. Die Liebe machte ihn ſprachlos. Palezzo, der bei dem Geräuſch der Waffen unterſchrokken blieb, hatte nicht das Herz, den Mund zu öfnen, um mit Eleonoren zu ſprechen. Um Mitternacht war die Tafel aufgehoben und ein Jeder von der Geſellſchaft nahm ſeine Maſke wieder und begab ſich in den Tanzſaal. Palezzo nahm jezt den Wirth bei Seite, bat ihn um die Namen von zwei oder drei Schönheiten, die er ihm beſchrieb und worunter Eleonore den Vorzug behielt. Er war auſſer ſich vor Freuden, als er hörte, daß Eleonore aus der alten Familie der B * * * wäre, die ſeit vielen Jahren mit ſeiner Familie auf dem freundſchaftlichſten Fuß geſtanden hatte.

Nach einiger Zeit wagte es doch Palezzo, Eleonoren ſeine Liebe anzutragen, allein er bekam von ihr, was man leicht vermuthen kann, abſchlägige Antwort. Sie ſah zu gut ein, daß ſie für ihn zu jung wäre, und ihr Alter und Temperament einen weit munterern und lebhaftern Mann verlangte. Anſtatt daß Palezzo über den Korb, den Eleonore ihm ziemlich fein gegeben hatte, eine Ueberlegung zwiſchen ſeinem und ihrem Alter angeſtellt hätte, und von ſeinem Vorhaben abgeſtanden wäre, ward

er

er dadurch nur noch erhizter und seine Leidenschaft nahm immer mehr zu. Um seinen Zwek zu erreichen, glaubte er am sichersten zu gehen, wenn er durch einige seiner Verwandten dem Vater der Eleonoren eine Heirath mit seiner Tochter antragen ließ.

Eleonorens Vater hatte für Palezzo, als einen reichen und verdienstvollen Mann alle Hochachtung, und blos in dieser Rükſicht ließ er ſich den Heirathsvorſchlag ſehr gern gefallen. Seiner Tochter war dieſe Nachricht ein Donnerſchlag; augenbliklich warf ſie ſich ihrem Vater vor die Füſſe, und bath ihn mit Thränen in den Augen, ihr weit eher zu erlauben, unverheirathet zu bleiben, oder in ein Kloſter gehen zu dürfen, als ſie zu einer Heirath zwingen, von der ſie ganz deutlich vorher ſehen könnte, daß ſie ihr Unglük würde befördern helfen. Allein der Vater war etwas hart, wollte von dergleichen Vorſtellungen nichts wiſſen, und ſagte, daß es einmal ſein ernſtlicher Wille wäre, daß ſie den Palezzo heirathen müßte

So wie wenn eine Delinquentin ganz unerwartet ihr Todtesurtheil vorleſen hört, darüber zuſammenfährt und in eine Art von Betäubung verſezt wird, oder in eine Ohnmacht fällt, eben ſo gieng es Eleonoren, als ſie den väterlichen Befehl hörte. Man ſah es ihr an, wie nach und nach das Hochroth ihres Geſichts

ſichts verſchwand, und deſſen Stelle eine Todesbläſſe einnahm, wie ihre Lippen blau wurden und wie ihr die Worte in dem Munde erſtarben. Nach einer langen, langen Pauſe kam ſie endlich aus dieſer Verwirrung zurük und redete ihren Vater mit vieler Heftigkeit ſo an: Sie wollen mir alſo mit Gewalt einen Mann aufzwingen, den ich nicht lieben, nicht einmal leiden kann, ſondern den ich verachte und der in meinen Augen ein Abſcheu iſt! O unerbittliches, grauſames Schikſal! Ein Mann von funfzig Jahren und ein Mädchen von vierzehn! Nun ſind alle Lebensfreuden für mich dahin — Weit lieber wollte ich den Tod erwählen, als in den Armen eines Unvermögenden verſchmachten.

Nun fieng ſie bitterlich zu weinen an, und ſuchte mit den gewöhnlichen Waffen des weiblichen Geſchlechts ihren harten Vater auf andere Gedanken zu bringen; allein der Vater blieb bei allen Thränen ſeiner Tochter hart und unerbittlich. Nichts konnte ihn zum Mitleiden bewegen, weder die Vorſtellungen ſeiner Tochter, noch ihre Thränen, noch die demüthigſte Stellung, indem ſie ſich vor ihn niederwarf und ſeine Knie umfaſte; alles dies rührte ihn nicht. Er gerieth vielmehr über die Widerſpänſtigkeit ſeiner Tochter in Zorn und ſchwur in ſeiner Wuth bei dem

leben-

lebendigen Gott, daß Palezzo ihr Gemahl werden ſollte, ſo gewis er ſelig zu werden dächte.

Das arme Mädchen ward alſo zu einer Heirath mit einem Manne gezwungen, zu dem ſie auch nicht die geringſte Neigung hatte. Die Vermählung geſchah mit einer Pracht, die ganz dem hohen Rang ihres Standes gemäß war. Eleonore muſte ſich alſo ſchon in ihrer Lage finden, da ſie von ihrem Gemahl mit ſehr viel Artigkeit behandelt wurde. Sie bekam von ihm ſeine Wäſche und koſtbare Kleider im Ueberfluß, und es ſtand ihr frei, ſo viel Bediente und Kammerjunfern zu halten, als ſie für ihre Bedienung für nöthig fand. Mit einem Wort Eleonore brauchte nur etwas zu wünſchen, ſo geſchah es augenbliklich. Sie hatte völlig Freiheit, Beſuche anzunehmen und welche zu machen, Palezzo ließ ſich dies alles gefallen; und es hat vielleicht nie ein Mann ſo viel gethan, um die Liebe ſeiner Frau zu gewinnen, von der er wuſte, daß ſie blos aus Zwang in eine Verbindung mit ihm eingewilliget hatte.

Und beinah wäre er auch ſo glüklich geweſen, ſie ganz zu gewinnen, wenn er nicht gerade um dieſe Zeit ſeine ehemalige Zärtlichkeit mit der auſſerſten Eiferſucht vertauſcht hätte. Nun ward er unausſtehlich. Er ſchafte mit einemmal alle ſeine männliche und weibliche

Domestiken ab, und ließ der armen Eleonoren nur seine alte Matrone, die mehr zu ihrer Bewachung als Aufwartung diente. Kaum ließ er ihr die Freiheit, an den hohen Festtagen in die Messe zu gehen; ließ sie sich sonst nur am Fenster sehen, so befürchtete er gleich, daß ein Raubvogel kommen und sie entführen möchte. Die Freiheit, die sie in den ersten beiden Jahren bei ihm gehabt hatte, machte ihr jezt ihr Gefängniß nur unerträglicher.

Es kann seyn, daß sie selbst auf einige Art, zu der grausamen und unnatürlichen Eifersucht ihres Gemahls, Gelegenheit gegeben haben mag. Denn bald nach ihrer Verheirathung liebäugelte sie mit verschiedenen Edelleuten vom ersten Rang, die sie zu verführen suchten; doch hielt sie sich immer in den Schranken der Sittsamkeit, und that keinen einzigen Schritt, der ihrer Ehre hätte nachtheilig seyn können. So bald aber der alte Ehemann so gewaltig mit ihr herumsprang, verlor sie am Ende alle Geduld. Sie hatte ihr eigen Bette, und wünschte dazu einen Gesellschafter zu haben; in dieser Rükſicht warf sie ihre Augen auf einen schönen wohlgemachten Edelmann von ihrer Bekanntschaft. Das Aussuchen war sehr leicht, aber wie sie mit ihm zusammen kommen könnte, das war eine andere Sache, da eine alte Frau

ihr

ihr Argus war, die auf alle ihre Schritte und Tritte genau Achtung gab.

Eleonore verſtand die Kunſt zu ſchmeicheln und einzunehmen, in einem ſo hohen Grade, daß es ihr etwas leichtes war, ihre Aufſeherin nach und nach ſo zu lenken, daß ſie dieſelbe endlich mit in ihr Intereße hineingezogen. Vors erſte bewies ſie dieſer Frau den äuſſerſten Grad der Hochachtung und Freundſchaft, ſo daß man glauben muſte, ſie hielt ſie für ihre Mutter, und liebte ſie auch ſo. Dann nahm ſie ein ſo liebreiches und verbindliches Weſen an, daß es nicht fehlen konnte, ſie muſte ſich ſehr bald des ganze Zutrauen und die Liebe dieſer Frau verſchaffen, die nun ganz natürlich aus ihrer Aufpaſſerin ihre Vertraute ward.

So bald Eleonore ſah, daß ſie die Alte gewonnen hatte, und merkte, wie viel Liebe und Zärtlichkeit dieſelbe für ſie hatte, daß ſie es wagen konnte ſich ihr ſicher anvertrauen zu können, ſchilderte ſie ihr folgendermaſſen ihre Lage: Sie wiſſen es, meine Beſte; — ſagte ſie — daß mein grauſamer Vater mich ganz wider meinen Willen verheirathet, an einen Mann, der mich mehr wie ſeine Sklavin, als ſeine Frau behandelt. Aber denken Se ſich nur ſelbſt meine Lage, — fuhr Eleonore fort — in meinem hö-

hen:

henden Alter an einem Mann gefeſſelt zu ſeyn, der mir kein Vergnügen verſchaffen kann, und mich dabei ſehr eingezogen hält, daß mir alle andern Vergnügungen ganzlich verſagt ſind. Dieſer Mann, Sie kennen ihn ja, ohne daß ich ihn erſt ſchildern darf, iſt mit einemmal in einem ſo groſſen Grad eiferſüchtig geworden, daß ich vor Verdruß ſterben möchte. Die wenigen Liebkoſungen die er mir zuweilen macht, ſind blos erzwungen, und ich habe dafür einen ſolchen Ekel, daß ſie mir mehr Mismuth, als Vergnügen verurſachen. Dies einſame Leben kann ich nicht länger aushalten, wenn ich nicht unter der niederdrükkenden Laſt meiner Gefangenſchaft verſchmachten will; dieſe Ketten zu zerbrechen, und die Freiheit, die ich ſo lange haben entbehren müſſen, zu ſuchen, das iſt mein ſehnlichſter Wunſch. Allein für mich allein kann ich darin nicht die geringſten Fortſchritte machen; Ihre Freundſchaft läſt mich hoffen, daß ſie mit einem Weibe Mitleiden haben werden, deſſen traurige Lage Ihnen nur zu gut bekannt iſt. Ihrer Leitung vertraue ich mich ganz und gar an, und überlaſſe es Ihnen ganz, wie ſie es am beſten für gut finden, meine Umſtände zu verbeſſern und mir zum Genuß der Lebensfreuden zu verhelfen.

Die

Die alte Matrone ward durch Eleonorens offenherziges Geständniß so gerührt, daß sie ihr bei allen Heiligen versprach, ihr in allen Stükken, worin sie nur wollte, zu dienen. Sie dürfen sich, gnädige Frau, — sagte sie — nur ganz auf mich verlassen, sehr bald sollen Sie die unbezweifeltsten Beweise meiner Treue erfahren. Alles, was nur in meinen Kräften stehet, will ich mit Vergnügen thun, um eine schöne zugleich aber auch unglükliche Dame aus ihrer mißlichen Lage herauszureissen. Sagen Sie mir offenherzig, lieben Sie etwan Jemanden, ich mache mich verbindlich, Ihnen ohne alle Gefahr, bey ihrer Liebe beförderlich zu seyn.

Eleonore sprang augenbliklich auf sie zu, umarmte sie mit vieler Zärtlichkeit, und konnte nicht Worte genug finden, um ihr mit den stärksten Ausdrükken zu sagen, wie viel sie ihr alles zu verdanken hätte. Schon lange ward ich gezwungen — sagte sie — mich wegen der üblen Behandlung meines Gemahls zu rächen, und ein Vergnügen, das man mir versagt, wo anders zu suchen. Bis jezt hielten mich Bescheidenheit und die Gesezze der Ehe, die mir immer heilig waren, davon zurük. Endlich muß ich die Geduld verlieren, und auf Mittel bedacht seyn, die schwarze Schwermuth, die meine Tage trübe macht

und ſie vor der Zeit verkürzt, zu vertreiben. Ich liebe; ja ich liebe. Markus Antonius iſt der Gegenſtand meiner Liebe, den Sie vermuthlich kennen werden. Wahrhaftig — entgegnete die Alte — da haben Sie ſich einen rechten jungen, ſchönen Herrn ausgeſucht, der ſich ein Vergnügen daraus machen wird, eine ſo ſchöne Dame bedienen zu dürfen.

Auch Markus Antonius liebte Eleonoren, und beſuchte deshalb dieſelbe Kirche, wo Eleonore die Meſſe zu hören pflegte. Es traf ſich aber, daß ein reicher Jude, der ein Chriſt geworden war, und in ſeinem Aufzuge ſehr armſeelig herzieng, faſt niemals die Frühmeſſe in dieſer Kirche verſäumte, und ſich zufälliger Weiſe faſt immer an einen Ort ſtellte, wo er dem Markus Antonius hinderlich war, ſeine Geliebtherin nach ſeinem Gefallen anſehen zu können. Dieſer verhaſte Gegenſtand war dem Markus Antonius doppelt unausſtehlich, daher er auf Mittel bedacht war, ihn wegzuſchaffen; und es glükte ihm auch wirklich auf folgende Manier:

Er beſuchte den Pfarrer der Kirche in ſeiner Wohnung, und ſagte zu ihm: Mein Herr, haben Sie nicht einen Alten in der Kirche bemerkt, der faſt nie die Frühmeſſe zu verſäumen pflegt und an dem und dem Ort ſtehet. Dieſer Mann war ehe-

dem

dem ein reicher Jude, sobald er aber ein Christ geworden war, vertheilte er sein ganzes Vermögen unter die Armen. Nun ist er blutarm und wirklich sehr elend daran, weil er um alles in der Welt wollen nicht betteln gehen würde. Sie würden daher sicher ein Werk der Barmherzigkeit thun, wenn Sie ihn morgen ihrer Gemeine empfehlen wollten. Ihre Empfehlung wird bei der Gemeine Mitleiden erregen, wenn sie hört, daß ein reicher Jude ein Christ wird, und sein ganzes Vermögen den Armen schenkt. Der Pfarrer lobte den Markus Antonius wegen seiner christlichen Liebe, und versprach ihm, wenn er Morgen den Mann in der Kirche sehen würde, so wollte er ihn seinen Pfarrkindern mit allem Eifer empfehlen, und sie bewegen, barmherzig gegen ihn zu seyn, damit Gott wieder gegen sie barmherzig seyn könnte.

Den andern Tag fand sich Markus Aurelius zur Frühmesse ein, um das Vergnügen zu haben, diese Comödie mit anzusehen.

Sobald der Priester die Messe geendigt hatte, wandte er sich vor dem Seegensprechen an seine Gemeine, und redete sie auf folgende Art an: Meine Herren und Damen, ich habe Ihnen etwas zu sagen, was ihre ganze Aufmerksamkeit verdient. Hier

unter

unter dieſer Verſammlung befindet ſich ein Jude, der ein Chriſt geworden iſt. Ehe er ſich aber zur chriſtlichen Religion bekannte, vertheilte er alle ſeine Güter, die er auf eine unrechtmäßige Art zuſammen gebracht hatte, unter die Armen, und gerieth dadurch ſelbſt in die äußerſte Armuth, ohne ſich zum Betteln entſchließen zu können. Ich bitte Sie daher im Namen Gottes und aller Heiligen, barmherzig zu ſeyn, und dieſem Elenden, der um Gottes willen alles verlies, ein Almoſen zu reichen. Er ſizt dort am Ende dieſer Bank, hat einen dunkelgrauen, abgetragenen Mantel um und einen runden Hut in der Hand.

Augenbliklich ſtand ein jeder von ſeinem Plaz auf und Markus Antonius war der erſte, der ihm ein Almoſen anboth. Der Proſelit wußte nicht, was er von dem ganzen Vorfall denken ſollte, mit Verachtung ſchlug er alles ab, was man ihm nur geben wollte. Dieſe abſchlägige Antwort hielt man für eine Wirkung ſeiner Beſcheidenheit, wodurch die Gemeine nur noch mehr angereizt wurde, gutthätig zu ſeyn. Aus allen Ekken ſtürzte man haufenweis zu ihm hin. Der eine bot ihm einen Thaler, andere einen halben und ſo weiter an; und da er nichts nehmen wollte, ſo drang man ihm das Geld

mit

mit Gewalt auf, man ſtekte es ihm in die Ermel und in die Hoſen. Indeſſen machte ſich der Proſelit, ſo gut er nur konnte, von dieſer ſchimpflichen Freigebigkeit los, und ſtieß mit Gewalt alle die zurük, die ihn beſchenken wollten. Allein er ſah wohl, daß alle ſeine Bemühungen umſonſt waren, daher wikkelte er ſich in ſeinen Mantel, drükte ſeinen Hut ins Geſicht, um nicht erkannt zu werden, drängte ſich durch die Menge durch, und verlies ſo ſchnell als möglich die Kirche, mit dem feſten Vorſaz, nie wieder herein zu kommen. Markus Antonius verſprach ſich von ſeinem Projekt die erwünſchte Wirkung, und vermuthete gleich, daß ſich dieſer Beſchwerliche nicht wieder zwiſchen ihm und ſeiner Gebietherin hinſtellen würde.

Einige Zeit nachher zeigte Eleonore ihrer Aufſeherin ihren Liebhaber in der Kirche und bat ſie, mit ihm ihrentwegen zu ſprechen. Die gute alte Frau war gleich bereit, Eleonoren einen Gefallen zu erweiſen. Nach der Meſſe ſtellte ſie ſich hinter einen Pfeiler, und ſobald Markus Antonius vorbei gieng, gab ſie ihm durch ein Zeichen zu verſtehen, daß ſie ihm etwas zu ſagen habe. Er kannte die Alte ſehr gut, wußte auch, welches Aemtchen ſie bei Eleonoren bekleidete, daher er ſehr bald ihr Anliegen errathen konnte. Er gieng ihr auf dem Fuße nach, und ſobald ſie ſich an einem abgelegenen Orte befanden, ſagte die Alte zu ihm: Mein Herr, ich bin von Seiten des kleinen Cupido abgeſchikt, Ihnen zu

melden, daß er etwas mit Ihnen und Eleonoren, meiner Gebietherin, im Sinn habe. Ich erstaune — entgegnete Markus Antonius — über die erfreuliche Botschaft, die mir so ganz unerwartet kommt. Sagen Sie dem kleinen Cupido, daß ich bereit bin, ihm mein Opfer zu bringen und zu Eleonoren, daß ich alles für sie zu thun willig wäre. Sie ist die Einzige, die ich in der Stille anbethe und Eleonore allein kann mich glüklich machen.

Das ist noch nicht alles, was ich Ihnen zu sagen habe, erwiederte die gute alte Frau. Wir wollen nicht weiter mit einander in Räthseln sprechen; mit einem Wort, Eleonore liebt Sie, und sie weis es auch schon, daß sie geliebt wird. Sie wül Sie gern glüklich machen, wenn Sie nur nicht ihr Glük ausposaunen. Schwören Sie mir daher vor allen Dingen, bei allen, was Sie für heilig halten, Verschwiegenheit, und dann, daß Sie Eleonoren ewig lieben wollen, sobald sie Ihnen die lezte Gunstbezeugung verstattet hat. Wie! entgegnete Markus Antonius. Ist diese Vorsicht auch wohl nöthig? Eleonoren wird dergleichen Vorsicht gewis nicht beigefallen seyn.

Ich gestehe es — antwortete die gute alte Frau — diese Vorsicht rührt eigentlich von mir her, und entsteht blos aus der reinen Zuneigung, die ich für Eleonoren habe. Ich wollte nicht gern, daß der Genuß eines Vergnügens, sie in die Gefahr brächte, ihren guten Ruf zu verlieren. Dies —

erwie-

erwiederte Markus Antonius — soll niemals geschehen. Allein das schmerzt mich, daß Sie in mir ein Mistrauen sezzen, und ich weis gewis, daß Sie mir Verschwiegenheit ohne einen Eid zutrauen würden, wenn Sie meine Zärtlichkeit und Hochachtung kennen sollten, die ich für Eleonoren habe. Doch, um Ihnen zu zeigen, wie bereit ich bin, gern alles zu thun, was man nur von mir verlangt, sobald meine Liebe zu Eleonoren dadurch sichtbar wird, so schwöre ich Ihnen, bei dem Gott, den man hier in diesem Tempel anbethet, daß ich jederzeit die Gunstbezeugungen der Eleonore geheim halten und zeitlebens ihr Sklave seyn will.

Schon gut, antwortete die Alte — das wichtigste bleibt uns noch übrig, wie wir ein Mittel ausfindig machen, wie beide in aller Stille zusammen gebracht werden können. Sie wissen es vielleicht schon, daß Palezzo, dieser alte Eifersüchtige, mir die Aufsicht über Eleonoren gegeben hat, um alle ihre Handlungen zu beobachten. Aber eben dies glaube ich, wird Ihre Sache gut machen, weil mir vorkommt ein unfehlbares Mittel gefunden zu haben, eine Zusammenkunft zu veranstalten, ohne daß der Mann den geringsten Verdacht haben soll. Sie machte ihn mit ihrem Plan bekannt, und er fand ihn ganz nach seinem Geschmak. Darauf zog er einen Ring von großem Werth von seinem Finger, gab ihn der alten Matrone mit der Bitte, damit ihrer Gebietherin ein Geschenk zu machen, als den

ersten Beweis seiner großen Zuneigung und Treue. Auch der Alten gab er ein ansehnliches Geschenk an Gelde, dankte für ihre Bemühung, und bat sie, ferner bei Eleonoren sein Bestes zu betreiben und versprach ihr eine weit ansehnlichere, ihren redlichen treuen Diensten angemessene Belohnung; dies zog denn ganz natürlich die gute alte Frau immer mehr in sein Interesse herein. Markus Antonius verließ nun die Alte, ganz außer sich über das Glük von Eleonoren geliebt zu werden.

Zwei Tage nachher wurde das Projekt der Alten ausgesuchet, damit Eleonore recht bald Gelegenheit haben möchte, mit ihrem Liebhaber zusammen zu kommen. Markus Antonius gieng an dem zur Ausführung des Vorhabens bestimmten Tag in der Abenddämmerung vor dem Hause des Palezzo vorbei, und ließ sich verabredeter maßen von drei ganz bewafneten und maskirten Männern angreiffen. Markus Antonius schien bei diesem Vorfall den Helden zu machen und wehrte sich sehr tapfer. Eleonore und die Alte wußten um die ganze Sache, und machten Palezzo auf den Lermen aufmerksam, der in ihrer Strasse vorgieng, und bathen ihn, diesem tapfern Edelmann beizustehen, der allem Anschein nach sein Leben bei diesem ungleichen Streit, einer gegen drei, verlieren würde.

Palezzo fühlte sich noch stark genug sich herumzu schlagen; kaum hörte er von der Gefahr, worin sich ein Edelmann befand, so nahm er sogleich sei-

nen

nen Degen, sprang zum Hause heraus, um dem Markus Antonius beizustehen. Der alte Palezzo zeigte bei diesem Kampf so viel Lebhaftigkeit und Tapferkeit, daß die drei Angreifer sehr bald genöthigt wurden, sich zurük zu ziehen. Dies geschah ganz allmählig; bei diesem Zurükzug riefen sie dem Markus Antonius mit lauter Stimme zu: Auf ein andermal wollen wir dich schon besser kriegen, denn dieser tapfere Mann, der dich jezt aus unsern Händen befreiet hat, wird wohl nicht immer in Stande seyn, dir das Leben zu retten, das du doch endlich durch unsere Hände verlieren mußt!

Kaum hörte Palezzo diese Drohung, so beschloß er auch schon, für den Markus Antonius eine ganz besondere Sorge zu tragen, er bat ihn mit in sein Haus zu kommen, um dem Unglük auszuweichen, welches ihm bedrohet wurde. Markus Antonius bedachte sich nicht lange, ob er diese Höflichkeit annehmen wollte oder nicht, mit den wärmsten Ausdrükken gestand er ihm, daß er keinem andern als ihm sein Leben zu verdanken hatte, und daß er nie den großen Liebesdienst vergessen würde, den er ihm so eben erwiesen hätte. Palezzo nöthigte ihn, unten in den Saal zu treten und besichtigte ihn, ob er etwan verwundet sey. Er fand keinen Schaden. Markus Antonius mußte mit ihm den Abend essen, da sie denn noch mancherlei Betrachtungen über diesen ganzen Vorfall anstellten. Wahrhaftig — sagte Palezzo — diese Feigen müssen Panzer angehabt haben,

haben, weil ich doch keinen von ihnen habe verwunden können. Mein Degen bog sich doch zwei- bis dreimal bis ans Gefäß und wollte nicht durchdringen. Aus dem ganzen Vorfall schließe ich, daß Sie mächtige Feinde haben müssen, die Ihnen nach dem Leben stehen.

Das glaube ich wohl nicht — entgegnete Markus Antonius — es kommt mir vielmehr vor, daß diese Herren mich für einen andern gehalten haben müssen. Das glaube ich aus dem Grunde nicht — erwiederte Palezzo — weil es doch noch nicht so dunkel war, daß man Jemanden nicht mehr hätte erkennen können. Ich dächte, sie müßten irgend einen Nebenbuhler haben, der Sie gern aus dem Wege schaffen wollte.

Ich gestehe es — war des Markus Antonius Antwort — ich bin in eine schöne Dame verliebt, die mir die Ehre erzeigt, mich zu lieben. Diese Dame versprach mir auf heute Abend eine geheime Zusammenkunft, nun kann es seyn, daß ihr Gemahl, der im äußersten Grad eifersüchtig ist, Wind davon bekommen, und mir diese Banditen auf den Hals geschikt hat. Nichts ist wohl wahrscheinlicher als dies — antwortete Palezzo — daß die Sache so zusammen hängen mag. Daher rathe ich Ihnen freundschaftlich, den ganzen Liebeshandel aufzugeben. Sie haben nun die Gefahr kennen gelernt, der man sich in dergleichen Fällen ausseßt, und wis-

sen,

sen, wie schwer es hält, sich aus einem so schlimmen Handel herauszuziehen.

Ich gebe es gerne zu, entgegnete Markus Antonius — daß es dabei auf nichts weniger, als auf das Leben ankommt. Wenn man aber so liebt, wie ich liebe, da wagt man auch alles. Ich für meine Person wollte weit eher tausend Leben wagen, als mich an dem bestimmten Orte nicht noch heute einzufinden. Dies würde eine Feigheit seyn, die meine Gebietherin mir niemals verzeihen könnte.

Palezzo brachte nun noch alle möglich Beweggründe vor, ihn zu bereden, von seinem Vorhaben abzustehen. Da er aber sah, daß seine Bemühung völlig umsonst war, so bath er den Markus Antonius, wenigstens so lange im Hause zu bleiben, bis er sich etwas umgesehen hätte, wo die Banditen geblieben wären. Er gieng mit dem Degen an der Seite, sein Gesicht bedeckte er mit dem Mantel. Indessen hatten sich die angeblichen Aufpasser und Verfolger des Markus Antonius auf dessen Befehl in einen Winkel versteckt, in der Absicht dem Palezzo einen Streich zu spielen, den meine Leser jezt lesen können.

Sobald sie ihn zwei bis dreimal hatte vorbeigehen sehen, kamen sie mit einemmal aus ihrem Winkel hervor, warfen ihn zu Boden, und nahmen ihm seinen Degen. Palezzo hatte sich dieses Streichs nicht vermuthet, er wandte alle seine Kräfte an, sich los zu machen, alles war vergebens. Endlich liessen

sie

ſie ihn, wie von ohngefähr entwiſchen.' In dem Augenblik nahm er die Flucht. Ohne aber erſt daran zu denken, welchen Weg er nehmen müßte, um nach Hauſe zu kommen, lief er gerade zu, von einem Ende der Stadt, bis zum andern. Die Banditen liefen mit der größten Wuth immer hinter ihm drein, mit dem bloßen Degen in der Hand, als wenn ſie die Abſicht hätten, ihn umzubringen, da ihre Abſicht blos war, ihn zu entwafnen, um dem Markus Antonius Zeit zu laſſen, ſich mit ſeiner Gebietherin ungeſtört zu zu vergnügen.

Niemals hat ſicher Palezzo einen ſo weiten Weg in ſo kurzer Friſt gemacht; die Furcht gab ihm Flügel, ſo daß er von dem Ledithor, in der Gegend ſein Haus war, bis nach dem Navarrerthor in weniger als einer Stunde kam. Das iſt ſchon für einen jungen Menſchen ein artiger Spaziergang. Sobald die maſkirten Männer ihn bis dahin getrieben hatten, ſtellten ſie ſich, als wenn ſie ihn verloren hätten, und begaben ſich zurük, um den Antonius an den Ort zu erwarten, den er ihnen bezeichnet hatte.

Kaum hatte indeſſen die alte Frau, die auf der Lauer war, ihren Herrn aus dem Hauſe heraus gehen ſehen, als ſie herunter gieng und den Markus Antonius, der in dem untern Saal wartete, mit herauf nahm. Doch ehe ſie ihn in das Zimmer der Eleonora führte, verſchloß ſie die Hausthüre dicht und feſte. Eleonore, die ſchon längſt mit Ungeduld

auf

auf ihn wartete, empfing ihn mit offenen Armen. Wie freu ich mich — sagte sie zu ihm — daß dieser Streich so gut abgelaufen ist; diese gute Frau, die sich alles so schön erdacht hat, muß dafür reichlich belohnt werden. Ja, meine Beste — entgegnete Markus Antonius — sie soll reichlich belohnt werden, denn ich allein habe ihr mein Glük zu verdanken. Ich habe dafür gesorgt, daß der Eifersüchtige mit einer guten Begleitung weit von hier fortgeschikt ist. Vor drei Stunden möchte er schwerlich wieder kommen. In jedem Fall wollen wir die Zeit benuzzen und Vergnügungen genieſſen, welche die Vergnügungen der Götter und Menschen ausmachen.

Da die gute alte Matrone das hörte, glaubte sie, daß es nun Zeit wäre, sich zu entfernen und diese Liebende in der ersten Hizze allein beisammen zu lassen. Die Sache gieng ohne viele Umstände vor sich und die Unterredungen waren kurz abgebrochen, weil sich beide von den Empfindungen der Liebe durchdrungen fühlten. Sobald die Alte die Thüre hinter sich verschlossen hatte, gestanden sich beide ihre Liebe. Die alte Matrone trieb die Neugierde an, diese Scene durch das Schlüsselloch mit anzusehen: und bei diesem Zusehen entstanden bei ihr ganz besondere Empfindungen und ein unwiderstehlicher Reiz.

Indessen ließ die gute Alte beide Liebende beinah zwei Stunden ganz allein; da sie aber aus eigner

Ex:

Erfahrung wuſte, daß Liebende bei ihren Vergnügungen niemals die Zeit zu lang finden und ſie die baldige Zurükkunft des gnädigen Herrn beſorgen muſte, ſo trat ſie plözlich ins Zimmer herein. Fürs erſte mal mag es genug ſeyn — ſagte ſie zu beiden — der Herr wird bald nach Hauſe kommen, und da würde es wohl nicht gut ſeyn, wenn er den Markus Antonius noch hier an treffen ſollte. Eilen Sie, daß Sie wegkommen, ich werde mir wieder ein Plänchen machen, wie ich ſie eyſtens wieder zuſammen bringe.

Markus Antonius muſte der Alten gehorchen; ſo ſchwer es ihm auch ankam, ſich von ſeiner Eleonore trennen zu müſſen. Endlich umarmten ſie ſich zärtlich und ſchwuren ſich ewige Liebe, und muſten das Vergnügen ſich zu ſehen, bis auf einander mal verſparen: Die Alte war erfinderiſch genug, weil es ihr viel Geld einbrachte, auf ein ander Mittel bedacht zu ſeyn, wie ſich ſich beide allein ſprechen könnten.

Palezzo merkte indeſſen endlich, wo er eigentlich war. Er ſah bei dem Schein des Mondes mit Erſtaunen, wie weit er von ſeiner Wohnung entfernt ſey. Und zugleich fiel ihm ein, daß er einen jungen ſchönen Ehelmann allein in ſeinem Hauſe gelaſſen hatte, welches ſeine alte Eiferſucht rege machte. Dies ſpornte ihn an, ſeine Nachhauſekunſt zu beſchleinigen, und ſich genau auf Kundſchaft zu legen, was er unterdeſſen angegeben hätte. Kaum konnte er ſich mehr vor

Mü-

Müdigkeit halten, als er nach Hause kam. Er klopft, und die Alte öfnet ihm die Thüre.

Augenblicklich frägt er, wo der Edelmann geblieben wäre, den er im Saal gelassen hätte. Er hat — sagte die Alte — eine gute viertel Stunde gewartet, dann ist er fortgegangen und sagte, ich möchte ihn entschuldigen, weil er dringende Geschäfte hätte. Noch beim Weggehen betheuerte er mir, daß er überall Ihren Heldenmuth bekannt machen würde; da Sie ihr Leben gewagt hätten, um das Seine zu erhalten, so wäre er jederzeit bereit, in ähnlichen Fällen gleiches mit gleichem zu erwiedern. Ich wünsche — entgegnete Palezzo, der mit dieser Antwort vollkommen zufrieden war — daß diese maskirte Kerls, welche mich angegriffen und verfolgt haben, ihm nicht etwan an einem andern Ort begegnen mögen. Ich bin ihnen ganz herrlich entwischt.

Ende des zweiten Theils.

Drukfehler

des erſten Theils.

Seite	95.	Zeile	15.	Fernſchloß lies Feenſchloß.
—	98.	—	9.	der lies den.
—	111.	—	19.	was lies ward.
—	129.	—	11.	verſprochen, l. verſprechen.
—	173.	—	3.	waren, l. war.
—	—	—	7.	den l. der.
—	175.	—	24.	ihr bleibt weg.
—	176.	—	23.	in bleibt weg.
—	184.	—	3.	bleiben l. bleiben.
—	185.	—	4.	nun l. nur.
—	190.	—	12.	nach vorſtellen muß zugeſezt werden, daß Camillus.
—	192.	die lezte Zeile wieder l. weder.		
—	194.	—	17.	vorgedlichen l. vorgeblichen.
—	198.	—	20.	beim l. kein.
—	201.	—	10.	komme l. kommen.
—	203.	—	4.	bin l. weis.
—	213.	—	5.	ihn l. ihr.
Ebendaſ.		—	13.	den l. der.
Seite	221	—	2.	Geld l. Gold.
Ebendaſ.		—	16.	Kinde l. Kühe.
Seite	235.	—	8.	mit l. mir.
—	237.	—	12.	gewölkt l. gewölbt.
—	240.	—	1.	Laure l. Lukrezia.

Komiſche Erzählungen

im

Geſchmak des Boccaz.

Dritter Theil.

Halle, 1789.
In Kommiſſion bei Joh. Fried. Doſt.

An den Leſer.

Mancherlei Urſachen und Umſtände machten es beinah unmöglich, daß der dritte Theil dieſer Erzählungen verſprochenermaſſen zur vorigen Oſtermeſſe erſcheinen konnte. Und vielleicht auch diesmal hätten dieſelben Hinderniſſe eintreten können, wenn nicht ſchon in der Oſtermeſſe nach dem dritten Theil ſo häufig wäre gefragt worden.

Ich

Ich hielt es daher für meine Pflicht, alle andere Arbeiten indessen aufzuschieben und diese Erzählungen auszuarbeiten.

Es konnte mir noch etwan eine Erzählung fehlen, als mir ein ausländisches Produkt in die Hände fiel, das in dem nemlichen Geschmak geschrieben war. Ich machte davon eine Uebersezzung mehr der Sache als den Worten nach. Es sind ebenfalls kleinere Erzählungen, die ins Ganze hineingewebt sind, und die desto überraschender sind, je unerwarteter sie dem Leser scheinen. Diese beiden Abtheilungen enthalten vierzehen Erzählungen. Ich wünsche, daß sie

jedem,

jedem Leſer eben ſo viel Vergnügen machen mögen, als es ſcheint, daß er an den beiden erſten Theilen gefunden hat.

Weil dieſer dritte Theil ein für ſich beſtehendes Werkchen ausmacht, ſo habe ich Sorge getragen, daß man es beſonders, als ein eigenes Buch unter folgendem Titel haben kann: **Das neugierige Mädchen.** Ein kleiner Beitrag zu den Galanterien von London. Der Preis iſt der nemliche, als gewöhnlich ein Theil von den Erzählungen koſtet.

Zur künftigen Oſtermeſſe erſcheint in der nemlichen Form, als die beiden erſten Theile, der vierte Theil dieſer Erzählungen. Mit

Sorg-

Sorgfalt habe ich bei Sammlung derſelben die größte Auswahl beobachtet und vornemlich mich bemühet, den Leſern Unterhaltung zu verſchaffen, und die Erzählungen durch Abwechſelung und Mannigfaltigkeit intereſſant zu machen.

Einigen haben dieſe Erzählungen der erſten Theile blos deshalb nicht gefallen wollen, weil von der Liebe in einem Ton geredet wird, der manchen feinen Ohren viel zu hart zu ſein ſcheint. Ich begreife aber nicht, warum man nicht in einer Schrift, die blos zur Unterhaltung und Beluſtigung geſchrieben wird, eben ſo frei und nicht noch freier von

der

der Galanterie reden darf, da doch in sehr honetten Gesellschaften, von allen diesen Dingen weit freier gesprochen wird, als ich davon geschrieben habe. Dergleichen Gesellschaften bestehen nicht blos aus jungen ausgelassenen Mannspersonen; nein sie sind sehr vermischt. Sie bestehen aus Männern, die in öffentlichen Bedienungen stehen, aus Frauenzimmern, Geistlichen, Schulmännern und Kandidaten; und jeder von diesen — die unverheiratheten Frauenzimmer allein ausgenommen — weis die Gesellschaft mit solchen Scherzen und Zweideutigkeiten zu unterhalten, daß man es sich kaum erklären kann,

wie

wie sie den andern Tag wieder ernsthafte Dinge mit einem solchen Anstande vornehmen können, die keinen vermuthen lassen, daß sie eine Gesellschaft durch Schwänke und Narrenspossen unterhalten könnten. Wider Willen ist diese Vorerinnerung länger gerathen, als sie eigentlich hätte werden sollen.

Geschrieben im Anfange des Augustmonats 1789.

* * * Ursi * * *

Das

Das neugierige Mädchen.

Erſte Abtheilung.

Inhalt

der erſten Abtheilung.

1. Geſchichte der Marie Harwei und des Generals Sudlaur.

2. Geſchichte der Ladi C . . . n.

3. Geſchichte der Herzogin von Grafton.

4. Geſchichte der Madam Goldſmith.

5. Die glükliche Trennung.

6. Geſchichte des Doktor C . . . t, deſſen Gemahlin, nebſt ihren Liebhabern.

7. Geſchichte der Fanny Bentley, worin zugleich die

8. Geſchichte der Madam Knowels und des Hauptmanns Gambier enthalten iſt.

Lady Marie Harwei heirathete den General Sudlant, einige Zeit hernach, nachdem ich in ihren Dienſt getreten war, und das Glük hatte, ihre Gunſt mir in dem Grade zu verſchaffen, daß ſie mich zur vertrauteſten Freundin erhob, der ſie alle ihre Geheimniſſe frei entdekte. Eben daraus läßt es ſich erklären, wie ich mehr als ein anderer im Stande bin, die eigentlichen Beweggründe anzugeben, welche dieſe höchſt auſſerordentliche Heirath veranlaßt haben, wovon das Publikum ſo lange geſprochen hat.

Mit dem höchſten Recht konnte man muthmaſſen, daß der General Sudlant dazu wohl nicht die Einwilligung meiner Gebietherin haben konnte. In der That, ein Mann von funfzig Jahren, der ſich durch alle mögliche Arten von Ausſchweifungen geſchwächt hatte, und überdies mit einem gewiſſen Uebel behaftet war, welches ſich nicht gut mit der Liebe verträgt, konnte unmöglich von einem Frauen-

zimmer geliebt werden, das alle Reizze ihres Geſchlechts in ſich vereinigte, das eine ſehr vortrefliche Erziehung gehabt hatte und damit einen nicht gemeinen Verſtand verband. Was war denn die Urſache, warum ſie einem Manne ihre Hand geben mußte, der ſich ſo wenig für ſie ſchikte? Etwan ſein großes Vermögen? Nein, Habſucht war nicht ihre Leidenſchaft, ſie hatte zu viel Verſtand, als daß ſie das Glük ihres ganzen Lebens einer ſolchen niedrigen Begierde aufopfern ſollte. Im Gegentheil, ihre Jugend und ihre Schönheit machten es höchſt wahrſcheinlich, daß ſie eine Parthie nach ihrem Wunſch und Geſchmak treffen würde. Auf dieſe Art konnte das große Vermögen des Generals kein Gegenſtand der Verſuchung für ſie ſein; aber er war es nur leider deſto mehr für ihren Vater. Kurz, dieſe ſchöne Perſon ward im eigentlichen Sinn verkauft; folgendes ſind die nähern Umſtände davon:

Graf Harwei war dem General Sudlant zehn tauſend Pfund Sterling ſchuldig, die er jezt nicht, und vielleicht nie bezahlen konnte. Der General wußte das, und erbot ſich, mit dieſem Geld als Mitgift zufrieden zu ſein, in dem Fall, wenn er Ladi Marie, ſeine Tochter, ihm zur Gemahlin gebeben

ben wollte. Der Graf liebte seine Tochter zärtlich, schwärmerisch; diese Liebe stritt anfänglich in seinem väterlichen Herzen mit dem Eigennuz; zulezt siegte der lezte. Die Anerbiethung war zu vortheilhaft, und die Furcht vor nachtheiligen Folgen, wenn er sein Gesuch abschlagen wollte, bestimmte ihn vollends. Er versprach es ihm daher, seine Tochter zu dieser Eheverbindung zu bereden.

So sehr der Graf seine Tochter liebte, eben so sehr ward er wieder von ihr geliebt. Die vortheilhaften Bedingungen, unter welcher ihr die ganze Sache vorgestellt ward, bestimmten sie dafür, und sie gab ihre Einwilligung dazu, den General zu heirathen, welcher in demselben Augenblik dem Grafen nicht blos alle Verschreibungen wieder zustellte, die er von ihm hatte, sondern auch der Familie seiner zukünftigen Gemahlin ansehnliche Geschenke machen ließ.

So groß auch immer der Unterschied zwischen einer jungen Frau und einem alten Manne sein mag, so findet sich doch in den ersten Augenblikken der Ehe immer etwas, was ihren Geist beschäftiget, oder wenigstens ihre Aufmerksamkeit eine zeitlang

fest-

festhält. Madam Sudlant kannte nicht eher ihre unglükliche Lage, als bis ihr Gemahl sie auf seine Güter in Schottland mitnahm. Himmel! hier kam sie zu sich selbst, und empfand lebhaft das ganze Schrekliche ihres Zustandes. Verdammt ihr ganzes Leben mit einem Manne zuzubringen, der ihr nie gefallen konnte, seinen Liebkosungen ausgesezt zu sein, die in gewisser Absicht für sie eine Strafe waren, alles das mußte ihr einen unüberwindlichen Haß gegen ihren Mann einflössen. Unter diesen Umständen versuchte die Vernunft umsonst ihre Herrschaft zu behaupten! Die Mannspersonen, die überhaupt genommen, von ihren Leidenschaften und Lüsten gereizt werden, oder der Veränderung wegen, ein eigentliches Geschäft daraus machen, recht viele Frauen zu verführen, können sich gar keine deutliche Idee davon machen, wie viel eine delikate Frau bei den Umarmungen eines Mannes ausstehet, den sie nicht liebt. Sie hört eine Stimme, die ihr sagt, daß dies gewissermaßen eine Verunehrung für sie sei, ungeachtet der Pflichten, welche unter dem Ansehen der Gesezze ihr diese Verbindung auflegen. Diese ihre Lage macht sie in ihren eigenen Augen klein und niedrig. Sie empfindet zu sehr ihren verächtlichen Zustand, sie macht Versuche, aus demselben heraus zu treten und

glaubt

glaubt ſich zu rechtfertigen, wenn ſie ihre Gunſtbe-zeugungen demjenigen verſtattet, den ſie liebt und von dem ſie ſich feſt einbildet, daß die Natur ihn eigentlich für ſie beſtimmt habe.

Keiner war wohl mehr in dem Fall, dergleichen Betrachtungen anzuſtellen, als Madam Sudlant. Schon in ihrer erſten Jugend hatte ſie einen jungen Menſchen, von einnehmender Bildung — er hieß Stanlei — kennen gelernt, ſie war ſchon damals, was man eigentlich ſagen kan, ſterblich in ihn verliebt. Dieſe ihre Geſinnungen wurden mit der zärtlichſten Gegenliebe erwiedert. Da aber ſein Stand und ſeine geringen Vermögensumſtände ihm auch nicht die geringſte Hoffnung machten, daß dereinſt Hymen das Feuer, das in ſeinem Herzen für ſie brannte, beglüken würde, wagte er es nie, ſich darüber näher zu beſtimmen. Er war Hauptmann, war von allem Vermögen entblößt, und mußte ſich blos mit der Gage behelfen, die er von ſeinem Poſten hatte. Ladi Marie hatte auch nichts, im Gegentheil war ihr Vater noch überdies ſehr viel ſchuldig.

Bei dieſen Umſtänden war es auf die Art beinah unmöglich, daß man nur an eine dergleichen Ehe den-

denken konnte, und Ladie Marie würde auch vielleicht nie wieder daran gedacht haben, wenn sie nicht wäre verheirathet worden, oder wenn sie mit einem andern Manne, als mit dem General Sudlant, wäre verheirathet worden. Dies scheint beim ersten Ueberblik parador zu sein; allein bei näherer Bestimmung ist es nicht. Der General war ein höchst unausstehlicher Mann für eine junge Frau, und der Hauptmann einer von den liebenswürdigsten seines Geschlechts. Aber auf der andern Seite beschuzte ihn der General, er war wirklich der Freund vom Hause, welcher von diesem seinen Wohlthäter sein ganzes künftiges Glück erwartete, und dem er sogar schon seine jezige Stelle zu verdanken hatte.

Diese Ueberlegungen, die Erkenntlichkeit und das Interesse, waren mächtige Beweggründe, Stanleis Leidenschaften zurük zu halten; allein diese Beweggründe hatten in den Augen der Frau von Sudlant sehr wenig Gewicht: denn sie konnte sich nicht überreden, daß es möglich sei, ihres Mannes Gunstbezeugungen vor den ihrigen den Vorzug zu geben. Fast täglich sah sie den Hauptmann und oft einige Stunden hinter einander. Er hatte ein für allemal den Auftrag erhalten, der Frau Generalin Gesellschaft

ſchaft zu leiſten, wenn der General Geſchäfte wegen ſie verlaſſen mußte. Kann wohl ein Mann von einigen Empfindungen ein ſo liebenswürdiges Weib ſehen, die er in ſeinem Herzen in der Stille liebt, es mit anſehen, wie man ſie verachtet und geringſchäzt, und doch nicht ihren Kummer zu vermindern ſuchen! Nein, wahrhaftig nein! Kann eine empfindungsvolle und zärtliche Frau, ſo bald ſie merkt, daß ſie von Jemanden geliebt wird, ihm nicht irgend einen Beweis ihrer Erkenntlichkeit und Liebe ſchenken? Da ich ſelbſt ein Frauenzimmer bin, und hierüber mit einiger Erfahrung rühme, ſo antworte ich nein. Ich denke auch, daß ein Mann von Verſtande, der einige Weltkenntniß hat, ſehr bald die Begierden entdekken wird, welche in dem Herzen der Göttin aufſteigen, die er anbetet, wenn gleich dieſe Begierden durch keine andere Sprache, als durch die Augen und Seufzer ausgedrükt werden. Und ſo bald er die Natur dieſer Begierden erforſcht hat, ſo denke ich immer, würde es grauſam, wenigſtens unedel gedacht ſein, wenn er nicht Mittel aufſuchte, ſie zu ſtillen, ſelbſt dann, wenn er Gefahr liefe, die Gunſt eines Beſchüzzers zu verlieren. Das waren ohngefähr Stanleis Gedanken, als er der Frau von Sudlant ſeine Dienſte anbot, ohne weiter an die Gefahr zu den-

denken, der er sich aussezte, sein ganzes Glük, vielleicht sein Leben zu verlieren; (denn der General war überall als ein sehr braver Offizier bekannt) ja er suchte vielmehr die ganze Vorstellung von Erkenntlichkeit, die er seinem Wohlthäter schuldig war, völlig zu erstikken. Die Grundsäzze meiner Gebiethe rin waren indessen noch so rein und fest, und sie war so bescheiden und zurükhaltend, daß sie nicht ohne Furcht den Antrag ihres Liebhabers anhörte, ob er gleich nichts anders saate, als gerade das, was sie tausendmal zu hören gewünscht hatte.

Sie wissen, mein lieber Stanlei — sagte sie zu ihm — ich liebe Sie. Das kann ich nicht leugnen, und wenn das Glük mir günstig gewesen wäre, würden Sie sicher der einzige Mann gewesen sein, der mich hätte glüklich machen können, wenigstens habe ich nun einmal von Ihnen das gute Vorurtheil; aber denn würde auch unser Glük auf die Grundfeste der Ehre und Tugend erbauet worden sein. Jezt bin ich verheirathet. Ich darf Ihnen nicht erst ein Gemälde von meiner Lage entwerfen, ich brauche Ihnen nur zu sagen, daß ich unglüklich bin. Von wem soll ich jezt Trost, von wem soll ich Beistand erwarten? —

Diese

Diese Arme sind bereit, Sie zu empfangen. —

Ach! Stanlei, das Glük findet man nicht beim Verbrechen, hoffen Sie nicht, daß ich je einen Schritt thun werde, der mich entehren könnte; dann würde mein Schikſal noch bejammernswürdiger werden, als es jezt iſt. O! laſſen Sie mir ein gutes Gewiſſen, ohne Vorwürfe, das iſt noch mein einziger Troſt. Rauben Sie mir nicht das Einzige, was mich in meinen eigenen Augen und in andern ihren schäzbar macht; denn glauben Sie mir, ſo bald man aufhört mich zu ſchäzzen, hört man auch auf mich zu lieben. —

Der Himmel bewahre mich — gnädige Frau — Ihnen einen Augenblik Unruhe zu verurſachen? Wenn ich aber ſo glüklich ſein ſollte, etwas zu Ihrem Wohl beizutragen, ſo würde ich mich für den glüklichſten Sterblichen halten. —

Sehr viel werden Sie dazu beitragen, ſo bald Sie meinem Rath folgen wollen. Lieben Sie mich ſo, wie ein Bruder ſeine Schweſter liebt, ohne etwas zu verlangen, was ein Bruder nie verlangen kann. Noch mehr, leben Sie mit mir auf den Fuß, wie mit einer Geliebten, die Ihre Frau dereinſt werden ſoll, und für die ſie zu viel Hochachtung haben

ben, als daß Sie sich auch nur die geringste Unanständigkeit gegen sie erlauben sollten. Glauben Sie mir, so romantisch Ihnen auch diese Idee scheinen mag, so gut kann sie doch in Ausübung gebracht werden. Es ist ja gar nicht so unmöglich, daß nicht einmal ihre Achtung und Ergebenheit für mich belohnt werden sollte. Der General ist alt, er kann nicht immer leben und dann ist es höchst wahrscheinlich, daß nach seiner bekannten Lebensart und nach dem Laufe der Natur, der Tod ihn bald wegnimmt. Dadurch würde ich in die wünschenswertheste Lage versetzt werden, und Herr über meine Handlungen, würde ich den zum Manne wählen, den ich liebe, und den mein Herz schon genannt hat.

Stanley warf sich nieder zu ihren Füßen, küßte feurig ihre Hand, und sagte zu ihr: O! bezaubernde Weib, was habe ich Ihnen nicht alles wegen ihrer edelmüthigen Gesinnungen und Absichten zu verdanken! Aber wie soll ich Geduld erborgen, die Sie mir auflegen! Können Sie nicht in etwas den schrecklichen Zwang mindern, worin wir uns befinden?

Mein Tröster sollen Sie sein, nicht mein Verführer. Ich wiederhole es noch einmal, wir können

nen

nen nicht glüklich sein, wenn wir uns entehren, oder wenn wir Wegen folgen, die zum Verderben führen. Einmal sind dergleichen strafbare Vergnügungen jederzeit mit Furcht verbunden, welche die angenehmsten Vergnügungen vergiftet, und dann haben sie weiter nichts als Schande und Verachtung zur Folge. Meine unglükliche Lage könnte mich genugsam rechtfertigen. Schänd'lich verkauft, bin ich nicht verbunden, mich Umarmungen — wenn ich sie noch so nennen kann — zu überlassen, die mein Herz und meine Sinne empören. Werde ich nicht unaufhörlich von dem gequält und beunruhigt, den ich verabscheue!

Theilen Sie also Leid und Freude mit demjenigen, der Sie liebt! Lassen Sie die falsche Vorstellung fahren, die sie von Entehrung haben. Leben Sie nur ein einzigesmal für mich, damit ich es nie vergesse, wie viel ich einer solchen Frau als Sie sind, zu verdanken habe, damit eine beständige Abneigung bei Ihnen nicht Ekel an Vergnügungen hervorbringe, welche die höchsten sind, die man sich nur denken kann, die wir einst, wie ich hoffe, ohne Furcht und Unterbrechung ganz rein genießen werden.

Indem er dies gesagt, nahm er sie in seine Arme — — der Besitz meines Herzens ist Ihnen also nicht befriedigend genug, sagte sie und that einen verliebten Seufzer. — — Es gehört Ihnen ganz. — Wollen Sie damit zufrieden sein — wollen Sie es. — — Das Uebrige denke man sich selbst dazu.

Was ist doch ein Weib für ein unbegreifliches Geschöpf, dachte ich bei mir selbst. Selten, fast nie erlauben wir unsere Gunstbezeugungen demjenigen, den wir lieben, ohne sichtbaren Widerstand; indessen, daß wir sie wieder andern ganz freiwillig aufopfern, die wir verachten, die wir wenigstens nicht schätzen und von denen wir weder Ehre noch Vortheile erwarten können. Wie läßt sich dies seltsame Betragen erklären? Denken wir etwan, unsern Gunstbezeugungen einen grössern Werth beizulegen, wenn wir es andern recht schwer machen, zum Zweck zu kommen? Wollen wir etwan, so wie ein Kaufmann, der den Preis seiner Waaren erhöhet, nach dem Verhältniß wenn Jemand einen grossen Werth darauf setzt, ebenfalls unsern Gunstbezeugungen einen höhern Werth beilegen, wenn uns Jemand verschmäht, der uns gefällt? — Was finden wir

für

für ein Vergnügen daran, die zu quälen und zu peinigen, die wir lieben? Oder iſt es etwan Unentſchloſſenheit, iſt es Furcht, die Achtung zu vermindern, die wir fordern, daß wir auf die unbegreiflichſte Art mit denen verfahren, die wir lieben, indeſſen wir bei andern, die uns höchſt gleichgültig ſind, blos den Trieben der Natur folgen. Oder iſt dies, ſo wie unleugbar bei ſo vielen andern Sachen, blos Eigenſinn, unſere Führerin auch bei dieſer Sache? — Ehe ich noch dieſen wichtigen Punkt gehörig beſtimmt hatte, hatten unſere beiden Liebenden ſchon ihre Sache geendigt, und ich ward gerufen, um meine Pflicht bei der Toilette meiner Gebietherin zu beobachten.

Nie hatte ich Madam Sudlant ſchöner, nie Stanlei zufriedener geſehen als itzt. In den Augen dieſes anbethungswürdigen Weibes erblikte man jene ſchmachtende Mattigkeit, welche das allzu heftige Feuer dämpft, und nach dem Genuß des Vergnügens folgt. Er hatte in ſeinem Blik Zufriedenheit und Eigenliebe, die ſich nach eben genoſſenen Gunſtbezeugungen zu äußern pflegen. Wie ſanft, wie lebhaft waren ihre Blike! wie vertraut waren ſie gegen einander

So bald meine Gebietherin sich angekleidet hatte, giengen sie unten im Garten spazieren, wo der General bald dazu kam, welcher von der Besichtigung eines Gebäudes zurükkam, das er aufführen ließ. Er hatte nicht die geringste Vermuthung, an so etwas zu denken, was so eben geschehen war, und aus ihrem ganzen Betragen, das sie gegen sich und ihn beobachteten, konnte er nicht den geringsten Verdacht schöpfen. Sie waren eben so frei und ungezwungen als vordem, und zeigten nicht die geringste Bestürzung über eine so unerwartete Zusammenkunft. Man hätte glauben sollen, daß wenigstens Madam Sudiant, die so wenig Erfahrung in dergleichen Dingen hatte, bestürzt hätte scheinen müssen, allein man betrügt sich. Ich wundere mich darüber keinen Augenblik, denn ich bin ganz davon überzeugt, und eine lange Erfahrung hat mich noch mehr in meiner Meinung bestärkt, daß wenn man einmal die Dreustigkeit hat, eine entehrende Handlung zu begehen, man nie darüber erröthet, man müßte sich etwan zu sehr fürchten, bei der That überrascht zu werden, und auch dann geschieht es nicht immer. Wie richtig meine Behauptung bei einer jeden Liebschaft ist, so bald die Leidenschaft befriedigt ist, kann man an dem Betragen der Madam Sudiant gegen ihren

Mann

Mann und auch gegen Stanlei bemerken. Ob es ihnen nun gleich ſehr leicht war, ihre Unruhe zu verbergen, ſo war es doch nicht gut zu vermeiden, daß ſie ſich nicht von Zeit zu Zeit einige Blike zuwarfen, die ſie gewiß verrathen haben würden, wenn ſich der General nicht gar zu ſicher geglaubt hätte, daß es ihm nicht einmal einfiel, darauf zu merken. Dies ſüſſe Verkehr wurde auf die Art noch eine geraume Zeit fortgeſezt, ohne die geringſte Unterbrechung, dem Schein nach auch ohne allen Verdacht. Es würde auch ſicher noch lange fortgedauert haben, wenn nicht eine ganz unerwartete Begebenheit einen eben ſo auſſerordentlichen Vorfall veranlaßt hätte.

Ich bemerkte an einem Morgen, daß mir der Hauptmann Stanlei ernſthafter und trauriger vorkam, als gewöhnlich. Nachdem er ziemlich lange mit dem General (welcher willens war nach Edinburg zu reiſen) im Garten war ſpazieren gegangen, wobei die Unterredung lange und hizzig dem Anſchein nach zu ſein ſchien, kam er zu meiner Gebietherin zurük, aber ſo niedergeſchlagen und melancholiſch, daß meine Herrſchaft darüber ganz unruhig ward.

Was iſt Ihnen begegnet, mein lieber Stanlei — ſagte Madam Sudlant zu ihm, und warf einen

Blik voller Unruhe auf ihn — ich fürchte, daß Sie einige unangenehme Nachrichten erhalten haben; ich weiß es, Sie haben heute Morgen einen Brief bekommen, von der Zeit kommen Sie mir ganz traurig und niedergeschlagen vor.

Ich habe in allem Ernst die allerschlimmste Nachricht erhalten, ja sie ist von der Art, daß wenn sich auch die ganze Hölle wider mich verschworen hätte, dies mir bei weiten nicht so schrekklich sein würde. — Wir müssen uns trennen. —

Tausendmal lieber sterben! rief sie mit Bewegung —

Wie Sie wollen, denn eins von beiden muß ich wählen. —

Und Sie können so etwas behaupten! versezte sie, indem sie nicht recht wußte, was sie sagte.

Ja, ich muß meine Pflichten erfüllen, oder welches einerlei ist, ich habe Befehl erhalten, mich nach meinem Regiment in Amerika zu begeben, und der General räth mir, es zu thun.

Sie wollen also mehr seinem Rath folgen, als auf meine Zärtlichkeit Rükſicht nehmen? Sie wollen die verlaſſen, die alles für Sie gethan hat?

die

die für Sie sterben würde, wenn es nöthig wäre, die — —

Nein, beste Freundin, — unterbrach sie Stanlei ganz kaltblütig, das in diesem Fall so ungewöhnlich war — nein, nie werde ich mich von Ihnen zu entfernen suchen, so bald ich immer ganz frei handeln kann; aber das werden Sie auch wohl leicht einsehen, daß ich hier nicht länger mehr bleiben kann, ohne einen Verdacht zu erregen, der meiner Ehre höchst nachtheilig sein kann. —

Ich will schlechterdings nicht, daß Sie sich von mir trennen sollen, und ich will weit lieber sie begleiten, in die schrecklichsten Wüsteneien von Amerika, als mir nur auf einen Augenblik das Vergnügen zu entziehen, Sie zu sehen.

Kommen Sie in meine Arme, theure Hälfte meines Lebens — rief Stanlei aus, und umarmte sie. — Kommen Sie, wir wollen uns auf ewig durch die reinste Liebe vereinigen, leben und sterben wollen wir zusammen.

Vermoge dieses Entschlusses wurden alle Anstalten zur schnellen Abreise getroffen. Eine Postkutsche mußte in einer gewissen Entfernung vom Hause in

Bereitschaft stehen und nach ihrem Plan wollten sie um Mitternacht abreisen und ihren Weg nach London nehmen. Der General war gerade an diesem Tage sehr matt, und legte sich frühzeitig zu Bette. Madam Sublant blieb allein auf, unter dem Vorwande, daß sie noch einige Briefe zu schreiben habe, und um die bestimmte Zeit reisste sie mit ihrem Geliebten ab. Erst den andern Morgen um acht Uhr erfuhr man die Entweichung dieser liebenswürdigen Flüchtlinge. Der Hauptmann Stanlei erschien nicht, der General gerieth darüber in Wuth, er verfolgte sie mit einer solchen Schnelligkeit, daß er sie schon in Barnet antraf, wo sie noch beide zu Bette lagen.

Hier war ein ganz neuer Operationsplan erforderlich, und der General, der die Schwierigkeit kannte, ihn in Ausführung zu bringen, wünschte von Herzen, daß er nie aus seinem Hause gegangen wäre. Als ein erfahrner Mann kannte er die Gefahr, der er sich unterzöge, wenn er einen Liebhaber in den Armen seiner Geliebten überfallen wollte. Er konnte getödtet werden, ehe er noch einmal in das Zimmer eindrang. Und wenn ja der Hauptmann einen so kühnen Streich nicht wagen wollte, so müßte er selbst, um seine eigene Ehre zu rächen,

den

den Schänder seiner Frau tödten, oder allerlei Glos-
sen über seine zweideutige Herzhaftigkeit hören. Aber
er hatte zu viel kaltes Blut, als daß er eine ähnliche
Rache nehmen sollte, und sich mit einem Offizier, der
tief unter seinem Stande war, und den er nicht wei-
ter hochschäzzen konnte, in einen förmlichen Duel ein-
zulassen, hielt er ganz unter der Würd seines Ran-
ges. Indessen mußte er sich doch einmal zu etwas
entschließen, und sein Entschluß lief endlich darauf
hinaus, daß er das Zimmer mit Gewalt einstossen
wollte. Er trat hinein und sah mit Vergnügen,
aber nicht ohne Bestürzung, daß Stantei die Nie-
derträchtigkeit begangen, durch das Fenster zu ent-
wischen, und seine Geliebte den Vorwürfen und der
Beschimpfung ihres Mannes überlassen hatte.

Ich weiß, einige werden das Betragen des
Stantei bei dieser Gelegenheit zu entschuldigen su-
chen, aber in meinen Augen erscheint immer diese
Handlung als die höchste Undankbarkeit und Feig-
heit; denn er mochte dem General noch so viel schul-
dig sein, so war er doch unter diesen Umständen der
Madam Sudlant noch weit mehr schuldig. Er war
schlechterdings verbunden, sie zu beschüzzen, ungeach-
tet aller der gefährlichen Folgen, die er davon zu be-
fürch-

fürchten hatte. Seitdem kam erſt die ganze Geſchichte der Madam Sudlant vors Publikum, und er ward wegen ſeiner ſchimpflichen Flucht von Jedem verachtet, dem Ehre und guter Name noch etwas werth iſt.

Ich verließ das Haus des Generals Sudlant, und trat in die Dienſte der Ladi C...n. In diesem neuen Poſten bemerkte ich ganz eigentlich, wie ſehr die Tugend einer Frau Gefahr läuft, wenn ſie mit einem liſtigen und geiſtreichen Manne Umgang hat. Das feine und ganz zu ihrem Plan angelegte Geſpräch, läßt in dem Herzen derjenigen, die angegriffen wird, ein langſames Gift zurük, das faſt immer die verlangte Wirkung thut. Meine neue Gebietherin ſchien vollkommen glüklich mit ihrem Manne zu leben, bis auf den Augenbük, da ſie mit dem Grafen von G***, damaligen franzöſiſchen Geſandten an dem Londner Hofe, Bekanntſchaft machte. Er war ein Mann, der ganz eigentlich die große Kunſt ſtudiert hatte, mit den Damen umzugehen, ſich ihnen unentbehrlich zu machen, und damit verband er eine Eleganz, als man ſie nur wünſchen kann. Ladi C...n war ein feines und liebenswürdiges Weib; ihr Mann hatte, ohne gerade

voll-

vollkommen zu ſein, ſehr viele gute und rühmliche Eigenſchaften; aber er erſchien in den Augen ſeiner Frau als ein wahrer Narr, ſo bald ſie ihn mit dem Grafen von B*** in Parallel ſtellte.

Erlauben Sie mir, Miladi, — ſagte einmal der Graf zu ihr, als er bei ihr allein war — daß ich Sie beklage, und verſtatten Sie mir, daß ich an ihren Leiden wahren Antheil nehme.

Himmel! Graf! Sie erſchrekken mich, Sie laſſen mich befürchten, daß dem Lord C . . . n ein Unglück begegnet iſt.

Nein, daß ich nicht wüßte, meine Gnädige, aber dem ungeachtet glaube ich ſtarke Gründe zu haben, Sie bedauren zu müſſen.

Gerechter Himmel! Erklären Sie ſich beſtimmter, mein Herr, ich zittere am ganzen Leibe.

Iſt es nicht Unglük genug, meine Gnädige, ſo liebenswürdig als Sie ſind, in der Blüthe ihrer Jahre zu verſchmachten, und die Aufmerkſamkeit eines Mannes mit ſeinen Pferden und Hunden zu theilen? Ich bedaure Sie von ganzem Herzen, und wünſchte, daß es in meinem Vermögen ſtünde, ihre Lage Ihnen etwas erträglicher zu machen.

Ihr Mitleiden, Graf, ist nicht am rechten Ort angebracht, ich bin vollkommen mit meiner Lage zufrieden.

Das kömmt blos daher, meine Gnädige, weil Sie keine andere kennen; denn wenn das wäre, könnten Sie unmöglich mit ihrer jetzigen traurigen zufrieden sein.

Ich sehe nicht ein, wie ich in einer andern glüklicher sein sollte.

Ich bin bezaubert, gnädige Frau, daß Sie so denken, und ich muß Sie um Verzeihung bitten, daß ich in diesem Punkt von ihrer Denkungsart abweiche. Eine zärtliche Besorgniß für ihr wahres Glük, eine bewundernswürdige Sympathie in unsern Gesinnungen und Wünschen, sind allein für mich Beweggründe gewesen, mich Ihnen offenherzig zu entdekken, wie ich es gethan habe.

Ich bin Ihnen unendlich verbunden, mein Herr, für das Interesse, das sie an meinem Schikksal zu haben scheinen. Ich gestehe es, der Lord C...n erweiset mir nicht jedermal die Aufmerksamkeit, die er mir wohl erweisen könnte; aber deshalb glaube ich noch nicht, daß er mich verachtet. Nach einer lan-

gen

en und öftern Entfernung kömmt er jedesmal mit
lem Feuer eines Liebhabers in meine Arme zurük.
Dadurch gewinnet seine Zärtlichkeit für mich unge-
ein, anstatt daß sie sich vermindern sollte. Seine
rzählungen von seinen mannigfaltigen Abentheuern,
ie ihm auf der Jagd begegnet sind, vergnügen
ich, und machen die Unterhaltung lebhaft und
ngenehm.

Wahrhaftig, meine Gnädige, eine solche Unter-
ltung ist tief unter ihrem Verstande, und kann
n unmöglich befriedigen und die Zärtlichkeit, die
nrzükkungen, die er gegen Sie bei seiner Nach-
ufekunft äußert, würden Ihnen weniger schmei-
elhaft sein, wenn Sie die eigentliche Ursache da-
on wissen sollten. Wundern Sie sich nicht, Ma-
di, und nehmen Sie mir meine Freiheit nicht
bel, daß ich Ihnen drewst sage, daß an dergleichen
nrzükkungen und Aeußerungen das Herz nie An-
heil hat; sie sind weiter nichts als Anregungen eines
roben und thierischen Instinkts. Daraus mögen
e urtheilen, wie sehr so Etwas ein empfindsames
nd zärtliches Herz betrüben muß.

Sie sezzen mich in Erstaunen, mein Herr,
ie habe ich so etwas gemuthmaßet, und wenn

dies

dies wirklich so wäre, würde es mich empfindlich kränken.

Ich würde gerade so denken, wenn ich eine Frau wäre; denn der bloße Gedanke, solche hohe und reine Begierden und Vergnügungen ganz herab zu würdigen, der bloße Gedanke, sage ich, erregt eine höchst traurige und abschreckende Idee. In der That begreife ich es nicht, wie man allein an dem Verrichten eines Vergnügens Geschmak finden kann, das blos durch wirkliche Theilnahme und Sympathie des Herzens erst den Werth eines reinen Vergnügens erhält?

Sie haben recht, nur ein sehr geringes. Aber es ist nun einmal die Pflicht einer Frau, ihrem Manne alles zu verstatten. Glauben Sie mir, jedesmal erfüllt er seine Pflichten mit Vergnügen, und die Erfüllung derselben muß einer Frau immer angenehm sein, weil sie wenigstens ein sicherer Beweis seiner Treue ist.

Dies kann in manchen Fällen wahr sein, aber nie ist es ein sicherer Beweis. Man hat mir gesagt, daß die englischen Frauenzimmer einen zu feinen Geschmak hätten, daß sie diesen Vergnügungen, wenn ich ihnen den Namen geben kann, und allen andern

en ſinnlichen Vergnügungen bei weiten nicht den Werth beilegten, den ſie auf die Delicateſſe einer gefühlvollen Leidenſchaft ſezzen, welche dem Liebhaber jedesmal die zärtlichſte Geſchäftigkeit verſchaft.

Was müſſen wohl dergleichen Frauen für Kreaturen ſein?

Kreaturen! Mit Recht können Sie ſie ſo nennen. Ich weiß es ſehr wohl, Sie gehören nicht zu dieſer Gattung, Sie denken viel zu fein. Erlauben Sie mir daher, daß ich Ihnen meine Dienſte anbiethen darf, blos in den Stükken, wovon der Lord gar keine Kenntniſſe hat. Laſſen Sie mich an jenen ſüßen Vergnügungen Theil nehmen, wovon ſich ihr Gemahl nicht die geringſte Idee machen, worüber er alſo auch nicht eiferſichtig werden kann, und die ich unendlich allen Vergnügungen vorziehe, welche blos die Sinne beluſtigen. O! Erlauben Sie mir, daß ich bei Ihnen jene zarte Empfindungen aufwekken kann, die Ihnen bis jezt noch unbekannt ſind, und welche in Ihrem gefühlvollen Herzen blos nur noch im Keime liegen, das daher eine Bearbeitung und Pflege erfordert, um bis zu dem hohen Grad von Empfindungen zu gelangen, wozu es die höchſten Anlagen hat.

Ich glaube immer, mein Herr, daß man mit mir hätte früher anfangen müssen, wenn Sie mich in meinen jüngern Jahren kennen gelernt hätten, dann hätte vielleicht ihre Unterweisung fruchten können, aber jezt wird wohl alle ihre Mühe vergeblens sein.

Nein, meine Gnädige, meine Mühe wird sich selbst belohnen und wird mir das größte Vergnügen machen.

Ich bin überzeugt, daß Sie keine Mühe sparen, und daß Sie ihre ganze Aufmerksamkeit meinen Unterweisungen schenken werden, allein die Sache wird schwerer hin, als Sie es sich wohl einbilden. Herzlich gern will ich mich indessen Ihren Unterweisungen unterziehen, weil ich selbst Unterricht und Belehrung wünsche.

Nun gut an brachten beide eine geraume Zeit in der süssen Täuschung einer platonischen Liebe zu. Allein einmals, als gewisse Empfindungen und Begierden, die nicht so ganz rein und geistig waren, in ihrem Innern aufstiegen, glaubten sie, daß es Zeit wäre, diese ganze schöne Moral in Ausübung zu bringen. Sie begaben sich zu dem Ende in ein kleines Kabinet, wo der Lord C . . . n sie in einer

Lage

Lage überraſchte, die mit der vorgenommenen Stimmung ihrer Herzen eben nicht überein zu treffen ſchien.

Die Herzogin von Grafton war eine ſehr ſchöne und ſehr elegante Dame; aber dem Spiel und allen rauſchenden und koſtſpieligen Vergnügungen im höchſten Grade ergeben. Nachdem ſie verſchiedenemal einen großen Verluſt erlitten, vermuthete ich, daß ſie leicht ihre Tugend aufopfern würde, um nur ihre Diamanten zu retten; allein der Herzog ihr Gemahl war ſo nachgebend und großmüthig, übermachte ihr jedesmal die ſtärkſten Geldſummen, daß ich mich lange in meiner Erwartung und Vermuthung getäuſcht ſah. Endlich ereignete ſich der unglükliche Zeitpunkt. Schon mehr als zu viel Geld hatte ſie von ihrem Gemahl erhalten, daß ſie es beinah nicht wagte, noch mehr zu verlangen; dann überlegte ſie, daß die gewöhnlichen Ausgaben des Herzogs ſchon ſehr beträchtlich wären, daß ſie nicht weiter ſolche ungeheure Summen bekommen könnte, die ſie täglich im Spiel verlor. Sie hatte ſchon beträchtliche Schulden, und einer von ihren Gläubigern, der ſie am meiſten drükte, war grade ein Mann, den ſie mit den Tod haßte. Was ſollte ſie in der bedenkli-

che

chen Lage machen? Es war wohl ganz natürlich, daß sie sich bei einem um Rath und Beistand umsah, den sie liebte. Dieser Ausweg schien ihr der schicklichste zu sein, und sie wählte ihn auch.

An einem Morgen war sie gerade damit beschäftiget, ernstlich über die Mittel nachzudenken, welche sie dabei zu ergreifen, und welchen Gegenstand sie dabei zu wählen hätte, als unvermuthet der Graf von Ossory in ihr Zimmer trat. Dieser Herr war einer von ihren vertrautesten Freunden, und sie trug kein Bedenken, sich ihm anzuvertrauen, und ihm die Verlegenheit zu entdekken, worin sie sich befand. Kaum hörte er ihren Wunsch, so stellte er ihr die nöthige Summe in Bankozetteln zu, und sagte dabei: daß es ihm sehr schmeichelhaft wäre, daß er sich bei dieser Gelegenheit ihr verbindlich machen könne. Man weiß schon ohne meine Erinnerung, wie dergleichen Dienstleistungen von hohen Standespersonen ersezt zu werden pflegen.

Indessen giengen dem Herzoge die Augen auf über die Aufführung seiner Gemahlin. Es wurde gemeinschaftlich eine Scheidung von Tisch und Bette beliebt, die aber bald hernach in eine wirkliche Ehe-

schei-

ſcheidung verändert ward. Damals war es, daß ich ſein Hausweſen beſorgen mußte, und weil es nicht ſchiklich war, daß meine Gebietherin, als eine junge Dame allein lebete, mußte ich ihre Geſellſchafterin werden.

Ich lebte auf dieſem Fuß fort, bis er Miß P . . n völlig abſchiedete. Dies war gerade die angenehmſte Zeit meines Lebens, wenn ich die Wahrheit geſtehen ſoll. Nie ſah ich ein liebenswürdigeres Weib, deren ganzes Betragen ſo edel gegen den war, den ſie liebte. Der Herzog kannte zu gut ihre vortrefliche Eigenſchaften und er mußte ſehr ſtarke und dringende Gründe haben, die Vorſtellungen ſeiner Freunde mußten zu lebhaft auf ihn wirken, daß er eine Verbindung aufgab, die ſein ganzes irdiſches Glük auszumachen ſchien. Wie wahr meine Behauptung iſt, mögen die beiden folgenden Briefe beweiſen.

An Miß P . . . n.

Madam,

Der kleine Zwiſt, den ich mit der Herzogin von Graſton hatte, war noch nicht beigelegt, als ich mit Ihnen in Bekanntſchaft gerieth. Sie mögen ſelbſt

urthei

urtheilen, wie ermunternd und tröstend, ihre Schönheit und noch mehr ihre Vollkommenheiten des Geistes, mir bei meinem häuslichen Kummer sein mußten. Ich will gerecht sein, meine Erwartung hat mich nicht betrogen; ja dem scharfsichtigsten Argus müßte es schwer sein, nur den geringsten Fehler in Ansehung ihrer Treue, oder auch nur ihrer Aufmerksamkeit, mir zu gefallen zu leben, aufzuweisen. Allein ich habe es Ihnen schon oft gesagt, gleich bei unserer ersten Zusammenkunft, ich würde wider meinen Willen mir mein ganzes Leben lang Vorwürfe über eine Handlung machen, die mit meinen moralischen und politischen Grundsäzzen so wenig übereinstimmt. Ich habe auch bemerkt, daß die Nothwendigkeit allein mich auf eine Art handeln ließ, die von meiner gewöhnlichen Denkungsart so ganz verschieden ist. Die Gesezze schienen diese Nothwendigkeit aufzuheben — er hatte die Ehescheidung erlangt — und ich sehe mich genöthigt Ihnen zu sagen, daß von diesem Augenblik an, alle Verbindung zwischen Ihnen und mir aufhören muß.

Denken Sie nicht etwan, daß dieser Schritt die Wirkung einer Kaprice, oder einer kleinen Rachbegierde, oder wohl gar einer erst ganz neu entstehen-

den

den Leidenschaft sei. Nein, nichts von dem allen. Es ist blos das Resultat eines auf Vernunft gegründeten, unwiderruflichen Entschlusses.

Indessen habe ich dafür gesorgt, meine liebe Freundin — denn die Liebe findet jezt unter uns beiden nicht weiter statt — Ihnen ein solches Schikſal zu verschaffen, womit sie in allen Lagen ihres Lebens zufrieden sein werden. Doch bitte ich mir von Ihnen eine einzige Bedingung aus, die Ihnen vielleicht etwas hart scheinen mag, die aber einmal nothwendig ist, nemlich: Sie müssen England verlassen. Von ganz Europa können Sie sich übrigens einen Ort auswählen, den Sie nur wollen. Ich habe in meinem Brief eine hinlängliche Summe beigeschlossen, wovon Sie so lange leben können, bis sie an den Ort Ihrer Bestimmung sind. Sie dürfen mir nur alsdann bei erster Gelegenheit von ihrem Wohnort Nachricht geben, und mit der nächsten Post werde ich Ihnen das vierteljährige Quantum ihrer Pension übersenden. Sein Sie versichert, daß mich nichts zu dieser Trennung hätte vermögen können, als die eben angeführten Gründe, verbunden mit dem Entschluß, mich wieder zu vermählen, da es bis jezt noch in meinem Vermögen stehet. Ue-

brigens verbleibe ich zeitlebens mit der gröſten Hochachtung und vollkommenſten Freundſchaft u. ſ. w.

Antwort.

Milord,

Nichts war mir wohl überraſchender, als Ihr eben erhaltenes Schreiben. Es iſt wohl wahr, Sie ſagten mir gleich Anfangs unſerer Bekanntſchaft, daß dieſe Verbindung mit ihren Grundſäzzen nicht übereinſtimmte. Aber nun waren Sie doch einmal vermählt. Ich kannte ihre Gründe, wuſte was ein Mann von ihrem Stande und Range ſich ſelbſt ſchuldig iſt; allein daß glaubte ich denn doch nicht, Milord, daß, da nun einmal unſere Ehe getrennt, folglich die mit unſerer Lebensart verbundene Schande geſchwächt, oder wohl gar ganz gehoben war, ich ſage, das glaubte ich denn doch nicht, daß ihre Zuneigung für mich ſo maſchinenmäſſig abnehmen, daß Sie ſelbſt ſich in einem einzigen Augenblik entſchlieſſen könnten, die zärtlichſten Empfindungen der Liebe, dem ſchmuzzigen Geiz oder eigenſinnigen Vorurtheilen aufzuopfern.

Ich könnte das Verlangen, ſich von mir zu trennen, ihrer Unbeſtändigkeit zuſchreiben. Aber was ſoll ich von dem Theil ihres Briefes denken, Milord,

wo

wo Sie von mir fordern, mein Vaterland zu verlaſſen, unter der Bedrohung, die Rechte zu verlieren, welche ich an ihrer Grosmuth zu haben mir ſchmeichele? Soll ich dieſen Befehl dem Haß oder dem ſchlechten Herzen beimeſſen. Nein, Milord, ſo grauſam auch der Spruch ſein mag, den Sie wider mich gefällt haben, werde ich doch nie ſo ſchlimm davon denken. Ich will ihn lieber einen Irthum des Herzens, oder einen Fehler des Karakters nennen, oder ihm einen andern ſanftern Namen geben, um nur den zu entſchuldigen, der mir ſo theuer iſt. Ja ich will mich nicht einmal der Bekennung, Verführer und Verfolger, bedienen, die doch in meiner jezigen traurigen Lage meinem Herzen ſo ganz natürlich ſein müſſen.

Glauben Sie nicht, Milord, daß ich von Ihnen verlange, dieſen Spruch zu mindern, weil es grauſam iſt, mich aus meinem Vaterland zu verbannen, mich den Armen meiner Freunde und Verwandten zu entreiſſen. Indeſſen wiſſen Sie, Milord, daß auch dieſe einiges Recht an ihrer Menſchlichkeit haben. Doch verlange ich von Ihnen dieſe Gnade aus einem weit edlern Grunde, der um ſo reiner und edler, weil er meinem Herzen zu wichtig iſt, nemlich, weil ich ſo ſehnlich wünſchte, wenigſtens der Vorſtellung

nach mit einem Manne in Verbindung zu ſtehen, den ich höher ſchäzze, als alles in der Welt.

Ich hoffe, Milord, daß Sie meine groſſe Anhänglichkeit an meinem Vaterlande, nicht etwan einer neuen Bekanntſchaft zuſchreiben werden. Sie haben mir ſelbſt die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß Sie mich zu treu, zu feſt in meinen Geſinnungen hielten, als daß Sie mich jezt auch auf die entfernteſte Art in Verdacht haben ſollten, als wenn ich auf irgend eine Weiſe mit einer Mannsperſon in Verbindung ſtünde. Meine Zuneigung für Sie, iſt noch immer die nemliche; und ob gleich meine Eigenliebe mir nicht erlaubt, an die Wiedergewinnung eines Herzens zu denken, das zu ſehr gegen mich aufgebracht iſt, ſo werden Sie mir doch erlauben, Milord, daß ich darin meinen einzigen Troſt ſuche, in demſelben Lande zu leben, worin Sie leben. Wenn ich auf immer den angenehmen Empfindungen der Liebe entſagen ſoll, ſo laſſen Sie mir doch wenigſtens die Hofnung, daß mir Vergnügungen übrig bleiben, welche die Freundſchaft gewährt. Helfen Sie mir eine Leidenſchaft unterdrücken, welche Sie ſo heftig in meinem Herzen entzündet haben. Himmel! Ich halte es nicht aus — ich beſchwöre Sie, drükken

Sie

Sie mich nicht auf einmal mit der ſchmerzhaften Todesbotſchaft einer ewigen — Trennung zu Boden!

Sie geben mir am Ende ihres Schreibens Nachricht, Milord, daß Sie auf dem Punkt ſind, ſich zu vermählen. Ich ſtehe ab. Möchte ihre künftige Gemahlin Sie eben ſo ſehr lieben, als ich, und möchte ihre Liebe nie ſo belohnt werden, als die meinige! Jede Stunde ihres Lebens verfließe in Glükſeligkeit und bei allen ihren häußlichen und öffentlichen Geſchäften möge Ihnen alles gut von ſtatten gehen. Dies ſind die heiſſen Wünſche ihrer unglüklichen

Nanci P. . . n.

Nach dieſer grauſamen Trennung ſah ich mich genöthigt, mich nach einer andern Condition umzuſehen und ich trat bei Madam Goldſmith in Dienſte.

Verſchiedene Beweggründe beſtimmen Menſchen von verſchiedenen Geſinnungen. Einige Frauen ſuchen in den Armen junger Leute diejenigen Vergnügungen, die ihnen ein alter, unfähiger Mann nicht weiter verſchaffen kann. Andere lieben blos das Neue und die Mannigfaltigkeit. Dieſe haben ein hizziges, feuriges Temperament. Ihre Begierden werden nicht von einem einzigen Liebhaber geſtillt, ohne Schaam überlaſſen ſie ſich mehrern. Indeſſen die erſtern, aus

Man-

Mangel des Geldes, den Aufwand nicht ausführen können, woran sie sich gewöhnt haben, und deshalb ihre Gunstbezeugungen demjenigen aufopfern, der ihre Börse am besten füllen kann.

Nach dergleichen Betrachtungen besinne ich mich keinen Augenblik, auf welche Art meine neue Gebieterin, zu den Fehltritten gebracht wurde, die sie gethan hat. Mitten im Ueberfluß und allen Bequemlichkeiten aufgezogen, gewöhnt mit zuvorkommender Güte alle ihre Wünsche erfüllt zu sehen, konnte sie sich unmöglich darin finden, gewisse Dinge zu entbehren, die sie einmal für nothwendig hielt. Und die Aufopferung ihrer Reizze, so bald es nemlich darauf ankam, etwas zu erlangen, was ihrer Eitelkeit schmeicheln konnte, war in ihren Augen eine sehr erlaubte Sache. Sie dachte, und vielleicht nicht ganz unrecht, so bald sie diese verführerische Laufbahn antrat, daß diese Lebensart wohl nicht strafbar sein könnte, weil beinah überhaupt genommen eine jede Frau von gutem Ton so lebte. Indessen muß man sich wirklich verwundern, daß sie, bei der guten Erziehung, die sie erhalten, diese Scheingründe und Vorurtheile, womit sie behaftet war, nicht um zustossen vermochte.

Ihr

Ihr Vater hatte auf der See in Dienſten geſtanden, und ſich mit ſeinem mittelmäſſigen Vermögen zur Ruhe begeben. Mit Freuden ſah er ſeine Tochter heranwachſen und mit zunehmenden Jahren immer ſchöner werden, wodurch ſeine wahrhaft väterliche Zärtlichkeit für dies Mädchen einen noch gröſſern Zuwachs erhielt. Nachdem ſie in Irland, wo ſie erzogen ward, alle Talente und andere Eigenſchaften erhalten hatte, welche modiſche Schönheiten vor andern voraus haben müſſen, kam ſie in ihrem achtzehnten Jahr nach England zurük. Bald hernach heirathete ſie Herr Goldſmith, der in der Provinz Kent eine anſehnliche Pachtung übernommen hatte.

Kaum war ein Jahr nach ihrer Verheirathung verfloſſen, als Herr Goldſmith mit einemmal den Einfall hatte, ſie zu verlaſſen, es mochte nun ſein, daß er der Reizze ſeiner Gemahlin ſchon überdrüſſig war, oder daß ſie ſelbſt von einem ſo feurigen Temperament war — was ſich kaum denken läßt — daß er es bei ihr nicht aushalten konnte. Er beredete ſeinen Schwiegervater, den Oberbefehl über ein Raubſchif zu nehmen, und bat ſich ſelbſt an, ihn zu begleiten.

Madam Goldſmith wohnte auf Anrathen ihres Mannes bei ihrer Schwiegermutter, ſo lange bis ihr

Mann

Mann von seiner Reise zurükkommen würde. Dieses junge Weibchen war liebenswürdig, sie hatte eine mittelmäßige, aber wohl proportionirte Taille, große schwarze Augen, schöne Zähne; Ihr Gesang war bezaubernd, sie trug sich elegant, mit einem Wort sie war ganz zur Liebe geschaffen.

Mit diesen grossen in die Augen fallenden Empfehlungen verband sie noch ein heisses Verlangen zu glänzen und zu gefallen. Allein da sie unmöglich von ihrer Schwiegermutter den nöthiger Beistand erwarten konnte, um ihre Lebensart fortzusezzen, entschloß sie sich, um auf eine andere Art den nöthigen Zuschuß zu bekommen, auf Citherens Altar häufige Opfer zu bringen. Sie glaubte, weil sie einmal gehört haben mochte, daß Einige auf dem Theater ein ganz ungeheuer Glük gemacht hätten, daß auch bei ihr dies das einzige Mittel wäre, sich recht bekannt zu machen. In dieser Absicht wandte sie sich zu einem der Direkteurs, der sie annahm, und sie einem gewissen Doktor A.... übergab, der sie mit den nöthigen Kenntnissen bekannt machen sollte, die zu ihrem Projekt erforderlich waren. Was er sie lehrte, weis ich eigentlich nicht zu sagen, aber das weis ich, daß er sie sehr oft besuchte und sehr freundschaftlich mit ihr umgieng.

Sie

Sie bezog in einer von den Straſſen, die dem Theater nahe liegen, einige Zimmer. Ungeachtet der Lektionen, die der Doktor A... n ihr noch immer ununterbrochen gab, hielt ſie doch dieſe Laufbahn für viel zu langſam, zu einem ſchnellen Glük zu gelangen. Sie erdachte ſich eine andere, und eröfnete einen groſſen Laden mit modiſchen Waaren, hier konnte ſie alle ihre Reizze, die ihr die Natur ſo verſchwenderiſch mitgetheilt hatte, auf die beſte Art zur Schau auslegen.

Die Gründe, welche ſie zu dieſer Unternehmung beſtimmten, bleiben jedem ein Problem, der noch nicht in den feinen Ränken der Galanterie bewandert iſt. So fein auch dies Geſpinſt geſponnen war, wollte ſich doch diesmal keiner fangen. Das Projekt ſcheiterte. Die Magnetnadel zog nicht viel Gold an, oder ohne Metapher geſprochen, diejenigen welche noch zu ihr kamen, kauften allenfalls eine Kleinigkeit, ſie waren aber alle zu arm, oder zu geizig, um der ſchönen Puzmacherin ihre verborgenen Reizze zu bezahlen. Auf die Art gab ſie ſehr bald dieſen Handel auf und bezog eine ſehr nette Wohnung, nahe bei Sohoſquare, wo ſie wieder täglich von dem Doktor A.... Lektionen und von einigen recht guten

Freun-

Freunden Besuche annahm. Aber auch dies war nur von kurzer Dauer. Ein berühmter Schauspieler auf dem Theater zu Drurylane, wuste sich so gut in ihre Launen zu schikken und sich so beliebt, ich möchte beinah sagen, unentbehrlich zu machen — ob er gleich eine Frau und sechs Kinder hatte — daß er so viel Gewalt über sie bekam, daß er ihr das ganze Projekt, auf einem öffentlichen Theater zu erscheinen, ausredete. Sie behielt sich das Vergnügen vor, auf einem weit geheimern und weit einträchtigern Theater zu spielen, auf dem Theater — der Liebe.

Bald nachdem sie diese neue Bekanntschaft gemacht hatte, bezog sie eine Wohnung in Lambeth Street, wo sie beständige Besuche von ihrem neuen Liebhaber annahm. Allein weil er nicht reich war, konnte er ihr lange nicht so viel geben, als sie verlangte und brauchte, sie rechnete also zugleich auch das mit, daß sie durch ihn freien Zutritt im Schauspiel erhielt, und hoffte nicht ohne allen Grund, das sich hier bei Gelegenheit Liebhaber finden möchten, die sie von Seiten des Interesse schadlos halten würden. In der Komoedie besuchte sie immer eine und dieselbe Loge, nemlich die zur linken Seite des Theaters, wo sie alle Blikke des ganzen Publikums durch ihre Schönheit

und

und durch ihre Eleganz im Anzuge doppelt an ſich zog. Wenn ich alle die verſchiedenen kleinen Avanturen, die ihr begegnet ſind, erzählen wollte, würde ich nie damit fertig, und durch beſtändige Wiederholungen bis zum Eckel ermüdend werden.

Madam Goldſmith mochte ohngefehr einige Monate, ihrer Gewohnheit nach das Schauſpiel beſucht haben, als ſie die Aufmerkſamkeit eines gewiſſen Offiziers ganz beſonders rege machte, der ſie in der Loge ſah, und ſich ſehr lange mit ihr unterhielt. Nach dem was ich bereits von dem Karakter meiner Gebietherin geſagt habe, ſcheinet es völlig unnüz zu ſein, noch zu bemerken, daß ſie die Vorſchläge, die ihr der Offizier that, ſehr günſtig aufnahm. Sie erlaubte es ihm, ſie nach Hauſe zu begleiten, wo er die Nacht bei ihr zubrachte, Er unterließ nicht ihr zu ſagen, daß er Hauptmann ſei, und daß er Vermögen genug habe, ein Frauenzimmer zu unterhalten, das er liebte, und deren angenehme Geſellſchaft ſehr viel zu ſeinem Glük beitragen könnte. Schon ſeit geraumer Zeit habe er einen ſolchen ſeltenen Gegenſtand geſucht, und er glaubte ihn jezt in ihrer Perſon gefunden zu haben. Das erſte Geſchenk, das er ihr machte, war ſo anſehnlich, daß ſie ſich dadurch

ſehr

sehr leicht von der Wahrheit seiner Behauptung überzeugen konnte. Seine ganze Art des Umgangs und des Betragens hatten für sie ungemeinen Reiz, und sie nahm sich vor, sich die Vorschläge gefallen zu lassen, die er ihr machen würde. Von diesem Augenblik an wiederholte er öfters seine Besuche, und es währte nicht lange, so that er ihr den Vorschlag ganz bestimmt, sie völlig auf seine Kosten zu unterhalten, und ohne Umstände gab sie ihre Einwilligung dazu.

Er miethete für sie ein ausmeublirtes Haus, um den äusserst hohen Preis, von vier hundert Pfund Sterling jährliche Miethe. Er schenkte ihr eine Karosse und gab ihr eine ansehnliche Dienerschaft zu ihrer Bedienung. Es mochte nun sein, daß er es selbst verlangte, oder daß sie es so haben wollte, sie behielt den Namen Goldsmith bei, und war unter demselben überall bekannt. So bald sie vor diesem neuen Hause Besiz genommen hatte, überließ sie sich ganz ihrer Eitelkeit und lebte mit derselben Pracht als eine Dame vom ersten Range.

Die meiste Zeit brachte der Hauptmann im Lager zu; aber er speiste bei Madam Goldsmith beinah alle Abend. Auf die Art konnte man von ihm mit allem Recht sagen, daß er ein guter Offizier sei, denn er brach-

brachte den Tag über im Lager zu und in der Nacht machte er Rekruten.

Die Freigebigkeit und Grosmuth des Hauptmanns hatte gar keine Grenzen und seine Kompagnie brachte ihm doch nicht so viel ein, daß er davon diesen grossen Aufwand bestreiten konnte. Sie überließ sich ohne Rükhalt allen den kostspieligen Vergnügungen, welche denjenigen, die sie bezahlen können, eine so grosse Stadt als London ist, sehr leicht verschaft. Ihr Gefolge war so beschaffen, daß sie in den Augen derjenigen, die sie nicht kannten, für eine Dame von Stande galt. Ihr ausserordentlicher Hang nach Pracht und Schimmer, gieng so weit, daß sie noch ausserdem, was sie von der Grosmuth ihres Liebhabers erhielt, ansehnliche Schulden machte.

In dieser Lage befand sich Madam Goldsmith, als ihr Mann nach England zurükkam. Er wuste nichts von der Aufführung seiner Gemahlin, und man kann sich leicht vorstellen, wie groß seine Verzweiflung war, als er sie erfuhr. Er erkundigte sich nach der Gegend wo sie wohnte, und nahm sich vor, sich an der Ungetreuen und ihrem Liebhaber auf eine ganz auffallende Art zu rächen. Mochten ihm nun entweder seine Freunde von seinem Vorhaben abbrin-

gen,

gen, oder behielt die Vernunft über die Eifersucht die Oberhand, wenigstens so viel ist gewiß, daß er sein erstes Vorhaben nicht ausführte, ja im Gegentheil schien es, als wenn er seine Frau verachtete, indem öfters an öffentlichen Oertern über diesen Punkt gesprochen ward, ohne daß er einmal darauf zu merken schien. Die Frau wunderte sich anfänglich über das besondere Benehmen ihres Mannes, da aber Verachtung Etwas war, dafür sie sich weiter nicht fürchtete, gewöhnte sie sich daran, und dachte, daß ihr Mann mit einem gewissen Admiral einerlei Meinung hätte, welcher sagte: „man könne nicht zur gleichen Zeit „seinem Könige auf dem Meer und seiner Frau auf „dem Lande dienen.„ Sie lebte in der grösten Sicherheit und Ruhe, als mit einemmal eine höchst unerwartete Katastrophe alle ihre Projekte von Grösse umstürzte und sie in ihren erstern ursprünglichen armen Zustand versezte. Ihr Liebhaber war es wahrscheinlich müde, diese übermässigen Ausgaben länger fortzuseszen, er war vielleicht noch mehr ihrer Reizze überdrüssig; er sagte es ihr daher einmal ganz bestimmt, daß seine Umstände ihm weiter nicht erlaubten, sie zu unterhalten, er hätte beschlossen, sich einzuschränken und bäte sie also, sich eine andere Wohnung zu miethen. Dies war für sie ein Donnerschlag. Verlassen von ihrem

Mann,

Mann, mit vielen Schulden beladen und wenig baares Geld vorräthig, befand ſie ſich in keiner geringen Verlegenheit. Ihre Gläubiger erwarteten nicht erſt die groſſe Veränderung, die mit ihr vorgehen würde, ſie wollten gleich bezahlt ſein. Und da ſie die Unverſchämtheit gehabt hatte, dieſe Schulden unter ihrem eigenen Namen zu machen, konnte der Hauptmann wegen der Bezahlung nicht behelliget werden. Da ſie nun von allen Seiten gedrängt ward, ſagte ſie, ſie wäre verheirathet, und ſchikte ihre Gläubiger an Herrn Goldſmith. Ich weis nicht, ob er ſie bezahlte, aber ſo viel weis ich, daß ſich meine Gebietherin in ein dunkels Kämmerchen zurükzog, wo ſie ihr Gewebe fortſezte, und ſehr bald die Zahl der Unreinen vermehrte, womit London ſo angefüllt iſt. Da ich nun weder Vortheile noch Ehre erwarten konnte, wenn ich bei ihr blieb, trat ich aus ihrem Dienſt.

Ehe ich meinen Lebenslauf und meine Bemerkungen fortſezze, kann ich mich nicht enthalten, dem Leſer eine Anekdote mitzutheilen, die mir ſehr intereſſant zu ſein ſcheint, welche ich einmal auf der Toillete der Madam Goldſmith fand, unter einer andern groſſen Menge Novitäten, die ihr Liebhaber ihr verſchafte, um ſie

zu

zu beluſtigen. Ich machte davon eine genaue Kopie, Hier iſt ſie.

Die glükliche Trennung.

In der Welt iſt nichts ganz vollkommen, und die Reſultate, welche die Philoſophie dem aufgeklärten Beobachter darbietet, lehren ihn, daß es unmöglich ſei, ganz glüklich zu ſein. Wenn die Liebe nicht ſo mancherlei Arten Leiden der Eiferſucht und noch ſo vielen andern Unannehmlichkeiten unterworfen wäre, dann könnte man allenfalls zugeben, daß dieſe Leidenſchaft dem Menſchen, wenigſtens auf eine gewiſſe Zeit ein reines Vergnügen verſchafte. Aber die Unbedachtſamkeit, die Ungleichheit und der Mangel an Zärtlichkeit, ſcheinen wechſelsweis um die Ehre zu ſtreiten, was am meiſten dazu beitragen kann, das Erdenleben recht unglüklich zu machen. Niemanden ſind die gefahrvollen Wirkungen dieſer Leidenſchaft unbekannt; allein die Natur will es einmal haben, daß alle Weſen ihrer Herrſchaft unterworfen ſein ſollen.

Aus der folgenden Anekdote wird man ſehen, wie ſie diejenigen, die ihr ergeben ſind, in ſo mannigfaltige Händel verwikelt.

In

In der westlichen Gegend Englands, lebte ein Edelmann, Namens Hargrave, von mittelmäßigem Vermögen, aber aus einer sehr alten Familie. Seine Frau starb, nachdem sie ihm eine Tochter geschenkt hatte; zum Besten derselben beschloß er, sich nie wieder zu verheirathen und seiner Tochter eine glänzende Erziehung zu geben.

Je älter Sophie ward, desto vollkommener ward sie von Tage zu Tage, und in ihrem sechzehnten Jahr bezauberte sie durch ihre Schönheit alle Herzen, und durch die Vollkommenheit ihres Verstandes, durch die Güte ihres Herzens, zog sie die Bewunderung aller derer an sich, welche das Glük hatten, sie zu kennen.

Eine zarte Taille, eine gewisse Sanftheit in ihrem Blik, das Rosenroth ihrer Wangen, ihre korallenen Lippen, die Schneeweisse ihres Busens, alles vereinigte sich, aus ihr ein Meisterstük der Natur zu formen.

Unter der großen Anzahl von Anbethern, welche natürlich Sophiens Reizze herbeizogen, war der eifrigste und ergebenste, ein gewisser Kaufmannssohn, Namens Karl Marwell; auf diesen jungen Menschen hatte dies liebenswürdige Mädchen den lebhafs

testen und bleibendsten Eindruk gemacht. Aber unglüklicher Weise mußte er einmal mit dem alten Hargrave, der von seinen Meinungen und Vorurtheilen ganz eingenommen war, sich in einen politischen Streit verwikkeln, sie ereiferten sich beide so, daß sehr bald einige unsanfte Worte folgten, und Sophiens Vater gieng am Ende so weit, daß er ihm sein Haus verbot. Alle Demüthigungen des jungen Menschen, wodurch er seinen Fehler wieder gut machen wollte, waren umsonst. Der eingenommene Alte wollte diese unglükliche Sentenz nie zurüknehmen. Sophie tröstete ihn darüber in den zärtlichsten Briefen, ihr Vater erfuhr es, und schloß sie so lange ein, bis er gewiß wußte, daß Herr Marwell mit seinem Sohn nach London gereist waren. Sie reisten aufgebracht über einen Nachbar ab, der sie mit so viel Verachtung behandelt hatte. Doch bald nach ihrer Abreise starb der alte Hargrave. Karl konnte, ungeachtet aller Ermahnungen seines Vaters, doch nicht seine Sophie vergessen, sie war stets seinem Geiste gegenwärtig, allein alle Verbindungen zwischen seiner Geliebten und ihm waren völlig abgeschnitten. Von dieser steten Unruhe unaufhörlich gemartert, welche in seinem Herzen eine unglükliche Leidenschaft entstehen ließ, nahm er den Vorschlag

an,

an, den ihm ſein Vater that, und machte eine Reiſe nach Jamaika, um dort einen von ſeinen Verwandten zu beſuchen, der ſich auf dieſer Inſel etablirt hatte.

Nach Hargravens Tode kam Sophie bei einer Tante in Penſion, und einer von ihren weitläuftigen Verwandten ward Vormund, bei dieſen beiden Anverwandten pflegte ſie ſich wechſelsweiſe aufzuhalten. Allein ſie fand bei beiden wenig Vergnügen und Unterhaltung. Alle beide alt und mürriſch, konnten unmöglich einem Mädchen von ihrem Alter und Temperament viel Vergnügen verurſachen. Doch lernte ſie ſich mit der Zeit in die Umſtände ſchikken, indem ſie recht gut wuſte, welche Pflichten ſie ihren Vormündern ſchuldig wäre, und ſie that alles, um ihnen nach Gefallen zu leben, und ihre Güte zu verdienen.

Sophie hatte die Abreiſe des jungen Marweil nach Jamaika erfahren. Liebende pflegen ſich gewöhnlich mit Hoffnungen zu ſchmeicheln, auch ſie unterhielt in ihrem Herzen die Hoffnung, daß ſie ihn bald in England wieder ſehen würde, und nun ſah ſie auch gleich die Möglichkeit vorher, daß ihre

Wünsche erfüllt werden würden. Diese so weit entfernte Hoffnung machte sie gegen alle Heirathsvorschläge taub, die man ihr antrug. Ja sogar wies sie solche Männer ab, die ihre Verwandten zum Theil selbst ernannten und ihnen allen möglichen Beistand versprochen hatten, da sie nicht mit denselben Augen die Sache betrachteten, als ihre junge Freundin, noch weniger an den zärtlichen Empfindungen ihres Herzens Theil hatten.

Endlich that ein Edelmann von acht ten Jahren seine Anwerbung und hielt um Sophien mit einer gewissen Festigkeit und Standhaftigkeit an. Er war vermuthlich ein Freund der Tante, die diese Parthie für ihre Nichte sehr vortheilhaft hielt, weil sie eine vollkommene glückliche Ehe weissagte.

Veresford war ein Mann von einer sehr guten Miene, dem es, ohne gerade gelehrt zu sein, weder an Verstande, noch an guten Eigenschaften fehlte, er war mit einem Wort ein Mann, der einem jeden andern Frauenzimmer würde gefallen haben, deren Herz weniger eingenommen, oder schon einem andern versprochen gewesen wäre. Allein diese Schwierigkeit war grösser, als man sich dachte, die Nichte mach-

machte ihm unaufhörliche Einwendungen, indeſſen die Tante ſie zu heben ſuchte, und ihm verſprach, alles was ſie nur könnte beizutragen, daß die Heirath vor ſich gienge. Nach und nach verſchwanden ihre Zweifel und ſie glaubte, daß Sophie, ihrer Kälte ungeachtet, doch noch zur Vernunft kommen, und ihn zum Manne nehmen würde.

Miß Hargrave war nicht geradezu gegen ihren neuen Liebhaber eingenommen, das wußte er, und darauf gründete er ſeine Hoffnung. Ob ſie ihn nun gleich mit einer gewiſſen Achtung behandelte, und ihm den Reſpekt erzeigte, den man jedem rechtſchaffenen Mann ſchuldig iſt, würde er doch vielleicht nie zu ſeinem Zweck gekommen ſein, wenn ſich nicht folgende Umſtände ereignet hätten.

Madam Hargrave verlor ihren einzigen Sohn, an den ſie mit ganzer Seele hing. Ihr Haus ward auf die Art ein ſehr trauriger Wohnort und Herr Hinton — Sophiens anderer Vormund — rieth ihr, einen Ort zu verlaſſen, der ſie nur zu oft an einen Verluſt erinnerte, den ſie erlitten hatte, und nach London zu ziehen. Sie folgte dieſem Rath, und reiſte mit ihrer Nichte nach dieſer Stadt, wo ſich

bald

bald hernach, wie man leicht denken kann, auch Beresford einfand. Einige Zeit nach ihrem Hierſeyn, traf ſie ganz von ohngefehr in einem Hauſe, wo ſie eben zum Beſuch war, den Vater ihres Liebhabers an, welcher gleich Gelegenheit nahm, ihr zu ſagen, daß er gegenwärtig hoffe, daß nun wohl aller Zwiſt zwiſchen beiden Familien beigelegt wäre. Dieſer Umſtand brachte ihr den Verluſt ihres Vaters wieder ins Gedächtniß, ſie ſeufzte; und einige Thränen entfloſſen ihren Wangen. Marwell bemerkte es, und brachte das Geſpräch unvermerkt auf einen andern Gegenſtand, aber er konnte es doch nicht vermeiden, daß er abermals eine ſehr empfindliche Saite berührte; denn er ſprach von ſeinem Sohn, und ſagte von ihm, daß er in Jamaika ſehr wohl ſtünde. Ehe ſich Miß Hargrave noch beſtimmen konnte an ihn einige Fragen wegen des Schickſals desjenigen zu thun, den ſie noch immer mit ſo viel Zärtlichkeit liebte, erinnerte die Tante an das Abſchiednehmen und unterbrach dieſe Unterhaltung, und es wollte ſich hernachmals keine Gelegenheit finden, ſie wieder anzufangen.

Madam Hargrave erkundigte ſich gleich bei ihrer Nachhauſekunft bei ihrer Nichte nach dem Manne,

mit

mit dem sie gesprochen hätte — ob sie ihn gleich in der That recht gut kannte — und fragte nach dem Inhalt des Gesprächs. Sophie beantwortete diese Fragen ganz aufrichtig, mit aller Treuherzigkeit, aber nicht ohne eine gewisse Bewegung, die schwer zu verbergen war. Doch die Tante bemerkte es recht gut, und eben auf diese Bemerkung entwarf sie einen Plan, nach dem sie ihre Nichte dahin zu bringen gedachte, Beresford zu heirathen.

Sie benutzte den Augenblik, da sie wußte, daß Marwell außerhalb London war, und erneuerte mit einem ältlichen Manne die Bekanntschaft, der vor vielen Jahren einer von ihren Verehrern gewesen war; sie bat ihn zu sich, und nachdem sie ihm die nöthigen Instruktionen gegeben hatte, welche Rolle er spielen sollte, führte sie ihn zu ihrer Nichte.

Einmal als er bei ihr allein war, lenkte er sehr geschikt die Unterredung auf Karl Marwell, und erzählte von ihm, daß er in Jamaika sich verheirathet habe, und schon zwei Kinder hätte. Diese unerwartete Nachricht grif Sophien so an, daß sie alle Besinnungskraft verlor, so daß man sie blos vermittelst Arzneimittel wieder zu sich selbst bringen konnte.

Die:

Dieser Zufall zog ihr eine langwierige Krankheit zu. Die Tante wußte recht gut die Veranlassung davon, anstatt daß sie aber den Zustand ihrer Nichte, wie billig, hätte rühren sollen, freute sie sich vielmehr, daß diese Begebenheit sie näher zum Zwek bringen würde.

Bresford verließ Sophien während ihrer Krankheit keinen Augenblik, und trug für sie alle mögliche Sorgfalt. Allein er legte seiner Leidenschaft ein hartes Stillschweigen auf, bis die Kunst des Arztes, noch mehr aber ihr eignes starkes Temperament, ihr ihre Gesundheit wieder gegeben hatte. Nun, da Sophie von ihrem ersten Liebhaber verlassen zu sein glaubte, sah sie Beresforden mit günstigern Augen an. Da sie Empfindungen der Dankbarkeit für Liebe hielt, da sie von ihrer Tante dringend zugesezt ward, willigte sie endlich darin, ihm ihre Hand zu geben. Auf die Art vermählte sie sich mit ihm in einem unglüklichen Augenblik, wo ihr Herz die Gleichgültigkeit gegen einen Mann nicht merkte, den sie schäzte, ohne ihn zu lieben.

Sophie ward also Madam Beresford. Gerührt über die zärtliche Aufmerksamkeit, welche ihr

Mann

Mann gegen sie äußerte, war sie drei Jahr so glüklich, als es eine Person in ihrer Lage nur immer sein konnte. Sie suchte die Liebe und Zärtlichkeit ihres Gemahls, so viel sie nur immer konnte, zu erwiedern; allein immer blieb es ihr unmöglich, ihren ersten Liebhaber zu vergessen. In ihrem Innern war sie traurig und niedergeschlagen, wenn sie sich auch äußerlich stellte, als wenn sie munter, ruhig und glüklich wäre.

Beresford verschafte seiner Gemahlin alle Vergnügungen, die er ihr nur nach seinem Vermögen verschaffen konnte. Sie besuchte die Bälle, die Assembleen und die Schauspiele. Diese mannigfaltige Beschäftigungen und Zerstreuungen, trugen sehr viel dazu bei, den geheimen Kummer, der sie beängstigte, von Zeit zu Zeit von sich zu entfernen.

Als sie an einem Abend vom Ball kam, und ihren Wagen erwartete, näherte sich ihr ein junger wohlgekleideter Mensch, und bot ihr seinen an. Sie nahm das Anerbiethen nicht an. Er machte Entschuldigungen über seine Dreuſtigkeit, und ließ den Wagen der Madam Beresford suchen. Ehe noch die Kutschz angekommen war, betrachteten sie sich

ganz

ganz genau, und erkannten sich einander augenblik-lich — Ach! Sophie — Ach! Karl — weiter konnten sie nichts vorbringen.

So bald sich Karl von der ersten Ueberraschung erholt hatte, eilte er auf seine Geliebte zu, um sie zu umarmen. Allein sie stieß ihn zurük, und gab ihm durch ein paar Worte zu verstehen, daß sie die Veränderung wüßte, die mit ihm vorgefallen sei, und daß ihre jetzige Lage es ebenfalls nothwendig mache, ihn zu bitten, sie augenblicklich zu verlassen, dies geschah aber doch nicht eher, als bis der Wagen mit dem Bruder des Herrn Beresford bald nachher kam. Sie trennten sich, ihre Herzen voller trauriger Betrachtungen, über diese höchst unerwartete Begegnung und über die Umstände, worunter sie sich trafen.

Norwell hoffte schmeichelte, die noch einmal wieder zu sehen, die sein Herz stets angebetet hatte; zu dem Ende folgte er dem Wagen der Madam Beresford, bis er wußte, wo sie wohnte. Nachdem er in der Nachbarschaft gehörige Erkundigungen eingezogen hatte, die zu seinem Plan erforderlich waren, fand er ein Mittel aus, seiner Geliebten einen Brief zustellen zu lassen. Bald nachher fing er, vermittelst

telſt der Liſt einer Kammerjunfer, einen ordentlichen Briefwechſel mit Madam Beresford an, die ſich ſchmeichelte, daß er blos Tugend und Unſchuld zur Abſicht habe. Aus einer Erklärung, die nicht lange ausblieb, erfuhr ſie mit Schrekken, auf welche Art man ſie betrogen habe, und dieſe Entdekkung, machte ihr den Verluſt desjenigen, der ſie allein hätte glüklich machen können, noch weit bitterer. Alle dieſe Betrachtungen, verbunden mit dem Unangenehmen ihrer Lage, machten ihr ihren Mann von Tage zu Tage verhaßter.

Indeſſen arbeitete Suſanne, das Kammermädchen der Madam Beresford, durch Geſchenke von Marwell gewonnen, unaufhörlich daran, die Flamme der Liebe in dem Herzen ihrer Gebieterin beſtändig zu unterhalten, und alle Vorwürfe und Gewiſſensbiſſe in ihr zu erſtiken. So bald ſie merkte, daß Liebe und Ehre ſich um den Vorzug ſtritten, hielt ſie es für rathſam, einen Schritt weiter zu gehen, und Marwell bei Madam Beresford einzuführen.

Dies ſchlaue Mädchen benuzte die Gelegenheit einer Reiſe, welche ihr Herr in ſeinen Geſchäften

machte. Sie unterrichtete Marwell von diesem Umstande, und zugleich von ihren Absichten, ihm zu einer geheimen Zusammenkunft beförderlich zu sein. Er glaubte, er müßte erst Sophien in einem Schreiben um Erlaubniß bitten. Allein sie suchte ihm dies auszureden, unter dem Vorwande, daß sie diese Angelegenheit selbst besorgen wolle. So weit war alles richtig, nachdem alle unnütze Zuschauer entfernt waren, ließ sie Marwellen gegen Abend ins Haus, und so dann lief sie zu ihrer Gebieterin, und sagte ihr, daß Jemand sie zu sprechen verlange. Nach und nach sagte sie ihr erst die rechte Wahrheit. Anfänglich war Madam Bereeford über diese Unverschämtheit ganz betroffen, indem sie an die Folgen dachte, die daraus entstehen könnten, und ihren Bedienten nicht leiden wollte; allein indem sie noch über die Sache unentschlossen war, stieg er ganz sachte die Treppe herauf und führte sich selbst ein. Sophie ließ sich ihre Unzufriedenheit merken. Er gab nicht darauf Achtung, indem er wohl wußte, daß bei dergleichen Gelegenheiten der Zorn eine Leidenschaft ist, die bei den Frauenzimmern sehr bald vorüber gehet. Er blieb. Susanne verließ das Zimmer. Sie gaben sich nun einander Aufschlüsse, wodurch ihre erste Zärtlichkeit in ihren Herzen erneuert wur-

wurde. Sophie war eine bescheidene Frau, allein sie war nicht mehr das furchtsame Mädchen. — Sie war nicht mit dem vermählt, den sie wirklich liebte — Sie hatte einen Liebhaber gehabt, sie hatte ihn noch. — Kurz sie war eine Frau und hatte ungleich alle Schwächen ihres Geschlechts. — Karl benuzte diese gute Gelegenheit, und vergaß, was er der Klugheit schuldig war; sie vergaß sie noch mehr, und ließ sich besiegen. — — — Der Ort war für die Liebe zu günstig. Ihr Liebhaber überhäufte sie mit den zärtlichsten Liebkosungen, und sie sank in seine Arme.

Kaum waren sie von dem ersten Zauber der Liebe zurükgekommen, als sie ein groſses Geräusch an der Thüre hörten, das unter solchen Umständen immer gröſser zu sein scheint, als es wirklich ist.

Die natürliche Furcht in einer solchen Lage, ließ sie vermuthen, daß es kein anderer als Beresford sein könnte, welcher gerade in diesem kritischen Augenblik zurükkäme. Es war keine Minute zu verlieren. Marwell trat auf Sulannens Vorschlag in ein Nebenkabinet. Kaum war er darin, als nicht der Mann, sondern eine ganz andere Figur herein-

trat,

trat, die immer hätte wegbleiben können, nemlich — die Tante.

Da überhaupt jedesmal ihre Besuche langweilig waren, so mußten sie bei dieser Lage der Sache, höchst verdrüßlich und unausstehlich sein. Indessen nahm die Unterhaltung über mancherlei Gegenstände ihren Anfang, wobei die Tante an ihrer Nichte eine ganz außerordentliche Zerstreuung und ungewöhnliche Bestürzung bemerkte, welche die leztere einer üblen Laune zuschrieb.

Madam Hargrave hatte schon öfters mit ihrer Nichte über die erste Unterredung gesprochen, die sie mit Norwell dem Vater gehabt hatte, blos in der Absicht, um die Stimmung ihres Herzens gegen ihren alten Liebhaber auszuforschen. Allein Madam Beresford, welche die ganze Absicht ihrer Tante errieth, war jedesmal auf ihrer Hut, gegen die Fallstricke, die man ihr legte. Gerade zum Unglük mußte Madam Hargrave diesmal das Gespräch auf diesen Gegenstand lenken. Sophie erröthete, weil ihr ganz natürlich der vorige Auftritt recht lebhaft beifallen mußte, und dies verursachte ihr eine gewaltige Erschütterung.

Die

Die Tante bemerkte dies, und die Nichte entſchul-
igte ſich noch einmal mit ihrer üblen Laune, indem
hinzuſezte, daß ſie wohl merke, daß ſie Ruhe ſehr
othig habe. Madam Hargrave nahm von ihr Ab-
hied, aber ſie bemerkte ſehr gut, daß etwas ganz
uſſerordentliches mit ihrer Nichte vorgefallen ſein
üſte, davon ſie die eigentliche Urſache nicht erra-
en konnte.

Sophie Veresford hatte in dieſem Augenblik
hr viel Grund zu wünſchen Sophie Maxwell zu
n. Sie empfand Gewiſſensbiſſe, verbunden mit
eiſtesbeunruhigungen, welche ſie ſo ſchwächten, daß
kaum vermögend war, ihre Tante bis an die
hüre zu begleiten. Sie fiel in eine Ohnmacht,
raus ſie Karl, der aus ſeinem Kabinet heraus-
t, von Suſannen unterſtüzt, ſehr bald zurük-
achte.

Suſanne war eine Intrigenmacherin, eine Kup-
in von Profeſſion, die ſich ſo gerne in die Häuſer
ſchleichen, um recht viel Unordnung und Verwir-
ng anzurichten, ſo bald ſie dabei ihre Rechnung
den können. Sie war noch unverheirathet, aber
ne Jungfer mehr. In einem Alter von ſechs und

zwan-

zwanzig Jahren hatte sie Erfahrung genug, um nur zu errathen, was zwischen ihrer Gebietherin und Karl Marwell vorgefallen war, wenn sie auch nicht auf ein Mittel gesonnen wäre, von dem ganzen Akt einen Augenzeugen abzugeben. Sie hatte viele Gründe dazu, wie man dies in der Folge sehen wird. Dies Mädchen, die durch ihren Verstand und durch ihr aufgewecktes, einnehmendes Wesen, die Vertraute ihrer Gebietherin geworden war, konnte bei ihr alles ausrichten. Auf ihr Anrathen versteckte sich Karl, ohne entdeckt zu werden, wenigstens glaubte er es. Er ging nach Hause, trunken von den Vergnügungen, die er genossen hatte, ohne an die gefährlichen Folgen zu denken, die daraus entstehen könnten.

Dies Liebesverständniß ward fortgesezt, wie man glaubte, ganz geheim. Indessen machte sich Madam Bercsford viele Vorwürfe darüber, indem sie eine gewisse Kälte in der Zuneigung ihres Mannes merkte; das ihr sehr nah ging. Sie war auf die Art in einer sehr bejammerswürdigen Lage.

So standen die Sachen seit sechs Wochen, als Karl Marwell einmal folgenden Brief erhielt.

Mein

Mein Herr,

„Meine Mode iſt nicht, mich in lange Streitigkeiten einzulaſſen, weder im Sprechen, noch im Schreiben. Die Abſicht dieſes Briefes iſt blos, Ihnen etwas ins Gedächtniß zurükzubringen, das Sie ſchon wiſſen müßen, nemlich: daß Sie ein niederträchtiger Schurke ſind — Sie haben mich auf die abſcheulichſte Art beleidigt — Ich hätte noch immer Muth genug, ob ich gleich weit älter bin als Sie, eine perſönliche Genugthuung zu fordern; allein ich wähle ein ander Mittel, um ſie mir zu verſchaffen. — Ich habe ihren völligen Ruin beſchloſſen. — Armuth und Schande ſollen der zu theil werden, die Sie ſo niederträchtig verführt haben, ſie iſt ganz in meiner Gewalt. Nach dieſem richtlichen Spruch, haben ſie völlige Freiheit, wenn Sie wollen, als ein zweiter irrender Ritter, mit ihr neue Abentheuer aufzuſuchen.„

H. Beresford.

Nachſchrift. „Sie können verſichert ſein, daß ihre Familie nächſtens die ſchöne Handlung eins ihrer würdigſten Mitglieder erfahren ſoll, das nicht feile Dirnen genug auftreiben kann, ſeine viehiſche Brunſt zu ſtillen, ſondern eine ehrliche Frau zu verführen

ſucht, und auf die Art die Ruhe einer tugendhaften Familie zerſtört.„

Dieſer Brief war für Maxwell ein Donnerſchlag. Anfänglich wollte er Beresford zwingen, ſich mit ihm zu ſchlagen, um mit Gefahr ſeines Lebens derjenigen ihre Ehre wiederzugeben, die er verführt hatte. Allein dies Vorhaben hatte keinen Beſtand, ſelbſt nach Sophiens Rath, der Suſanne alles hinterbracht hatte. Sie ſelbſt wünſchte, daß dieſe Geſchichte nicht ganz aufgeklärt werden möchte, deshalb übernahm ſie dieſen Auftrag mit Vergnügen.

Indeſſen vermied Beresford ſorgfältig, mit Maxwell irgend wo zuſammen zu kommen. Aber er übergab ihn der Gerechtigkeit, wo er nach Suſannens Ausſage, des Ehebruchs ſchuldig befunden und zu einer Geldſtrafe von fünf tauſend Pfund Sterling, an Kapital und Zinſen, verdammt ward. Dieſe Sentenz entzog Maxwell den größten Theil ſeines Vermögens.

Beresford drang auf die Eheſcheidung und ward völlig von ſeiner Frau getrennt. Damals war ſie ſchon ziemlich hoch ſchwanger, allein ſie war ſo rechtſchaffen, und ſagte ihrem Manne nichts davon, weil ſie aus guten Gründen glauben muſte, daß dies eine Frucht ihrer Liebe mit Maxwell ſei.

Nach

Nach Verlauf einer kurzen Zeit, als Sophie ein kleines Zimmer auf Karls Kosten bewohnte, erhielt sie von Charlotten, Susannens Schwester einen Brief. Er war in einem Augenblik geschrieben, wo die Todtkranke nur noch wenige Tage zu leben Hofnung hatte, sie gab ihr darin Nachricht, daß sie es schon lange vor Marwells Zurükkunft mit Herrn Beresford gehalten, daß Susanne von ihm den Auftrag gehabt, die geheime Zusammenkunft zu befördern, die sie unglüklich gemacht hätte, daß ihr Mann schon längst auf Mittel bedacht gewesen wäre, sich ganz von ihr loszumachen, und so bald er von Susannen erfahren, was vorfiele, habe er mit Vergnügen diese Gelegenheit benuzt, sich von seiner Frau zu trennen. Auf die Art habe er selbst viel zur Schande seiner Gemahlin beigetragen. Sie sezte hinzu, daß er seit ihrer Ehescheidung mit ihr noch immer gelebt habe, in einem etwas abgelegenen, aber sehr angenehmen Hause.

Kaum war Marwell von diesen besondern Umständen unterrichtet worden, als er sie öffentlich auszustreuen suchte, und vornehmlich bei solchen, welche Beresford seines Unglüks wegen zu bedauern schienen. Im Grunde war es doch weiter nichts, als ein sehr

glüklicher Zufall für ihn, weil er seit seinem Umgange mit Charlotten auf alle mögliche Mittel bedacht gewesen war, sich auf irgend eine Art von seiner Frau loszumachen. Man kann gar keine Vergleichung machen, zwischen einer Frau, die so schändlich betrogen ist, und mit ihrem ersten Liebhaber, der ihr am Stande gleich ist, sich vergehet, und zwischen einem Mann, der mit einer Verführten, weit unter seinem Stande, eine Liebschaft anfängt, und mit ihr Anschläge macht, seine Gemahlin ganz zu Grunde zu richten.

Beresford überlebte nicht lange diese Begebenheiten, und seine wenigen Lebenstage brachte er unglüklich zu. Er und Charlotte warfen sich wechselsweise ihre Fehler vor. Susanne von ihrer Gebietherin fortgejagt, zog zu ihnen und erregte natürlich bei ihrer Schwester Eifersucht. Beresford hinterließ nach seinem Tode einem weitläuftigen Verwandten sein Vermögen. Susanne bekam davon fünfhundert Pfund Sterling. Charlotte keinen Schilling. Diese Unglükliche erholte sich von ihrer Krankheit, ward eine öffentliche Hure und starb bald nachher.

Susanne heirathete einen von ihren Liebhabern, dessen Charakter sie nicht genau kannte. In einem

Zeit-

Zeitraum von drei Monaten brachte er ihr ganzes Vermögen durch, verließ sie und gieng nach Amerika. Dies Frauenzimmer starb bald nachher in einem Arbeitshause.

Indessen alles dies vergieng, lebte Sophie traurig in ihrer Einsamkeit, ohne sich sehen zu lassen. Man unterrichtete sie von allen Verläumdungen, welche man auf ihre Rechnung unter des Publikum verbreitete, und sie ertrug diese Ungerechtigkeit mit einer unnachahmlichen Geduld.

Dies unglükliche Weib wuste es zu gut, daß sie nicht unschuldig war. Allein die Umstände, wie wir schon gesehen haben, verminderten doch sehr ihren Fehler, indessen das schrekliche Verbrechen ihres Mannes auf keine Weise entschuldigt werden kann. Sein Tod machte vielen Kummer der Sophie ein Ende, aber einiger blieb doch noch übrig. Der junge Maxwell hatte weiter kein Vermögen, die Geschäfte seines Vaters waren auch nicht in der besten Verfassung; und nach dem begangenen Fehler seines Sohnes, wollte er ihn auch nicht recht unterstüzzen.

Täglich nahm die Verlegenheit dieser treuen Liebenden zu und machte ihre Lage höchst bejammernswürdig. Recht zum Glük kam ein Verwandter des

Max-

Marwell, von dem ich schon vorher geredet habe, von Amerika an, gerade von dem Ort, wo Karl sich verheirathet haben sollte. Dieser Freund machte immer viel aus Marwell, er ließ sich von ihm sein Unglük erzählen, und seine Lage, worin er sich jezt befand. Er gab ihm den Rath, die Frau zu heirathen, deren Ruf er befleckt habe, mit der Versicherung, daß er ihn mit allen Nothwendigkeiten unterstüzzen wolle.

Dieser gute Freund hielt Wort, er stiftete zwischen Marwell, dem Vater und Sophien Versöhnung, sie heiratheten sich, und er gab ihnen dreitausend Pfund Sterling, mit der Versicherung, ihnen einmal sein ganzes Vermögen zu vermachen, da er niemals heirathen wolle.

Als Karl Marwell, aus allem, was bereits vorgefallen war, nur zu sehr Sophiens Standhaftigkeit kennen lernte, sah er sie als ein Geschenk des Himmels an. Ihre Hände wurden verbunden, aber ihre Herzen waren es schon längst. Die Liebe leuchtete mit ihrer Fakel bei dem hochzeitlichen Bette, und ihr ganzes Leben floß glüklich dahin. Sophie gehörte unter der kleinen Zahl von Frauenzimmer, denen ihre Fehltritte nicht zum völligen Ruin gereichen, und sie kom-

konnte mit Recht ſagen, daß ihre Eheſcheidung eine glükliche Trennung war.

Da ich ſchon in einem gewiſſen Alter war, und mir ſo viel geſammelt hatte, daß ich leben konnte, ohne zu dienen, war mein völliger Vorſaz, mich in Ruhe zu begeben, als ich einmal dem Doktor E...t begegnete, den ich ſchon lange kannte, weil ich ihn in verſchiedenen Häuſern, wo ich in Dienſten geſtanden, geſehen hatte. Er erkundigte ſich nach meiner Lage, und als er erfuhr, daß ich auſſer Dienſten ſei, trug er mir es an, ob ich mich bei ihm als Haushälterin vermiethen wollte. Ich kannte ſeine Neigung zum andern Geſchlecht, folglich konnte ich nicht gut dieſen Vorſchlag ausſchlagen, indem es nicht ſo ganz unmöglich geweſen wäre, daß er an einem Frauenzimmer von meiner Figur Geſchmak gefunden hätte. Dann bildete ich mir wieder ein, daß ſeine Neigung zur Veränderung und Mannigfaltigkeit in dieſem Vergnügen, vielleicht könnte abgenommen haben, ich war gegen ihn gerechnet noch ſehr jung, und ſchmeichelte mir mit der angenehmen Vorſtellung, daß ich ihn wohl feſſeln könnte.

Indeſſen betrog ich mich gewaltig in den Abſichten des Doktors, und ward leider nur ſehr bald mei-

nen

nen Irthum gewahr. Er sagte mir im Vertrauen, daß er auf dem Punkt sei, sich zu vermählen, mit dem schönsten Mädchen auf der Welt. Sie sei erst sechszehn Jahr alt, und so eben aus einem Kloster gekommen, wo sie erzogen wäre, daher er an ihrer Tugend zu zweifeln, nicht die geringste Ursache hätte. Er wollte — sagt er — keine alte Person zur Haushälterin haben, sondern ein Mädchen, die die Welt kennte, die ihm einigen Unterricht geben könnte, wie er sich betragen müßte, weil er — sezte er hinzu — gestünde, daß er in diesem Stük sehr unwissend sei.

Madam E...t war die Tochter eines berühmten Schriftstellers, der sein ganzes Vermögen durchgebracht hatte, und sich dadurch die mancherlei Unglüksfalle zuzog, die seiner Familie betrafen, unter andern, daß seine Frau genöthigt ward, ihre Tochter in einem Kloster erziehen zu lassen und daß dies Mädchen aus Armuth gezwungen war, den ersten, den besten zu heirathen, der sie ernähren konnte. Diese Famile war aber doch noch nicht ganz herunter gekommen, sie hatte in London und Edinburg reiche Verwandten, die sie unterstüzten. Allein findet sich einmal ein Mädchen in einer solchen Lage, so kann sie sich nie schmeicheln, eine Parthie nach ihrem Geschmak

ſchmak und ihrer Wahl zu treffen, ſie muß ſich entweder in die Umſtände ſchikken, oder es ſich gefallen laſſen, ſizzen zu bleiben. Blos alſo die Zuſammentreffung von Umſtänden beſtimmten dies Frauenzimmer, den Doktor E...t zu heirathen, der auch nicht eine von den Eigenſchaften hatte, die das Herz eines jungen Mädchens einnehmen konnte. Er war klein, übel gebildet, hatte ein gemeines Geſicht, und in ſeiner Miene auch nicht einen Zug von Geiſt. Seine Unterhaltung war lebhaft; allein es herrſchte in derſelben ein Egoismus, der ſie unausſtehlich machte; man bemerkte dabei nichts, das den Mann von gutem Ton, noch weniger den Gelehrten karakteriſirte. In ſeinen Manieren hatte er etwas Familieres, welches man bei ſeiner Kunſt zu ſchäzzen pflegt, das wenigſtens weit angenehmer iſt, als ein Pedantismus, den viele Aerzte annehmen, der weder den Geſunden, noch den Kranken behagen kann.

Madam E...t war liebenswürdig, voller Reizze, mit einem Wort eine Venus, die weit eher zur Gefährtin eines muthigen Sohns des Mars, als eines Schülers des Hyppokrats gemacht zu ſein ſchien. Ihre Unterhaltung war angenehm, frei und geiſtvoll. Mit dem ganzen Anſtande einer Dame von Stande, verband

band sie Mienen und Blikke und ost die Manieren eines muthwilligen Mädchens.

In einem Kloster soll diese erzogen sein — dachte ich bei mir selbst — ich hätte vermuthet, sie hätte ihre Erziehung am Hofe, oder im Serail erhalten. Der Doktor bemerkte indessen nicht einen Fehler an ihr. Er war mit Recht stolz auf den Besiz eines solchen Weibes; denn sie war eine vollkommene Schönheit; aber sie war nicht für ihn, oder vielmehr er war nicht für sie gemacht. Er besaß Eitelkeit genung, das Gegentheil zu glauben, bis auf den Augenblik, da er genöthigt ward, die Wahrheit zu gestehen. Er hatte ihr einen Wagen geschenkt, und den Abend wenn er von seinen Besuchen nach Hause kam, war er gewöhnlich so müde, daß er ihr nicht Gesellschaft leisten konnte; es fand sich aber leicht einer, der seinen Plaz einnahm, und sie an Vergnügungsörter oder in eine Assamblee begleitete.

Das Zutrauen, das er zu seiner Frau hatte, war so groß und so unbegrenzt, daß er sich nicht glüklicher schäzte, als wenn er sah, oder hörte, daß sie von Prinzen, oder andern großen Herren war bemerkt worden. Er gab ihr jedesmal davon Nachricht

richt, als wenn ſie nicht ſelbſt genug den Werth ihrer Schönheit gekannt hätte. „Man hat mir eben geſagt, meine Beſte, daß der Herzog von Cumberland geſtern von den Reizzen einer gewiſſen Doktorfrau ganz bezaubert worden; und ich ſelbſt habe das Vergnügen gehabt, den Herzog von Glocester ſagen zu hören, und mit einem Schwur zu betheuren, daß Madam E....t das ſchönſte Weib in ganz England wäre.“

So ſprach ihr Mann, nicht etwan blos in Geſellſchaft, ſondern auch wenn er mit ihr allein war. Es war ganz natürlich, daß eine junge Schönheit, die ſo gern wünſcht bewundert zu werden, deren Mann durch übertriebene Schmeichelei dieſen Wunſch noch vermehrte, am Ende ſich ſelbſt überredete, daß ihre Reizze anziehend wären und den Doktor für unwerth hielt, ein ſolches liebenswürdiges Weib zu beſitzen. Sie nahm ſich nun in allem Ernſt vor, allen ſchönen Mannsperſonen Feſſeln anzulegen, von Prinzen an, bis auf den Niedrigſten; dies that ſie denn auch öfters auf eine ſo handgreifliche Art, daß man ſchlechterdings ihre Abſichten merken mußte.

Einer

Einer von den ersten merkwürdigen Vorfällen der Art, den ich selbst zu bemerken Gelegenheit hatte, war der mit dem Hauptmann M . . . n. Er speiste einmal den Mittag beim Doktor, der gegen Ende der Mahlzeit in ein anders Zimmer gerufen ward, weil man ihn consuliren wollte; er trug es daher seiner Frau auf, in seiner Abwesenheit die Honeurs bei der Tafel zu machen. Sie übernahm den Auftrag mit so viel Verstand, daß sie den Hauptmann bezauberte. Er war noch nicht lange mit ihr allein, als er die Augen auf einen großen Vorhang warf, der etwas zu bedekken schien. Was verbirgt dort der Doktor mit so viel Sorgfalt? rief er aus, riß die Gardine auf, und entdekte ein Gemälde, das eine nakte Venus in der wollüstigsten Lage vorstellte. Zufrieden mit dieser Entdekkung, gieng er wieder zur Madam E . . . t, rükte seinen Stuhl näher an den ihrigen, und sagte: Ich wundere mich gar nicht über die Vorsicht des Doktors. Das ist ihr Bild, Madam, ganz nach der Natur gemahlt. Ein verliebter Mann thut recht daran, daß er das verbirgt, was die ganze Welt bewundern muß, und das die Natur gewis nicht in der Absicht hervorgebracht hat, daß es nur ein Einziger genießen soll. — Daß doch die Mannspersonen — sagte

sie

ſie — die Weiber ſo gern verführen mögen! Wenn man ihnen glauben wollte — — Glauben Sie mir — Madam, dieſe Reizze — —

Er konnte nichts weiter ſagen, der Doktor trat in dieſem Augenblik ins Zimmer. Sie konnte ihm durch nichts antworten, als mit einem zärtlichen, bedeutenden Blik, den er ſehr gut verſtand. — „Sie können das beſizzen, was Sie ſo ſehr bewundern.“ —

Allein der Hauptmann war ein kluger und vernünftiger Mann. Die Wirkung, die der Wein und der Anblik eines ſchönen Weibes auf ihn gemacht hatte, ließen ihn unbedachtſam handeln; ſo bald er wieder zu ſich ſelbſt gekommen war, ſah er die Thorheit und das Niedrige einer ſolchen Verbindung ein, wie er es mir hernach ſelbſt geſtanden hat. Eben deshalb kam er nie wieder zum Doktor, ungeachtet der dringendſten Einladungen. Allein nicht alle Mannsperſonen ſind ſo klug, und noch wenigere haben einen ſo zarten Geſchmak. Einer von des Doktors Freunden war nicht ſo gewiſſenhaft, wenn man anders in dieſem freidenkeriſchen Jahrhundert, ſich des Worts Gewiſſen, bei einer Liebſchaft mit einer Frau, bedienen darf.

Herr

Herr For war jederzeit dem Doktor willkommen, aß sehr oft bei ihm, und war das, was man einen Freund des Hauses nennt. Weil Madam E . . . t in dem Fach der Literatur sehr unwissend war, so übernahm Herr For sehr gern das Geschäft, sie darin zu unterrichten. Er bat ihn so gar, ihr bei allen Lustpartien Gesellschaft zu leisten, so bald ihr Mann durch Geschäfte daran gehindert wurde. Er erfüllte diese verschiedenen Pflichten mit aller Zufriedenheit der Madam E . . . t; allein sie sah ihn noch nicht als einen eigentlichen Liebhaber an, weil zwischen ihm und dem Doktor eine so große Freundschaft obwaltete; sonst würde er gewis Eindruk auf ihr Herz gemacht haben. Er war einer von jenen flörrischen und melankolischen Menschen, aus deren Mienen ein starkes und festes Temperament hervorleuchtet, und die selten von den Frauen bemerkt zu werden pflegen.

Gerade um diese Zeit fand der Doktor nichts neues mehr an seiner Frau, seine Leidenschaft für sie hatte nachgelassen, er fand in ihren Armen keine andere Vergnügungen, als gerade dieselben, die er schon bei so vielen andern Frauenzimmern gefunden hatte. Eben deshalb kam er auf seinen ersten Hang

nach

nach Veränderung zurük. Alles war ihm einerlei, sie mochten schön oder häßlich sein, wenn sie nur für ihn den Reiz der Neuheit hatten.

Diejenigen, denen man täglich eine überflüßige Nahrung giebt, können zuweilen hintergangen werden, ohne daß sie es merken; aber der einmal an eine strikte Diät gewöhnt ist, kann nichts verlieren; die geringste Kleinigkeit, die man ihm entzieht, läßt ihn Hunger fühlen, und macht, daß er gleich das erstemal die Verminderung seiner Portion bemerkt. Sehr bald bemerkte Madam E . . . t die Wirkungen der Unbeständigkeit ihres Mannes, und sie nahm sich vor, sich zu rächen, indem sie es so machte, wie er. Wenn der Hauptmann M . . . n ihre Reizze verachtet hatte, so machte Herr For täglich desto größere Fortschritte in ihrer Gunst. Verschiedene sehr reiche Mannespersonen hatten schon bemerkt, was vorgieng, und thaten mancherlei Versuche, aber zum Glük kannte sie nur wenige Bedürfnisse und ihr Mann gab ihr alles, was sie nur verlangte. Sie wollte weiter nichts, als Vergnügen, das den Weibern so süße Vergnügen — Rache.

Ihre Absicht war nicht, den Wünschen des Herrn For Hindernisse in den Weg zu legen, allein sie be-

fürchtete immer, sich zu weit mit ihm einzulassen, sie wußte es, auf welchen vertrauten Fuß er mit ihrem Manne lebte, und sie fürchtete noch weit mehr das, was die Weiber unter ähnlichen Umständen gewöhnlich vermuthen, daß seine vorgebliche Liebe kein wahrer Ernst sei, daß er sich blos verliebt stelle, um ihre Schwachheit ihrem Manne zu entdekken. Eben deßhalb behandelte sie ihn mit der größten Zurükhaltung und so gar dann, wenn sie an seinen aufrichtigen Absichten gar nicht zweifeln konnte. Indessen merkte er wohl, ungeachtet dieser Verstellung, daß er auf sie einen gewissen Eindruk gemacht habe, er bat sie daher, mehr Zutrauen in ihn zu sezzen.

Wie können Sie — sagte sie, indem sie sich verwundernd stellte — wie können Sie sich unterstehen, mir eine Liebeserklärung zu machen, mir, der ich die vertraute Freundschaft kenne, die Sie für den Doktor haben? Soll ich glauben, daß ihre Absicht ist, ihren Freund zu beleidigen und zu beschimpfen, in einem für ihn so delikaten Punkt? Nein, ich kenne Sie zu gut, als daß ich Sie in einem ähnlichen Verdacht haben sollte. Ihre Absicht ist blos, meine Tugend, meine Treue auf die Probe zu stellen, damit sie das Vergnügen haben können,

mei-

meinen Mann von der Keuschheit und Unbestechlichkeit meines Herzens Nachricht zu geben. Ja ich habe eine zu gute Meinung von ihrem Verstande und ihrem Karakter, daß ich glaube, wenn ich so schwach wäre, mich zu ergeben, Sie davon kein Wort sagen würden. —

Das können Sie ganz fest glauben. —

Gehen Sie also gleich hin zum Doktor, und sagen Sie ihm das Resultat Ihrer Erfahrung, sagen Sie ihm, daß so wie man Gold im Schmelztigel bewährt findet, so hätte auch ich der Stärke ihrer Liebesflamme widerstanden, und wäre nach dieser Probe noch weit reiner geworden. —

Ich wollte um alles in der Welt willen nicht ein Wort über diese Sache verliereh. —

Listige Verstellung! Wie Sie wollen verlangen, daß ich mit Ihnen diese Komödie zu Ende spielen soll, als wenn ich nicht ihre Instruktionen wüßte, die er Ihnen gegeben hat! Diese Vorsicht könnte mich allein verbinden, ihn gerade damit zu bestrafen, wofür er sich am meisten fürchtet.

Der Himmel segne diesen Gedanken — rief Fox aus, indem er nicht recht überlegte, was

er sagte — dieser Verdacht war sicher ganz ungegründet.

Sie gestehen also doch, daß Verdacht da war. Welche Bande von Ungeheuren hat sich verschworen, und den Untergang eines armen Weibes beschlossen! Wie glüklich würde ich gewesen sein, wenn ich in den Mauern des Klosters geblieben wäre, wo ich erzogen ward, entfernt von allen Schurkereien der Menschen! Aber was verderbe ich erst meine Zeit, mit dem zu sprechen, der blos das Werkzeug von der Niederträchtigkeit eines andern ist? Ich will Sie bald lehren, was ihre Pflicht ist.

Bei allen, was Ihnen heilig ist, Madam, beschwöre ich Sie, hievon kein Wort zu sagen! Nie hat der Doktor sich verlauten lassen, einigen Verdacht gegen ihre Tugend zu äußern.

Wie, mein Herr, Sie wollen jezt zurüktreten? Sagten Sie mir nicht erst vor einem Augenblik, daß der Verdacht unbillig wäre?

Ich wußte wahrhaftig nicht, Madam, was ich sagte. Das Geschrei eines Unsinnigen, das Gerausch der Wellen, bedeutet eben so wenig etwas, als meine Worte in ihrer Gegenwart. Verliebt bis zur Verzweiflung, empfindlich bei ihrer Kälte und be-

betäubt durch die Verachtung, womit Sie mich überhäufen, da ist es wahrhaftig kein Wunder, wenn man zuweilen den Verstand verliert!

Diese Entschuldigung, mein Herr, kann mir nichts helfen, und wenn sie wirklich gegründet wäre, so sehe ich noch nicht ab, wozu sie dienen sollte. Sie kommen mir als der Mitverschworne eines eifersüchtigen Mannes vor, der bei dem Verdacht, den er auf die Tugend seiner Frau wirft, sich gerade des schändlichen Mittels bedient, ihre Schwäche zu entdekken. Sie würden auf die Art ein sehr falscher Mensch sein, der die Ehre seines Freundes und einer würdigen Frau ihre zu beschimpfen suchte.

Ach! Himmel ich will gern alles zugeben, nur nicht das, daß ich der Mitverschworne eines Mannes sei, den zu hassen mich die Liebe verbindet, und der nie derjenigen werth war, die er verachtet.

Sie lieben also noch stärker, so bald ich Sie für einen Verführer halte?

Nennen Sie mich, wie Sie nur immer wollen, aber glauben Sie mir, ich liebe Sie, ich liebte Sie von dem ersten Augenblik an, da ich die Ehre hatte, Sie zu sehen. Der tiefste Respekt war die einzige

Urſache meines Stillſchweigens, indem ich beſorgte, daß die ſtärkſte Leidenſchaft mir nur Verdruß verurſachen, und vielleicht meinen Untergang befördern könnte. Ich wußte es, daß ich nicht ihr Mann bin, daß ich es nie werden konnte, und daß ich mich nie mit dieſer Ehre ſchmeicheln dürfte; aber ich kann meine Flamme nicht länger zurükhalten, ich muß mich erklären oder ſterben.

Wenn ihre Lage wirklich ſo beſchaffen iſt, als Sie mir dieſelbe beſchreiben, ſo muß ich Sie in der That bedauren; aber zugleich muß ich Sie auch bitten, zu überlegen, in welchem Stande ich mich befinde, und was Sie von mir verlangen.

Himmel! habe ich es nicht lange genug überlegt? Mehr als hundertmal habe ich über dieſen Gegenſtand nachgedacht. Ich habe die Ehe unter allen möglichen Aſpekten, bei Chriſten und Juden betrachtet. Ich betrachte ſie erſt als ein Sakrament, als eine heilige Ceremonie, als ein geſezliches Band, ſodann als eine zärtliche Verbindung. Lange habe ich über die Folgen nachgedacht, welche auf ein Vergehen gegen Himen folgen könnten; aber ich fand nichts, was Sie hindern könnte, nach den Geſezzen der Natur und der Liebe glüklich zu ſein.

Ich

Ich erstaune, mein Herr, oft habe ich ihre großen Talente bewundert; und das Uebergewicht ihrer persönlichen Eigenschaften, strahlte mit zu vielem Glanz in die Augen eines jungen Weibes, daß sie sie ohne Mühe unterscheiden konnte, selbst dann, wenn sie sie mit des Doktors ihren verglich. Allein ich hatte eine zu gute Meinung von ihren Grundsäzzen, daß ich nie glauben konnte, daß sie sich je entschliessen würden, ihren Freund zu beschimpfen, selbst in dem Fall, wenn ich so schwach sein sollte, Ihnen Gelegenheit zu geben. Was soll ich also von dieser ihrer Erklärung halten?

Daß ich Sie zärtlich liebe — rief er aus und warf sich ihr zu Füßen — ihre Ehre wird eben so sicher sein, als sie nur in dem verborgensten Winkel ihres Herzens sein kann. Der Doktor selbst wird nicht den geringsten Verdacht haben, und ein Jeder wird zufrieden sein.

Sie beendigen, wie mir vorkommt, die Sache sehr schnell, mein Herr, aber ich kann nicht so hurtig gehen. Stehen Sie auf, denn ich muß Ihnen gestehen, daß sie ein zu gefährlicher Mensch sind, als daß man Sie lange zu den Füssen einer Dame liegen sehen kann.

Er stand auf, nahm sie in seine Arme, und trug sie auf einen Sopha, der nicht weit von dem Ort entfernt war, wo sie saßen.

Sachte — mein Herr — ich mag mich nie überrumpeln lassen. Wenn Sie je Herr von der Festung werden, so müssen Sie sie durch Sturm oder durch Kapitulation einbekommen, so leicht ergebe ich mich nicht. Als ich noch ein Mädchen war, und das ist eben so lange nicht her, habe ich mich nie verliebter Thorheiten oder leidenschaftlichen Trieben überlassen, selbst bei dem Manne nicht, den ich am meisten liebte. Ich wußte immer, wie weit ich gehen sollte.

Ich habe oft, Madam, ihre Gegenwart des Geistes bewundert; immer bewunderte ich an Ihren die feine Art, mit der Sie sich mitten unter den schönsten Mannspersonen der Nation betragen konnten. Ich bewunderte Ihren Witz, womit sie jedesmal die schmeichelhaftesten Sachen, die man Ihnen versagte, beantworteten. Aber das, was Sie mir so eben von den Zeiten sagen, da Sie noch Mamsel waren, setzt mich nicht wenig in Erstaunen. Ich kenne Ihren Karakter, ich weis auf welche Art Sie erzogen wurden, wodurch Sie jener gefahrlichen Fa

milia-

miliarität unausgesezt blieben, welche nur zu oft jede feine Empfindung unterdrükt, welche die Natur einflößt.

Familiarität mit Ihrem Geschlecht gewis nicht; allein Sie irren sich, wenn Sie glauben, daß ein Mädchen in einem Kloster nicht alles lernen könne, was es von den Mannspersonen zu wissen braucht.

Auf welche Art sollten sie dies lernen? Doch wohl nicht von andern Mädchens, die eben so unwissend sind, als sie selbst.

Sie irren sich abermals. Die Hälfte von denen, welche sich Gott widmen, haben sich durch den Umgang mit Mannspersonen unglüklich gemacht. Diese armen Mädchen, der Einsamkeit übergeben, finden ein Vergnügen daran, öfters an die Gegenstände ihrer verflossenen Freuden zu denken; ungeachtet sie gezwungen werden, zu gestehen, daß dies Sünden, Unreinigkeiten, Niderträchtigkeiten und Betrügereien sind. Die Art, wie sie von ihnen reden, beweisen indessen zu deutlich, daß sie sie vermissen und noch lieben. Das männliche Geschlecht, dies werthe und gefährliche Geschlecht, kömmt ihnen unaufhörlich in die Gedanken. Es erscheint ihnen in der Nacht und sie denken den ganzen Tag daran. Sie

schmei-

Sie schmeicheln sich immer, daß ein ganz besonderer Zufall, sie in die Arme ihrer zärtlichen Verführer noch zurükbringen würde. So bald aber diese Hofnung verschwindet, machen sie sich an eine Pensionairin, oder an eine junge Novice, denen sie ihre geheime Geschichte anvertrauen, und ihnen alle die Caressen machen, womit sie ihre Liebhaber beglükken wollten.

Ich habe schon einmal etwas von dieser lächerlichen Leidenschaft erzählen hören, der man den Namen der anandryniſchen Sekte gegeben hat. Allein ich hielt dies immer für eine Fabel, oder wenigstens für eine Uebertreibung.

Erlauben Sie mir, daß ich Sie auch hier zurechte weise und Sie versichere, so lächerlich und absurd auch diese Leidenschaft scheinen mag, so gemein ist sie doch. Aber warum soll ich sie absurd nennen. Kann sie wohl bei Frauenzimmern strafbar sein, denen aller Umgang mit der Welt abgeschnitten ist? Das Herz muß immer womit beschäftigt sein, mit einem oder dem andern Gegenstande, und wenn es nun einmal von seinem Geliebten getrennt ist, ohne die geringste Hofnung, mit ihm je vereinigt zu werden, so sieht es sich natürlich in der kleinen Sphäre, worin

rin es eingeschlossen ist, nach dem schönsten Gegenstande um. Seit dem es Mode geworden ist, daß die alten Junfern Hunde, Kazzen, Eichhörnchen und Affen leidenschaftlich lieben, kann man es noch wohl einer Klosterfrau vergeben, wenn sie ein artiges Mädchen ihres Klosters liebt.

Auf die Art müssen Sie, wie ich sehe, eine große Anzahl von diesen weiblichen Liebhabern gehabt haben.

Sie irren sich wieder. Eben so wie ein Frauenzimmer ihrem Liebhaber nicht mehrere Maitressen verstattet und so wie eine Mannsperson selten einen Nebenbuhler duldet, eben so herrscht auch, zwischen diesen weiblichen Liebhabern, wie Sie sie zu nennen belieben, Eifersucht. Ein Mädchen kann nur eine einzige Freundin haben, wenn sie nicht allgemein verachtet sein will. Und sie kann nicht um mehrere zugleich buhlen, wenn sie sich nicht den Haß aller zu ziehen will. Sie sind die glüklichsten die reizzendsten unter allen Kreaturen.

Sie scheinen mit Leidenschaft zu sprechen.

Ich muß, denn ich habe bei ihnen mehr Zärtlichkeit, mehr Empfindung, mehr Vergnügen genossen,

sen, als je in den Armen eines Mannes. Die Männer verstehen nicht recht die Kunst zu lieben. Mit so vielen Geschäften beladen, mit fremden Gegenständen und eitela Speculationen beschäftigt, sind sie gar nicht jener zärtlichen Aufmerksamkeit empfänglich, welche das Herz verlangt, und welche das weibliche Geschlecht blos geben kann. Mit welcher Emsigkeit, mit welcher Zärtlichkeit bediente mich meine kleine Freundin! Mit welcher ängstlichen Unruh erkundigte sie sich nicht alle Morgen nach meiner Gesundheit! Welches Vergnügen fand sie nicht daran, mir von allen Nachricht zu geben, was sie nur wußte!

Ich fürchte immer, man wird Ihnen nicht alles gesagt haben.

Alles.

Da fange ich wirklich an eifersüchtig zu werden.

Eifersüchtig über eine Frau! Was empfinden Sie denn, wenn Sie an die Freiheiten denken, die sich ein Mann herausnimmt?

Alle mögliche Quaalen. Aber ich fürchte immer, daß ihre kleine Freundin einen sehr gefährlichen Nebenbuhler gehabt hat, der ihr weit lieber gewesen ist.

Sa-

Sagen Sie mir aber doch, was für ein Vergnügen fanden sie dann an einem solchen Umgang?

Ein größeres, als Sie wohl denken mögen. Ich gab ihr nemlich relativen Unterricht von ihrem Geschlecht, der von einem jungen Mädchen begierig verschlungen wird. Sie entdeckte mir alle Mysterien, selbst die verborgensten der Natur und Liebe. Welche Wonne für ein junges Herz! Sie untersuchte sorgsam alle meine Reizze, und entdekte mir wieder ihre, indem sie mir alle Geheimnisse der Liebe erklärte. So bald sie merkte, daß meine Einbildungskraft in dem nemlichen Grad erhizt war, als ihre, wenn sie meinen Busen aufschwellen sah, und es fühlte, daß mein Herz schlug, dann nahm sie mich mit allem Ausdruk von Zärtlichkeit in ihre Arme, und ahmte alle jene Bewegungen nach, welche die Begierden erregen.

Himmel! Welch' ein schreklicher Ort ist ein Kloster!

Es gehet da freilich nicht am keuschesten auf der Welt zu, und ich versichere Sie, obgleich keine Mannsperson hereingelassen wird, die Mädchen sie auch nicht sehr vermissen. Die Geschäftigkeit ihrer Einbildungskraft und die lange Erfahrung ihrer

Freun-

Freundinnen, ersezzen ihnen alles, was ihnen die Mannspersonen geben können.

Immer doch nur sehr schwache Nachahmungen!

Nicht so schwach, als Sie denken, ich habe gewiß eben so viel Vergnügen in den Armen eines Frauenzimmers genessen, als in den Armen eines Mannes. O! In welchem wollüstigen Taumel befindet sich nicht die Seele, wenn man etwas träumet, das man nicht gekannt hat! Diese glükliche Zeit verschwindet, man weis selbst nicht wie.

Geträumt! Da haben Sie einmal die Sache beim rechten Namen genennt. Diese Träume werden Ihnen wohl jezt nicht weiter genügen.

Weil ich einmal die Frucht von dem Baume der Erkenntniß des Guten und Bösen gekostet habe.

Nur einmal gekostet. Da muß ich gestehen, sind Sie sehr mäßig gewesen, erlauben Sie mir, daß ich sie Ihnen noch einmal präsentire.

Madam E...t verstummte, Herr Fox präsentierte ihr diese Frucht, welche sie mit Vergnügen annahm, und gestehen mußte, daß sie in ihrem Kloster sie nie von der Güte gekostet hätte.

Von der Zeit an hielt Madam E..t gar kein Maaß mehr, sie überließ sich ganz ihrer Neigung. Allen Mannspersonen zusammen genommen, Jedem, den sie das erstemal zu sehen bekam, bot sie ihre Gunstbezeugungen beinah von freien Stükken an. Um ihre Geilheit und Ausgelassenheit ohne allen Zwang zu befriedigen, kleidete sie sich als ein Freudenmädchen, und besuchte in diesem Anzuge alle die Oerter, wo dergleichen Kreaturen sich zu versammeln pflegen. — Doch wir ziehen vor alles Uebrige einen Vorhang.

Der Doktor E...t wußte zwar recht gut die Aufführung seiner Frau; allein es währte ziemlich lange, ehe er einen überzeugenden Beweis ihrer Untreue erlangen konnte. So bald er diesen hatte, erhielt er ohne Umstände die Ehescheidung und sonderte sich ganz von ihr ab.

Während ich bei Madam E...t in Diensten stand, machte ich mit einem Mädchen, Namens Fanny Bentley Bekanntschaft. Blos die Neugierde bewegte mich, ihre Freundschaft zu suchen. Sie war ehedem bei Madam Knowles Kammerjunfer gewesen, die in den galanten Annalen wegen ihres Prozesses und ihrer Ehescheidung so berüchtigt ist. An einem Tage, da wir allein beisammen waren,

ließ es sich Fanny gefallen, mir ihre Geschichte zu erzählen, und sie that es auf folgende Art.

Geschichte der Fanny Bentley.

Ich kann nichts von den ersten Begebenheiten meines Lebens sagen. Das wenige, das ich davon weiß, habe ich von einem barmherzigen Pfarrer gehört, welcher zuerst Mitleiden mit mir hatte, und mich aus dem elendsten Zustande herausriß. Er fand mich an einem Morgen im Monat Junius in der Straße auf einer Bank liegen. Die Sonne warf ihre Strahlen auf mein Gesicht und ich erwachte. Als ich nun meine Augen überall herum warf, und mich allein sah, fieng ich gewaltig zu schreien an, wodurch der gute Pfarrer, der in demselben Augenblik vor mir vorbei gieng, aufmerksam gemacht wurde. Er trat zu mir und that an mich einige Fragen über die Ursache meines Geschreies.

Ach! — sagte ich weinend zu ihm — mein Vater und meine Mutter haben mich verlassen, ich bin ohne Brod und weiß nicht wo ich mich hinwenden soll.

Was soll ich mit diesem Mädchen machen? — sagte der ehrliche Mann zu sich selbst. Er schien sehr unruhig zu sein, als er mit einemmal seine Augen

gen auf ein Waisenhaus richtete, mich bei der Hand nahm und ausrief: ich habe einen Zufluchtsort gefunden, komm meine Tochter, ich will dich an einen Ort bringen, wo es dir an nichts fehlen soll. Darauf nahm er mich mit in sein Haus, nahe bei Westmünster.

Meine Eltern, wie ich hernach erfahren habe, hatten für mich viel Zärtlichkeit. Mein Vater war ein herumziehender Kesselschmid und Kesselflikker und meine Mutter half ihm, seine alten Blasbälge auszuflikken. Ihr ganzes Schikfal hieng blos von ihrer Arbeit ab.

Zum Unglük für meine Eltern, hatten sie in dem Distrikt, den sie den Tag vor ihrer Ankunft in London durchzogen waren, keine Arbeit bekommen, und ihr ganzes Vermögen belief sich nur blos noch auf einen einzigen Sol. Diese Kleinigkeit wollten sie nun eintheilen, die blos allein für mich zum Frühstük bestimmt war. Sie traten an den Laden eines Bekkers, wo der Geruch des frischen Brods, ihren Appetit noch vermehrte. Meine arme Mutter überlegte es, daß ein Brod für einen Sol kaum für mich hinreichend sein würde, und durch ihren eignen Hunger, und durch den Hunger, den sie bei ihrem Manne voraussezte, ließ sie sich bethören, ein

Brod

Brod zu ſtehlen, welches ſie behend in ihren Kober ſtekte.

Ein Pfänderverleiher, der der Straſſe gegen über wohnte, bemerkte dieſen Diebſtahl. Er hielt ſich in ſeinem Gewiſſen verbunden, dem Bekker Nachricht davon zu geben, einem reichen Manne, der äußerſt ſtreng war, ſo bald es auf ſeinen Vortheil ankam, und ſelten bei ſeinen Handlungen Großmuth bewies. Er glaubte, daß ein Verbrechen, das wegen der äußerſten Armuth begangen würde, von der Gerechtigkeit nicht ungeſtraft müßte gelaſſen werden. Der Leſſelflikker und ſeine Frau wurden arretirt, und vor einen Kommiſſair geführt, der vorgab und ſich feſt einbildete, daß er die Geſezze aus dem Grunde verſtünde; er wollte die Beſchuldigung von meiner Mutter wegwälzen, als wenn ſie den Diebſtahl in Geſellſchaft ihres Mannes begangen, der in dieſem Fall, ſeiner Meinung nach, für ſeine Frau ſtehen und alle Straſen allein tragen müßte. Und um dem Bekker, ſeinem Gläubiger und Freund nach Gefallen zu leben, ſchikte er meinen Vater ins Gefängniß.

Der Pöbel fand die Geſezze für unzulänglich, meine Mutter zu beſtrafen, hielt ſich ſelbſt für das Werkzeug der Gerechtigkeit, überhäufte ſie mit

Schlä-

Schlägen, ſchleppte ſie im Koth herum, wo ſie ſicher geſtorben wäre, wenn der Küſter des Kirchſpiels, vor deſſen Hauſe ſich die ſchöne Szene ereignete, nicht gewußt hätte, daß ſie nichts hätte, wovon ſie ihr Begräbniß bezahlen konnte. Sie ward daher in ein anders Kirchenſprengel gebracht, von da noch einmal in das nächſte, von Schlägen, Strapazen und Hunger ganz entkräftet, wäre ſie gewis noch weiter transportirt worden, wenn ſie nicht am Ende doch wieder in dieſelben hätte kommen müſſen.

Nachdem mein Vater drei Monat im Gefängniß geblieben, ward er zum Staupbeſen verurtheilt, als überwieſen, daß er ein Brod geſtohlen, das er nicht einmal angerührt hatte. Dieſe Schande überlebte er nur noch wenige Tage.

Indeſſen mein Vater und meine Mutter ſo mancherlei Unglüksfälle ausſtanden, genoß ich die glüklichſten Augenblikke meines Lebens. Die Frau des rechtſchaffenen Pfarrers hatte mich reinlich gekleidet, und führte mich ſelbſt ins Waiſenhaus.

Ich lebte in dieſem Aſyl mit aller der Zufriedenheit, die einem die Unſchuld allein verſchaffen kann, mehrere Jahre hinter einander, wo ich nach Verlauf derſelben bei einer Frau eines alten Edelmanns in Dienſte trat. Mein Herr, ein großer Liebhaber

der Vergnügungen des Bachus, und noch ein gröſſerer Politiker, brachte ſeine meiſte Zeit in den Clubbs zu. Seine Frau war wieder andern Vergnügungen ergeben. Die häufige Abweſenheit des Mannes, der mit Enthuſiasmuß ſeinen Lieblingsneigungen nachgieng, verſchafte der Frau Gelegenheit, auch ihre Vergnügungen mit aller Ruhe und Gemächlichkeit abzuwarten. Ich war kaum ſechszehn Jahr alt, als ein junger Menſch, ein Mündel meines Herrn, von Oxford bei uns zum Beſuch kam. Zum Unglük mußte ich ihm gerade gefallen, da er auf meine Frau den lebhafteſten Eindruk gemacht hatte. Ich vertheidigte meine Tugend als eine Heldin gegen ihn, und ſchmeichelte mir, daß meine ſchwachen Reizze mir eine anſtändige Parthie verſchaffen würden. Auf der andern Seite grif meine Gebietherin die Tugend des Mündels an, als eine Frau, die in dergleichen Geſchäften viel Erfahrung hatte. So bald ſie aber merkte, daß die Leidenſchaft, die er für mich hatte, gerade das gröſte Hinderniß wäre, daß ſie in ihren Verſuchen ſo wenig glüklich wäre, beſchloß ſie, mich zu entfernen, und bath ſich deshalb den Rath einer ihrer Freunde aus, dem ſie die Nothwendigkeit vorſtellte, mich den Verführungen des jungen Menſchen zu entzie-

hen.

hen. Er gab ihr den Rath, mich in ein ander Haus zu ſchikken, wo er, wie er ſagte, mir häufige Lieden über die Verſuchungen des Fleiſches halten wollte. Seine Ermahnungen machten wenig Eindruk auf mich und dienten blos dazu, mir Abſcheu gegen ihn einzuflößen.

Ich hatte ſchreiben gelernt, und bediente mich dieſes Talents, um meinem Liebhaber von dem Rache richt zu geben, was vorgefallen ſei, und zugleich von meiner jezigen Lage. Er flog zu mir auf Flügeln des Vergnügens und der Liebe, und man kann ſich leicht vorſtellen, war darauf erfolgte.

Ich lebte mit ihm während ſeiner ganzen Minderjährigkeit, auf einem ziemlich eingeſchränkten Fuß. Ein Abendſpaziergang und einige Beſuche waren meine größten Zeitvertreibe und Beluſtigungen. Kaum war er aber im Beſiz ſeines Vermögens, ſo ſchafte er ſich eine ſehr glänzende Equipage an. Auch mir ſchofte er eine Karoſſe zu meinem Gebrauch an, wir zeigten uns überall öffentlich. Aber ach! alle dieſe Pracht war nur von kurzer Dauer. Nachdem mein Liebhaber ſein ganzes Vermögen durchgebracht hatte, ward er Schulden halber eingezogen, und da ich nicht ſeine Frau war, war es mir erlaubt, ihm im Gefängniß Geſellſchaft zu leiſten.

Damit sich mein Liebhaber die traurigen Vorstellungen aus dem Sinne schlagen möchte, betrank er sich in Wein, und nöthigte mich, ihm in diesem traurigen Vergnügen Gesellschaft zu leisten, dadurch ich mich zu einem Laster gewöhnte, das für Mannspersonen, noch weit mehr aber für Frauenspersonen schändlich ist. Ein junger Offizier, ein Freund meines Liebhabers, überraschte mich einmal in einem Augenblik, wo der Wein mir den Verstand genommen hatte, und brachte mich dahin, daß ich die Treue brach, die ich drei Jahr lang gehalten hatte. Es entspann sich zwischen ihm und mir eine Intriege, die mit Hizze fortgesezt ward, bis an den Tod meines Liebhabers, der nach acht Monaten erfolgte. Ich verließ dies Gefängniß und bezog in der Strasse des Vauxhall eine Wohnung, wo sich meine Reizze mit so viel Glük entwikkelten, daß eine große Menge Liebhaber mir entgegen strömte.

Dieser Lebensart endlich überdrüßig, die für ein Herz, worin noch einige Empfindung des Guten und Edlen herrscht, verhaßter sein muß, als man sich kaum vorstellen kann, indem ich auch die üblen Folgen fürchtete, die mit einer solchen Lebensart pflegen verbunden zu sein, nahm ich mir vor, sie zu ver-

verlassen. Ich las einmal in den öffentlichen Blättern ein Avertissement, worin eine Dame eine Gesellschafterin verlangte, um mit ihr eine Reise nach Jamaika zu machen. Ich gieng zu ihr hin, und hatte das Glük, angenommen zu werden. Ich hatte keine Abhaltungen, die mich hätten hindern sollen, sogleich abzureisen; ich brachte blos meine Sachen in Ordnung und den folgenden Tag schiften wir uns auf einem Schif ein, das nach Kingston bestimmt war. Während unserer Reise, die sehr angenehm war, beschäftigten wir uns beide, diese Dame und ich, wechselsweise bald mit lesen, bald mit arbeiten. Da wir die einzigen Frauenzimmer auf dem Schif waren, so vermieden wir, so viel wir nur konnten, allen Umgang mit der Schifsgesellschaft.

Nach unserer Ankunft in Jamaika, stellte meine Gebietherin mich überall bei ihren Freunden vor, von denen sie sehr geachtet ward, und auf ihre Empfehlung ward ich überall wohl aufgenommen. Weil sie sich aber blos verbunden hatte, mich als Gesellschafterin auf dem Schif mit zu nehmen, war ich genöthigt, mich nach einer andern Condition umzusehen, ich ward der Gemahlin des Gouverneurs empfohlen, der ich gefiel und die mich als Kammerjunfer in Dienste nahm.

Mei-

Meine neue Gebietherin war die Gemahlin des Admirals Knowels, damaligen Gouverneurs von Jamaika. Sie war geboren in Aachen. Der Admiral trank hier den Brunnen, lernte die Mamsel Plüsche (so hieß sie) kennen, verliebte sich in sie, und heirathete sie. Bald nach seiner Vermählung bekam er den Posten, den er damals bekleidete, als ich in seine Dienste trat.

Unser Haus war, wie man sich leicht vorstellen kann, der Sammelplaz von allen Vornehmen aus der Stadt, und ward vornemlich von den Seeoffizieren stark besucht. Ein Schifshauptmann, Namens Gambier, war besonders ein Freund vom Gouverneur, wohnte bei ihm und ich bemerkte sehr bald zwischen meiner Gebietherin und ihm ein gewisses Verständniß, welches etwas mehr als bloße Freundschaft zu sein schien. Ich bemerkte, daß sie unter dem Vorwande der Hizze, ein ganz leichtes Nachtkleid anzog, wenn sie den Herrn Gambier erwartete. In seiner Gegenwart nahm sie unter diesen Umständen verliebte Stellungen an. Sie umarmte ihn zuweilen, oder sie nahm sich andere Freiheiten heraus, indem sie ihn mit viel Zärtlichkeit starr ansah. Sie scherzte mit ihm, und wenn sie eine Zeitlang dies Spiel fortgesezt hatte, begaben sie

ſich mit einander in ein Nebenzimmer, wo ſie zu ganzen Stunden allein blieben.

Ob ich beinah gar nicht weiter an der Art des Vergnügens zweifeln durfte, das ſie hier in der Einſamkeit genoſſen; ſo trieb mich doch die unſerm Geſchlecht angeborne Neugierde an, ſie in der Nähe zu belauſchen, und alles genau mit anzuſehen. Einmal hatte ſich meine Gebietherin eleganter und prächtiger als gewöhnlich angekleidet, und war auf dem Punkt, einen Beſuch zu machen, als der Hauptmann Gambier ins Zimmer trat, und ſie bat, zu Hauſe zu bleiben. Der Gouverneur war ausgegangen, ſie begaben ſich bald in ein Nebenzimmer, und ich eilte auf Flügeln der Ungeduld, um mich von meinem Verdacht mit meinen eigenen Augen zu überzeugen; aber ein verzweifelter Schirm, der gerade vor der Thür hingepflanzt war, hinderte mich, etwas zu entdekken.

Ich hatte auch hernach die ganze Zeit über, ſo lange wir noch in Jamaika blieben, nie Gelegenheit, hierüber eigentliche Auskunft zu bekommen. Der Gouverneur ward nach England zurükgerufen. Die Freundſchaft, die er für den Hauptmann Gambier hatte, war noch immer dieſelbe, und ſie war ſo groß, daß er ihm ſeine Gemahlin und ſeine Kinder anvertrau-

traute, und ihn bat, sie auf seinem Schif nach England zu begleiten, weil er seiner Geschäfte wegen noch sechs Wochen, bis zwei Monate in Jamaika bleiben müßte. Er begleitete uns bis an Bord, und verließ uns erst den andern Morgen, da wir abfuhren. Das Kabinet, das ich bewohnte, stieß an meiner Gebietherin ihres, und sie hatte mir befohlen, täglich die Kinder aufs Verdek zu führen. So bald Gambier mich kommen sah, begab er sich zur Madam Knowles. Dies wiederholte er täglich, so lange die Reise dauerte.

Nach unserer Ankunft in London, mußte ich, auf Befehl meiner Gebietherin, eine artige Wohnung in einer abgelegenen Strasse miethen, wo Gambier meine Frau täglich besuchte, und oft die ganze Nacht bei ihr blieb. Neben dem Zimmer, das sie bewohnte, war ein Kabinet, worin sich der Hauptmann, in dem Fall, wenn er überfallen würde, verbergen könnte. Uebrigens gebrauchten sie so wenig Vorsicht bei ihrem Liebesverständniß, daß einmal meine Gebietherin mich zu ihrem Liebhaber schikte, um ihm sagen ließ, daß sie ihn heute nicht sehen könnte, weil sie sich bei einer Gesellschaft versprochen hätte, wo sie erst spät zurükkommen würde. Er ließ mich warten, schrieb folgenden Brief, den er mir offen gab.

Mei-

Meine liebe Freundin,

„Es fehlen mir Worte, um Ihnen zu sagen, wie sehr ich Sie liebe. Sie sind der einzige Gegenstand, woran ich den Tag über denke, und kaum kann ich die Nacht dafür schlafen; wenn mich ja der Schlaf überrascht, so träume ich von Ihnen. — Noch in der vorigen Nacht kam mir vor, daß wir beide, Sie und ich in Jamaika wären, in dem nemlichen Zimmer, das so oft Zeuge unserer Empfindungen gewesen ist. Sie waren entkleidet und bereit, sich in meine Arme zu werfen, als in dem nemlichen Augenblik der Admiral hereintrat, und uns beide überfiel. Ich war über diesen Vorfall so betroffen, daß ich darüber erwachte, und ich bin bis diesen Augenblik noch nicht völlig ruhig. Ich werde Sie um die nemliche Stunde besuchen, die Sie mir bestimmen, um mich an ihrem reizzenden Umgang zu ergözzen, der mir werther ist, als alles in der Welt. Ich bin in allem Ernst auf die Leute böse, die mir heute das hohe Glük entziehen, auf einen Augenblik bei Ihnen zu sein. Ach! mit welchem süßen, entzükkenden Vergnügen denke ich an den Tag, an die Stunde, als ich Sie zuerst kennen lernte! Möchte Ihnen der Himmel recht viel Muth geben, um allen Kummer zu ertragen, alle Schwierigkeit zu überstei-

ſteigen, die Sie umgeben! Möchte doch der Sie immer lieben können, der Sie ewig anbeten wird, der die Stelle küßt, die Sie betreten, den Plaz, da Sie geſſen! Ich ſehe den Tag, da wir zum erſtenmal die Vergnügungen der Liebe genoſſen, als den glüklichſten meines Lebens an. Damals wurden unſere Herzen ſo genau mit einander verbunden, daß weder Zeit noch Entfernung, ſie je trennen können. Ich wünſchte ewig mit Ihnen leben zu können. — Ich hoffe, daß dies bald geſchehen wird. — Leben wohl, ich empfinde, daß mein Ausdruk viel zu ſchwach iſt, um wirklich zu ſagen, wie ſehr ich Sie liebe. — "

Der Tag vor des Admirals Ankunft, koſten meine Gebietherin und Gambier mit einander. Beide waren ganz leicht angezogen, ſpielten zuſammen, und haſchten ſich einander. Kurz, Madam Knowles ermüdet, fiel ihrem Liebhaber in die Arme, der ſie auf ein Bette trug — und — ſie zogen die Vorhänge zu.

Ein anderer Brief, den Gambier mir anvertraute, um ihn meiner Gebietherin zu überreichen, war folgendergeſtalt abgefaßt:

Meine liebe Freundin,

Ich befinde mich in der gröſten Unruhe ihretwegen, welche ein Traum verurſacht hat, den ich

in

in der vorigen Nacht gehabt habe. Ich sah Sie in einem tiefen Teich, aus den Sie ohne meinen Beistand nicht herauskommen konnten. — Vor Freuden, Sie errettet zu haben, erwachte ich, und konnte mich unmöglich enthalten an den König David und die Barhsaba zu denken, aber ich gestehe, daß Sie weit schöner sind und daß ich Sie weit mehr schäzze und bewundere, als alle Schönheiten des Alterthums."

„Ich hoffe, daß die Schwierigkeiten, die sich uns gegenwärtig zeigen, bald überstiegen sein werden. Und daß wir alsdann glüklich und frei, ohne Störung, eine vollkommene und heitere Glükseligkeit genießen werden. Ich bitte Sie, bei unsern Angelegenheiten vorsichtig zu Werk zu gehen, daß sie von Niemanden entdekt werden mögen, am wenigsten vom Admiral, denn dieser alte und unruhige Kopf würde wüthend werden, wenn er dahinter käme, was vorgienge. Daß unsere Liebe ja nicht von einem andern als Fanny entdekt werde, ich halte sie für treu und verschwiegen. Wenn Sie an mich schreiben sollten, so dürfen Sie es keinem andern wissen lassen, als blos ihr."

„Die Leute in dem Hause, das Sie bewohnen, machen mir gewaltige Unruhe, wir ließen sie so lange

in der Meinung, daß wir verheirathet wären; und konnten sie auch wohl anders denken, da sie öfters Zeugen unserer gegenseitigen Zärtlichkeit waren, überdem, da sie es wußten, daß wir fast alle Nächte beisammen zubrachten. — Nach der Ankunft des Admirals, müssen sie aus allen Umständen schließen, auf welche Art wir mit einander stehen; ich ersuche Sie daher, großmüthig und artig sich gegen sie zu betragen."

„Ich hoffe, ein Jeder wird so denken, als ich; die Vermuthung nimmt sichtbar zu, wenn ein alter sechszigjähriger Mann, eine achtzehnjährige Schönheit heirathet. Er muß es selbst wissen, daß er nicht im Stande ist, die Hälfte von dem zu halten, was er versprochen hat, nach den zehnten Theil von demjenigen, was Sie erwarten mußten, und was Sie mit allem Recht fordern können. Sollte er sterben, so heirathe ich Sie den Augenblik. Aber wir wollen einmal die Sachen von der schlimmsten Seite ansehen. Wenn er unser Liebesverständniß entdekt, wenn er sich von Ihnen trennt, dann will ich für Sie alle zärtliche Sorgfalt tragen. Mein Vermögen mit meinem Gehalt verbunden, sezt mich in den Stand, Sie Ihrem Range gemäß auf die anständigste Art zu unterhalten. Ich gebe Ihnen

auch

auch, in dem Fall ich mit Tode abgehen ſollte, die Verſicherung, daß Sie eine jährliche Rente von vier bis fünf hundert Pfund Sterling ziehen können.“

„Unter der großen Menge von Vergnügungen, welche man ſich verſchaffen kann, kann ich keins mit dem in Vergleichung ſtellen, das ich in Ihrem Umgange genieſſe. Es kann keins mit den glüklichen Augenblikken verglichen werden, die wir während unſerer Reiſe von Jamaika hierher genoſſen. Dies ſind die unausſprechlichen und unbegreiflichen Vergnügungen für alle Menſchen, ausgenommen für den, der ſie ſchon genoſſen hat, und ſie nicht mehr genieſſen kann. — Nein, weit lieber opfere ich mein Leben tauſendmal auf, ehe ich mich von Ihnen trenne! Leben Sie wohl — “

Der längſte Tag hat einen Abend; auf die Art nahmen auch die Vergnügungen unſerer Liebenden ein Ende. An einem Nachmittag, als ſie mit ihren gewöhnlichen Vergnügungen beſchäftigt waren, mußte ich für ſie Schildwache ſtehen, es war ein Zeichen verabredet, das ich ihnen geben ſollte, in dem Fall, wenn etwan der General kommen ſollte. Allein zum Unglük mußte ich mich gerade ſelbſt mit einem jungen Menſchen unterhalten, welcher mir etwas von Liebe vorſchwazte. Ich war ſo eingenommen von ihm,

horch-

horchte auf alles, was er sagte, daß der Admiral schon ins Haus getreten und im Begrif war, die Treppe hinauf zu steigen, ehe ich das verabredete Zeichen geben konnte. Mochte mein Herr schon einigen Verdacht haben, von dem was vorgieng, oder war er ungeduldig, seine Frau einmal wieder zu sehen, und ihre zärtliche Umarmungen zu geniessen, das aber höchst unwahrscheinlich war, oder ward er von der Eifersucht gequält, kurz, er gieng sehr schnell hinauf. Er fand die Thür des Zimmers verschlossen; ohne viele Formalitäten, öfnete er sie mit einem heftigen Tritt mit dem Fuß, und trat augenblitlich hinein, sah den Hauptmann Gambier, der so schnell als möglich ins Kabinet sprang.

Man stelle sich einmal das Erstaunen und die Wuth dieses eifersüchtigen Alten, nach dieser Entdekkung vor. Sie war um desto schmerzhafter und empfindlicher für ihn, da es gerade sein vertrautester Freund war, der ihn so sehr beleidigte. Ein Glük war es, daß weder der Admiral, noch der Hauptmann Waffen bei sich hatten. So bald Gambier fortgegangen war und die Wuth des Admirals sich ein wenig gelegt hatte, überlegte er sein Unglük und war auf Mittel bedacht, sich zu rächen. Nach dem Rath seiner Freunde, hielt er es für das Beste, die

Sache

Sache der Gerechtigkeit zu übergeben, und von ihr Genugthuung zu erwarten, als in seinem Alter sich dem zufälligen Ausgang eines Duels anzuvertrauen. Folglich ward die ganze Sache den dasigen Gerichten übergeben. So wie ich unglüklicher Weise die unschuldige Ursache von dieser Ueberraschung war, so ward ich auch von diesem Augenblik an der Gegenstand der Rache meiner Gebietherin, welche die Freundschaft, die sie bisher gegen mich geäussert, in den unversöhnlichsten Haß verwandelte. Dies machte ihrer Politik wahrhaftig keine Ehre; denn ich ward unmittelbar darauf vor Gericht gefordert, um einen Zeugen gegen sie abzugeben. Ich war während der ganzen Liebschaft ihre Vertraute gewesen, es war also ganz ausgemacht, daß ich um die Geheimnisse wissen müßte, wodurch sie unwiderlegbar des Verbrechens überführt ward, dessen man sie beschuldigte. Madam Knowles hatte nicht so bald Nachricht bekommen, daß ich gegen sie zeugen sollte, als sie wüthend ward, und anstatt, daß sie mich auf alle mögliche Art hätte zu gewinnen suchen sollen, mich übel behandelte, deswegen zeugte ich blos gegen sie, um mich zu vertheidigen und zu rächen.

Der Prozeß ward entschieden, und wie man vermuthen konnte, die Ehescheidung bewilligt. Der Admiral

miral erhielt anſehnliche Schadloßhaltungen. Der Hauptmann Gambier und ſeine Geliebte lebten ſeitdem bei einander, in der vollkommenſten Eintracht.

Der Admiral belohnte mich wegen meiner Aufrichtigkeit mit Großmuth. Aber dieſe war mir in der Folge ſehr hinderlich, da ich in einen andern Dienſt treten wollte; denn man beſchuldigte mich allgemein der Untreue gegen meine Gebietherin. Man bedachte nicht, auf was Art ſie mich behandelt hatte. Bei dergleichen Gelegenheiten denkt eine jede Frau, daß auch ihr einmal ſo etwas begegnen könnte.

Ende der erſten Abtheilung.

Das neugierige Mädchen.

Zweite Abtheilung.

Inhalt

der zweiten Abtheilung.

1. Liebschaft des Herrn Lefond mit der Charlotte, oder der Mann zweier Weiber.

2. Geschichte der Schauspielerin Emilie mit dem Grafen N.

3 Geschichte der zweiten Heirath der Madam E . . . s, von ihr selbst beschrieben.

4 Gespräch über die Liebe, das überschlagen werden kann.

5. Liebschaft der Gräfin D . . . y.

6. Die Verfasserin erzählt ihre eigene Liebschaft, der Kürze wegen aber nur die letzte.

Ich hatte es mir einmal vorgenommen, nicht wieder in Dienste zu gehen; allein meine unersättliche Neugierde, die noch immer mein Fehler war, erlaubte es mir nicht, meinem Vorsatz treu zu bleiben. Ich hatte schon viel gesehen, und wollte noch immer mehr sehen. Blos aus Liebe zu meinem Geschlecht, sammelte ich, so gut ich konnte, diese verschiedenen Anekdoten, welche das Lächerliche schildern, dem sich die Frauen aussezzen, so bald sie sich nicht im Respekt zu erhalten wissen. Durch die Herausgabe dieser Karaktere wollte ich sie blos lehren, wo nicht weise, wenigstens vorsichtig zu sein. Ich hoffe aber, daß ich noch über meine Erwartung in meinem Vorhaben glüklich sein werde.

Herr Lefond, in dessen Dienste ich trat, war, wie man sagt, ein guter Gesellschafter, im Umgang munter und voll Geist. Er war an eine alte und

häßliche, aber sanfte und liebenswürdige Frau verheirathet. Weder die schönen Eigeschaften ihrer Seele, noch das große Vermögen, das er durch sie bekam, fanden in den Augen ihres Mannes Gnade, und er konnte sich nicht entschließen, ihr sein Herz mit seiner Hand zugleich zu geben.

Er hatte seit einiger Zeit eine junge Schönheit bei sich, die Tochter einer seiner Freunde, der sie ihm auf dem Sterbebette übergeben und ganz seiner Sorgfalt und Pflege anvertraut hatte. Sie war arm, aber sie war zum Entzükken schön. Herr Lefond hatte ein hizziges Temperament, er verabscheute seine Frau, mit der er dem Schein nach in der besten Harmonie lebte. Charlotte — so hieß diese reizzende Waise — ward von Madam Lefond innigst geliebt. Sie bemerkte an ihr viel Anlage, und einen muntern, aufgewekten Geist; diese guten Eigenschaften suchte sie zu kultiviren, darauf gründete sie ihre Hofnung, welche sie sich von ihr machte, daß sie genau die Gesezze beobachten würde, welche Tugend und Ehre von einem jungen Mädchen ihres Alters fordern.

Charlotte bemerkte, daß ihr Vormund von Tage zu Tage gefälliger ward. Alles was sie wünschte

ward

ward ihr ſo gleich gewährt, ja es ſchien, als wenn er ordentlich darauf ausgieng, ihren Wünſchen zuvorzukommen, und alles auszuſpähen, was ihr Vergnügen machen könnte. Allein er hatte ſeine Abſichten dabei, daß er ſo handelte.

Allen Unterricht, den Madam Lefond Charlotten gab, hatte vornemlich zur Abſicht, daß ſie die Keuſchheit als die vornehmſte Tugend anſehen müßte. Ihre Unterhaltung ward alſo nie auf irgend eine Art ſo gelenkt, daß ſie auf die Liebe Bezug haben konnte. Aller Wahrſcheinlichkeit nach, mußten daher alle Abſichten, die ihr Vormund auf ſie gerichtet hatte, rükgängig gehen. Anſtatt, daß ihn dies hätte abſchrekken ſollen, ſchmeichelte er ſich doch mit der Hofnung, ſie noch zu gewinnen, und dieſe ſtrenge Tugend zu beſiegen. Er machte ſich ein ordentliches Studium daraus, Charlottens ganzen Karakter genau zu beobachten; allein er konnte in demſelben auch nicht den geringſten Hang von Liebe entdekken. Alle ihre Leidenſchaften lagen im Schlummer, ſie war ganz unſchuldig. Die geringſten Freiheiten, die ſie ſich erlaubte, ſezten ihn in Flamme. Wenn ſie ihn bei der Hand faßte, wurde er wider Willen roth. Sie küßte ihn auch wohl zuweilen bei einem unſchuldigen

Scherz,

Scherz, dann verlor er über dies Vergnügen beinah den Gebrauch aller seiner Sinne. Wenn es sich dann und wann fügte, daß er sie auf ihrem Zimmer besuchte, dann waren die Augen fest auf sie gerichtet, dann seufzte er, und ließ sich so sichtbar seine Leidenschaft merken, daß endlich Charlotte muthmaßte, es müßte in dem ganzen Betragen ihres Vormundes etwas Mysteriöses liegen, das sie sich nicht erklären könnte. Indessen glaubte sie, nachdem sie lange hierüber nachgesonnen, daß blos seine zärtliche Freundschaft für sie, dies Betragen bewirkt habe. Sie machte ihrem Herzen keine Vorwürfe über den süssen Gedanken, der daraus entstand. Sie hielt ihn für eine gewisse Erkenntlichkeit, woraus nach und nach die lebhafteste Empfindung entstand. Sie fand ein Wohlbehagen daran, in seiner Gesellschaft zu sein, ihn sprechen zu hören, sie gab ihm einen sichtbaren Vorzug vor allen übrigen, die sie kannte, ohne eigentlich zu wissen warum.

Die schöne Frühlingszeit war gerade angegangen, als Herr Lesond alle Anstalten machte, mit seiner Familie einige Monate ein Landhaus zu beziehen, das zehn Meilen von London lag. Er beredete aber seine Frau und Charlotten voran dorthin zu reisen, weil, wie er vorgab, er nach einige Geschäfte vorher beendi-

endigen müſte, mit denen er binnen vierzehn Tagen fertig zu werden gedächte. So bald ſie abgefahren waren, ſann er über die dienlichſten Mittel nach, um mit dem Gegenſtande ſeiner Leidenſchaft insgeheim eine Liebſchaft anzufangen und ſie auch gut auszuführen. Anfänglich hielt er für das beſte und ſicherſte, an ſie zu ſchreiben; allein es konnte leicht kommen, daß der Brief in die Hände ſeiner Gemahlin gerieth, Charlotte ſelbſt konnte ihn vielleicht gar nicht annehmen. Dieſer Vorſchlag ward daher als gefährlich verworfen. Es ward nun eine Verkleidung beliebt. Er reiſte noch in derſelben Nacht bei guter Zeit ab, um gegen Mitternacht auf dem Landhauſe zu ſein, zu einer Zeit, wo man ihn dort gar noch nicht erwarten konnte. Er hatte einen Hauptſchlüſſel, der die Thüren zum Garten und ganzen Hauſe ſchloß. Keinen Menſchen nahm er mit und flog auf Flügeln der Liebe dem zärtlichen Gegenſtande aller ſeiner Wünſche pfeilſchnell entgegen. Er kam an die Gartenthüre, der Mond ſtand gerade in ſeinem vollen Glanze da, und warf über dieſe Begebenheit ſein Licht, deſſen er ſich ſehr gut zu bedienen wuſte.

Charlotte wuſte er, ſchläft unten in einem Zimmer deſſen eine Thüre nach dem Garten geht, die er

zur

zur grösten Freude offen fand. Das Zimmer seiner Gemahlin lag in dem andern Flügel des Hauses, und es war höchst wahrscheinlich, daß alle im Hause schliefen. Um alles Geräusch zu vermeiden, näherte er sich ganz sacht ihrem Zimmer, wo er dies reizzende Mädchen am Fenster sizzend erblikte, ihren Kopf hatte sie auf die Arme gestüzt, und schien in die tiefste Betrachtung versunken zu sein. Ja er glaubte sogar auf ihrem Gesichte einige Züge und Merkmahle von Traurigkeit zu bemerken.

Dem Gegenstande, den er anbetete, so nah, unterstand er sich kaum Athem zu holen. Er scheuete sich weiter zu gehen. Er besorgte noch mehr, sie durch eine unerwartete Erscheinung zu erschrekken, und daß sie alsdann vor Frucht ein Geschrei erheben und die Nebenschlafenden munter machen möchte. Ja er wuste noch nicht ganz gewis, ob sie allein wäre. Die Kühnheit, eine Freundin der Liebe, flößte ihm Muth ein, er rief — — — Charlotte! — meine beste Charlotte! — Sind Sie allein? Seine von Natur schon sanfte Stimme, war in diesem Augenblik noch sanfter und lieblicher gestimmt. Charlotte ward überrascht; allein sie machte kein Geschrei. Sie fragte ihn blos, so bald er näher herzutrat, wie lan-

ge

ge er ſchon da ſei, und ob er jemanden bei ſich habe? Alle, im ganzen Hauſe ſchlafen, nur ich nicht. Der Schlaf fliehet mich, und ich ſchikte meine Kammerjungfer zu Bette, weil ich es für grauſam hielt, ſie ſo lange vom Schlaf abzuhalten. Aber ich will ſie gleich rufen, damit ſie jemand zur Madam Lefond bringe. Laſſen Sie es, meine beſte Charlotte — ſagte er zu ihr, und nahm ſie in ſeine Arme — laſſen Sie es, ſezzen ſie mich nicht einer ſolchen Beſchämung aus. Ich muß Ihnen nur ſagen, daß ich triftige Gründe habe, daß meine Frau nichts davon erfahre, daß ich hier ſei. Furcht und Ueberraſchung hatten ihr eine auſſerordentliche Erſchütterung verurſacht. Sie zitterte, ſie wuſte ſelbſt nicht warum.

Lefond ſuchte ſie mit aller Zärtlichkeit eines aufrichtigen Liebhabers, ſo viel er nur konnte, zu beruhigen. Ich bitte Sie, ruhig zu ſein — ſagte er — weshalb fürchten Sie ſich? Wie können Sie bei dem unterwürfigſten Liebhaber Furcht äuſſern? — — Er hielt ein wenig inne, um zu ſehen, welche Wirkung dieſe Erklärung thun würde. Aber ſie war ſo voller Furcht und Zittern, daß ſie ihn nicht verſtehen konnte, und beinah ganz den Gebrauch ihrer Sinne verloren hatte. Er trug ſie alſo auf ihr Bette, mit

aller

aller der Anſtändlichkeit, die man in dieſer Lage nur immer verlangen konnte; nahm ſo dann einen Stuhl und ſezte ſich ihr gegenüber. Aber er konnte ſich nicht enthalten, mit ſeinem Geſicht der liebenswürdigen Charlotte ſo nahe zu kommen, daß er ihr einen Kuß gab, wodurch ſie wieder ins Leben zurükgerufen ward. Erſtaunt, als ſie ſich auf dem Bette liegen ſah, und ihn ſo nahe neben ſich, rief ſie — O! mein Herr was wollen Sie machen! — Ich will nicht hoffen, daß Sie die Abſicht haben mich zu entehren — Ich habe die Abſicht, Sie zu lieben, meine Schönſte, Sie anzubeten, für Sie zu ſterben, mich mit Ihnen zu vermählen, wenn Sie mein Glük machen wollen. Was ſoll dieſer Unſinn — verſezte Charlotte — ſind Sie denn nicht ſchon verheirathet?

Dieſe Frage kann ihm eben ſo unerwartet, ſo ſehr ſie ihn beſtürzt machte. Doch nachdem er ſich ein wenig geſammelt hatte, ſagte er zu ihr. Göttliche Charlotte, entfernen Sie von ſich alle Furcht, denn glauben Sie mir, ſie iſt völlig ungegründet, denn ſo heftig auch meine Liebe ſein mag, ſo aufbrauſend auch immer meine Leidenſchaften ſein mögen, ſo wird ihre Ehre mir doch jederzeit heilig ſein, erlauben Sie mir blos, daß ich Ihnen eine

Lie-

Liebe ſchwöre, die nur mit meinem Leben ein Ende nehmen wird. Schon längſt liebe ich Sie, und ich hoffe, daß Sie mir glauben werden, wenn ich Ihnen ſage, daß ich blos deshalb hieher gekommen bin, um Ihnen ein Geſtändniß meiner Liebe abzulegen. Dieſe Sprache begleitete er mit gewiſſen Mienen und Blikken, die alles das erſezten, was ſeiner Beredſamkeit abgieng. Das Geheimniß, das ich Ihnen jezt envertrauen will, iſt groß und wichtig. Ich verlaſſe mich aber ganz auf ihre Verſchwiegenheit, auf ihren vortreflichen und edelmüthigen Karakter, daß ſie weder aus Uebereilung, noch aus einer übelangebrachten Vertraulichkeit, die Tage desjenigen vergiften werden, der blos von Ihnen ſein ganzes Glük erwartet. O! wenn ich Ihnen doch alles ſagen könnte, was ich empfinde! Darauf drükte er ſeine Lippen an Charlotten ihre, mit ſo viel Empfindung, daß dieſe gefährliche Liebkoſung in ihrem noch zarten Herzen ganz neue und angenehme Eindrükke hervorbrachte. Er wuſte ſie dadurch ſo zu feſſeln, daß ſie ihm erlaubte, den noch übrigen Theil der Nacht bis an den Morgen bei ihr zu bleiben, und ihm verſprach, ihn noch einmal vor ſeiner Abreiſe anzuhören, wegen des Vorſchlags über die Ehe, den er ihr gemacht hätte. Sie geſtand ihm ſogar, daß ſie zu ihm

Neigung hätte, und ihn mehr, als jeden andern lieben würde, wenn er nicht verheirathet wäre; als lein ihre Ehre wäre ihr theurer, als ihr Leben. Dreuſter gemacht durch das Wenige, was ſie ihm ſagte, betrieb er ſeine Sache mit Wärme, ſie hörte ihn an, horchte auf alles, was er vorbrachte, machte Einwendungen, ſo bald ihr etwas zweifelhaft zu ſein ſchien, und er hob durch Sophiſmen ihre Zweifel; aber ſie behielt doch die Oberhand. Nach vielen Bedenklichkeiten gab ſie ihm endlich die Erlaubniß, ſie alle Nächte zu beſuchen, ſo lange er angeblich noch in London zu bleiben verſprochen hätte.

Ich weis nicht, ob ich irre, aber ich glaube doch immer, daß wenn einmal ein junges Frauenzimmer mit einem Manne, den ſie liebt, zu argumentiren anfängt, die Folge davon ſich ſehr leicht errathen läßt.

Charlotte zweifelte blos an der Möglichkeit, eine ſolche Heirath geheim zu halten. Indeſſen flößte ihr die Liebe Muth ein. Sie ſtellte ſich vor, weil er der einzige Gegenſtand ihrer Liebe wäre, ſie, ohne ein Verbrechen zu begehen, keinen andern heirathen könnte. Sie wollte lieber die göttlichen als die natürlichen Geſezze übertreten, und ſo willigte ſie darein, ihm ihre Hand zu geben.

Wenn

Wenn man gewiſſenhaft ſein will, ſo weis ich nicht, ob man eher eine ſolche Poligamie, oder ein Concubinat verſtatten könne? Ich überlaſſe es den Caſuiſten zu entſcheiden, welcher Unterſchied ſich zwiſchen beiden Verbrechen findet. Hiezu kam noch eine andere Schwierigkeit, daß die Ehe geheim gehalten werden ſollte.

Leſond hatte einen armen Bruder von ſchlechtem Karakter. Dieſem vertraute er ſein Geheimniß an, und ſuchte ihn durch Geld dahin zu bringen, das zu thun, was er von ihm verlangen würde. Nachdem er ihm ſeinen ſchlimmen Stand entdekt hatte, daß er eine Frau hätte, die er nicht lieben könnte, ſagte er ihm im Vertrauen, daß er Charlotten deſto heftiger liebe; daß aber dieſe junge Schönheit von gar keiner andern, als von einer ehelichen Verbindung etwas wiſſen wollte. Um dieſe Schwierigkeit zu heben, that Leſond ſeinem Bruder, von dem er durch Geld alles erlangen konnte, den Vorſchlag, ſich als einen Geiſtlichen zu verkleiden, und die gewöhnlichen Ceremonien dabei zu verrichten. Er verſprach es unter gewiſſen Bedingungen zu thun, die ſie unter einander verabredet hatten.

Zu folge dieſer Einrichtung beredete Leſond ſeine Gemahlin unter mancherlei Vorwande, ihm Charlotten nach London zu ſchiken. So bald ſie in die Stadt gekommen war, ſuchte der Liebhaber ſein Projekt in Ausführung zu bringen. Als ſie den erſten Abend beiſammen aßen, mußte der Bruder verabredetermaßen einen Beſuch bei ihm machen. Er war als ein Geiſtlicher gekleidet, und mit einer geborgten Miene verband er Zurükhaltung und Ernſt, die mit der Rolle übereinſtimmte, die er ſo eben ſpielte. Charlotte hatte den ganzen Tag über dem Schritt nachgedacht, den ſie ſo eben thun wollte. Dieſer für ſie wenigſtens ganz unerwartete Beſuch, ließ ihr einigen Verdacht vermuthen, den ihr Liebhaber noch mehr beſtärkte, indem er ſagte, daß ſich nie eine beſſere Gelegenheit ereignen könnte, ſeine Wünſche erfüllt zu ſehen. Dieſer Geiſtliche, meine Beſte — ſezte er noch hinzu — iſt mein Freund, und ich kann ganz auf ſeine Verſchwiegenheit mich verlaſſen. Dann ſtellte er ſich, als wenn er den angeblichen Geiſtlichen erſt unterrichtete, welchen Dienſt er von ihm verlange. Der Geiſtliche bedachte ſich keine Minute — ein Umſtand, der Charlotten ſo gleich die Augen öfnen und den Betrug entdeken mußte, allein die Liebe machte ſie blind —

ſie

ſie dieſen Augenblik zu kopuliren. Dieſe Ceremonie geſchah blos darum, um Charlottens Gewiſſen zu beruhigen. Es war kein Zeuge dabei, man dachte auch nicht einmal daran, einen dazu zu nehmen. Kurz die Heirath war geſchloſſen, ſie hatten ſich gegenſeitige Verſprechungen gethan, der verkleidete Geiſtliche bekam die verſprochene Belohnung, lachte innerlich über den geſpielten Betrug, und gieng nach Hauſe.

So weit war alles richtig, und der neue Ehemann war auf nichts mehr bedacht, als nun zum eigentlichen Zweck zu kommen; allein die junge Vermählte war ganz unruhig. Indeſſen erhielten die Domeſtiken, die vom Geheimniß nichts wußten, Befehl, einen Jeden nach ſeinem Schlafzimmer zu leuchten, und ſo bald dieſe zu Bette gegangen waren, ſchlich ſich Lefond ſachte an Charlottens Kammer, die ihn ſogleich herein ließ, und ſie brachten die Nacht in Vergnügungen zu, die bei ähnlichen Gelegenheiten gewöhnlich ſind.

Zwei Tage darauf reiſten ſie zuſammen aufs Land, allein Lefond war zu verliebt, als daß er ſich entſchließen konnte, die Nacht mit ſeiner wirklichen

Frau

Frau hinzubringen. Er schüzte eine kleine Unpäßlichkeit vor, und suchte auf die Art allen Verdacht zu entfernen; der daraus entstehen konnte. Er ließ sich ein Bette in dem Zimmer unter Charlotten ihrem aufschlagen. Er vermied mit aller Sorgfalt, daß seine Frau nicht entwan aus Unruhe über seine Krankheit, Jemanden bei ihm wachen lassen möchte. Er aß den Abend vor dem Schlafengehen eine warme Suppe, und sagte, daß er darnach recht sanft schlafen würde. Madam Lefond hatte nicht den geringsten Verdacht über die eigentliche Ursache der Krankheit ihres Mannes. Da alle im Hause zu Bette gegangen waren, ließ ihn seine neue Gemahlin, nach dem verabredeten Zeichen, in ihr Zimmer. Da es unmöglich ohne Schwierigkeit angehen konnte, daß sie alle Nächte beisammen waren, sahen sie sich in grünen Lauben, in verborgenen Gegenden und an tausend andern Orten, welche nach und nach Zeugen ihrer Liebe wurden.

Bis jezt war alles sehr geheim betrieben worden, und die neuen Eheleute waren in ihren Projekten glüklich gewesen. Aber Charlotte empfand nach und nach die Wirkungen der Liebe und diese Entdekkung machte sie sehr unruhig. Indessen that Lefond sein

mög-

möglichſtes, ihr Muth einzuflößen, und ſchlug ihr vor, für ſie ein einſames Haus, wenig Schritte von dem ſeinigen zu miethen, wo ſie ſich ſo lange in der Stille aufhalten könnte, als ſie nur ſelbſt wollte. Sie willigte in dieſen Vorſchlag, der ihr aber in der Ausführung etwas ſchwer zu ſein ſchein; aber er war hierin nicht ihrer Meinung und legte deshalb folgenden Plan an, um ſein Vorhaben glüklich auszuführen.

Charlotte hatte in Newcaſtle in der Provinz Northumberland einen Verwandten. Lefond wollte dieſem einen Brief unterſchieben, den er geſchrieben haben ſollte, als wenn er Charlotten bäte, ihn eine zeitlang zu beſuchen. Charlotte fand hiebei mancherlei wichtige Schwierigkeiten. Madam Lefond — O! mein Herr, was fällt mir nicht alles zugleich bei Nennung dieſes Namens ein! — wird nie in eine Reiſe ihre Einwilligung geben, die mich zu weit und zu lange von ihr entfernt. Und wenn ſie nun auch ja ihre Einwilligung dazu geben ſollte, wird ſie nicht verlangen, daß ich an ihn ſchreiben, und wenn ſie nun ſelbſt einen Brief an meinen Vetter ſchreiben ſollte, ſo würde alles verrathen ſein, und ich wäre verloren.

Lefond verſicherte ſie, daß er alle Briefe ſeiner Frau zu leſen bekäme. Alle Briefe die ſie ſchreiben

wird — ſezte er hinzu — will ich mir unter dem Vorwande geben laſſen, ſie ſelbſt auf die Poſt zu bringen, ich werde ſie Ihnen ſo dann gleich zuſtellen, damit Sie ihre Antworten darnach einrichten können. Ungeachtet der groſſen Menge von Schwierigkeiten, die mit dieſem Projekt ſchienen verbunden zu ſein, gab ſie doch ihre Einwilligung dazu.

Zu Folge dieſer Verabredung, ward ein Brief geſchmiedet, er kam mit der Poſt an, gerade da ſie zuſammen das Frühſtük einnahmen. Charlotte gab ihrer Gewohnheit nach, Madam Leſond ihren Brief zu leſen. Sie bemerkte ſogleich, daß es Herrn Vo rogdalen Hand nicht war, dies hatte Herr Leſond zum Glük vorher geſehen, und eben deshalb in einer Nachſchrift ſeiner Couſine gemeldet, daß er wäre ge nöthigt worden, dieſen Brief durch ſeinen Sohn ſchreiben zu laſſen, weil er ſo empfindlich des Chira gra hätte, daß er ſeine Finger nicht gebrauchen könnte.

Dieſe Entſchuldigung that die gewünſchte Wir kung. Madam Leſond macht viele freundſchaftlich Einwürfe über die Länge einer ſolchen Reiſe, un ſo wie er es vorher geſehen hatte, daß ihr vornemli die Entbehrung der Geſellſchaft der Charlotten, wo an ſie einmal gewöhnt wäre, nahe gieng; dem un

ach-

achtet aber wollte ſie ihr nicht die Reiſe verwehren, wenn ſie ſelbſt Luſt hätte ſie zu machen. Charlotte bedankte ſich für ſo viele Beweiſe ihrer Freundſchaft, verſprach, daß ſie bei allen Gelegenheiten ſchreiben würde, und daß ſie ſich auch Hofnung mache, ſo lange ſie bei ihrem Couſin bleiben würde, zuweilen von ihr Briefe zu erhalten.

Nach wechſelſeitigen Abſchiednehmen, die mit Thränen vermiſcht und mit Freundſchaftsverſicherungen verbunden waren, ſezte ſich Charlotte in eine Poſtchaiſe, die ſie erwartete. Gerade in dieſen Augenblik paßte Lefond die Gelegenheit ab, ſeiner Gemahlin zu ſagen, daß die Wege nicht ſicher wären, und daß es in jedem Fall unklug gehandelt wäre, wenn man Charlotten dieſe Reiſe allein wollte machen laſſen. — Sie wollen mich alſo auch verlaſſen? ſagte dieſe gute Frau. Nur auf eine kurze Zeit, auf ein paar Tage, ſo viel ohngefehr erforderlich ſind, Charlotten zu begleiten. Ohne erſt eine Antwort zu erwarten, umarmte er ſeine Frau, ſezte ſich neben Charlotten, und brachte ſie auf das Landhaus, das er für ſie gemiethet hatte.

Madam Lefond zählte alle Minuten während der Abweſenheit ihres Mannes, indem bereits drei Wo-

chen seit seiner Abreise verflossen waren. Indessen wuste sie doch auch, daß er selbst von Newcastle weit eher wieder hätte zurük sein können, so gar in dem Fall, wenn er Charlotten bis dorthin wirklich begleitet hätte. Sie stellte einmal ihre Betrachtung über die lange Abwesenheit ihres Geliebten an, als man ihr einen Brief brachte, der eigentlich an Charlotten gerichtet war. Sie war in der ganz sichern Meinung, ohne erst die Aufschrift anzusehen, daß er von ihrem Manne köme, und sie war in der vollen Erwartung, daß er ihr Trost in ihrer Einsamkeit verschaffen würde; allein wie groß war ihr Erstaunen, als sie ihn eröfnete, und folgendes las:

Meine liebe Charlotte,

Seit sehr langer Zeit habe ich Sie nicht gesehen, auch nicht einmal einige Nachricht von Ihnen erhalten. Denn da Sie das lezte mal hier waren, konnte ich wegen des Chiragra an ihrer angenehmen Gesellschaft nicht Antheil nehmen, daher hoffe ich, daß Sie mir es diesmal nicht abschlagen werden, zu mir zu kommen, um mir zu meiner Genesung Glük zu wünschen. Denn endlich bin ich durch Gottes Gnade von dieser schmerzhaften Krankheit befreiet und ich befinde mich jezt munterer als jemals. Ich

könn-

könnte Ihnen noch mehr davon sagen, da ich aber hoffe, Sie bald bei mir zu sehen, will ich schliessen und Sie nur noch bitten, Herrn und Madam Lesond meinen Respekt zu versichern und von mir überzeugt zu sein, daß ich bin ꝛc

W. Borogdale.

Dieser Brief konnte sicher in keinem schlimmern Zeitpunkt ankommen. Madam Lesond machte sich hierüber tausend verschiedene Gedanken, und sie hielt endlich den fest, der ihr der wahrscheinlichste zu sein schien. Diese Betrachtungen vermehrten nur noch das Traurige ihrer Lage. Endlich konnte sie ihr Unglük nicht länger ertragen, und fiel ohne Bewustsein hin. Sie lag auf dem Boden ihres Zimmers wie todt, als ein Bedienter hereintrat, der durch das Geräusch des Falles war aufmerksam gemacht worden. Nach allen angewendten Mitteln und Bemühungen, erhielt sie endlich den Gebrauch ihrer Sinne wieder, und befahl, sie allein zu lassen.

Der Himmel hatte ihr eine so grosse Gegenwart des Geistes verliehen, daß sie über die Undankbarkeit ihres Mannes vernünftige Ueberlegungen anstellen konnte. Augenbliklich dachte sie an die Hand des ersten Briefes, den sie gesehen hatte, und nach einigen

Minuten Ueberlegung, überführte ſie ſich aus Gründen, daß ihr Mann ihn ſelbſt geſchrieben haben müſte. Es fiel ihr auch die Stelle des Briefes ein, wo Charlotte benachrichtigt ward, daß ihr Couſin, wegen des Chiragra, nicht ſelbſt habe ſchreiben können, ſie ſah aus dem eben erhaltenen Brief den Widerſpruch des erſtern, weil gerade jezt der Couſin ganz geſund war.

Alles dies waren unwiderſprechliche Beweiſe, daß der erſte Brief falſch war, und daß ihn Lefond geſchrieben hatte. Dieſe traurigen Betrachtungen erlaubten ihr nicht, bei dieſer einzigen Entdekkung ſtehen zu bleiben. Kurz vorher hatte ihr Mann Charlotten nach London kommen laſſen laſſen, und man hatte ihr kein Wort davon geſagt, in welcher Abſicht dies geſchehen ſei. Die böſe Abſicht die Lefond vielleicht darunter haben mochte, machte, daß es ihr einfiel, die Hand der Briefe die er von London an Charlotten geſchrieben hatte, mit dem erſtern des Couſins zu vergleichen. Sie öfnete zu dem Ende Charlottens Toillete, ſchob den Schubkaſten heraus, und fand die überzeugendſten Beweiſe von der Untreue ihres Mannes. Nun fielen ihr nach und nach tauſend kleine Umſtände in Lefonds Betragen gegen Charlotten ein, und alle dieſe Umſtände bewie-

eſen denn mehr zu deutlich, daß er der Verführer der aiſe war, die man ſeinem Schuz anvertraut hatte.

Erſt wollte ſie alle Domeſtiken, jeden insbeſondere arf examiniren, um zu erfahren, ob nicht etwan er von der Intrigue unterrichtet wäre; aber gleich rauf verwarf ſie aus weiſen Gründen dies Mittel, eem ſie nicht gern eine Geſchichte noch weiter aus: lten wollte, an deren Geheimhaltung ihr ſehr viel egen war.

Sie ſchikte einen treuen Menſchen nach den näch: n Poſtämtern ab, um Erkundigung einzuziehen, hr vor drei Wochen ein gewiſſer Edelmann mit e Dame ihre Reiſe genommen hätte, ja er muſte gar den Poſtillion mitnehmen, der ſie gefahren te. Dies Mittel hielt ſie für das ſicherſte, und erwartete mit Ungeduld die Zurükkunft ihres Bo: , der den Poſtillion verabredetermaſſen mitnahm, bald er ihn auskundſchaftet hatte.

Er erfuhr von ihm, daß er wäre gemiethet wor: , Herrn Lefond nach Newcaſtle in die Provinz rthumberland zu fahren; er hätte aber nach eini: Entfernung, auf ſein Zureden von der gewöhn: en groſſen Landesſtraſſe weglenken und einen Seiten: g nehmen müſſen, der auf ein Landgut führe wo

Herr

Herr Lefond ausgestiegen sei, ihn wieder zurükgeschikt, bezahlt und dabei gebeten habe, Niemanden den Ort zu sagen, wo er ihn hingefahren hätte.

Madam Lefond bedankte sich bei dem Mann wegen seiner Aufrichtigkeit, die unter andern Umständen eine strafbare Treulosigkeit gewesen wäre. So bald sie den Ort wuste, wo sich die Flüchlingen aufhielten, beschloß sie, ihnen nachzusezzen, und sich wegen der Beleidigung zu rächen, die man ihr zugefügt hatte. Ein Verlangen noch Rache und gewisse Empfindungen der Zärtlichkeit bestürmten wechselsweis ihr Gemüth. Sie war eine Frau von einem sanften und empfindsamen Temperament, der Weg der Güte behagte ihrer Seele; aber eine Beleidigung von der Art schmerzte wieder ihrem Herzen zu sehr und konnte nur mit Mühe entschuldigt werden. Mitten unter diesen manigfaltigen Bestürmungen, nahm sie gerade die Parthei, die mehr unüberlegt als weislich war, sie wollte sie nemlich überraschen und zu dem Ende reiste sie augenbliklich ab. Nach einigen Schwierigkeiten fand sie glüklich den ihr bezeichneten Weg und kam vor das Haus, wo ihr Mann und Charlotte waren

Sie

Sie klopfte. Eine Alte machte die Thüre auf, und fragte, was ihr Begehren sei; allein Madam Lefond, die ihr nur zu bekannte Stimmen hörte, trat ohne eine Antwort zu geben hinein, und eilte dem Zimmer zu, wo das verliebte Paar war.

Lefond saß auf einem Sopha, Charlotte zur Seite mit seinem Gesicht nach diesem liebenswürdigen Frauenzimmer gerichtet, die gerade in dem Augenblik ihrer Ueberraschung ihrem Vormunde, seine Unbesonnenheit vorwarf, mit ihr so lange hier zu bleiben, indem nach und nach dies Betragen Madam Lefond verdächtig werden könnte. Gerade bei diesem Punkt war sie, als diese dritte Person hereintrat. Ich mag nicht meine Zeit damit verderben, ihre Lage zu beschreiben, dies würde mir sehr schwer fallen, und bei dem allen würde meiner Beschreibung noch viel an der Wahrheit fehlen. Der Leser von Empfindung wird mir gewis diesen Fehler vergeben, und mit mir in diesem Stücke ganz gleich denken, daß es weit klüger ist, der Einbildungskraft eines Jeden zu überlassen, sich diese Szene nach seinem eigenen Belieben zu zeichnen.

— Bestes Weib — redete Lefond seine Frau an — haben Sie Geduld mit mir und hören das

Wenige ruhig an, was ich zu meiner Rechtfertigung sagen kann — —

Ich habe Sie ja noch keiner Sache beschuldigt —

Wir waren von —

Um meinen Untergang zu befördern und sich auf ihre ganze Lebenszeit unglüklich zu machen.

Jezt flossen Thränen auf allen Gesichtern und würden wahrscheinlich noch lange geflossen sein, wenn nicht die traurige Verfassung, worin sich Charlotte mit einemal befand, die Aufmerksamkeit Lesond und seiner Gemahlin rege gemacht hätte. Sie lag ohne Besinnung da, und hatte beim Niederfallen am Tisch sich eine Wunde in den Kopf geschlagen. Ihr Zustand war bejammernswürdig, daß man darüber allen Streit vergaß, und nur darauf bedacht war, ihr zu Hülfe zu eilen. Indessen sie damit beschäftigt waren, suchte Lesond alle Gelegenheit auf, seiner Frau zu sagen, daß wenn sie seine Gründe ruhig anhören wollte, sie ihn, wie er sich schmeichelte, lange nicht so strafbar finden würde, als er dem ersten Anschein nach wohl scheinen möchte.

Charlotten brachte man wieder zu sich, man legte sie auf ein Bette, aber sie war so schwach, von Ge-

wis-

wissensbissen gemartert, die aus dem Bewustsein ihres Fehlers entstanden, daß sie auch nicht ein Wort herausbringen konnte. Ueber die innere Seelenmarter vergaß sie den Schmerz, den ihr ihre Wunde verursachte. Lefond beobachtete ein tiefes Stillschweigen, und dachte darüber nach, welche Rechtfertigung er gebrauchen müste. In einem ähnlichen Fall sich zu rechtfertigen, ist eine schwere Sache, dies empfand er, und mit jeder Minute nahm seine Unruhe zu. Nachdem er alle verschiedene Mittel hin und her überlegt hatte, fand er auch nicht eins befriedigend. Unter solchen Umständen war er folglich genöthigt, sich seiner Frau zu Füssen zu werfen, aber er konnte nichts hervorbringen, die Thränen erstikten seine Worte. Nie sind vielleicht bei irgend einer Gelegenheit Thränen vergossen worden, wo Thränen so nöthig waren. Sie bewiesen wenigstens, daß er ein Mann von Empfindung und Nachdenken war. Diese Thränen waren Beweise seiner Verbrechens, aber auch zugleich Beweise seiner Reue. Kaum waren sie getroknet, als er seiner Gemahlin alles gestand, ohne ihr auch nur den geringsten Umstand zu verschweigen. Dann wandte er seine ganze Beredsamkeit und alle seine Macht, die er noch über sie hatte, dazu an, ihre Vergebung zu erlangen. Dies war das vernünf-

tigste

tigſte und ſicherſte Mittel, zu ſeinem Zwekke zu kommen.

Der ganze Vorſaz der Rache, den Madam Leſond bei ſich beſchloſſen hatte, verwandelte ſich mit einemmal in die zärtlichſte Empfindung. In der That auf das Innerſte gerührt, über das Bekenntniß, das ihr Mann ihr ſo eben abgelegt hatte, war ſie völlig überzeugt, daß Großmuth das einzige Mittel wäre, um wenigſtens zur Hälfte ſeine Zärtlichkeit zu erhalten. Sie vergab alles. Ein ſolches Beiſpiel der Mäßigung, iſt bei einer Frau ein höchſt ſeltenes, ja beinah unglaubliches Phönomen. Allein in dieſem Fall iſt es völlig der Wahrheit gemäß. Leſond und ſeine Gemahlin verſprachen ſich gegenſeitig alles zu vergeſſen, nie Jemanden eine ſo wichtige Sache anzuvertrauen und in der Folge in der beſten Harmonie zu leben.

Charlotte war wieder völlig hergeſtellt. Sie erzählten ihr den Vertrag, den ſie gemeinſchlich errichtet hatten. Sie war davon ganz bezaubert. Sie reiſten zuſammen nach Hauſe, und lebten alle drei in der vollkommenſten Eintracht als ich die Dienſte der Madam Leſond verließ.

Ich

Ich begab mich zu einer berühmten Schauſpieleſ rin, Namens Emilie. Sie gab mir Gelegenheit, über die mannigfaltigen Lagen und Veränderungen des menſchlichen Herzens nachzudenken. Die Leidenſchaften ſind die Elemente des Lebens, welches ohne ſie in einer beſtändigen Erſchlaffung ſein würde. Die Leichtigkeit, womit man ſich Vergnügungen verſchaffen kann, ſchwächt das Verlangen, darnach zu ſtreben. Die Furcht vor einem Nebenbuhler erwekt unſere Sinnlichkeit, und verſchaft dem Leben gleichſam einen neuen Genuß. Wir können unmöglich immer einen Gegenſtand lieben, der uns nie beneidet, nie ſtreitig gemacht wird.

Meine neue Gebietherin zog nicht ſo wohl durch ihre Reizze, als durch ihre Talente als Schauſpieleſ rin, die Bewunderung aller auf ſich. Vornehmlich ward ſie von einem jungen Grafen angebetet, der ſich ein ganz eigenes Geſchäft daraus machte, ſie glüklich zu machen. Das grosmüthige Betragen ihres Liebhabers ward durch die Kunſt belohnt, die ſie gebrauchte, ihm zu gefallen. Aufmerſamkeit, Zärtlichkeit, Lebhaftigkeit und Koketterie, alles trug ſeinen guten Theil bei, um bei aller Gelegenheit ihre Dankbarkeit an den Tag zu legen. Ich meine nicht eine Koketterie,

terie, die alles deswegen entzündet, um desto mehr Martern hernach zu verursachen; sondern ich meine eine solche, welche die Begierden erregt, wenn sie schon befriedigt sind.

Emiliens Arme waren nur blos dem Grafen. allein geöfnet, als ein junger Prinz sich sterblich in sie verliebte, und ihr solche Anerbiethung machte, welche weder ihr Ehrgeiz, noch ihre Interesse ausschlagen konnte. Indessen ließ es ihre Grosmuth nicht zu, den Grafen abzudanken, weil er sein ganzes Glük in ihrem Besiz sezte; daher machte sie mit dem Prinzen einen Vertrag, nach welchem sie sich nur alsdann erst ihm überlassen könnte, wenn sie die Liebe ihres jezigen Liebhabers in eine völlige Gleichgültigkeit würde umgeschaffen haben.

Sie kannte das menschliche Herz vollkommen, und hiernach entwarf sie ihren Plan. Ihr Vorsaz war, sich mit ihrem Geliebten auf ein angesondertes und einsames Landgut zu begeben, wo sie durch ein Uebermaß der Liebe es dahin zu bringen gedachte, daß er am Ende ganz gleichgültig gegen sie werden sollte.

So bald sie den Grafen das erstemal wieder bei sich sah, beklagte sie sich, daß sie an ihm eine gewis-

ſe Kälte bemerkte, worüber ſie betrübt wäre. Er liebte ſie vermuthlich nicht mehr ſo zärtlich — ſagte ſie — als ehedem.

Dieſe Vorwürfe kränkten den Grafen, er fiel nieder zu ihren Füſſen und — ſchwieg — Er konnte kein Wort vorbringen; allein er redete eine Sprache die ſehr gut verſtanden ward.

Sie ſagen mir — lieber Graf — daß Sie mich lieben, indeſſen kann die groſſe Menge der blühenden Jünglinge, die mich umgiebt, ihnen nicht auf einen Augenblik Eiferſucht erwekken. Sie ſind ganz ruhig, und werfen auf Niemanden Verdacht, der mich verführen könnte. Sie lieben mich, und dürfen ſich nicht fürchten, mich zu verlieren! Ihre Ruhe verräth ihre Gleichgültigkeit. Nein, Graf, wahrhaftig nein, Sie lieben mich nicht mehr!

Ich ſollte Sie ſchäzzen können, und nicht einmal ſo viel Zutrauen zu Ihnen haben? Soll ich dadurch einen Beweis meiner Liebe Ihnen geben, daß ich Ihnen eine Beleidigung anthue, die Sie mir nie vergeben würden? Soll ich ein unbilliger Liebhaber ſein?

Eine Leidenſchaft, wobei man erſt Schlüſſe macht, hört auf, eine Leidenſchaft zu ſein. Ich bin nicht

so gelassen. Ich lebe in einer beständigen Furcht ein Nebenbuhlerin zu haben. So bald ich Sie nicht seh stelle ich mir vor, daß Sie irgend wo bei einem li benswürdigen Weibe sind, gerade in der Lage, wori Sie sich jezt bei mir befinden. Es deucht mir, Sie m ihr sprechen zu hören, wie Sie ihr ihre Liebe gest hen. O! Graf, welche Marter eine Nebenbuhler zu fürchten — —

Sie haben aber keine zu fürchten, meine Emili mein Herz gehört Ihnen, gehört Ihnen allein.

Sie machen Madam G ...s Morgenbesuche, i habe es gesehen, wie sie mit dieser jungen Schönh leise sprachen — Diese Besuche kränken mich a das empfindlichste. — Ach! Wenn wir doch in gend einer Einsamkeit wären, entfernt von dem G räusch der Welt, ganz der Liebe und dem Vergnüg überlassen!

Wollten Sie wohl in allem Ernst, Emilie, Le ben, alle ihre Freunde verlassen, und mit mir in Einsamkeit leben?

Zweifeln Sie daran keinen Augenblik, gleich re ich ab, wenn Sie mich begleiten wollen.

Der Graf war ganz bezaubert über diesen E schluß und wir reisten den andern Tag nach ein

flei

kleinen, aber ſehr artigen Landhauſe. Seine Leidenſchaft hatte den höchſten Grad erreicht, und er unterhielt ſich während der ganzen Reiſe mit Emilien davon, welche, ohne daß er es bemerkte, alle ſeine Fragen mit mehr Verſtand als Liebe beantwortete, und ſeine Zärtlichkeit und die Wolluſt ihrer jezigen Lage mit den ſtärkſten Farben ſchilderte. Den zweiten Tag unſerer Reiſe kamen wir wirklich in der Einſiedelei an, die ſich dieſe Liebenden zum Wohnort gewählt hatten.

Hier alſo, meine beſte Emilie — ſagte der Graf, indem er ihr beim Ausſteigen aus dem Wagen behülflich war, und ſie mit ſeinen Armen umfaßte, — hier werden wir alſo blos allein in unſerer wechſelſeitigen Liebe, ein beſtändiges, heiteres Glük finden! Hier wird unſere Liebe und Zärtlichkeit ewig dauren und nie durch ſo viele Geräuſche unterbrochen werden, als in London, wo man kaum einen Augenblik Zeit übrig behält, ſich ganz genieſſen zu können! Hier werden Sie der einzige Gegenſtand meiner Gedanken, und der einzige Grund meiner Empfindung ſein, nur darum werden wir leben, um es ganz zu fühlen, daß wir die Glüklichſten unter allen Sterblichen ſind!

Ich wünsche — sagte sie — indem sie die Augen um sich her warf, — daß wir nicht zu bald unsere Uebereilung bereuen mögen und daß wir nicht zu schnell dem Antriebe unserer Herzen gefolgt sind. Ich überredete Sie, mit mir in der Einsamkeit zu leben, um ihre Liebe mir zu erhalten; aber vielleicht habe ich sie blos aus Eigensinn dahin gebracht. Himmel! Sollte ich gerade durch dasselbe Mittel meinen Liebhaber verlieren, das ich anwenden wollte, um ihn mir zu erhalten! Nein, jezt ist es noch Zeit, den Fehler wieder gut zu machen, den ich begangen habe, wir wollen wieder nach London zurükreisen, denn diese ländliche Gegend scheinet mir zu traurig zu sein. Meine Schönheit, mein aufgewektes Temperament, mein Geist und meine Liebe, würden doch nie im Stande sein, einem Mann von ihrem Charakter die unendliche Mannigfaltigkeit von Vergnügungen vergessen zu machen, die Sie dort genossen haben. Sie können unmöglich für mich allein leben: vielleicht erlebe ich hier das Ende ihrer Liebe. — Dann würde ich Ihnen keine neue einflößen, und ich würde unglüklich sein. — Wir wollen wieder nach London fahren.

Ich will Ihnen überzeugende Beweise genug geben, Emilie, daß Sie ganz für mich sein werden.

Der

Der Monat Oktober war beinah ſchon verfloſſen, und die Abende fingen an lang, mithin verdrüßlich zu werden, unſere Liebende waren immer beiſammen, und kaum waren drei Tage verfloſſen, als alle Careſſen, alle Sorgfalt und alle gegenſeitige Aufmerkſamkeit der Liebe ihnen nicht mehr genügten; der Graf ſchlug Emilien eine Parthie Piket vor, um eine Stunde hinzubringen. Dem Schein nach empfindlich gekränkt, fieng ſie an zu weinen und ſagte, ſie verwünſchte ihre Thorheit, daß ſie habe glauben können, ſie allein ſei fähig, ihren Liebhaber allein zu beſizzen ohne Theilung und ohne Vermiſchung. Ihre Thränen erweckten die faſt ſtumpfen Sinne des Grafen wieder; er troknete ſie wieder durch Küſſe, und betheuerte ihr, daß er nie würde daran gedacht haben, eine Parthie Piket in Vorſchlag zu bringen, wenn er nicht bei ihr eine gewiſſe Stille bemerkt hätte, die eine Zerſtreuung zu fordern ſchien.

Sie haben ſich in Abſicht meiner Stille, beſter Graf, gewaltig betrogen, es war weiter nichts als ein Traum eines verliebten Mädchens, die beim Erwachen, über die Verdienſte ihres Liebhabers nachdenkt. Die Selbſtgeſpräche der Seele ſind in der

That die natürlichſte Nahrung des Herzens. — Es ſteht nicht immer in unſerer Gewalt, das durch Worte auszudrükken, was wir empfinden. — Dieſe Minuten der Stille und des Nachdenkens, die man nicht vermeiden kann, rühren ganz von der Einbildungskraft her. — Mich dünkt, Sie zu verſtehen, wenn Sie auch nicht ſprechen. — So dauert das Vergnügen fort und ich bin ohne Grenzen 'glüklich.

Den folgenden Tag nach dem Frühſtük bemerkte der Graf, daß das Wetter ſchön ſei, obgleich Emilie meinte, daß es kälter und unangenehmer wäre, als gewöhnlich.

Heute iſt ein herrlicher Tag zur Jagd, Emilie, eine Stunde Motion würde mir vortrefliche Dienſte thun, nur eine einzige Stunde würde ich von Ihnen entfernt ſein.

Dies würde Sie gar zu ſehr ermüden, das Wetter kann ſich verändern, morgen wollen wir zuſammen gehen. — Ich kann den Gedanken nicht ertragen, eine halbe Stunde allein zu ſein, ohne Sie zu ſehen. Bleiben Sie hier, wir wollen uns mit der Muſik beſchäftigen, ich will dieſe Arie ſingen, die Sie ſo gern hören und bis ins Unendliche ver-

dop-

doppelte Küſſe, ſollen Ihnen beweiſen, wie ſehr Emilie Sie liebt.

Der Graf war viel zu artig, daß er nicht den dringenden Gegenvorſtellungen ſeiner Geliebten Gehör geben ſollte. Aber ungeachtet aller Liebkoſungen der Liebe, ungeachtet ihres Geiſtes und ihrer Talente, konnte ſie es doch nicht ſo weit bringen, daß er nicht nach und nach Langeweile bekam. Es gieng ſo weit, daß er einſchlief, ohne daß er es ſelbſt wußte, ſelbſt dann, wenn er Arien ſpielte, die ſie verlangt hatte. — Emilie freute ſich innerlich über ſeinen Zuſtand. Er fängt an zu ſchlafen — ſagte ſie bei ſich — bald, noch eher als ich glaubte, werde ich frei ſein, und mich ungeſtört meinen Neigungen überlaſſen.

Um den Augenblik näher zu bringen, wo ſie ihn gleichgültig machen wollte, war ſie weniger zärtlich, aber deſto munterer und kekker; weniger empfindungsvoll, aber deſto wollüſtiger; bis ſie ihn durch verſtellten Leichtſinn auf den Gedanken ſelbſt hinleitete, als wenn ſie mehr darauf bedacht wäre, ſeine Sinne zu befriedigen, als ſein Herz zu feſſeln.

Dieſe

Dieſe Entdekkung brachte ſeine Eigenliebe in Bewegung. Allein die Lebhaftigkeit ſeiner Begierden, durch beſtändigen Genuß gemindert, verſtattete ihm nicht, auch nur einen Verſuch zu machen, ihr Herz zu gewinnen, das er verlohren hatte. Die Sprache der Freundſchaft trat nun an der Liebe ihre. Beide bemerkten zugleich mit Erſtaunen die Kälte im Ausdruk, und von dem Augenblik an, belebte der Geiſt allein ihre Unterhaltung.

Sie waren an einem Abend beiſammen, jeder von ihnen ſaß an einer Ek am Kamin, und ſtellten über die Unbeſtändigkeit der Leidenſchaften Betrachtungen an, als mit einemmal der Graf bei ſeinen Träumereien Emiliens Gegenwart vergaß, aufſprang und rief: „Wer hätte dies je gedacht. Kaum bin ich zwölf Tage aus London und wie iſt mein Herz verändert!“

Sezzen Sie ſich bei mir nieder — lieber Graf, ſagte ſie jähnend — erzählen Sie mir doch ihre Veränderung.

Himmel! Emilie, Sie haben mich gehört! Ich ſchäme mich vor mir ſelbſt. — Wie? — Ich beſorge — Ich fürchte meine liebe Emilie nicht mehr zu lieben.

Iſt es weiter nichts, was ſie fürchten, und wo-ran ſie ſo lange drükken, ehe Sie es mir ſagen? Dieſe Nachricht war mir nicht überraſchend, ich er-wartete ſie nächſtens. Ich ſagte es Ihnen ja gleich bei unſerer Ankunft, wie es mit unſerer romantiſchen Leidenſchaft werden würde, aber damals ſpöttelten ſie über meine Prophezeiung.

Ich ſollte noch lieben, und es nicht wiſſen. — Aber es kommt mir vor, Emilie, daß auch Sie gleichgültig geworden ſind — ſind Sie es wirklich?

Eben ſo ſehr als Sie — und ich merke zu gut, daß ich Sie nicht länger lieben kann.

Dieſe Nachricht iſt für mich bezaubernd. — Wir ſind beide frei und zufrieden; ſollten wir uns aber noch einmal wieder lieben, ſo wollen wir uns in Acht nehmen, in der Einſamkeit zu leben.

Wir reiſten nach London zurük. Bei unſerer Ankunft in dieſe Stadt, fand Emilie einen Brief von einer ihrer Freundinnen, die ſie als Witwe zu-rük gelaſſen, und die ſich vor Kurzem wieder ver-heirathet hatte, in ihrer Erwartung aber auf die grauſamſte Art war betrogen worden. Da es meine Gebietherin mir erlaubte, dieſen Brief zu

leſen,

lesen, so erlaube ich es mir, ihn dem Leser mitzutheilen.

Brief

der Madam E . . . s an Emilien.

Alle Geheimnisse meines Herzens, eins ausgenommen, habe ich, beste Emilie, in ihren Busen ausgeschüttet. Ich will auch jezt ohne Rükhalt sein, und dies Geheimniß meiner besten und vertrautesten Freundin anvertrauen.

Oft fragten Sie mich, wie ich noch daran denken könnte, mich zum zweitenmal ins Joch der Ehe zu begeben? Mein erster Mann — sagten Sie — war so gut, daß es nicht möglich wäre, einen bessern zu finden, und sie sezten hinzu, daß dieser Stand für mich eben so beschwerlich sein würde, als wenn ich mir selbst Fußschellen auf meine ganze Lebenszeit anlegen wollte.

Sie stellten mir meine glükliche Lage vor, worin ich damals war, das große Vermögen, das ich hatte, und die zahlreiche Menge meiner Bekanntschaften. Sie fragten mich damals, was mir noch an meinem Glük fehlte? — Ich wußte wohl was mir fehlte. Ach! Emilie, giebt es nicht sowohl

nächt-

nächtliche Vergnügungen, als es Vergnügungen am Tage giebt? Es fehlte mir Etwas — was ich nicht nennen mag.

Gewohnt mit einem liebenswürdigen Manne zu leben, war die beständige Einsamkeit für mich ein Tod. Ich sehnte mich noch nach dem Genuß jener zauberischen Vergnügungen, welche alle Bitterkeiten des Lebens versüßen. Ich hatte sie einmal genossen und wollte sie noch länger genießen. Der Witwenstand war für mich der langweiligste und verdrießlichste Stand. Mit dem bloßen Namen Witwe verbindet man schon eine niedrige Idee. Ich wünschte ihn nicht länger führen zu müssen, und da ich der Einsamkeit so wenig gewohnt war, so waren alle meine Wünsche blos dahin gerichtet, einen Gesellschafter zu haben, der — mich beschäftigte.

Es ist wahr, diese Wünsche, die zärtlichen Gedanken meines Herzens hielt ich geheim, ja ich hielt sie so gar für Sie geheim. Ich würde roth geworden sein, wenn ich hätte gestehen sollen, daß meine Sinne über meinen Verstand die Herrschaft hätten; ich würde roth geworden sein, wenn ich hätte gestehen sollen, was mich eigentlich unglüklich mache.

Indeß

Indeſſen ſuchte ich nicht den Gegenſtand auf, den ich wünſchte, ich erwartete ihn. Eine Witwe, die noch nicht dreißig Jahr alt iſt, die zwei tauſend Pfund Sterling jährliche Einkünfte hat, darf wohl nicht erſt lange auf Anbether warten. Ich hatte deren genug, allein ſie liebten mehr mein Vermögen, als meine Perſon.

Dieſe ſchmuzzigen Liebhaber ſchikte ich zurük, und wollte mich blos einem zärtlichen Liebhaber überlaſſen. Aber ungeachtet meiner Bemühungen fand ich doch jedesmal, daß mein Vermögen mehr Aufmerkſamkeit erregte, als meine Reizze, und ich fieng ſchon zu glauben an, daß mein Projekt, das ich mir entworfen hatte, in der Ausführung unmöglich wäre. Indeſſen wünſchte ich mit brennender Begierde das, was ich nicht erlangen konnte. In dieſer verdrießlichen Lage brachte ich zwei Jahr zu, und ich war am Ende ſchon bereit, ſelbſt demjenigen meine Hand zu geben, der nur blos mein Vermögen zu haben wünſchte, als ich mit einem gewiſſen S . . . r Bekanntſchaft machte. Ich brauche Ihnen wohl nicht erſt ſeine Perſon zu beſchreiben, Sie haben ihn zu oft geſehen. Können Sie mich wohl deshalb tadeln, daß ich ihn liebenswürdig fand?

Oder

Oder mir es verdenken, daß ich ihm meine Hand gab?

In den erſten Zeit unſerer Bekanntſchaft war er ſehr zurükhaltend, ich hätte gewünſcht, daß er es weniger geweſen wäre, hernach ward er zutraulicher, ich wünſchte, er wäre kühner geworden. Ich hatte einmal bei mir beſchloſſen, mich blos nach einer ordentlichen Belagerung zu ergeben; ich erwartete daher, daß er Angriffe in aller Form thun würde. Und weil eine Eroberung nur dann erſt einen Werth erhält, je nachdem ſie viel Mühe gekoſtet hat, ſo war auch meine Abſicht, mich eine zeitlang zu vertheidigen, und dann ergeben.

Indeſſen wurden wir von Zeit zu Zeit vertrauter, wir wurden auch verliebter. S . . . r erlaubte ſich alle die Freiheiten, welche eine Witwe erlauben kann, und welche ſie ſo gar wünſcht, ſie ſich zu nehmen. Seine Seufzer waren feurig, ſeine Liebkoſungen noch weit mehr. Ich erlaubte daher S . . . r alles, was der Wohlſtand mir verſtatten konnte, um ihn noch weit mehr in Flammen zu ſezzen. Oft reizte ich ſeine Liebe und ſeine Begierden, indem ich ſchnell das zu verbergen ſuchte, was er ſo ſehnlich

zu

zu ſehen wünſchte. Dieſe kleinen Bosheiten thaten die Wirkungen, die ich davon erwartete, und blieſen das Feuer noch mehr an, das ihn verzehren ſollte.

Mit einem Wort, ich leitete ihn, wie ein Knabe einen Vogel leitet, den er am Ende eines Fadens feſtgebunden hat; er läßt ihn eine gewiſſe Weite fliegen, und dann zieht er ihn wieder zurük, und verkürzt dann wieder den Faden, womit er ihn feſthält.

Bezaubert durch dieſe ſüſſe Gefangenſchaft, ward S . . . r durch meine Liſt gefeſſelt. Meine Ketten waren Blumenketten. Wenn man ſie ſah bezauberten ſie durch ihre Schönheit, wenn man ſie nicht ſah, duftete einem der angenehmſte Wohlgeruch entgegen.

Da er endlich nicht weiter Herr war, der Liebe zu mir zu widerſtehen, noch den heftigen Begierden nach meinem Beſiz, wollte er ſein möglichſtes thun, um ſein Glük durch eine Heirath mit mir zu bekrönen. Allein er wußte noch nicht recht, auf welche Art er mir ſein Projekt bekannt machen ſollte. Er wußte nicht recht, ob ich mir ſeine Abſichten wollte gefallen laſſen, denn es konnte ja ſein, daß ich blos

ſeine

ſeine Geſellſchaft liebte, ohne ihn gerade zum Manne haben zu wollen.

Eben ſo furchtſam als verliebt, beunruhigte die Kolliſion verſchiedener Leidenſchaften ſeine Seele, und machten ihn lange unentſchloſſen und wenn ich ihm nicht ſelbſt einige Hofnung gegeben hätte, würde er wahrſcheinlich nicht weiter gekommen ſein. Sie werden ſich wohl noch erinnern, beſte Emilie, daß Sie vor ihrer Abreiſe von London mir ſagten, ich möchte ihn ja immer bei ſeiner Furchtſamkeit laſſen, wenn er mir auch keinen Heirathsvorſchlag thäte. — Mein Gott! Gegenwärtig wünſche ich, daß ich nie mit ihm ein Wort geſprochen hätte; doch, das iſt ein Geheimniß, das ich noch auf einen Augenblik verſchweigen muß.

Einſtmal ſaſſen wir beiſammen auf dem Sopha, mit allen Thorheiten beſchäftigt, welche die Liebe veranlaßt, als ich ihn ſtolz fragte, ob er mich wohl eben ſo lieben könnte, wenn wir auf unſere ganze Lebenszeit verbunden wären? Er betrachtete mich mit der größten Beſtürzung. Er war nicht im Stande, meine Frage zu beantworten, allein ſeine Augen ſprachen für ihn. Dieſe Sprache, die nur

die Liebe verſtehen kann, überzeugten mich unwiderlegbar, daß ich ein zu ſeinem Glük ſchlechterdings nothwendiges Weſen wäre.

Ich will Sie nicht überrumpeln — ſagte ich zu ihm — dies iſt eine Sache von gar zu großer Wichtigkeit, die man mehr überlegen muß. Nehmen Sie ſich Zeit. Ich ſah wohl ein, daß dieſer Vorſchlag etwas mit dem Wohlſtande ſtritte, der mit unſerm Geſchlecht unzertrennlich verbunden ſein ſoll; allein die Liebe entſchuldigt leicht Fehler, die ſie begehen läßt.

Seine Augen auf meine Lippen gerichtet, drükten zu deutlich das Verlangen aus, daß er ſie berühren möchte, er nahm ſich nicht dieſe Freiheit, aber wenn er es auch gethan hätte, würde ich ihn wohl haben tadeln können? Nein, ich bin gewiß, daß es nicht geſchehen wäre. Indeſſen wir in dieſer Lage waren, bekam ich einen Beſuch, der einer nähern Beſtimmung in dieſer Sache ein Ende machte. S . . . r verließ mich.

So bald ich wieder allein war, ſtellte ſich die Idee meines Liebhabers meinem Geiſte ganz lebhaft dar. — — Süſſe Gedanken! ihr würdet noch

jezt

jezt' mein Glük gemacht haben! Einen Augenblik nachher ſtellte ich mir vor, daß ich zu weit gegangen ſei, daß es jezt ſehr möglich wäre, daß er mich für eine leichte Eroberung, von geringem Werth hielt. Einen Augenblik darauf beſorgte ich wieder, daß er mich für eine Kokette halten, und mich verachten würde. Wir ſind gewöhnlich erfinderiſch darin, uns mancherlei Unruhen zu machen, als uns zu tröſten; die größten Uebel unſers Lebens rühren größtentheils von unſerer Einbildungskraft her.

Ich bekam S . . . r in zwei Tagen nicht zu ſehen, dieſe Abweſenheit vermehrte meine Betrübniß, und überredete mich noch weit mehr, daß ich keine großen Fortſchritte gemacht habe, und daß er wohl nicht weiter mich beſuchen würde, weil ich gewiſſermaßen ſeine Neigung hätte zwingen wollen.

Es iſt für unſer Geſchlecht gefährlich, einem Manne, den wir lieben, zu ſagen, daß wir ihn lieben; dies dient öfters zu weiter nichts, als ihm für uns einen Ekel beizubringen, oder ihn dahin zu bringen, uns zu entehren, und dann zu verlaſſen. Wenn wir wieder auf der andern Seite ihm nicht den Eindruk entdekken, den er auf uns gemacht hat,

so kann er sich wohl gar einbilden, daß seine Bemühung umsonst ist, und daß ihm nie seine Absichten gelingen werden. Unsere Lage ist nun einmal nicht anders, wir schweben immer zwischen Furcht einen Liebhaber entweder zurük zu schrekken, oder ihm Ekel für uns beizubringen. Wer mag zwischen diesen beiden Extremen einen Mittelweg finden? Dergleichen Vorstellungen vermehrten meinen Kummer, während der Abwesenheit des S . . . r. Diese zwei Tage waren für mich zwei Jahrhunderte; sie waren für mich nicht blos sehr schmerzhaft, sondern auch sehr langweilig.

Als er mich wieder besuchte, glaubte ich auf seinem Gesichte eine gewisse Gleichgültigkeit zu bemerken. Sein Eingang der Unterhaltung war so kalt, daß es mir unmöglich unbemerkt bleiben konnte; ich machte sie noch einigermassen lebhaft, und suchte meine Unruhe zu verbergen. Ich nahm mir sogar vor, auch nicht eine Frage über die Ursache seiner Abwesenheit an ihn zu thun, aber er kam mir zuvor, und sagte selbst etwas zu seiner Rechtfertigung. Ein leichter Fieberanfall — sagte er zu mir — habe ihn auf seinem Zimmer festgehalten. Diese Nachricht beunruhigte mich, und zerriß in meinem Her-

zen

zen den Schleier der Verſtellung. Ich ſchrieb jezt ſeinen Anſchein von Kälte auf die Rechnung der Heftigkeit ſeiner Krankheit. Auf die Art entſchuldigte ich ihn, und verdammte mich ſelbſt, weil ich mich in meinem Urtheil zu ſchnell übereilt hatte.

Keine Lage iſt wohl mehr der Veränderung und der Unruhe unterworfen, als die Lage einer Liebenden. Die Roſen, auf denen ſie einher geht, ſind immer mit Dornen vermiſcht, die Stille iſt immer mit Ungewitter verbunden, die Sonne, die ihr ſcheint, iſt faſt immer mit Gewölke bedekt und kleine Zwiſtigkeiten folgen gewöhnlich auf die Harmonie. Die größten Vergnügungen ſind mit Kummer und Sorgen verbunden, und wenn ſie den Gipfel des Glüks erreicht zu haben glaubt, ſo iſt ſie ſehr oft auf dem Punkt, das unglüklichſte Weib zu werden.

Die Unpäßlichkeit des Herrn S . . . r verſtattete ihm nicht, von der Heirath zu reden. Folglich war eine Zeitlang die Liebe mit Freundſchaft vermiſcht; in dem Verhältniß er aber ſeine Geſundheit wieder erhielt, fieng unſere Flamme mit neuer Hizze zu brennen an. Alles veränderte ſich, jezt drang er lebhaft in mich und redete von nichts als von ſeiner

Zärtlichkeit mit mir. Ich war schwach genug, um mich zu ergeben. Ich wußte es, daß er mich liebte, daß mein Widerstreben schon lange genug gedauert habe, um die Ehre meines Geschlechts zu retten, so gab ich ihm meine Hand, mit voller Uebereinstimmung meines Herzens.

Ich willigte darin, auf meine Unabhängigkeit Verzicht zu thun, und wollte aufs neue wieder die zauberischen Vergnügungen genieſſen, die Hymen einem verschaft, nach deren Genuß ich so lange gestrebt hatte.

Der Tag, der mich glüklich oder unglüklich machen sollte, war nun schon bestimmt, und ob er gleich sehr nahe war, war er doch für meine Ungeduld zu weit entfernet. Mit welchem Vergnügen dachte ich nicht am Morgen dieſes so sehr gewünschten Tages, an die Entzükkungen, die meiner auf den Abend erwarteten! Dieſer Tag schien mir der längste in meinem Leben zu sein.

Da wir auf einem Landgut vermählt wurden, hatten wir alle Einwohner des Kirchensprengels bei der Trauung zu Zuschauern. In London und fast in allen großen Städten geschieht diese Ceremonie gemeiniglich ganz in der Stille. Diejenigen, welche

che ſich verheirathen, mögen nicht gern viele Zeugen bei einem Schwur haben, den ſie doch nicht Luſt haben zu halten, da ſie im Gegentheil auf dem Lande deren nicht genug haben können, weil ſie gerne wollen, daß ihre Verbindung bis an den Tod fortdaure.

Beim Herausgehen aus der Kirche hörte ich mit Vergnügen das Volk ſagen: Wie ſchön iſt dieſer Mann! Wie reizend dieſe Frau! Sie ſind ganz für einander geſchaffen! Aber hierin betrogen ſie ſich gewaltig, wie Sie gleich ſehen werden.

Der Hochzeittag ward mit glänzenden Feſten verbracht. Wir brannten vor Verlangen das Ende deſſelben zu ſehen und ſehnten uns nach dem glüklichen Augenblik; wir wünſchten allein zu ſein; oder vielmehr ich allein ſehnte mich nach der ſeeligen Minute, denn S... r hatte ſicher alle Gründe, ſich dafür zu fürchten. Kaum brannten die Lichter in den Zimmern, als mein Mann mir ein Zeichen gab, ich verſtands, und folgte ihm in ein Nebenzimmer. Er führte mich in einen dunkeln Winkel, hier faßte er mich bei der Hand, ſah mich ſchmachtend an, und ſeufzte. Ich glaubte, daß

dieſe Seufzer Ausdrükke ſeiner Liebe, ſeiner Entzükkung, ſeiner Ungeduld waren — aber ach! ich erfuhr mehr denn zu bald, daß ſie blos Vorläufer der unglüklichſten Begebenheiten für mich waren.

Er ſagte mir ſo viele Entſchuldigungen vor, als er nur konnte — aber was konnte wohl in meinen Augen ein Verbrechen dieſer Art entſchuldigen! — Er geſtand mir offenherzig, daß er nicht mehr die Rechte des Eheſtandes genieſſen könnte. Ach! Emilie, ich kann Ihnen meine Lage nicht ſo beſchreiben, wie ich wünſchte. Schande, Verzweiflung, Furcht, und die heftigſten Leidenſchaften und Begierden beſtürmten mich wechſelsweiſe auf die ſchrekklichſte Art.

Das freimüthige Geſtändniß des S . . . r hielt meine Einwilligung für gezwungen, die Eigenliebe verband mich dazu, ihm zu vergeben. Ich konnte die Vorſtellung ſchlechterdings nicht ertragen, mich dem Gelächter der ganzen Welt ausgeſezt zu ſehen, und noch weniger den Gedanken aushalten, daß ich mich durch meine eigene Leidenſchaften hatte hintergehen laſſen.

Ich

Ich drükte die Hand des Herrn S . . . r so stark, als ich nur konnte, ich seufzte, drükte ihn an meinen Busen, ich nannte ihn meinen lieben Mann, ich sagte ihm, ich wollte ihm herzlich gern alles vergeben, bäte ihm nur diese Geschichte geheim zu halten. Ich versicherte ihn, daß seine Gesellschaft, sein Verstand, und seine Zärtlichkeit mir an sich selbst sehr theuer wären. Zulezt versprach ich ihm noch dieselbe Zärtlichkeit und Zuneigung. — Indem ich dies lezte Wort sagte, fiel ich in Ohnmacht.

Durch die zärtlichste Sorgfalt des Herrn S . . . r kam ich endlich wieder zu mir selbst. Aber, ach! nicht auf die Art, wie ich gewünscht hätte, dies stand nicht in seinem Vermögen. Ich wußte es ja, warum wünschte ich es dann?

Da ich besorgte, die Gesellschaft möchte uns suchen, brach ich dies Tete a Tete ab und versicherte Herrn S . . . r, daß, ob er mich gleich etwas zu spät mit seinem Zutrauen beehrt hätte, so wollte ich ihm doch diese Verrätherei vergeben, unter der Bedingung, daß er seine Liebe verdoppeln möchte, die zu meinem Glük ganz nothwendig geworden wäre. Er versprach mir alles, so viel ich nur verlangte, mit dem Zusaz, weil er auf der einen Seite ausser

Stand

Stand geſezt wäre, mich zu befriedigen, ſo würde er ſicher auf der andern Seite ſein möglichſtes thun mir nach Gefallen zu leben.

Mit dieſen Betheurungen zufrieden, kam ich wieder zur Geſellſchaft zurük, welche ſich auf unſere Unkoſten recht luſtig machte, und uns aufzog, in der Vorausſezung, daß wir etwas zu früh ein Vergnügen genoſſen hätten, das ich nie wirklich genieſſen konnte. Ich antwortete durch nichts, als durch mein Rothwerden, wodurch ich zu neuen Spöttereien abermals Veranlaſſung gab. Herr S . . . r ward auch roth, aber aus einem ganz andern Grunde.

Die Großmuth, mit der ich Herrn S . . . r behandelt hatte, verdiente von ſeiner Seite die größte Erkenntlichkeit. Aber gerade im Gegentheil, behandelte er mich nur zu bald mit einer im höchſten Grade empfindlichſten Gleichgültigkeit, ja ſogar ſelbſt mit der unerträglichſten Grauſamkeit, ſo daß ich mich genöthigt ſehe, zu den Füſſen der Gerechtigkeit mein Unglük, worin ich mich befinde, anzubringen, und ich habe die Hofnung, daß dieſe mich von einem Ungeheuer befreien wird, das mein Mann zu ſein vorgiebt.

Leben

Leben Sie wohl, beſte Emilie, fahren Sie fort zu lieben Ihre unglükliche

Louiſe.

Da ich auſſer Condition war, und nicht gleich wuſte, wohin ich mich wenden ſollte, begab ich mich zu einer alten Frau, eine von meinen Freundinnen, und blieb bei ihr ſo lange, bis ich in ixgend einem vornehmen Hauſe ankommen konnte, wo ich ſicher neue Gegenſtände finden würde, über die gegenwärtige Verderbniß der Welt Betrachtungen anzuſtellen. Die alte Frau, bei der ich wohnte, hatte an zwei junge Damen ein ausmeublirtes Zimmer vermiethet, das ſie ſchon ſeit geraumer Zeit bezogen hatten. Ich gab mir alle erſinnliche Mühe, mit ihnen in Bekanntſchaft zu kommen, und ihre Geſchichte zu erfahren, aber meine Bemühung war vergebens. Schon hatte ich mein Projekt aufgegeben, als ich einmal von ungefähr in einem Zimmer war, das an ihrem ſtieß, und folgende Unterredung mit anhörte, die in dieſen Nachrichten immer ein Plázchen einnehmen kann. Da ich nie die wirklichen Namen der agirenden Perſonen habe entdekken können, bin ich genöthigt worden, ihnen ſelbſt welche zu geben; dies iſt aber das einzige, was an dieſem Geſpräch nicht wahr iſt.

Ara-

Arabella. Die Liebe, beste Freundin, ist für mich noch ein Geheimniß, oder ich kann mir davon nicht auf dieselbe Art einen Begrif machen, wie die andern Frauenzimmer, welche diese süsse Leidenschaft schon näher kennen.

Belinde. Wie! Sie haben sie noch nie empfunden?

Arabella. Ja, in gewissem Verstande.

Belinde. In gewissem Verstande! Wenn Sie sie nicht ganz mit allen Ihren Sinnen empfunden haben, wie können Sie davon urtheilen? Um diesen Punkt gewissermassen ordentlich aus einander zu sezzen, so sagen Sie mir doch zuerst, wie erklären Sie die Liebe?

Arabella. Ich denke sie so zu erklären: Sie ist eine zarte und süsse, aber auch oft eine aufbrausende Leidenschaft; keusch, aber wollüstig; lebhaft, aber gemäßigt, fähig zu allem was möglich ist, aber auch zu allem, was unmöglich zu sein scheint, immer beständig und auf einen einzigen Gegenstand gerichtet; eifersüchtig, aber zutraulich; kühn, aber furchtsam. Diejenige, welche sie empfindet, vergißt sich selbst, in den verschiedenen Szenen, worin sie

her-

herumgetrieben wird, und begehet Thorheiten, indem sie weise und klug zu handeln glaubt.

Belinde. Sie geben mir da blos eine Erklärung von der Aussenseite dieser Leidenschaft. Das Gemählde, das Sie davon entwerfen, mit seinem Licht und Schatten, würde vor drei oder vierhundert Jahren ganz herrlich gewesen sein, um die Zimmer irgend eines Romanhelden damit auszuzieren; aber jezt scheint es monströß und aus der Mode zu sein. Sie haben so viele ganz widersprechende Dinge zusammengehäuft, daß wenn sie wirklich alle so in einem Wesen existirten, sie unstreitig dies Wesen zum absurdesten auf der ganzen Welt machen würden.

Arabella. Aber, Madam, Sie werden mir doch gestehen, daß alle unsere Neigungen sich an diesen geliebten Gegenstand anschliessen, als an ihren gemeinschaftlichen Mittelpunkt.

Belinde. Unsere Neigungen können nach diesem Gegenstande hinstreben; aber noch mehr müssen wir uns selbst in Erwägung ziehen. Blos des sinnlichen Vergnügens wegen, dessen wir geniessen, oder dessen wir zu geniessen hoffen, mit einem Gegenstande, der uns gefällt, den wir lieben. Lieben

wir

wir nicht deswegen einen Mann, weil wir hoffen, daß er uns dies Vergnügen verschaffen wird? Buhle nicht aus demselben Grunde ein Mann um uns? Glauben Sie mir, dies sind die Gesezze der Natur, und es giebt keine andere.

Arabella. Ich kann noch nicht ganz Ihrer Meinung beitreten. Sollte wohl eine so grobe Leidenschaft der einzige Beweggrund sein, warum wir einer Mannsperson vor der andern den Vorzug gäben, und selbst oft alsdann, wenn gewisse persönliche Vorzüge unsere Wahl nicht bestimmen können?

Belinde. Das kommt blos daher, weil fast immer Eigensinn uns blos bei diesen Sachen leitet. Wir bemerken etwas bei einem Manne, das uns gefällt, und das wir gerade bei einem andern nicht bemerken. Blos unsere Eigenliebe ist Schuld daran, daß wir gerade den und keinen andern wählen, von dem wir vermuthen, daß er uns auf eine Zeitlang am besten gefallen könnte; denn die Beständigkeit ist weiter nichts als ein leerer Traum. —

Arabella. Wie! Sie glauben nicht, daß wirklich Manner und Frauen existiren, die sich standhaft lieben?

Belin-

Belinde. Ich will gern gestehen, daß sie in den Augen der Welt standhaft zu sein scheinen; aber dies kommt blos daher, weil sie nicht einen andern für sie reizendern Gegenstand als den ersten gefunden haben.

Arabelle. Aber was sagen Sie von den Frauen, welche die Huldigungen ihren Anbether ausschlagen?

Belinde. Gerade eben dasselbe, was ich von Enthusiasten von einer andern Gattung sagen würde. Die einen bringen der Eitelkeit der Liebe, und die andern ihren Annehmlichkeiten ein Opfer. Aber bei dem allen, keine Frau giebt ihre Leidenschaft völlig auf; und wenn dies ja geschieht, so hat es jedesmal eine besondere Bewandniß. Ich sollte nicht denken, daß Sie hierüber anders denken werden, Arabella, so wenig Sie mich überreden werden, daß Sie Liebe in dem Maaß zu einem Verschnittenen haben, daß Sie ihn heirathen könnten.

Arabella. Wenn ich alles zusammen nehme, was Sie mir hierüber gesagt haben, glaube ich folgendes Resultat zu finden: daß Sie schlechterdings eine gefühlvolle Liebe verdammen und sie sogar geradezu für unmöglich halten.

Belinde. Wenigſtens iſt ihre Möglichkeit noch nicht deutlich genug bewieſen, und dieſe gefühlvolle Liebe werde ich nach meiner Denkungsart immer für eine Fiktion halten. Was ſind wohl dieſe Hofnungen, dieſe Aengſtlichkeiten, dieſe Ungewisheiten, dieſe Unruhen, dieſe Veränderungen des Glüks, welche uns dieſe Leidenſchaft einflößt, dieſe unglükſichen Zufälle, welche ſie veranlaſit, was ſind dieſe wohl anders, frage ich, als Mittel, uns ſelbſt zu quälen, uns das nicht zu verſchaffen, was wir wünſchen, oder vielmehr das, was uns die Natur gegeben hat, mit Gewalt zu begehren?

Arabella. Ach! Belinde, Sie wollen uns alſo alles nehmen, was eine ſo edele Leidenſchaft noch mehr veredeln kann!

Belinde. Nein, im Gegentheil, ich wünſchte Sie noch mehr veredeln zu können. Laſſen Sie, glauben Sie mir, alle die falſchen Vorſtellungen fahren, die Sie ſich von ihrer romaniſchen Leidenſchaft gebildet haben, welche ſicher nie bei einem vernünftigen Menſchen exiſtirt, und welche ſich mit den Organen, die wir von der Natur haben, nicht vereinigen läßt.

Ara-

Arabella. Sie überzeugen mich noch nicht, weil ich bis jezt noch nicht recht ihre Gründe einsehe. — Aber da kommt ja der Ritter von R . . . t; er mag in dieser Sache unser Richter sein.

Belinde. Herzlich gern, und ich freue mich, daß ich unsere Meinungen seinem Richterspruch unterwerfen kann.

Arabella Sie kommen wie gerufen, mein lieber Ritter; wir wünschten wohl ihre Meinung über eine gewisse Sache zu hören, die uns jezt beschäftigt. — Sagen Sie uns ihre Meinung über die Leidenschaft der Liebe.

Belinde. Ich bin begierig zu hören, was Sie unter Liebe verstehen; denn bis jezt hat man diese Empfindung noch nicht recht erklärt.

Der Ritter. Die Frage, die Sie mir da vorlegen, meine Damen, ist eine sehr allgemeine Frage, die man also auch allgemein beantworten muß; ich glaube, die Liebe ist weder ein gar zu grosses Stük, noch ein gar zu grofes Unglük des Lebens.

Arabella. Diese Antwort ist in der That sehr allgemein, aber bedenken Sie, mein Herr, vorerste, daß wenn man den Begrif der Liebe recht erklä-

klären will, wer dieſe empfindungsvolle Leidenſchaft aus eigener Erfahrung kennen gelernt haben muß.

Der Ritter. Allerdings, Madam; die Philoſophen, die ſie nicht empfunden haben, haben ſich jederzeit in der Erklärung der Liebe geirrt, oder eine ganz unrichtige wenig befriedigende von ihr gegeben. Einige ſagen, dieſe Leidenſchaft ſei die Wirkung ſinnlicher Begierden; andere erklären ſie durch eine Sympathie zweier Seelen, welche blos in dem Verſtande exiſtiret, unabhängig von jedem andern Vergnügen, das ſie verſchaffen kann; ihr Weſen beſtehet blos in dem Vergnügen zu lieben und geliebt zu werden; ſie iſt eine gegenſeitige Zuneigung, woran die Sinne keinen Theil nehmen.

Belinde. Dieſe lezte Empfindung nennt man, wie ich glaube, eine platoniſche Liebe; aber ſagen Sie mir, Herr Ritter, ihre Meinung über dieſe beiden Erklärungen. Welche von beiden halten Sie für die wahre.

Der Ritter. Ich halte ſie alle beide für falſch. Denn da die Menſchen aus zwei Theilen beſtehen, ſo müſſen ſie alſo auch beide Befriedigung haben, und der Genuß muß ſich auf beide beziehen. Derjenige oder diejenige, welche allein ſinnliche Begierden

zu

zu befriedigen ſuchen, können auch nur ein kurzes und unvollkommenes Vergnügen haben, weil immer der eine Theil daran keinen Antheil nimmt. Diejenigen, welche vorgeben, daß ſie ſich mit der platoniſchen Liebe begnügen, verwechſeln dieſe Empfindung mit der Freundſchaft, oder einer gewiſſen Vorliebe, für einen Gegenſtand mehr, als für den andern. Es iſt wahr, dieſe beiden Leidenſchaften haben viel Aehnlichkeit mit einander, aber es bleibt kein Zweifel übrig, daß der Genuß nicht der lezte Zwek bei der eigentlich ſo genannten Liebe ſein ſollte. Um wieder auf meine Frage zu kommen, ich glaube, daß Geiſt und Körper beide gemeinſchaftlich das Vergnügen empfinden müſſen, um das Glük zweier Liebenden ganz vollkommen zu machen.

Arabella. Hieraus ſehe ich, Herr Ritter, daß Sie ſehr bald auf meine Meinung zurükkommen werden, denn Sie haben zu viel Verſtand, daß Sie nicht ein eifriger Anhänger der empfindungsvollen Liebe werden ſollten.

Der Ritter. Ganz gewis, der Himmel und die Natur gebrauchen die Liebe als ein Mittel, die Menſchen glüklich zu machen, aber durch Uebermaß, durch Mißbrauch, wird dieſe Leidenſchaft für die mei-

meiſten Menſchen die größte Qual ihres Lebens. Daher kommt es, daß viele Dinge, die ihrer Beſchaffenheit nach gut ſind, ſehr oft durch ihre Wirkungen verderblich werden.

Belinde. Ha! Ha! das iſt vermuthlich ihre empfindungsvolle Liebe? Sie ſehen hieraus, Arabella, daß der Herr Ritter nicht auf ihrer Seite iſt. Er iſt gewiß nicht in dem Grad gefällig, daß er eine unbegreifliche und unmögliche Sache zugeben ſollte.

Arabella. Ich ſehe auch noch nicht, daß er auf ihre ſei. Aber wir wollen uns erklären. Vors erſte muß ein Jeder ſeine Meinung ſagen, ehe er darüber ein beſtimmtes Urtheil verlangt. Ich fange mit meiner an. Ich halte es mit einer empfindungsvollen Liebe; denn eine Leidenſchaft voller Furcht, Eiferſucht, Beängſtigung und anderen Martern, iſt in meinen Augen weiter nichts, als eine Unordnung eines verdorbenen Herzens, woran eine empfindungsvolle Seele keinen Antheil haben kann.

Belinde. Und ich mache mir von der Liebe eine ganz entgegengeſezte Erklärung, ich nenne Liebe eine magnetiſch anziehende Kraft, nach dem Gegenſtande hin, den man ſo lange liebt, ſo lange er einem gefällt

und

und woran man weiter nicht denkt, ſo bald er einem gleichgültig geworden iſt. Ich bin für das Vergnügen, und ich bin gewis, daß mein Herz für Empfindung und Genuß empfänglich iſt; aber ich verlange auch, daß die Liebe jederzeit in einer gewiſſen Einſchränkung erhalten werde, um die Annehmlichkeiten derſelben zu genieſſen, ohne ihre Plagen zu empfinden. Das ſind unſere Meinungen, Herr Ritter, nun urtheilen Sie.

Der Ritter. Sie erzeigen mir, meine Damen, eben ſo viel Ehre, ſo viel Vergnügen Sie mir machen, daß Sie mich bei einer ſo delikaten Sache zum Schiedsrichter wählen. Ehe ich frei meine Meinung herausſage, muß ich vorher bemerken, daß der Himmel uns die Vernunft gegeben hat, unſere Vergnügungen zu verfeinern und zu vermehren, wenn wir ſie für unſere Glükſeligkeit nothwendig halten. Wenn die Verfeinerung des Vergnügens gewiſſe Gränzen überſchreitet, wird es zum Laſter, und gerade dies geſchieht ſehr oft bei der Leidenſchaft wovon wir reden; ſie verſtattet ſchlechterdings nicht dem Menſchen inne zuhalten, wenn er ſollte.

Ein empfindungsvoller oder ein empfindſamer Liebhaber iſt gewiſſermaſſen ein irrer Menſch, der,

ſo wie ich glaube ſelten glüklich, deſto öfterer aber unglüklich iſt. Streben wir auf der andern Seite bei der Liebe blos nach ſinnlichen Vergnügungen, ſo ſind wir in dieſem Punkt den Thieren gleich, und übertreffen ſie vielleicht noch. Veränderlich wie der Wind, genieſſen wir eine Leidenſchaft, die wir nicht empfinden können. Der Eigenſinn iſt befriedigt; aber das Herz bleibt ohne Rührung, und ſo bald das Herz an einer Sache nicht Theil nimmt, da findet auch kein wahres Vergnügen ſtatt. Ich ſollte glauben, daß die Liebe, ſo wie andere Leidenſchaften aus ſich ſelbſt entſtünde, nur mit dem Unſchiede, daß ſie nicht in ſich conzentrirt iſt; daß ſie vielmehr aus einer Vermiſchung von Freundſchaft und angefachten Begierden beſtehet, die durch wirkliche oder eingebildete Schönheiten, die wir in dem Gegenſtande, der uns gefällt, zu ſehen glauben, erregt werden, durch Sympathie angefeuret und durch gegenſeitige Zuneigung unterhalten. Um zwiſchen dieſen beiden Extremen die richtige Mittelſtraſſe zu halten, muß derjenige, der in der Liebe glüklich ſein will, dieſe ſeine Leidenſchaft gehörig prüfen, und ſie auf die Art lenken und ordnen, daß die Zärtlichkeit des Herzens und die Empfindungen der Seele auf eine gleiche Art befriedigt werden. Er muß ſeiner Leidenſchaft gewiſſe

Schran-

Schranken sezzen, und sich fest zu überreden suchen, daß so bald er diese überschreitet, er unglüklich werde.

Das ist die beste Erklärung, meine Damen, die ich über die vorgelegte Frage geben kann; sie ist unbefriedigend, ich geben es zu; um aber das zu ersezzen, was ihr noch fehlt, gebe ich Ihnen den Rath, daß eine jede von Ihnen die mächtigen Wirkungen der Liebe an sich selbst zu erfahren suche, wodurch Sie in den Stand gesezt werden können, nach ihrer eigenen Erfahrung hierüber zu urtheilen.

Nach dieser sonderbaren Unterredung schlich ich mich fort, und dachte bei mir, daß ich ganz Belindens Meinung wäre, und daß ich mich nie würde überreden lassen, daß eine empfindungsvolle Leidenschaft zwischen einem Mann und einer Frau statt finden könnte. Ist eine solche Leidenschaft wohl möglich? Ich überlasse meinem Leser die Auflösung dieses Problems.

Die junge Gräfin D... y, in dessen Dienste ich darauf trat, machte damals ganz allgemein den Hauptgegenstand in allen Gesellschaften aus. Ihre Geschichte ist in der That sehr ausserordentlich. Erst mit kurzem hatte sie den Graf D..y geheirathet, und ihm den Vorzug vor einer grossen Menge von

Anbethern gegeben, die ihre Reizze um ihr her versammelt hatten.

Ihr Gemahl glaubte, den Gipfel der Glükseligkeit erreicht zu haben, indem er zum Besiz des Gegenstandes gelangt war, den er so sehnlich gewünscht hatte. Er beschäftigte sich blos mit der Sorge, seiner Gemahlin alle Arten von Vergnügungen zu verschaffen. Er stellte auf seinen Gütern ländliche Feste an, wozu er eine zahlreiche Gesellschaft einlud; denn er hätte sich noch glüklicher geschäzt, wenn er die ganze Welt als Zeugen seines Glüks hätte haben können.

Mehrere Monate nach einander wurden mit beständigen Feierlichkeiten zugebracht, und man hielt den Grafen D... y allgemein für den glüklichsten Mann in England und die Gräfin seine Gemahlin für eine zärtliche und treue Frau.

Einmal ward sie zu einer Fete eingeladen, welche der Herzog von .... auf eins seiner Landhäuser gab. Hier wurden mancherlei Spiele gespielt, es wurden Wettrennen angestellt, und die Gräfin verwunderte sich ausnehmend, mit welcher Behendigkeit der Herzog alle seine Nebenbuhler übertraf. Jezt betrachtete sie ihn erst genauer, und erstaunte nicht we-

wenig, daß sie vorher nicht die Eleganz seiner Figur und alle seine übrigen Vollkommenheiten bemerkt hätte, die sie jezt einzeln durch gieng, und die in ihren Augen ihn zum Phönix unter den schönsten Mannspersonen machten. Sie konnte sich schlechterdings nicht enthalten, ihre Augen beständig auf den Herzog gerichtet zu haben und je mehr sie ihn ansah, desto mehr bewunderte sie ihn. Stets klatschte sie ihm, bei jeder vorkommenden Gelegenheit Beifall zu, und die übrige Gesellschaft interessirte sie wenig.

Nachdem die Spiele und Wettrennen geendigt waren, näherte sich der Herzog der Gräfin, und stattete seinen wärmsten Dank ab, für den Beifall den sie ihm geschenkt, und schrieb seine Geschiklichkeit und sein Glük blos der Gegenwart einer so reizzenden Dame zu, die ihm alles Feuer eingeflößt, das er bewiesen und seinen Muth über alle Vorstellung vermehrt habe.

Er kannte vollkommen die Weiber, er wuste, daß eine fein angebrachte Schmeichelei, ihnen jederzeit sehr willkommen ist. Die Gräfin ward bewegt, sie war auf keine Antwort vorbereitet, der Herzog bemerkte die Veränderung, die in ihrem Herzen vorgienge, und dies gab ihm Hofnung, daß sich bald

ein

ein für ihn günstigen Augenblik ereignen würde, wo er ihr seine heftige Leidenschaft entdekken könnte.

In der folgenden Nacht war ein Ball, er tanzte immer mit ihr, und es fand sich bald eine Gelegenheit, wo er eine geheime Unterredung mit ihr haben konnte. Es glükte ihm, sie so einzunehmen, daß die Gräfin ihm eine so beglükkende Antwort gab, die allen seinen Wünschen entsprach. Da die Gräfin auch ihm ihre Liebe für ihn gestanden hatte, trug sie keinen Augenblik Bedenken, ihm auf den folgenden Tag bei Ranelagh nahe bei Chelesa eine geheime Zusammenkunft zu bewilligen.

Die Gräfin begab sich, diesem Versprechen gemäß, in diesen Garten, begleitet von einer vertrauten Freundin, auf deren Redlichkeit sie sich ganz sicher verlassen zu können glaubte. Indessen hatte der Herzog ein Zimmer zubereiten lassen, um hier seine Geliebte zu empfangen. Man ließ die Freundin nach Hause fahren, und der Herzog führte die Gräfin in das bestimmte Haus, wo er die Nacht bei ihr zubrachte.

Den andern Tag ward Miß Foller wieder geholt, und damit man glauben sollte, sie wäre die ganze

Zeit

Zeit in ihrer Gesellschaft gewesen, nahm sie dieselbe in ihren Wagen, und fuhr mit ihr auf ihr Landgut.

Diese verliebte Intrigue hatte bereits fast drei Monat gedauret, als sich gegen Ende desselben ein Streit zwischen der Gräfin und Miß Foller erhub, wodurch die ganze Sache entdekt ward. Man kann ihn im Grunde ein Weibergeklätsche nennen, indem er blos durch ein paar Handschue entstanden war, welche Miß Foller gehörten und welche die Gräfin unversehens an sich genommen hatte. Umsonst bemühete sie sich, diesen Streit beizulegen, indem sie ihrer Freundin ein paar ganz neue Handschue gab; sie konnte sie durch nichts besänftigen. Miß Foller war so sehr aufgebracht — vermuthlich rührte ihr Zorn daher, daß sie von dem Herzoge keine Geschenke bekommen hatte, die sie doch erwartete — daß sie dem Grafen D...y von der ganzen Aufführung seiner Gemahlin Nachricht gab, ohne den kleinsten Umstand zu verschweigen.

Er war gewaltig betroffen über eine so unerwartete Nachricht, worauf er sich nicht vorbereitet hatte. Er konnte sich gar nicht von der Wahrheit dieser schrecklichen Begebenheit überzeugen. Allein Miß Foller versicherte ihm, sie wollte, wenn er es verlan-

lange, ihm einen augenſcheinlichen Beweis von der Wahrheit geben, die ſie ihm eben ſagte. Sie wäre die Vertraute, ſie wüſte den Ort und die Zeit wo die Liebenden ſich zuſammen träfen; daher wäre es ihr etwas leichtes, ihm Beweiſe zu ſchaffen. Der Graf konnte ſie nicht enthalten, ſich davon zu überführen, er folgte Miß Foller, und ward ein Zeuge ſeiner Schande.

Kaum war Graf D... von der Untreue ſeiner Gemahlin hinlänglich überführt worden, als er ſeinen Domeſtiken den Befehl gab, ihr den Eintritt in ſein Haus zu verſagen, ſo bald ſie kommen würde. Den andern Morgen, nachdem die Gräfin die vergangene Nacht in den Armen ihres Liebhabers zugebracht hatte, gieng ſie wieder nach Hauſe. Allein wie groß war ihre Beſtürzung, als man ihr den Befehl bekannt machte, den ihr Gemahl in Abſicht ihrer nachgelaſſen hatte. Die Verwirrung, worin ſie ſich befand vermehrte ſich dadurch noch mehr, weil ſie ungewis war, wo ſie ſich hinwenden ſollte; endlich beſtimmte ſie ſich und gieng zu ihrer Mutter. Dieſe gute Frau war bereits von dem Grafen von der Aufführung ihrer Tochter benachrichtigt worden. Sie nahm ſie auf die Art ſehr ſchlecht auf. Ungeachtet aller Zärt-

lich-

lichkeit und aller Liebe, welche ihre Mutter für ſie hatte, und ungeachtet ihres ſanften Karakters, ward ſie doch über die Schande, welche ſie durch dieſe Geſchichte ihrer Familie zugezogen hatte, ſo erbittert, daß ſie beinah darüber von Verſtande kam. Die Gräfin warf ſich nieder zu ihren Füſſen, bat demüthig, ihr Vergebung zu ſchenken und ſie gegen die ſchlechten Behandlungen ihres Gemahls in Schuz zu nehmen. Allein ſie ließ ſich durch nichts bewegen, ſondern ſie befahl ihrer Tochter, ſich von ihr zu entfernen, und ſich in ein Kabinet zu begeben, wo ſie über ihre Fehler ernſtliche Betrachtungen anſtellen könnte.

In dieſem Augenblik hatte die Gräfin wenig Luſt, über das vorgefallene nachzudenken, ſie warf ſich auf einen Sopha, und vergoß Stunden lang Thränen, die aus ihren ſchönen Augen herabflieſen.

Die erſte Kriſis ihres Kummers war gewiſſermaſſen vorüber, ſie ſchrieb einen Brief an ihren Gemahl, worin ſie ſich zu rechtfertigen ſuchte und ihr ganzes Unglük auf die Treuloſigkeit der Miß Foller ſchob. Um den Leſer in den Stand zu ſezzen, beſſer über die Geſchichte zu urtheilen, will ich dieſen Brief ganz herſezzen.

Beſter und geliebter Lord,

„Ich will zugeben daß der Schein wieder mich iſt; aber beurtheilen Sie mich mit einem unpartheiiſchen Herzen, und Sie werden finden, daß ich blos das Schlachtopfer eines Ungeheuers, unter einer menſchlichen Geſtalt, der verabſcheuungswürdigſten Feller, geworden bin. Wenn ich verführet worden wäre, ſo würde ſie gerade die Haupturſache geweſen ſein, ſie ſelbſt brachte mich zu einer Puzmacherin, wo ſie ſelbſt es ſo veranſtaltet hatte, daß ich mich mit dem Herzoge unterreden konnte.

Glauben Sie mir, Miſord, ich bin jezt eben ſo unſchuldig und rein, als damals, da Sie mich zum erſtenmal umarmten und ich glaube, daß ich es jederzeit bleiben werde.

O! Beſter Freund, wenn ſie die grauſame Behandlung wüſten, die ich bei dieſer Gelegenheit von allen Seiten habe erdulden müſſen, Sie würden gewis ihren auf mich geworfenen Zorn mindern und aufheben. Wenn ich Ihnen je theuer geweſen bin, ja ich glaube noch ihr Herz zu beſizzen, dies Herz, das jederzeit das Glük meines Lebens ausmachen wird, o ſo benehmen Sie mir nicht mit einemmal alle Hof-

nung,

nung, ohne die ich nicht leben könnte. Ich beſchwöre Sie bei jenen zärtlichen Schwüren, die Sie mir oft fußfällig thaten, daß nichts auf der Welt je fähig ſein würde, die Liebe zu mindern, die ich Ihnen vormals mit ſo vielem Glük einflößte. Ich bitte Sie demüthigſt, günſtiger von meiner Aufführung zu denken. Werden Sie mein Sachwalter in Ihrem Herzen, verſchmähen Sie nicht die Bitten einer Unglüklichen, die zu Ihren Füſſen liegt, und die in dieſer demüthigen Stellung Sie um Ihre Verzeihung und Ihre Gnade bittet."

Dieſer mit viel Reue und Zärtlichkeit geſchriebene Brief, der ganz aus dem Herzen zu kommen ſchien, that doch nicht die gewünſchte Wirkung. Die Antwort ihres Gemahls beſtand aus dieſen wenigen Worten: „Leben Sie wohl auf immer."

Während des auſſerordentlichen Briefwechſels zwiſchen den beiden Eheleuten, erfuhr der Bruder der Gräfin von ſeiner Mutter die beſondern Umſtände dieſer ſchändlichen Geſchichte. Er beſchloß den Schimpf zu rächen, den man ſeiner Familie angethan hatte. Er gieng zum Herzog hin, und verlangte von ihm eine befriedigende Genugthuung.

Der

Der Herzog war dazu bereit, aber er leugnete die Gräfin verführt zu haben, und um den Bruder noch mehr von seiner Behauptung zu überzeugen, sagte er zu ihm: damit Sie sehen sollen, Milord, welche besondere Hochachtung ich für ihre Schwester habe, und wie sehr ich ihre Tugend so wohl, als ihre Schönheit bewundere, verspreche ich auf meine Ehre sie in dem Augenblik zu heirathen, so bald der Graf eine Ehescheidung erlangen kann.

Mit dieser, von Seiten des Herzogs so ehrenvollen Erklärung, war der Bruder der Gräfin vollkommen zufrieden. Er bedachte, daß wenn sie auch wirklich einen Fehltritt begangen hätte, sie sicher durch eine unwiderstehliche Leidenschaft dahin wäre gebracht worden. Er hielt es blos für ein Unglük, daß seine Schwester und der Herzog nicht vor ihrer Verbindung mit dem Grafen D . . . y wäre bekannt worden; er war mit der Genugthuung des Herzogs vollkommen zufrieden, weil man billiger Weise nicht mehr von ihm verlangen könnte, und daß es in jedem Fall schlecht sein würde, wenn man damit nicht zufrieden sein wollte. Er erbot sich, bei dieser Sache die Unterhandlung zu betreiben, und er gieng zum Grafen D . . . y, um sich mit ihm darüber zu

bespre-

beſprechen, und bei ihm Erkundigung einzuziehen, was er dabei für rathſam hielt.

Er erzählte ſeinem Schwager, daß ſo bald er den Fehler erfahren, den ſeine Schweſter begangen hätte und ſeinen Entſchluß, ſie nicht wieder anzunehmen, wäre er zum Herzoge hingegangen, von ihm einen verhältnißmäßigen Erſaz der Schande zu fordern, die er ſeiner Familie angethan hätte; aber das Betragen des Herzogs bei dieſer Gelegenheit, haben ſeinen Zorn und ſeine Rache entwafnet; denn er hätte auf ſein Ehrenwort ihm verſichert, daß zwiſchen der Gräfin und ihm nichts ſtrafbares vorgefallen ſei, und daß er bereit wäre, ſie zu heirathen, ſo bald ſie ſelbſt im Stande wäre, es zu thun. Der Graf D . . . y hörte ſeinen Schwager mit Aufmerkſamkeit an und gab ihm blos zur Antwort, daß dieſe Sache zu wichtig wäre, um ſich ſogleich darüber beſtimmen zu können.

Den andern Tag, nach der Unterredung mit ſeinem Schwager, ſchrieb er einen höflichen Brief an den Herzog D . . . und bat ihn, ihm eine Unterredung mit ihm zu verſtatten. Er fragte ihn, ob es wahr wäre, daß, in dem Fall er eine Eheſcheidung

dung erhielt, er die Gräfin D . . . y heirathen wollte. Der Herzog bejahete es, und sezte hinzu, daß er bereit wäre, alle schriftliche Versicherungen hierüber auszustellen. Der Graf sagte, daß er ein sehr beständiger Liebhaber und ein sehr dienstfertiger Mann wäre, der gern zu allem bereit wäre, wodurch er andern Vergnügen machen könnte; allein er sezte mit Nachdruk hinzu, daß er sich nie würde scheiden lassen, weil er befürchten müßte, daß sie jeden andern eben so behandeln würde, wie sie ihn selbst behandelt habe.

Als auf die Art der Herzog seine Hoffnung vereitelt sah, entsagte er seinem Vorsaz und unterdrükte seine Leidenschaft durch mancherlei abwechselnde Vergnügungen, wodurch er seinen Hang zur Liebe stillte. So bald sich die Gräfin von ihrem Gemahl verlassen sah und genöthigt ward, ihren Liebhaber aufzugeben, so richtete sie ihre Absicht darauf, sich in die Einsamkeit zu begeben, und entwarf ein Projekt, in ein Kloster zu gehen; allein ihre Mutter widersezte sich diesem Vorhaben, und nöthigte sie, bei ihr zu bleiben. Sie lebte äuserst eingezogen, und ließ sich nie an öffentlichen Versammlungsörtern sehen, selten besuchten sie Privatgesellschaften.

Ueber-

Ueberdrüßig mit der Gräfin D . . . y weiter zu leben, die immer traurig war, und üble Launen hatte, daher manche unangenehme Stunde, die ich bei ihr verbringen mußte, verließ ich ihren Dienſt, und hatte anfänglich die Abſicht mich zu verheirathen, allein ich führte dieſen Vorſaz nicht aus, wie man gleich ſehen wird.

Da ich die Schwäche einer ſo großen Anzahl von Frauen aufgedekt habe, würde es auf meiner Seite unedel gehandelt ſein, wenn ich meine eigene verhelen wollte. Neugierde, wie ich ſchon öfters geſagt habe, war meine herrſchende Leidenſchaft. Ich hatte zu viel Sinnlichkeit an mir, als daß die Fehler anderer mich hätten beſſern oder verhindern ſollen, ſelbſt welche zu begehen. Wenn wir ſehen, wie ſo oft die Fehler anderer die verdrießlichſten Folgen nach ſich ziehen, ſo können wir uns doch nie überreden, daß ſie auch für uns verderblich ſein ſollten. Immer geneigt, uns ſelbſt zu ſchmeicheln, bilden wir uns ein, daß wir nicht ſelbſt in den Abgrund hineinſtürzen können, worin wir unſere Mitbrüder haben ſtürzen ſehen. Die Erfahrung kann freilich eine ſchwache und bedächtige Seele hindern, Fehler zu begehen; allein was vermag die Erfahrung gegen die

Herrschaft der Leidenschaften? Wir sehen weiter nichts vor uns, als die reizendsten Aussichten, und selten stoßen wir auf Hindernisse, welche unsern Begierden Einhalt thun könnten.

Ich war schon oft Zeuge von der Unbeständigkeit des Lord B... gewesen, ehe ich an mir selbst davon die Erfahrung gemacht hatte; ich war eitel genug, mich zu überreden, daß ich ihn allein fesseln könnte.

Mein Liebhaber, der mich heirathen wollte, wartete blos auf ein Amt, welches ganz vom Lord B... abhieng; ich versprach ihm, mir deshalb Mühe zu geben. Ich war sicher, daß mein Gesuch erhört werden würde, indem ich gewis war, daß man unter solchen Umständen, schwerlich den Bitten einer artigen Supplikantin etwas abschlagen kann, vornemlich wenn man den schiklichsten Zeitpunkt abzupassen weis.

An dem Tage, als ich dies Geschäft übernehmen wollte, kleidete ich mich eleganter als gewöhnlich. Geschah dies blos aus Achtung für den Lord? Das Herz hat immer gewisse Entschuldigungen in Bereitschaft,

ſchaft, für jede Handlung, die es vornimmt. Ich war zufrieden, als ich ſah, daß meine Augen noch ihr volles Feuer hatten, daß mein Teint noch zart und fein war, und daß ich im Ganzen genommen, noch eben ſo friſch und munter zu ſein ſchien, als vor funfzehn Jahren.

Der Lord B... mußte, ſo wie ich glaube, ſchon vorläufig von meinen Abſichten unterrichtet ſein; denn kaum war ich in ſein Zimmer herein getreten, als er mir tauſend Komplimente über meine Schönheit machte. Er ſtellte ſich mir gerade gegen über, ſah mich ſtarr an, und ſein ganzes Betragen gegen mich war himmelweit von dem gewöhnlichen verſchieden, daß ich gar nicht wußte, was ich davon denken ſollte; allein ich mußte in jedem Fall dieſe Veränderung für mich ſehr vortheilhaft erklären.

Er gehet mit mir um, als wenn ich einen Beſuch bei ihm ablegte — dachte ich bei mir — und er muß doch glauben, daß ſeine Höflichkeit und Aufmerkſamkeit zu ſeinen Abſichten nothwendig ſind. Ehemals kannte er mich nicht anders, als ein Kammermädchen und ſeine Dienerin, ob es mir gleich

vorkam, als wenn er jederzeit ein Zutrauen zu mir gehabt hat; jezt betrachtete er mich aus einem andern Gesichtspunkte.

Ich nährte in mir eine geheime Hofnung, daß meine Person ihm nicht ganz gleichgültig sein würde. Alle Frauenzimmer suchen zu gefallen und gewisse Begierden zu erregen; folglich empfand ich ein gewisses imeres Vergnügen, und bildete mir ein, daß es wohl möglich wäre, in seinem Herzen Leidenschaft zu erregen. Ich hatte weder Lust noch Vermögen sie zu befriedigen, allein es ist schmeichelhaft, sie einzuflössen. Indem ich hierüber gewisse Betrachtungen anstellte, mußte ich es, unter den Umständen, worunter ich mich befand, als ein Unglük ansehen; aber von einem grossen Herrn geliebt zu werden. — Ha! welch unbegreiflich Ding ist doch die Eitelkeit der Weiber!

Sein Herz war ehedem versagt — sagte ich bei mir — und in solchem Fall ist ein Mann gegen die Reizze aller andern Frauen unempfindlich, er siehet nur blos auf die, die ihm gefällt: jezt sah er mich — so wie ich bin.

Indessen dergleichen Ueberlegungen meinen Geist beschäftigten, waren meine Blikke und Mienen gewis nicht ernsthaft; denn kaum hatte ich ihm einige zugeworfen, als er mich bei der Hand faßte; er sah mich starr an, als wenn er in meinem Herzen lesen und mein Anliegen errathen wollte, wie er sich mir verbindlich machen könnte. Er sagte mir mit so viel Artigkeit, wie viel Vergnügen ihm mein Besuch mache. Sein Ausdruk war so zärtlich, daß es mir wenig Mühe machte, ihm die Absicht zu sagen, weshalb ich zu ihm gekommen sei. Ich ward feuerroth, als ich ihm gestand, daß ich einen Liebhaber hätte, und diese Nachricht schien ihn zu überraschen.

Ihre Absicht ist lobenswerth — sagte er zu mir — ich bewundere ihre Klugheit, und ich werde Sorge tragen, Sie zu belohnen. Ich bedankte mich. Ein unbedachtsames Mädchen — fuhr er fort — würde sich erst verheirathen, und dann sich erst bemühen, für ihren Mann etwas auszuwirken, allein Sie handeln schon klüger. Eine Bitte von einem jungen und liebenswürdigen Mädchen, ist in jeder Absicht schmeichelhafter, als von einer Frau. Ihre Bitte ist Ihnen gewährt. Gehen Sie nicht

fort — sezte er hinzu, indem er sah, daß ich aufstehen wollte — ich esse heute Mittag allein. und es wird mir lieb sein, wenn Sie mir Gesellschaft leisten wollen. Ich wolte meine Empfindung ausdrükken, über die Ehre, die mir angethan ward; allein ich könnte unmöglich eher meine Pflicht ganz beobachten, — sagte ich — bis ich nicht gewisse Geschäfte vorher abgethan hätte.

Ich weis wohl, was das für Geschäfte sind, die Sie abthun wollen, ohne Zweifel sind Sie ungedultig, ehe Sie Ihrem Liebhaber gesagt, was Sie für ihn ausgerichtet haben, aber dazu haben Sie noch immer Zeit; der einmal die Hofnung hat, ein so liebenswürdiges Frauenzimmer zu besizzen, der ist schon für sich glüklich, und darf sich nicht erst um die Mitgift bekümmern, die er mit ihr bekömmt.

Ich ward roth, allein ich bestimmte mich, da zu bleiben, indem ich bemerkte, daß es mit meinem Heirathen nicht eine so große Eil hätte, als er glaubte.

Desto besser — antwortete er mir — Sie können vielleicht Gründe haben, sich noch anders

zu

zu beſtimmen. Ein Schritt wie dieſer, muß mit ſehr viel Behutſamkeit und Vorſicht gethan werden.

Ich ward in die Nothwendigkeit geſezt, ihm Recht zu geben, und je mehr ich hierüber nachdachte, deſto mehr verminderte ſich die Liebe in meinem Herzen, und mein Liebhaber kam mir bei weitem nicht ſo wichtig vor, als vormals. Man erlaube mir hier einige hingeworfene Bemerkungen. Ein Frauenzimmer, das in einer ähnlichen Lage, worin ich jezt war, ſich befunden hätte, und mir verſicherte, daß ſie hiebei auch nicht die geringſte Art von Bangigkeit empfunden hätte, iſt entweder eine Heuchlerin, oder eine Unſinnige, die noch nicht ſo viel Erfahrung eingeſammelt hat, um die Gefahr bei einer ſolchen Gelegenheit zu merken, oder ſie gehört zu denen, welche ſich blind Jedem überlaſſen und den Genuß mitnehmen, ſo bald er ihnen angeboten wird. Sehr weit entfernt, als wenn ich dadurch zu verſtehen geben wollte, ich gehöre zu dieſer lezten Klaſſe, indeſſen ſtößte mir meine gegenwärtige Lage mit dem Lord B . . . auch nicht die geringſte Bangigkeit ein. Ich bin ganz unwiderſprechlich überzeugt, daß kein einziger Fall möglich iſt, wo ein Frauenzimmer wi-

der

der ihren Willen der Gefahr ausgesezt sein könnte. Ihre Tugend kann nie durch Umstände mit Gewalt gezwungen werden; diejenigen, welche bei einer mit ihren Liebhabern gehabten Zusammenkunft gefallen sind, und behaupten, daß sie sich nie würden ergeben haben, wenn sie nicht geglaubt hätten, daß ihre Ehre unangetastet bleiben würde, sagen nie die Wahrheit. Um meine Behauptung zu beweisen, nehme ich an, daß ein Liebhaber so glüklich ist, eine geheime Zusammenkunft von seiner Schönen zu erhalten; wenn er diese gute Gelegenheit nicht zu seinem Vortheil benuzt, wird er sicher insgeheim verachtet werden; unter tausend Frauen wird man kaum eine finden, die anders denkt, umsonst wird man sich nach einer zweiten geheimen Unterredung bemühen, durch eine gewisse Strenge werden sie von dem Augenblik an ihren gesunkenen Respekt wieder in die Höhe zu bringen suchen.

Diese Betrachtungen führten mich unvermerkt auf andere eben so wichtige hin. Mehr als hundertmal haben die Frauenzimmer auf das heiligste mir versichert, daß sie blos durch Schmeichelei, durch Betheurungen und Versprechungen sich zur Verführung hatten verleiten lassen; ich glaube hievon auch nicht

ein

ein einziges Wort, ſie mögen mir ſagen was ſie wollen. Die Frauenzimmer haben unendliche Mittel, ihre Tugend zu erhalten; ihre immerwährende Uebung in der Kunſt ſich zu verſtellen und ihre wahre Meinung zu verbergen; ihre Grundſäze von Wohlſtande, welche die Gewohnheit und Mode noch beſtätigen; die Ungewisheit, worin ſich die Mannsperſonen beſtändig befinden, in Abſicht ihres feſten Entſchluſſes; die Furcht, die ſie haben, uns zu beleidigen, verbunden mit der Achtung, die ſie unſerm Geſchlecht erweiſen müſſen; das ſind ſo mancherlei Urſachen, welche die Frauenzimmer, wenn ſie nur wollen, anwenden können, ihre Tugend ſtandhaft zu vertheidigen. Diejenige, welche gegen die Perſon, die ſie verfolgt, von Natur unempfindlich oder gleichgültig iſt, kann am leichteſten; ſo bald aber die Vorſtellung von Liebe und Vergnügen ſich in ihr Herz einſchleicht, dann iſt aller Widerſtand umſonſt: wenn ſie ſich ja noch vertheidigt, ſo geſchiehts nicht deswegen um über ihre Schwachheit zu ſiegen, ſondern blos deshalb, um eine anſtändige Ausflucht nehmen zu können. Sie will ſich mit einem gewiſſen Anſtande ergeben; ſie will ſich dabei in eine ſolche Verfaſſung ſezzen, daß ſie in der Folge ernſtliche Betrachtungen darüber anſtellen könne. Sie will

etwas

etwas haben, wodurch ihr eigener Stolz befriedigt wird und etwas, wodurch sie sich die Achtung ihres Liebhabers erhalten kann; sie will ihren Fehler in den Augen anderer und in ihren eigenen entschuldigen können; und die Versicherungen, die Versprechungen und Schwüre, sind hiezu ganz vortrefliche Dinge; nach meiner eigenen Erfahrung und Beobachtung halte ich sie für weiter nichts, als Nebendinge. Wenige Frauenzimmer sind zu einem gewissen gesetzten Alter gekommen, ohne daß man nicht Angriffe auf ihre Tugend gemacht haben sollte, und die Mannspersonen, welche um sie buhlen, wenden ihre Mühe umsonst an, wenn sie nicht damit anfangen, in den Augen des geliebten Gegenstandes die Schwachheiten zu entschuldigen, wozu sie das Mädchen verführen wollen.

Doch um wieder auf meine Geschichte zu kommen, bin ich weit entfernt zu behaupten, wie ich schon vorher gesagt habe, daß ich nie der unwiderstehlichen Macht von Umständen ein Opfer gebracht, oder mich nie hätte verführen lassen. Nein, ich wußte es, was der Lord wollte, und mir waren die Mittel bekannt, ihm zu widerstehen; aber ich fand nicht hinreichende Gründe genug, eine so schmeichelhafte

haſte Einladung auszuſchlagen, mit ihm den Mittag zu ſpeiſen. Eine abſchlägige Antwort würde mit einemmal jene ſorgfältige Aufmerkſamkeit verſcheucht, die er gegen mich äuſſerte, und vielleicht das ganze Geſchäft rükgängig gemacht haben, warum ich eigentlich zu ihm gekommen war. Meine Entſchuldigung iſt ſicher gut, weil ich noch immer entſchloſſen war, ihm zu widerſtehen. Der Lord war liebenswürdig, zärtlich, gewohnt Eroberungen zu machen; er kannte das Herz der Frauenzimmer und wußte den geringſten Umſtand zu ſeinem Vortheil zu benuzzen. Ein Mann von ſeinem Karakter iſt ſehr gefährlich. Er weis gerade immer den kritiſchen Augenblik zu treffen, und verfehlt ihn nie. Er weis es genau, welche Freiheiten er ſich erlauben kann, und wenn er ſie wagen darf. Die Liebe, welche ich zu meinem Geliebten und künftigen Manne hatte, mußte mich nothwendig gegen ſeine Angriffe vertheidigen; aber es war auch nothwendig, dem Lord entweder zu gefallen, oder das ganze Projekt aufzugeben, eine Stelle zu bekommen, worauf unſer künftiges Glük gegründet war; denn von dieſem Amt erwarteten wir unſern Unterhalt, von weiter ſonſt nichts. So bald mein Liebhaber geſehen hätte, daß ich ihm das nicht verſchaffen könnte, worauf er ſeine

ganze

ganze Hofnung ſezte, würde er mich ſogleich verlaſſen haben. In dem Fall, worin ich mich befand, muſte ich ſchon dem Lord einige kleine Gunſtbezeugungen erlauben, ob es gleich nicht meine Abſicht war, und dem ungeachtet würde er und ich in dem Genuß der Vergnügungen der Ehe unſer Glük gefunden, und unſer Glük würde noch durch das Amt das ich ihm verſchafte, einen neuen Zuwachs erhalten haben.

Zufolge dieſer ganzen Verbindung von Schlüſſen, gab ich meine Einwilligung, wie ich ſchon geſagt habe, ich blieb. Nichts deſto weniger empfand ich gewiſſe kleine Unruhen, als mich der Lord in allen ſeinen Zimmern herumführte. Jeder Gegenſtand athmete Wolluſt; die Gemählde, die koſtbaren Kupferſtiche, die Sophas und Betten, alles erfüllte die Seele mit Ideen von Vergnügungen, davon man keine Rechnung ablegen kann. Es war unmöglich, alle dieſe verſchiedene Gegenſtände des Luxus zu ſehen, ohne von ſchwärmeriſchen Begierden und Entzükkungen durchdrungen zu werden. In jedem Augenblik wurden die Bewegungen meines Herzens ſchneller und heftiger; eine gewiſſe Unordnung bemächtigte ſich meiner Seele. Ich ſpürte je-

ne zarte Eindrükke und Empfindungen, welche die Sinne in einen Taumel verſezzen und leider ſehr oft Vorſpiele der gröſsten Thorheiten ſind. Lord B... bemerkte meine Unruhe, und ſah mich mit ſo verliebten Augen an, daß ich ihr Feuer nicht aushalten konnte. Mein Herz preßte mir einen Seufzer ab, er hielt ihn für einen Beweis, daß ich ſeine Wünſche zu erfüllen, bereit wäre. Er führte mich deshalb in ein reizendes Kabinet, das blos darum gemacht zu ſein ſchien, um von Amor und den Grazien bewohnt zu werden. In einem Wahnſinn verſunken, worin ſich damals meine Sinne befanden, trat ich ohne Bedenken hinein; ſo bald wir uns aber einem geſchmakvollen Bette näherten, das in einer Niſche, die mit Glasthüren verſehen war, ſtand, ließ der Lord ſo viel Feuer und Empfindung in den Mienen und im Ausdruk ſich merken, daß ich wieder zur Vernunft zurükkam und mich weigerte näher zu treten. Der Lord unterdrükte ſein Feuer, ließ mich dem Schein nach mit ganz kaltem Blut fortgehen. Ein jeder anderer ſollte geglaubt haben, daß er nie die Abſicht gehabt habe, dieſe Gelegenheit zu benuzzen; allein er wußte, daß er nicht lange warten durfte, um ſie wieder aufzuſuchen, und dieſe Vorſtellung machte ihn ſo ruhig.

Wir traten in einen Saal, wo wir einige Erfrischungen zu uns nahmen; er that mir den Vorschlag, daß er mir hernach sein Kunstkabinet und seine Bibliothek zeigen wollte, indem er hinzusezte, daß uns dies bis zum Mittagessen viel Unterhaltung verschaffen würde. Wir sassen beide zusammen auf einem Sopha, er war sehr artig und ehrerbiethig, um desto mehr meine Furcht zu vermindern. Wir beobachteten ein minutenlanges Stillschweigen, indessen ich folgende Betrachtungen anstellte.

Lord B . . . — saate ich bei mir selbst — ist ein liebenswürdiger Mann; und noch mehr, er versichert mir, daß ich ihm theuer bin, seine Augen haben mir dies wenigstens tausendmal gesagt. Welches Unglük würde daraus entstehen, wenn ich seine Wünsche erfüllte! Ich bin noch mit keinem Menschen versprochen; die Natur ist hinfällig! Meine Lage ist kizlich! Wer sollte mich tadeln? Mein Liebhaber? der arme Junge denkt wohl eine reine Jungfer zu bekommen; er würde unsinnig werden, wenn er es wüßte, in welcher Gefahr ich mich jezt befände. Welches Verbrechen würde es sein, ihn zu betrügen? Wenn ich es thäte, würde ich nicht

eine

eine für ihn ganz gleichgültige Sache thun? Ha! Er ſoll glüklich ſein. Aber warum ſoll ich gerade in Abſicht ſeiner ſo delikat ſein, habe ich ihn nicht an einem Abend mit einer andern überraſcht? Er kann ja unmöglich von mir etwas verlangen, das er mir ſelbſt nicht geben kann. Wie ſchwach war die Verſuchung für ihn, in Verhältniß mit dieſer, die ich jezt auszuhalten habe! und er unterlag doch derſelben.

Ich hatte den Lord nicht aus dem Geſicht verloren, wie der Leſer wird haben bemerken können; er beobachtete meine Mienen, meine Bewegungen, mein- Blike ganz genau, die ich von Zeit zu Zeit auf ihn warf, hierdurch unterrichtete er ſich ganz vollkommen, was in meinem Herzen zu ſeinen Gunſten vorgieng. Anfänglich machte er ſich die ſchmeichelhafte Vorſtellung, daß er von meiner Seite nicht den geringſten Widerſtand zu beſorgen hätte; ſo bald er aber das Geſtändniß meiner Liebe zu einem andern erfuhr, und bemerkte, daß ich in dieſem Punkt etwas delikat wäre, vermehrten ſich auch in demſelben Maaß ſeine Wünſche und Begierden. Es ſchien ihm ein unendliches Vergnügen zu verſchaffen, meinem Liebhaber ein Herz zu entreiſſen, das ihm ſchon

ganz zu gehören schien; je schwerer diese Sache auszuführen war, einen desto höhern Werth bekam sie in seinen Augen.

Welches Vergnügen würde es mir machen — dachte der Lord bei sich — wenn ich die Lage dieses Mädchens benuzen könnte! Wenn sie nun wirklich meine Wünsche erfüllt, wird sie da die Erfüllung derselben als einen Lohn ansehen, für den Dienst, den ich ihr erwiesen habe? Sie wird mich selbst im Augenblik des Vergnügens hassen, insgeheim wird sie mir Vorwürfe über meine vichische Brunst machen, und anstatt zärtliche Bulle der Liebe, werde ich blos die Wirkung ihres Unglüks zum vollen Antheil bekommen.

Aber wie unendlich verschieden würde Genuß und Vergnügen sein, wenn ich ihren Liebhaber ihr aus dem Sinn bringen könnte! Es ist ja die Pflicht des Menschen auf sein eigenes Vergnügen zuerst bedacht zu sein; meine eigene Glükseligkeit mir zu schaffen, und dann dem Gegenstande, den ich liebe! jene Entzükkungen, jenen süssen Wahnsinn zu geniessen! Sie seufzen zu hören, sie ausrufen zu hören: Ha! ich liebe — — ich sterbe — vor Vergnügen

en! Sich in ihren Armen zu fühlen! Die Seele die ihrige übergehen zu laſſen! Zu ſehen, wie e nach und nach alles Bewußtſein verliert, mit en unter den zauberiſchen Vergnügungen, die ich r verſchaffe! die wollüſtigen Liebkoſungen zu ge ieſſen und in ihren ganz Liebe athmenden Augen as Uebermaaß der Sinnlichkeit und Zärtlichkeit u leſen!

Lord B . . . hatte während dieſes Selbſtge prächs ſeine verliebten Augen ganz auf mich gerich et; ich vermied dieſe Blikke nicht; mein Herz war chon vorbereitet, die zärtlichſten Eindrükke anzuneh nen. So bald er aus ſeinen Träumereien erwacht war, faſte er mich bei der Hand, und bat mich, ſein Stillſchweigen zu entſchuldigen. Um ihm zu bewei en, daß ich auf ihn nicht böſe wäre, nahm ich ſeine Hand in meine beide Hände, und legte ſie in die Gegend meines Herzens. Wir hatten uns aufs Sopha halb hingeworfen, er gab mir in dieſer Lage einen ſo brennenden Kuß auf meine Lippen, daß meine Sinne ganz in Verwirrung geriethen. In dieſem Wahnſinn nahm er ſich alle mögliche Freiheiten heraus, allein am Ende ward er immer zudring licher, daß ich aufſprang und mich ſchnell von ihm ent:

entfernte; und auf die Art befreiete ich meine Tugend aus der augenscheinlichsten Gefahr, worin sie sich je befunden hatte.

Wie konnte ich nach einer so schnellen Flucht erwarten, daß der Lord glauben sollte, ich würde ihm in seine Bibliothek begleiten! Er mußte wenigstens sehr daran zweifeln, indessen gab ich seiner Vorstellung nach und ließ mich dahin führen. Ich wollte ihm eine ander Gelegenheit verschaffen, nicht etwan, wie manche Verläumder denken mögen, um meine Lüste zu befriedigen, sondern ich wollte ihn, in dem Fall, wenn er einen neuen Versuch machen wollte, hinlänglich überführen, daß er sich gewaltig betrogen hätte, wenn er noch geglaubt, als wenn ich je darein willigen würde, seine Begierden und Leidenschaften in meiner Person zu stillen.

Er soll sehen, so liebenswürdig er ist — dachte ich bei mir selbst, indem ich ins Bibliothekzimmer herein trat — daß meine Tugend so viel Mühe wohl werth ist, die er sich giebt, um sie wankend zu machen.

Kaum

Kaum hatte ich dieſe Ueberlegungen zu Ende ge-
bracht, als Lord B... mich bat, mich auf ein
Sopha niederzulaſſen, indem er hinzuſezte, daß er
etwas beſonders mit mir abzumachen hätte. Dies
war vielleicht der wollüſtigſte Sopha auf der ganzen
Welt, zum Studieren und zum Vergnügen gleich
bequem eingerichtet. Wenn man ihn nur ſah, ſo
ladete er ſchon zum Vergnügen ein. Was mußte
mir nicht alles einfallen, als der Lord mich zum Siz-
en nöthigte, ſich ſelbſt mir zur Seite niederſezte,
mit einem Weſen, das die wollüſtigſte Gleichgültig-
keit verrieth? Ich wußte nicht, was ich ſagen ſollte,
ob ich meine Augen aufſchlagen dürfte. Er ſchien
eben ſo nachdenkend zu ſein, als ich es war, und
konnte geraume Zeit kein Wort vorbringen. Wenn
ich noch in derſelben Verfaſſung geweſen wäre, als
im Saal, ſo würde er weniger betreten geweſen
ſein; allein da ich mit alles Vorgefallene ins Ge-
dächtniß zurükgebracht, nahm ich in meinen Manie-
ren mehr Zurükhaltung, in meinen Blikken mehr
Ernſt an. Lord B... beſorgte im Gegentheil, mich
nur zu ſehr in die Enge zu treiben, meine Eitelkeit
in Bewegung zu ſezzen, und alsdann deſto mehr
Mühe zu haben, mich wieder zu beruhigen. Er
nahm mich zärtlich bei der Hand, ſeufzte, ohne ein

Wort zu sagen. Ich unterbrach dies Stillschweigen, indem ich sagte: Meine Hand, Milord, wird ihnen beschwerlich sein, erlauben Sie, daß ich sie zurükziehe.

Ach! beste Nancy — rief er aus — wollen Sie mir sogar diese angenehme Beruhigung nehmen? Nicht ein Verführer spricht mit Ihnen, ein zärtlicher, leidenschaftlicher Liebhaber ist es, der sich ganz ihrer Person aufopfert. Grausames Mädchen! warum kehren Sie ihre Augen von mir? Würdigen Sie mich doch eines zärtlichen Bliks, welche Veranlassung sollte ich Ihnen gegeben haben, mich zu hassen?

Ha! Milord versezte ich — hassen kann ich Sie nicht; allein es stehet nicht mehr in meinem Vermögen, Sie zu lieben; mein Herz, wie Sie wissen, gehört mir nicht mehr. Wenn ich noch Herr davon wäre, so müßte ich freilich gestehen, daß Ihre Kühnheit und Zudringlichkeit, noch mehr ihre zärtlichen Seufzer, mich schon längst umgestimmt hätten. Ich kann hiervon nichts weiter sagen, und meine Tugend mag immer noch weit größerer Gefahr ausgesezt sein,

ſo werde ich doch mein Betragen jedesmal ſo einrichten, daß ich nie Urſach habe, jemals darüber zu erröthen.

Indem ich ſo ſprach, mußte ich vermuthlich die Begebenheit im Saal vergeſſen haben, oder mir vielleicht einbilden, daß wenn ein Frauenzimmer die lezte Gunſtbezeugung ausſchlägt, alle übrige gleichgültig ſind.

Sagen Sie kein Wort weiter davon, beſte Nancy — ſagte der Lord, nach einigen allgemeinen Tiraden — wenn Sie gleich nicht meine Liebe belohnen wollen, ſo will ich doch mit demſelben Beſtreben, mit demſelben Feuer und mit derſelben Aufrichtigkeit Ihnen jederzeit meine Liebe beweiſen. Der Himmel wird mir vielleicht einmal das Herz ſchenken, dafür ich ihm meine Seufzer ſchikke. Doch was ſage ich, wenn dies geſchehen ſollte, ſo wäre ich ja der Glüklichſte unter den Sterblichen! Sie können freilich Ihr Herz einem begünſtigtern, aber wahrhaftig nicht einem großmüthigern Liebhaber geben, als ich bin.

Nein! Nein! — rief ich mit Bewegung aus — Ihnen würde ich es am liebſten geben, und in dem

Fall können Sie verſichert ſein, daß ich Ihnen vor allen übrigen Mannsperſonen in der Welt den Vorzug geben würde. Ich ſagte dies, ohne zu bedenken, was man daraus für Folgerungen ziehen könnte. Wie groß war daher mein Erſtaunen, als Lord B... mit einemmal eben ſo dreuſt und kühn ward, als er vorher herablaſſend geweſen war, mich in ſeine Arme nahm, und ſeine Begierden zu befriedigen ſuchte. Dieſer Angrif brachte mich nicht ſehr auf; ſeine Zärtlichkeit und ſeine großmüthigen Eigenſchaften hatten mich für ihn eingenommen. Eine ſolche Lage iſt für ein Frauenzimmer, in deren Bruſt ein zärtliches Herz ſchlägt, ſehr gefährlich. Der Verführer, der in dieſem Augenblik Muth genug hat, zudringend zu ſein, erhält oft von unſerm Mitleiden und von unſerer Erkenntlichkeit eben das, was nur ein Liebhaber von unſerer Zärtlichkeit erhalten kann. Der Triumph iſt im Grunde nicht ſo ſchmeichelhaft, allein der Wirkung nach, iſt es gerade daſſelbe. Wer weis wohl unter dieſen Umſtänden, ob das, was wir Mitleiden und Erkenntlichkeit nennen, nicht blos eine Wirkung der Liebe iſt? Kann wohl ein Frauenzimmer in einer ſolchen Lage ſich wohl ſelbſt darüber beſtimmt Rechnung ablegen? Welches ſind die Antriebe und Beweggründe, welche auf ſie wirken,

ken, und Einfluß haben? Eine Kokette kann es vielleicht bestimmen, weil ihre Seele keiner angenehmen, reizenden Eindrükke empfänglich ist. Aber ein empfindungsvolles Frauenzimmer ist unter ähnlichen Umständen ganz verloren. Mein Herz war ganz zur Zärtlichkeit und zum Wohlwollen gestimmt, ich konnte dem Lord weder antworten, noch mich gegen seine Zudringlichkeiten vertheidigen. Lang war ich unentschlossen, endlich stand meine Tugend mir bei und ich machte seine Angriffe unwirksam.

Um meine Aufmerksamkeit von dem, was vorgieng wegzulenken, ließ mich der Lord die Schönheit eines Eichhörnchens bemerken, das an einer Kette befestigt war; er lößt es loß, und sezte es auf meinen Schoß; es belustigte mich sehr durch seine Sprünge, es fraß aus meiner Hand, allein bald fieng es an zu beissen und sprang unter meine Rökke.

Ach! Milord stehen Sie mir bei — rief ich, ohne daran zu denken, was ich sagte — stehen Sie mir bei! dies Thier — — indem ich das lezte Wort sagte, fiel ich rükwärts auf den Sopha hin.

Lord

Lord B... beſchäftigte ſich, ſo wie alle Liebhaber, mit einem einzigen Gegenſtand, er glaubte, das Eichhörnchen könnte noch weiter gehen, und er hatte ſo ganz unrecht nicht. Allein es war beinah unvermeidlich, daß er beim Suchen nicht gewiſſe Schönheiten entdekken ſollte, die ihm vorher ganz unbekannt geweſen waren; und obgleich dieſe ganz gewöhnliche waren, ſo ſchienen ſie ihm doch göttlich zu ſein. Die Bewegung, die dieſer Anblik auf ihn machte, würde meiner Tugend gefährlich geweſen ſein, wenn ſeine Flamme mit weniger Heftigkeit gebrannt hätte. Er machte eine kurze Pauſe, allein ſie war hinreichend, daß ich mich wieder beſann.

Deſto ſchlimmer, werden einige ſagen; denn wenn mein Zuſtand nur einen Augenblik länger gedauret hätte, ſo würde ich dem Lord Verbindlichkeiten ſchuldig geweſen ſein, weil ich mir alsdann keiner abſichtlichen Untreue gegen meinen Liebhaber hätte zu Schulden kommen laſſen. Allein ich war in dieſen Kunſtgriffen noch nicht bewandert genug, um ſo argumentiren zu können; ich wußte auch nicht recht, ob dies gerade die bequemſte Zeit in dieſem Fall ſein möchte, ob ich es

wohl

wohl in der That gern hätte wiſſen mögen. Denn würde ich noch länger in dieſem Zuſtande der Betäubung geblieben ſein, ſo würde dies vielleicht einigen Verdacht erregt haben. Doch es mag immer ſein, wie es will, ich ſprang mit Lebhaftigkeit auf, entzog mich den Umarmungen des Lords, dem dieſe ſchnelle Wiedergeneſung gewis ſehr unerwartet ſein mußte.

Treuloſer Mann — ſagte ich zu ihm — ſind dies die Wirkungen ihrer Liebe? Ich ſuchte in einem Winkel der Bibliothek Schuz, lehnte mich an eine Bildſäule der Diana und fieng bitterlich an zu weinen.

Veſte Nancy, hier ſehen Sie den Schuldigen zu Ihren Füſſen. Ihr Zorn iſt gerecht; ich empfinde es, daß ich die Wirkungen ihres Unwillens verdiene.

Laſſen Sie mich, Milord, ich beſchwöre Sie, laſſen Sie mich gehen; ich kann, ich mag Sie nicht weiter anhören.

Ich gebe es zu, daß ich ſtrafbar bin, ich mache mir auch nur wenig Hofnung, Vergebung zu erlangen.

gen. Es iſt wahr, ich könnte Ihnen ſagen, daß mein Fehler von meinem Willen nicht abgehangen hätte, und daß in meiner Stelle keiner anders gehandelt hätte; allein ich ſehe wohl, Sie wollen meine Rechtfertigung nicht anhören. Sie haſſen mich ganz gewiß, und vielleicht ſind Sie auch dazu gezwungen. Ich muß alſo wohl Ihrem Anblik einen Gegenſtand entziehen, der Ihnen unausſtehlich iſt.

Darauf gieng er in einen andern Theil des Bibliothekzimmers und entfernte ſich bald nachher ganz. Ich blieb immer noch gegen die Bildſäule gelehnt; voller Verzweiflung, über den Schimpf, den er mir angethan hatte. Da ich aber ſah, daß er nicht wieder zurükkam, fieng ich an ungeduldig zu werden.

Wird er mich hier ſo allein laſſen? ſagte ich zu mir. Wie ſoll ich aus dieſem weitläuftigen Hauſe heraus kommen, das ich nicht kenne? welche Kränkung! Soll ich noch auf die Art eine Geſchichte endigen, von der ich mir ſo viel Vergnügen verſprach? Es iſt wahr, ich begegnete ihm etwas zu ſchlecht. Freilich verdient er getadelt zu werden,

allein

allein sein Fehler ist doch noch verzeihlich. Wenn ich es bedenke, wie mancherlei Veranlassung ich ihm gab, konnte er doch wohl anders handeln? Wie sollte er es machen, etwas nicht zu sehen, was vor ihm offen lag? Blos meine Furcht, meine Aengstlichkeit ist an allem Schuld, was vorgefallen ist — Wenn der Lord mich wirklich liebte, könnte er mich wohl in diesem abgelegenen Zimmer allein lassen? Ha! ich werde ihn verdrießlich gemacht haben, da ich ihm nicht vergab, als er zu meinen Füssen lag. — Kommen Sie nur wieder, Milord! ich will alles vergessen!

Als ich diese lezten Worte mit einem gewissen emphatischen Ton wiederholte, war er mit einemmal wieder da; ich ließ mir meine Bestürzung durch ein unwillkührliches Geschrei merken. Er bat mich nochmals um Vergebung, und ich freute mich, daß er mir selbst Gelegenheit gab, sie ihm zu ertheilen. Wir sezten uns beide auf den nemlichen Sopha, worauf wir eine Stunde vorher einen so heftigen Streit mit einander gehabt hatten. So wichtig sind oft die Veränderungen, die sich in einem Zeitraum von sechzig Minuten zutragen können.

Lord B . . . schien weniger hizzig, aber desto aufmerksamer zu sein. Er zeigte mir einige Naturalien und Kunstsachen, die er mitgebracht hatte. Er begegnete mir so höflich, wodurch er immer einen gewissen Respekt behielt, aber er nahm zugleich einen so gleichgültigen und affektirten Ton an, der mich bis ins Innere kränkte. Ich fieng an zu fürchten, daß er wohl seine Gründe dazu haben möchte, daß er so und nicht anders handelte. Kaum war diese Idee in mir aufgestiegen, als er die Raritäten wieder heraus trug, die er mir so eben gezeigt hatte. Das ganze Wesen, womit er mich verließ, bestätigte noch mehr meine Furcht. Ich dachte an die Entzükungen vor der Szene mit dem Eichhörnchen, ich verglich sie mit der gegenwärtigen Kalte; diese Vergleichung war für mich schon demüthigend.

Himmel! rief ich aus — was soll dies Betragen bedeuten? Alle diese Begierden mit einemmal gestillt, nach einem Vorfall, der sie noch weit mehr entflammen mußte! — Aber warum soll mich das kränken? Ist es nicht ein Glük für mich, wenn ich ihm nicht weiter gefalle? Wenn er von mir nichts

er-

erhält, ſo bleibe ich doch wenigſtens meinem Liebhaber treu, und die Tugend muß doch über alles geſchäzt werden.

Noch war ich mit dieſen Betrachtungen beſchäftigt, als Lord B... wieder hereintrat, und ſich mir mit einem weit gefälligern und zärtlichern Weſen näherte. Seine Kälte war blos Verſtellung geweſen, blos um meine Eitelkeit ein wenig zu demüthigen. Ich glaubte nicht, daß er ſo verliebt wieder zurükkommen würde, und meinen tugendhaften Entſchlieſſungen ungeachtet, bemerkte ich mit Entzükken, daß meine Furcht ganz ungegründet geweſen war.

Ich hoffe, beſte Nancy — ſagte er zu mir — daß Sie ſich jezt überzeugt haben werden, daß ich Ihren Haß nicht verdiene; daß ich nur noch mehr Gefälligkeit von Ihrer Seite zu erwarten habe. Es iſt wahr, ich handelte ein wenig unbedachtſam, aber an wem lag eigentlich der Fehler? Jene Wunder von Schönheiten, die nie aus meiner Einbildungskraft kommen werden, jene Reizze, jene unnennbare Schönheiten, würden meine Augen nie geſehen haben, ohne jenen Zufall,

fall, der Sie so sehr aufbrachte. Nichts kann mit ihren zauberischen Reizzen in Vergleichung gestellt werden.

Hören Sie auf, Milord — sagte ich und ward roth — hören Sie auf von einer Sache zu sprechen, die nur zu bald vergessen werden wird, und woran ich nie anders, als mit Beschämung denken werde.

Ich wäre in diesem Augenblik der glüklichste Sterbliche gewesen, wenn ich ewig der Gegenstand ihres Hasses hätte sein können. Ich wäre der glüklichste Sterbliche gewesen, wenn diese Reizze für mich auf immer entschleiert geblieben wären.

Dies lezte kränkte mich wieder, ich schwieg und schlug die Augen nieder. Sie sind ein grausames Mädchen — fuhr er fort — sie äussern gegen den, der sie so zärtlich liebt, die sichtbarste Undankbarkeit und die auffallenste Gleichgültigkeit. Nein — sezte er hinzu — indem er sachte eine von seinen Händen auf mein Knie legte, es ist wahrhaftig kränkend, wenn man

nicht

nicht die geringſte Hofnung hat, geliebt zu werden, da man doch den Gegengenſtand ſo über alles liebt.

Gerührt durch dieſe zärtliche Sprache, konnte ich mich unmözlich enthalten, eine von ſeinen Händen zu drükken, als einen Beweis der Rükkehr der Leidenſchaft, die er für mich äuſſerte. Die andere Hand, die er auf mein Knie gelegt hatte, fieng er nun an in Bewegung zu ſezzen. Dieſe Freiheit würde mich ganz ſicher beleidigt haben, ungeachtet meiner Zerſtreuung, wenn Lord B . . . nicht mit einemmal mit einer durch Schluchſen unterbrochenen Stimme ausgerufen hätte:

Ha! Nancy, welche Empfindungen erregen Sie nicht in meinem Herzen, wie glüklich würde ich ſein, wenn Sie meine Liebe beglükken wollten! Meine zärtlichen Geſinnungen verdienen doch wohl einige Erkenntlichkeit; aber dieſer reizzende Mund — ſagte er — indem er ſeine Lippen auf die meinigen drükte, dieſe ſchöne Augen, ſprechen nicht für mich. Es würde nicht zuwegen ſein, wenn ich um eine Antwort bäte,

ſie

ſie müßte ſchon für mich eben ſo günſtig ſein, als das Stillſchweigen, das ich zu meinem Beſten mir zu erklären wage.

Ich muß hierbei bemerken, daß während Lord B . . . mit Hizze dem Augenblik entgegen ſah, glüklich zu werden, er immer näher an mich heranrükte, und indem er aus der Unruhe, worin er mich ſah, Vortheile zog, ſich immer gröſſerer Freiheiten erlaubte. Sie wurden endlich ſo heftig und zudringlich, daß ſie mich ganz aus der Verfaſſung herausbrachten, worin ich mich befand, indem er ſolche Maasregeln getroffen hatte, daß alle meine Bemühungen vergebens waren. Er hielt ſich jezt nicht erſt lange damit auf, ſein Betragen zu entſchuldigen, er drükte mich in ſeine Arme, und als ein groſſer Menſchenkenner, der den Werth einer ſolchen Gelegenheit zu ſchäzen wußte, überhäufte er mich mit den zärtlichſten Liebkoſungen. Seine Empfindungen und das Uebermaaß der Entzükkung betäubten mich, und das Vergnügen, das er mich jezt empfinden ließ, war ſo lebhaft, daß ich alles vergaß, um noch gröſſeres genieſſen zu können. Er allein beſchäftigte meine ganze Seele. Ein jeder Gedanke an meinen Liebhaber war jezt aus meinem

Her-

Herzen verbannt, und ſtellte ſich auch nicht einer meinem Geiſte dar.

Ich lebte mit dem Lord B... in der zärtlichſten und genaueſten Vertraulichkeit, bis der Dämon der Unbeſtändigkeit mir ſein Herz entriß. Ich hätte es noch länger beſizzen können, wenn ich es mit einer andern zur Hälfte hätte theilen wollen; allein ich war zu delikat nnd zu eitel, als daß ich mir die demüthigende Lage einer Buhlerin hätte ſollen gefallen laſſen, die man nicht mehr achtet, weil man ihrer überdrüßig iſt. Ich verließ alſo den Lord, trat in meinen erſten Stand zurük, fieng wieder an andere zu bedienen, nachdem ich ſelbſt lange als eine Prinzeßin war bedient worden. Ich warf ihm ſeine Unbeſtändigkeit nie vor, weil ſie weiter nichts als eine Folge der Gewohnheit, und ein Fehler ſeines Temperaments war. Uebrigens behandelte er mich mit viel Großmuth. Er gab mir hinreichenden Lebensunterhalt, daß ich unabhängig und gut leben konnte. Ich bin ganz frei und kann nach meinem eigenen Gefallen leben, wie ich will, nichts deſto weniger bemühe ich mich, die Achtung beider Geſchlechter zu ver-

die-

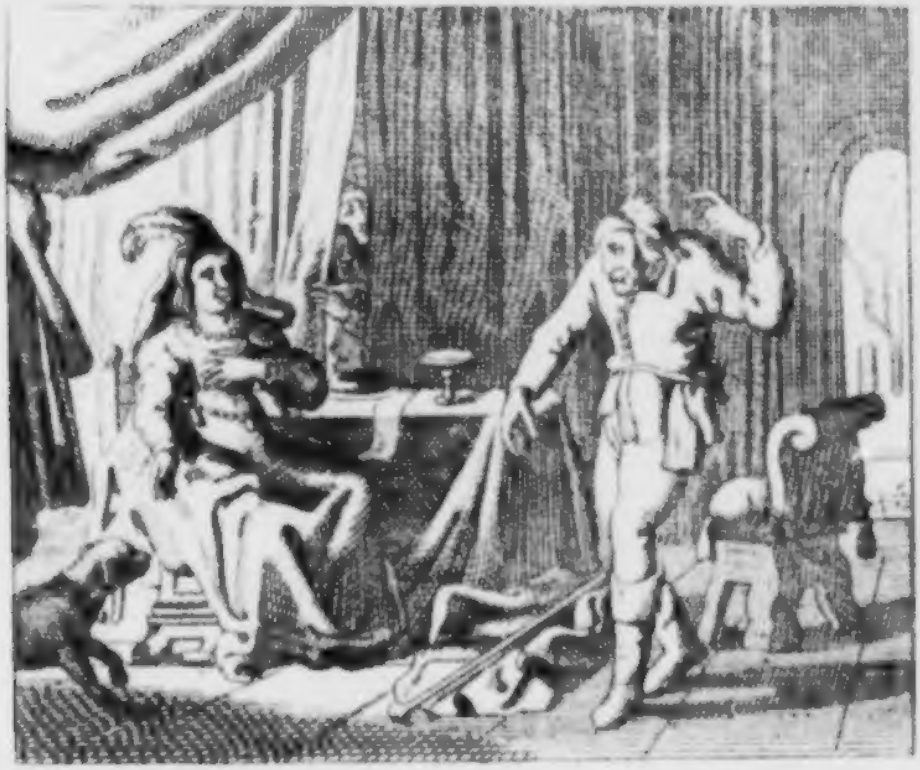
dienen. Denn ob ich gleich weit entfernt bin, mich für vollkommen zu halten, so lehrt mich doch meine eigene Erfahrung, daß es Handlungen und Laster giebt, darüber man des Wohlstands wegen, einen Schleier werfen muß; dergleichen an das Tageslicht zu bringen, würde in meinen Augen immer ein Laster bleiben, das ich mir nie vergeben könnte.

Ende.

Komiſche Erzählungen

im

Geſchmak des Boccaz.



Vierter Theil.

Halle, 1790.
In Kommiſſion bei Joh. Friedrich Doſi.

Erſte Erzählung.

Der unglükliche Irthum.

Eine

Warnung für alle Eiferſüchtige, die ohne Grund eiferſüchtig ſind.

Eine rührende Geſchichte.

Der weiſeſte Mann iſt zuweilen in dem Fall, daß er einen gewiſſen Verdacht der Untreue ſchöpft, den ihm die Eiferſucht einflößt. Unglüklich iſt der, welcher ſich derſelben überläßt! Dieſe Leidenſchaft iſt unſtreitig eine von den gefährlichſten Gemüthskrankheiten. Faſt immer ſind ihre Wirkungen gleich traurig und bejammernswürdig. Sie macht wüthend und blind zugleich denjenigen, der ihr einmal eine gewiſſe Herrſchaft in ſeinem Gemüth überlaſſen hat, und betäubt ſeine Vernunft. Bei den Anfällen einer ſolchen Verrükkung, hält man Schatten für Körper, Lüge für Wahrheit, Schein des Verbrechens für das Verbrechen ſelbſt; man überläßt ſich in dieſem Zuſtande gewiſſer Empfindungen und Ausſchweifungen, die faſt immer die grauſamſten Gewiſſensbiſſe nachlaſſen. Unendlich glüklich iſt der, der nie in dieſen Abgrund hineingeſtürzt iſt, worin man gewöhnlich die unglüklichen Schlachtopfer des Irthums hineinzuziehen ſucht, von denen man hintergangen iſt!

Ein

Ein Edelmann aus der Grafschaft Burgund — dem ich den Namen Manneville geben will, damit er doch einen Namen hat — hatte sich geraume Zeit in Dijon aufhalten müssen, um dort selbst einen Prozeß von Wichtigkeit betreiben zu können. Schon längst sehnte er sich nach Hause im Schooß seiner Familie, um in diesem Kreis alle die Freuden aufs neue zu genießen, die er so lange hatte entbehren müssen. Endlich war der Prozeß geendigt, für ihn gewonnen, und er konnte mit leichtem Herzen seine Rükreise antreten, um auf seinem Landgute alle die stillen Freuden zu geniessen, dafür er blos Sinn und Geschmak hatte. Sein Landhaus lag an den Ufern des Flusses — der Saone — dessen stille Wasser drei schöne Provinzen berühren, und überall, wo sie durchströmen, Reichthum und Ueberfluß verbreiten. Gerade jezt, als dieser Edelmann unterwegens war, hatte man die heissesten und längsten Tage, und die schwüle Witterung machte die Kühle des Abends doppelt angenehm und erquikkend.

Schon hatte die Sonne ihren Lauf geendigt, schon hatten die Schatten der Nacht ihren Plaz eingenommen, als Maneville, der ohngefehr nur noch eine Meile von seinem Schloß entfernt war, mit einem:

einemmal bemerkte, daß seine Diener ihm nicht folgten. Durstiger als ihr Herr, waren sie noch im nächsten Wirthshaus geblieben, um von den Strapazen auszuruhen, und einen frischen Trunk zu sich zu nehmen.

Maneville hielt hier allein am Ufer der Saone, wollte seine Leute erwarten, um mit ihnen über den Fluß zu fahren, als mit einemmal ein junger Mensch von einnehmender Gesichtsbildung, vor ihm stand, den Zügel von seinem Pferde hielt, um ihm beim Absteigen behülflich zu sein. Diese Artigkeit des Jünglings nahm Manevillen augenbliklich für ihn ein, gewisse innere Empfindungen von Zuneigung sprachen für ihn, und bestimmten ihn, den jungen Menschen nach seinem Namen und seinen Schiksalen zu fragen, ob er ihm etwan eine Unterstüzzung, oder einen reellen Dienst erweisen könnte. Dautrive — so nannte sich der Jüngling — sagte, er sei aus Lion, und weil er keinen Beistand von seiner Familie erwarten könnte, wollte er einen gewissen Oheim besuchen, der seinen Wohnsiz zu Grai hätte. Ich will zu sehen — sagte er weiter, und vergoß Thränen, die Manevillen tief rührten — ob er mit meinem Unglük Mitleiden haben, oder ob er

mir

mir wenigſtens eine Condition verſchaffen wird, wo ich als ein ehrlicher Menſch leben kann. Wenn der Himmel meinen Vater erhalten hätte, der für ein ſehr bemittelter Kaufmann galt, würde ich nie zu der grauſamen Nothwendigkeit gezwungen worden ſein, meine Vaterſtadt zu verlaſſen, und ein Hülfsmittel zu meinem Unterhalt zu ergreifen, darüber ich bei meinen Landsleuten erröthen müßte. Gewöhnlich kann man das Vermögen und die Glüksumſtände eines Kaufmanns nicht eher beſtimmen, als nach ſeinem Tode. So lange mein Vater noch lebte, glaubte man, es ſtünde mit ihm recht gut. Er hatte überall Credit, ſowol im ganzen Königreich, als auch im Auslande. Kaum war er geſtorben, als die groſſe Vorſtellung, die man von ſeinen Reichthümern hatte, wie ein angenehmer Traum verſchwand. Seine Schulden überſtiegen noch ſein Vermögen; und ſo bald die Gläubiger alles rein ausgeplündert hatten, blieb mir weiter nichts übrig, als meine Vaterſtadt, meine Verwandten und Freunde zu verlaſſen und von andern Menſchen Hülfe und Beiſtand zu erwarten. —

Kaum ſchwieg er, als ſeine Thränen häufiger floſſen, wodurch Manneville ſo gerührt ward, daß

er

er feſt bei ſich beſchloß, den jungen Menſchen, der viele Talente und glükliche Anlagen von ſich verſprach, in Dienſten zu nehmen. Mein Freund — ſagte er zu ihm mit herablaſſender Güte — ich ſchlieſſe aus eurem feinen Anſehn, daß ihr nicht dazu geboren ſeid, harte und beſchwerliche Arbeiten zu verrichten. Wollt ihr mit mir kommen, ſo will ich zuſehen, ob ich euch ein erträgliches Schikſal verſchaffen kann. Ich verlange von euch weiter nichts, als Dienſteifer und Treue.

Dautrive nahm dieſe Anerbiethung mit Freuden an und bedankte ſich bei ſeinem neuen Herrn mit einem ſo edlen Anſtande, daß dieſer auf alle Weiſe mit der Wahl des neuen Dieners zufrieden ſein konnte. Er war es endlich überdrüßig, noch länger auf ſeine Diener zu warten, und trat mit dem Jüngling in die Fähre, die zum Ueberfahren ſchon bereit ſtand. Dautrive war gut und reinlich angekleidet. Er trug auf ſeinen Schultern einen ledernen Sak mit ein paar Hemden und einigen andern Kleidungsſtükken, der ihm ſehr beſchwerlich zu ſein ſchien. Kaum bemerkte dies Manneville, als er ihm befahl, ihn an ſeinem Pferde hinten aufzubinden. Sobald ſie mit der Fähre ans gegenſeitige Ufer gekommen waren,

waren, nahmen ſie geradezu den Weg nach dem Schloß des Manneville. Dautrive, von der weiten Reiſe ermüdet, die er dieſen Tag ſchon gemacht hatte, konnte beinah nicht weiter fortkommen, doch die Freude über ſein Unterkommen machte ihm Muth und beſiegte ſeine Schwachheit, und er unterhielt unterwegens ſeinen neuen Herrn mit ſo viel Verſtand, daß darüber die Zeit ſchnell verfloß.

Sobald ſie nach Hauſe gekommen waren, ſagte Manneville zu ſeiner Gemahlin: — Liebes Weibchen, ich habe einen neuen Gaſt mitgebracht, den ich zur Aufwartung unſers Sohnes beſtimme. Ich hoffe, du wirſt mit ihm zufrieden ſein, ſobald er die Aufmerkſamkeit und Sorgfalt beweiſet, die er verſprochen hat. Dabei machte Dautrive eine ſo tiefe Verbeugung und dieſe Dame ſah ihn mit wohlgefälligen Blikken an. Bezaubert von ſeiner guten Miene und von allen den Annehmlichkeiten, die ſeine Perſon durchaus liebenswürdig machten, nahm ſie ihn ſehr gnädig auf, und bedankte ſich bei ihrem Gemahl für das Geſchenk, das er ihrem Sohn gegeben. Dautrive dankte unendlich für die viele Gnade, womit ſie ihn beehrte, und verſprach die vollkommenſte Unterwürfigkeit und eine ganz beſondere Aufmerkſamkeit für ihren Sohn.

Die:

Dieſes Kind war noch nicht zehn Jahr alt. Der Paſtor des Orts, der ſich für einen Gelehrten ausgab, hatte ſich bis jezt mit deſſen Unterricht beſchäftigt. Sobald Dautrive ſeiner jungen Herrſchaft vorgeſtellt ward, um für ſein Beſtes zu ſorgen, hielt er es für die erſte Pflicht, in ſeinem Herzen den Saamen der Tugend auszuſtreuen. Die Art, wie er dies that, war mit ſo viel Güte und Herablaſſung verbunden, und verrieth einen ſo brennenden Eifer, aus dem Kinde einen tugendhaften Jüngling zu bilden, daß eines theils das Kind von ſeinem Diener ſo bezaubert ward, daß es ohne ihn keinen Augenblik leben zu können glaubte, und andern theils Vater und Mutter mit dem Betragen Dautrivens ſo zufrieden waren, daß er alle ihre Erwartungen ſehr weit übertraf. Ueberdies verhielt ſich Dautrive in dieſem Hauſe mit ſo vieler Klugheit und Vorſicht, daß er ſich ſehr bald die Hochachtung aller erwarb. Die andern Domeſtiken ehrten und liebten ihn zugleich, und ſtritten ſich oft um den Vorzug, ihm angenehme Dienſte erweiſen zu können. Keiner war beſcheidener, zuvorkommender, keiner liebreicher als er.

Kurz, Dautrive beſaß alle jene liebenswürdige Eigenſchaften, die faſt immer über die roheſten, ungebil-

gebildeſten und wildeſten Herzen triumphiren. Alle dieſe groſſe Eigenſchaften in tauſend verſchiedenen verführeriſchen Geſtalten und Reizen, die aus ſeinem Geſicht hervorſtralten und ſich bei allen ſeinen Handlungen, ſelbſt bei den geringfügigſten, äuſſerten. Er hatte einen ſo vortreflichen Teint, als ihn nur ein Mädchen haben kann. Seine Züge waren gefällig und einladend. Er trug ein langes blondes Haar, von einer unnachahmlichen Schönheit. Aber leider muſten alle dieſe Reizze für ihn verderblich ſein! Die Schönheit iſt bei allen Menſchen ein Geſchenk der Natur. Sie erregt Bewunderung, lokt Beifall ab, gewinnt die Herzen. Aber oft ſtürzt ſie einen in die gröſten Gefahren, und ihre ſüſſe Täuſchung, bezaubert die Sinne und verführt endlich das Herz, wenn man nicht recht auf ſeiner Hut iſt.

Die Frau von Manneville erfuhr dies zu ihrem groſſen Schaden. Anſtatt daß ſie Zurükhaltung und Mäſſigung den Reizzen des Dautrive hätte entgegenſtellen ſollen, überließ ſie ſich vielmehr ganz dem Feuer, das dieſe in ihrem Herzen entzündet hatten. Die Ehre ſtritt wohl anfänglich eine kurze Zeit gegen die Liebe. Allein dieſer Kampf iſt in einem ſchwa-

chen

chen Herzen zu ungleich, das ſelbſt zur völligen Niederlage am meiſten beiträgt.

Die Leidenſchaft ſiegte über die Vernunft. Alle Bemühungen der Frau von Manneville waren umſonſt, wenn ſie auch wirklich Widerſtand leiſten wollte. Jezt war dazu keine Zeit mehr. Sie hätte gleich anfänglich der Macht eines Gifts Einhalt thun ſollen, das ſie mit ihren Augen einſaugte. Sie mußte die Gegenwart eines ſo gefährlichen Gegenſtandes vermeiden, wenn ſie ihres Sieges gewis ſein wollte. Allein ſo ſuchte die Frau von Manneville, unter dem Vorwande, ihren Sohn zu ſehen, häufige Gelegenheit auf, ſich mit Dautriven unterhalten zu können; ohne den ſie keinen Augenblik leben zu können glaubte, und ihm ſodann ſo viele deutliche Beweiſe ihrer Zuneigung und Liebe gab, die ſie für ihn empfand.

Anfänglich nahm er dieſe für bloſſe Beweiſe ihrer Zufriedenheit an; aber bald erfuhr er das Gegentheil. Als es ſo weit gekommen war, daß er, ohne Einfalt zu verrathen, nicht weiter an der Leidenſchaft dieſer Dame zweifeln konnte, ſtritte er, ſo viel in ſeinem Vermögen ſtand, mit den Waffen der Beſcheidenheit und der Zurükhaltung.

Sie ſah zu gut ein, daß auf die Art die Sache ſich noch lange verziehen könne, und daß ſie ſchlechterdings ſich deutlich erklären müſte, wenn ſie ihrem Zwek näher kommen wollte. Dieſer kühne Schritt muſte eine Frau unendlich demüthigen, die bis jezt noch nie eine ſo leichtſinnige Schwäche gezeigt hatte. Anfänglich konnte ſie ſich ſchlechterdings dazu nicht beſtimmen. Dieſe That ſchien die Wohlanſtändigkeit zu beleidigen. Ihre Schamhaftigkeit machte ihr Einwürfe. Bei ihrer Verbindung glaubte ſie andere Maaßregeln ergreifen zu müſſen, die nicht ſchiklicher waren, als die erſtern. Sie glaubte, es ſei am beſten, einem andern es aufzutragen, ihm ihre Leidenſchaft zu entdekken. Eine von ihren Kammerjungfern, mit Namen Berville, hielt ſie zu dieſem Geſchäft tauglich; ſchon ſeit geraumer Zeit hatte ſie dieſem Mädchen ihr ganzes Zutrauen geſchenkt, und eben dieſer genauen Verbindung wegen, glaubte ſie, ſichere Rechnung auf ihre Treue und Verſchwiegenheit machen zu können. Furcht und Unruhe bemächtigten ſich ihrer, wenn ſie nur daran dachte, daß ſie Jemanden die Krankheit entdekken ſollte, womit ſie behaftet war. Ein Geheimniß zu entdekken, wie der Frau von Manneville ihres, koſtet unendlich viel Ueberwindung. Die Eigenliebe wird zu

ſehr

ſehr gekränkt. Wenn aber einmal die Leidenſchaft die Oberhand bekommen hat, ſo muß man ſich wohl entſchlieſſen zu reden, oder tauſend Qualen auszuſtehen, wovon die Ungewißheit nicht die geringſte iſt. Die Frau von Manneville redete alſo lieber, machte zum Unglük Bervillen zu ihrer Vertrauten, welche hernach Veranlaſſung zu manchen traurigen Auftritten gab.

Dies Mädchen ward von dieſem Geſtändniß eben ſo ſehr überraſcht als beſtürzt. Doch faßte ſie ſich augenbliklich wieder und wuſte ſich vor den Augen ihrer Gebietherin ſo gut zu verſtellen, daß dieſe auch nicht den geringſten Argwohn hatte, daß ſie ihr Geheimniß einer Nebenbuhlerin anvertrauet habe.

Wirklich war Berville in Dautriven verliebt, ſeine Reizze hatten ſie bezaubert, und ſchon ſeit einiger Zeit hatte ſie ihm ihre heftige Liebe zu verſtehen gegeben. Allein ſie war nicht glüklich geweſen. Anſtatt daß Dautrive ihrer Liebe einen Schein von Hoffnung hätte geben ſollen, wollte er nicht blos das Anſehen eines Unempfindlichen haben, ſondern er hatte ihr geradezu abſchlägige Antwort gegeben.

Das Geſtändniß der Leidenſchaft der Frau von Manneville, vermehrte nur noch mehr den Verdruß,

druß, den sie empfand, daß ihre Liebe unerhört blieb; anstatt ihre Liebesflamme zu dämpfen, entzündete sie sie nur noch lebhafter. So entfernt sie daher auch war, zum Besten ihrer Gebietherin mit ihm zu sprechen, so versprach sie indessen doch, ihren Eifer zu verdoppeln und alle Sorgfalt anzuwenden, sie glüklich zu machen. Aber sie war in allem Ernst darauf bedacht, aus der so eben gedachten Entdekkung recht viel Vortheil zu ziehen. Die Hoffnung erwachte wieder in ihrem Herzen, Dautriven zu rühren, zu bewegen, oder sie schmeichelte sich wenigstens mit der Vorstellung, daß, wenn sie ihm von der Leidenschaft der Frau von Manneville Nachricht gegeben hätte, er nicht mehr so unempfindlich sein würde, weil sie ihn nun gleichsam in die Nothwendigkeit versezte, mit ihm etwas glimpflicher umzugehen. Ihr ganzer Plan gieng am Ende doch auf weiter nichts hinaus, als den Wünschen ihrer Gebietherin die grösten Hindernisse in den Weg zu legen.

Sie sprach wirklich mit Dautriven davon bei der ersten schiklichen Gelegenheit. Sie verschwieg ihm nicht die Gewalt, die sie sich angethan habe, den Befehlen ihrer gnädigen Frau ein Genüge zu leisten. Aber dabei schilderte sie ihm so lebhaft die Gefahren,

r er ſich ausſezte, wenn er die ſtrafbaren Begier-
n der Gemahlin ſeines Wohlthäters befriedigte. Von
ner Eigenliebe, die ſie mit den lebhafteſten Farben
twarf, konnte ſie ſo etwas nicht vermuthen. Sie
gte ihm den gewaltigen Unterſchied zwiſchen den
ien Freuden einer rechtmäſſigen Verbindung, die
ſo ſehnlich wünſchte, und den Unruhen und un-
wiſſen Hoffnungen und Erwartung einer laſterhaf-
wenigſtens ſtrafbaren Vereinigung. Und dann ließ
kein Mittel unverſucht, ſein Herz zu gewinnen, es
n einem jeden andern Gegenſtand der Liebe abzu-
en, damit ſie es blos für ſich aufbewahren möchte.
Dautrive bedauerte wirklich innerlich beide Schö-
, daß ſie ihm nachſtellten, da doch alle ihre Be-
hungen völlig vergebens waren. Weder die eine
h die andre wollte er anhören. Bervillen bat er,
doch in Ruhe zu laſſen. Das Kammermädchen
m jezt die abſchlägige Antwort mit weniger Ver-
ſi auf, da ſie ſah, daß er eben ſo wenig auf die An-
etungen einer jungen, reichen und liebenswürdigen
me achtete. Sie ſtattete ihrer Gebieterin von
ganzen Unterhandlung einen Bericht nach ihrem
en Vortheil ab, und ſuchte ſie zu überreden, als
n ſie mit vielem Eifer und mit eben ſo großer
ne dabei zu Werk gegangen wäre.

Kaum läßt sich der Schmerz und die Betrübniß denken, den die Frau von Manneville so lebhaft äuſserte, als sie den schlechten Ausgang von der ganzen Unterhandlung aus dem Munde ihrer Vertrauten hörte. Sie glaubte sicher, daß sie nun auch sogar die Hoffnung aufgeben müſte, je Dautriven zur Liebe zu bewegen. Welche Gewalt that sie sich nicht an, den giftigen Pfeil aus ihrem Herzen zu reiſſen, der in ihrem Innern mit langſamen Qualen fürchterlich tobte! Aber der erste Blik des Dautrive vereitelte mit einemmale alle ihre Projekte, und sein Feuer entzündete sich mit einer Heftigkeit, die sich kaum beschreiben läßt. Ein geheimer und mächtiger Zug leitete sie beinah wider ihren Willen, ehe sie es sich versah, nach dem Zimmer ihres Sohnes hin; allein die Zärtlichkeit, die sie wirklich für diesen geliebten Sohn hatte, muſte jedesmal zum Vorwande dieser Besuche dienen. Und doch war der unempfindliche Dautrive der einzige Gegenstand und die Hauptursache davon. Sie muſte dies gefährliche Vergnügen ihn zu sehen und sich mit ihm zu unterhalten, theuer genug erkaufen.

Himmel! was kostete ihr dies Vergnügen, wenn sie an die unempfindliche Härte eines Undankbaren dachte! Müde so viele Leiden zu ertragen, wovon

sie

ſie nicht ſobald das Ende abſah, wollte ſie ſelbſt ein Stillſchweigen brechen, das ſie zulezt wohl gar tödtete, und alles anwenden, den Dautrive zur Liebe zu bewegen. Sobald ſie das Projekt entworfen und gehörig geordnet hatte, gieng ſie einmal auf das Zimmer ihres Sohnes. Noch vor der Thüre, als ſie eben hereintreten wollte, überfiel ſie eine Furcht, die ihr ganzes Blut erſtarrend machte. Aus Furchtſamkeit kehrte ſie wieder um. Den Augenblik darauf bekam ſie gleichſam neue Hoffnung. Zulezt nach vielem Hin- und Herſinnen, nach vielen Bedenklichkeiten, Entſchlüſſen, trat ſie endlich herein, aber in einer Verfaſſung, die Mitleiden erregte.

Dautrive war gerade allein und mit Leſen beſchäftigt. Kaum bemerkte er die auffallende Verwirrung der Frau von Manneville, als er das Buch, worin er las, aus der Hand fallen ließ. Seine Beſtürzung über dieſen Auftritt war wirklich eben ſo groß, als ſeiner gnädigen Frau ihre. Er ſah jede Gefahr vorher, die für ihn beinah unausbleiblich gewis war. Sie nahm einen Stuhl und ſezte ſich neben ihm nieder. Ihre Augen waren voll Waſſer, und ihre Seufzer, ihre Thränen muſten von Zeit zu Zeit ſprechen.

Endlich unterbrach ſie dies Stillſchweigen, welches nur zu deutlich die Geſinnungen ihres Herzens verrathen hatte, und ſagte: Dantrive, was habe ich nicht alles bis jezt gethan, um euch dahin zu bringen, mir ein Geſtändniß zu erſparen, welches euch vielleicht unangenehm ſein kann und mich mit Schaam und Verwirrung bedekt. Ja! Ich kenne meine ganze Schwäche. Die Rolle, die ich jezt ſpiele, beſchimpft meine Ehre und meine Tugend! Allein was kann man gegen die Allgewalt der Liebe machen! Es ſtehet jezt nicht mehr in meiner Macht, Reizzen zu widerſtehen, die mich verführet haben. Ich erwarte daher von euch keine Vorwürfe wegen meiner Schwäche, weil dieſe nur meine Betrübniß und meine Schande vermehren würden. Himmel! wie tief bin ich geſunken — — Die Worte erſtarben ihr auf der Zunge, weil Schluchſen auf Schluchſen folgten, die ſelbſt den Unempfindlichſten würden gerührt haben.

Dantrive, allein ohne Zeugen mit einer Frau, die eine Sprache führte, die er ohne Verbrechen nicht anhören konnte, zitterte und bebte vor Furcht. Seine niedergeſchlagenen Augen, ſein tiefes Stillſchweigen, ſeine unveränderte Standhaftigkeit, bezeichneten nur zu merklich die Unruhe und Zerrüt-

tung

tung, die in ſeiner Seele vorgieng. Alles dies ſchien eben keine günſtige Erklärung für die Frau von Manneville anzudeuten.

Und doch bemerkte die gute Frau dies nicht in ihrer Verblendung. Sie glaubte ganz ſicher, Dautriven gerührt zu haben; ſie faßte neuen Muth, und ſuchte ihn durch die verführeriſchten Verſprechungen ganz zu gewinnen und zu feſſeln. Doch Dautrive feſt als ein Felſen, den die ſtärkſten Wellen nicht erſchüttern können, ſchien bei allen Bitten unempfindlich, bei allen Anerbiethungen taub zu ſein. Eine weiſe und ernſtliche Antwort ſollte der Lohn ſein, für die wenige Zurükhaltung, die dieſe Dame bewies, als er mit einemmale bemerkte, daß in ihren Geſichtszügen ſich Zorn und Verachtung äuſſerten, daß ſo eben Wuth die Stelle der Liebe einnehmen wollte.

Es iſt wirklich äuſſerſt gefährlich, wenn man eine Frau bei ihrer ſchwachen Seite angreift, und ſie gleichſam ſelbſt am Pranger ſtellt. Dies iſt eine Beleidigung, die ſie nie vergeben wird. Ihr Stolz und ihre Eigenliebe ſind zu ſehr dabei intereſſirt. Da wird alles aufgeſucht, um ſich nur wegen Beleidigungen zu rächen, die man empfunden zu haben glaubt. Es iſt in der That einerlei, ob man fürch-

ten muß, durch Verachtung ſeiner Reizze herabgeſezt zu ſehen, oder das lodernde Feuer durch abſchlägige Antwort ſelbſt nieder zu dämpfen.

Dautrive, der von dem Zorn der Frau von Manneville alles zu fürchten groſſe Urſache hatte, hielt es unter ſolchen Umſtänden nicht für rathſam, ſie zur äuſſerſten Verzweiflung zu bringen. Ob er wol gewünſcht hätte, ſeiner Gebietherin ein Geheimniß nicht entdekken zu dürfen, das er ſo gern auf immer verſchweigen möchte; ſo ſah er doch, bei einiger Ueberlegung, wohl ein, daß er jezt ein Stillſchweigen brechen müſte, das vielleicht für ſie beide von den traurigſten Folgen ſein könnte. Gnädige Frau — ſagte er zu ihr, entblößte und entblößte ſeine Bruſt — Sie werden mich bitten mit ihrer Schwachheit Geduld zu haben, Sie kennen jezt meine. Ich benehme Ihnen einen Irthum, der für Sie ſehr nachtheilig hätte ſein können. Dämpfen Sie nun eine Leidenſchaft, die ich, wie Sie wohl ſehen, nicht befriedigen kann.

Man kann ſich die Beſtürzung der Frau von Manneville vorſtellen, als ſie unbezweifelte Beweiſe von dem wahren Geſchlecht Dautrivens vor ſich ſah! Man kann ſich gar nicht die Verwirrung denken, die ſich ihrer im Augenblik bemächtigte.

Denn

Denn weil ſie nicht durchaus laſterhaft war, und ihre erſte Verirrung nur nach und nach bei ihr Eingang gefunden hatte, ſo brachte dieſe unerwartete Entdekkung mit einemmal ihre vorige Ruhe in ihrem Gemüth wieder zurük. Die ſtürmiſche Hizze einer ſtrafbaren Liebe verſchwand, und an deren Stelle trat eine ſtillere Liebe, die aus der aufrichtigſten Zuneigung entſtand. Sie umarmte dies liebenswürdige Mädchen, nicht als einen gefährlichen Sieger, ſondern als eine zärtliche Freundin, in deren Arme ihre Tugend nicht weiter Schiffbruch zu leiden Gefahr laufen durfte. Ihrer Vernunft wieder völlig bewuſt, ſah ſie zitternd den Abgrund vor ſich, worin ſie ſo leicht hätte ſtürzen können und ihre ehemalige Weisheit verabſcheute jezt die traurigen Verirrungen einer ſtrafbaren Leidenſchaft.

Mit dieſen neuen, tugendhaften Geſinnungen vereinigte ſich zärtliche Theilnehmung mit den Unglüksfällen, die ohne Zweifel dies ſchöne Mädchen zu einer ſolchen Verkleidung gebracht haben muſten. Sie wünſchte ſie zu erfahren, um wo möglich, ſie zu mindern, oder wohl gar ganz aufzuheben. Möchte doch der Himmel — ſagte ſie gerührt — eine treue Gefährtin und Geſellſchafterin mir an dir geben, ewig wollte ich ihm danken für dieſe Gnade! Soll

ich

ich von dir nicht die Veranlaſſung zu einer ſo ſonderbaren Verkleidung hören? Rede mit Zutrauen, an mir wirſt du eine Freundin finden, und du darfſt dich nicht ſcheuen, dein Geheimniß in meinem Buſen auszuſchütten. Es mag beſchaffen ſein, wie es auch immer wolle, ſo ſei verſichert, daß ich es keinem entdekten will. Ich will noch mehr thun. Ich verſpreche dir allen Beiſtand, den du von einer zärtlichen Freundin erwarten kannſt, der deine Ehre und dein Intereſſe unendlich theuer iſt.

Ich empfinde, gnädige Frau, ſo wie ich ſoll — antwortete Dautrive, — ja ich empfinde den ganzen Werth der Dienſtleiſtungen und der Freundſchaft, welche Sie mir anzubiethen würdigen. Aber verſchonen Sie mich, ich beſchwöre Sie, verſchonen Sie mich, mit der treuen Erzählung der Geſchichte meiner Leiden. Gewiſſe Unglüksfälle ſind zuweilen anſteklend. Ihr fühlbares Herz könnte unmöglich meine Geſchichte anhören, ohne davon tief gerührt zu werden. Laſſen Sie mich lieber allein leiden. Begnügen Sie ſich mit dem zärtlichen Mitleiden, das Sie dem Schikſal einer Unglüklichen gern verſtatten, welche das Geheimniß ihrer Ehre und ihres Lebens Ihnen vertraut.

Dieſe

Dieſe abſchlägige Antwort erregte bei der Frau von Manneville nur noch mehr ihre Neugierde. Warum fürchteſt du dich — erwiederte ſie — mir die Urſache deines Unglüks zu entdekken? Wenn ich nicht weis, wer du biſt, wie kann ich die Neigung meines Herzens befriedigen, wie kann ich mich bemühen, gewiſſe Vorzüge wieder geltend zu machen, die du wahrſcheinlich deiner Geburt zu verdanken haſt? Jezt iſt es nicht Zeit mehr, mich zu verſtellen. Schon ſeit langer Zeit, je mehr ich dich betrachtete, glaubte ich den Nebel vor meinen Augen zu zertheilen, dahinter du dich zu verbergen ſuchteſt. Nein, wahrhaftig nein, du biſt wirklich nicht das, was du zu ſein ſcheineſt, dein widriges Schikſal, mit aller ſeiner Härte, hat doch bei dir jene edele Geſinnungen nicht auslöſchen können, welche deine hohe Geburt und deine gute Erziehung dir gaben.

Ihre Nachſicht, gnädige Frau, und die Güte, womit Sie mich beehren, — entgegnete Daurive, — dichten mir Eigenſchaften an, die ich nicht beſizze. Meine Uebel allein ſind wirklich, zugleich aber auch ſo beſchaffen, daß ſie durch nichts aufgehoben werden können. Der Verluſt, den ſie verurſachen, kann nie erſezt werden. Mein Unglük iſt in vieler Rükſicht eine Krankheit, die durch keine

Ar-

Arznei gehoben werden kann; geben Sie daher immer den unnüzzen Wunsch auf, gnädige Frau, mich zu heilen. Unter ihrem Schuz laſſen Sie mich in der Dunkelheit die wenigen Tage verleben, die ich noch zu leben habe. Himmel! Gott! Ich merke zu ſehr, daß Schmerz und Reue mich nicht lange meine Leiden werden überleben laſſen!

Die Thränen, welche Dautrive überflüßig vergeß, vermehrten bei der Frau von Manneville noch mehr die Begierde, ihre Umſtände genauer kennen zu lernen. Sie verſchwendete die zärtlichſten Liebkoſungen, ſagte ihr ſo viele verbindliche Dinge vor, um ein Geſtändniß von ihren Schikſalen von ihr herauszupreſſen, daß dies liebenswürdige Mädchen keinen längern Widerſtand thun konnte. Sie gehorchte, ob ſie ſich gleich ſelbſt die gröſte Gewalt anthun muſte. Nach einer kleinen Weile, ſo viel ſie ohngefähr nöthig hatte, ihre Thränen zu troknen und ihre Seufzer zurükzuhalten, fing ſie folgendergeſtalt ihre Lebensgeſchichte an.

Ich bin aus Lothringen gebürtig. Mein Vater heiſt Ligneville, iſt ein Edelmann von altem Adel. Er hat verſchiedene Kinder und ich bin das zweite von ſeinen Töchtern. Man nannte mich Adelheide. Eben ſo hieß meine Mutter, welche ſtarb, als ich

noch

noch nicht sechs Jahr alt war. In diesem so zarten Alter sah ich doch zu gut die Grösse des Verlusts ein, den ich gelitten. Ein Mädchen leidet in jedem Fall einen unersezlichen, wenn der Tod ihr so frühzeitig eine so nöthige Führerin nimmt. So wie ein schwaches Fahrzeug, das auf einem klippenreichen Meer ohne Steuermann herumgetrieben wird, schwerlich dem Schifbruch entgehet, von dem es jede Minute bedrohet wird. Ein Vater ist nicht jedesmal wegen seiner anderweitigen Geschäfte im Stande in der Nähe die Aufführung und Erziehung seiner Tochter zu beobachten. Und wenn er denn in die Nothwendigkeit versezt wird, diese Sorge einer Gouvernantin anzuvertrauen, so wird er selten eine bekommen, deren Augen eben so wachsam und scharfsichtig sind, als einer Mutter ihre. Die Verachtung, worin dergleichen Personen und ihre Zurechtweisungen stehen, die Liebe zur Freiheit, der Geschmak nach Unabhängigkeit, das verleitet junge Frauenzimmer gewöhnlich zu Verirrungen.

Freilich kann ein Vater seine Töchter in jene geheiligte Freistätte einschliessen lassen, wo die fürchterlichsten Gitter von Eisen für die Unschuld eines jungen Mädchens Bürgschaft zu leisten scheinen. Aber

die

die Erziehung, die man an diesen Orten bekommt, ist oft grossen Gefahren unterworfen.

Doch will ich mich nicht weiter mit Bemerkungen abgeben, sondern lieber in der Geschichte fortfahren. Mein Vater übergab uns einer alten Gouvernantin, bei der uns ihre zum Ekel auffallende Häßlichkeit, die langweiligen und unausstehlichen Lektionen und ihre üble Launen, äußerst mißfällig waren. Auf die Art zauderten wir nicht lange, ein Joch, das man uns auflegen wollte, abzuwerfen, um ganz nach unserm eigenen Geschmak leben zu können. Sie mochte alle ihre Bemühungen anwenden, die Vernunft in uns zurükzubringen, der Abscheu, den wir einmal für sie hatten, brachte uns einen Ekel selbst gegen unsere wichtigsten Pflichten bei.

Die Liebe schoß auf uns ihre Pfeile ab, so bald wir nur in einem Alter waren, daß wir ihre Stiche und Wunden empfinden konnten. Ich allein wurde überrumpelt. Meine älteste Schwester liebte einen Edelmann. Sie ward wieder geliebt. Mein Vater mißbilligte aber diese Leidenschaft, so bald er etwas davon merkte. Um allen üblen Folgen so gleich zuvorzukommen, muste sie einen alten reichen Generalpächter heirathen, den sie nicht leiden konnte.

In:

Jedesmal, wenn wir beide allein waren, unterhielt ſie mich von ihrer ſchreklichen Lage. Sie machte mir ein ſo trauriges Gemählde von ihren Leiden, die ſie ausſtünde, daß ich nie dieſe Unterredungen verließ, ohne aufs empfindlichſte gerührt zu werden. Sie verglich ihre Martern mit den Martern der Hölle. Was kann auch wohl das Schikſal eines jungen Weibes, mit einem ſchwachen, ohnmächtigen, eiferſüchtigen Alten ſein, der noch überdies ſeine ſchlimme Laune hatte. Bei dieſer Verbindung fehlte nicht blos die ſanfte Harmonie der Herzen, es fehlte gerade alles, was dieſen Stand auf Erden zum glükſichſten Stande macht.

Dieſe unglükliche Lage meiner Schweſter machte einen ſo ſtarken Eindruk auf mich, daß ich je länger je mehr mir immer feſter vornahm, eine ähnliche zu vermeiden, um welchen Preis dies auch geſchehen ſollte. Aber Himmel! Indem ich einen Abgrund vermeiden wollte, ſtürzte ich mich in einen andern hinein, und ich kann wohl ſagen, wenn die Ehe meiner Schweſter ein Vorſchmak der Hölle war, bei der meinigen die Furien den Vorſiz hatten, und mit ihren ſchwarzen und todtenbleichen Fakeln dazu leuchteten.

Du Chateau, ein junger Menſch, der in unſerer Nachbarſchaft wohnte, nahm mir meine Freiheit.

heit. Ich merkte es augenbliklich, daß er ſeine verloren hatte. Aus ſeinem Fenſter warf er mir die zärtlichſten Blikke zu; anſtatt daß ich dieſen ausweichen ſollte, war ich die erſte, die ſie erwiederte. Ich brauche Ihnen nicht erſt ein Gemählde von meinem Liebhaber zu machen. Er gefiel mir, das iſt ſchon genug. Wir ſahen uns unaufhörlich mit einem gewiſſen Wohlbehagen und mit einer gewiſſen unbeſchreiblichen Wolluſt, welche mit erſt entſtehenden Leidenſchaften verbunden zu ſein pflegt. Es fehlte uns weiter nichts, als eine Gelegenheit, uns unſere gegenſeitigen Geſinnungen bekannt zu machen. Du Chateau fand endlich eine, ſo wie er ſie ſich ſchon längſt wünſchte.

Einſtmals ſtand er gerade am Fenſter, und ſah mich allein ausgehen. Ich wollte eine von meinen Tanten beſuchen, welche ziemlich weit von dem Hauſe meines Vaters wohnte. Er flog mir nach, holte mich in einer Straſſe ein, und redete mich mit ſo viel Ehrfurcht und Unterwürfigkeit an, daß ich davon bezaubert ward. Alles, was ich davon noch weis, iſt, daß ſeine Reden die ſtärkſte und feurigſte Liebe verriethen, wie ich ſie mir nur wünſchen konnte. Er bat mich um die Erlaubniß, an mich ſchreiben zu dürfen. Ich erlaubte ihm dies herzlich gern, ohne Umſtände.

Die

Die Liebe flößte uns tauſend Hülfsmittel ein, Briefe über dieſen Gegenſtand ſicher einzuhändigen. Aber nie konnten wir unbemerkt mit einander ſprechen. Und wenn ſich ja zuweilen eine Gelegenheit dazu fand, ſo war dies nur immer auf ein paar Augenblikke. Die Liebe verlor dabei nichts. Der Zwang vermehrt faſt immer ihre Heftigkeit. Auf die Art lebten wir zwei Jahr lang in der vollkommenſten Eintracht, daß wenn mein Vater dieſen jungen Mann mir zum Gemahl gegeben hätte, mein Glük ſonder Zuwachs geweſen wäre. Kurz er machte ſeinen Eltern ſeine Liebe und ſeine Ausſichten bekannt. Sie waren vollkommen mit der Wahl zufrieden, und hielten förmlich um mich an.

Ihre mittelmäſſigen Glüksumſtände waren ein groſſes Hinderniß bei dieſem Geſuch. Von Geburt oder dem Stande nach, war er mit mir völlig gleich. Allein meinem Vater war er nicht reich genug, daher er kurz und gut dieſe Verbindung verbat, und ſeine Einwilligung dazu verweigerte.

Man kann ſich wirklich keine paſſende Vorſtellung machen, was zwei genau verbundene Herzen leiden, wenn man ſie trennen will. Unſere Eltern verboten uns beiderſeits, weiter an einander zu denken. Wir wurden beide vor Verdruß und Kummer

krank;

krank; aber doch gab ich noch nicht ganz die Hoffnung auf, einmal meinen Geliebten zu bekommen. Ich fürchtete jeden Augenblik ein ähnliches Schikſal als meine Schweſter zu haben; und ich war feſt entſchloſſen, dieſem auszuweichen, wenn es mir ſogar mein Leben hätte koſten ſollen. So bald als wir wieder geſund waren, tröſteten wir einander in unſern Briefen über unſer hartes Schikſal. Unſere Briefe ſchloſſen wir jedesmal mit Betheurungen einer ewigen Standhaftigkeit, ungeachtet der Ungerechtigkeit und Härte meines Vaters.

Nicht ſo wohl auf Anſuchen des du Chateau, der ſich gegen mich mit aller Ergebenheit und Zurükhaltung betrug, als vielmehr zu folge meiner eigenen Neigung geſchah es, daß wir uns gegenſeitig feierlichſt die Ehe verſprachen. Dieſen ſchriftlichen Aufſaz hierüber unterſchrieben wir mit unſerm Blute. Er war mit den ſtärkſten und fürchterlichſten Schwüren genugſam geſichert, daß wenn es mir nur einge-fallen wäre ihn umzuſtoſſen, ſo hätte ich glauben müſſen, der erzürnte Himmel würde nicht Blize genug haben, um mich Meineidige augenbliklich zu zerſchmettern.

Seit dem unglüklichen Augenblik, da wir uns ſo genau verbunden hatten, nahm unſere Ungeduld zu:

zugleich mit unſerer Verblendung ſichtbar zu. Des harten Zwangs, der uns beide einſchränkte, überdrüſſig, ſtrebten wir ganz ſichtbar immer mehr nach dem Augenblik unſers Verderbens. Ja wir waren wirklich verſchlagen und liſtig genug, bald eine Gelegenheit zu finden, uns in Freiheit zu ſehen.

Die reizzende und gewünſchte Eheverbindung, iſt weiter nichts, als eine Folge der Verbindung der Herzen und der Uebereinſtimmung der Geſinnungen. Sie können leicht denken, gnädige Frau, daß ich ſelbſt zu meinem Unglük mir behülflich war; und daß ich nur einen ſehr ſchwachen Widerſtand that, bei den Wünſchen und Zudringlichkeiten eines Mannes, den ich liebte, und daß die Binde, die ich vor den Augen hatte, mir nicht erlaubte, ihn anders als meinen rechtmäßigen Ehemann zu betrachten. Anſtatt meinen nahen Untergang in den Umarmungen meines Geliebten mir zu weiſſagen, lief ich vielmehr blindlings darauf zu. Erſparen Sie mir, meine Gnädige, eine genaue Beſchreibung meiner Verirrungen, die für mich zu kränkend und demüthigend ſein würde. Die Reue, die ich bis auf den lezten Athemzug meines Lebens behalten werde, und die Gewiſſensbiſſe, die ich ſchon jezt empfinde, ſind für mich Beſtrafungen genug.

Wir sezten indessen unser geheimes Verständniß fort, fest entschlossen, zusammen die Flucht zu nehmen, wenn ich in der Folge schwanger sein sollte, ehe wir uns der Rache meines Vaters blosstellten. Dies Unglük traf mich aber nicht; doch erhub sich über uns ein ander Ungewitter, das nicht weniger schreklich war.

Ein Edelmann von Nanci, seit dreissig Jahren Wittwer, nahm sich vor, so bald er mich sah, sich zum zweitenmal Himens Gesezzen zu unterwerfen. Himmel! Herzlich gern würde ich eine solche Eroberung aufgegeben haben, wenn es bei mir gestanden hatte. Allein diese Parthie war zu wichtig, wegen der vortheilhaften Bedingungen, die er mir machte, daß mein Vater sich keinen Augenblik besonn, ihm seine Bitte zu gewähren. Dieser Schlag kam zu schnell und unerwartet, daß ich keine Musse hatte, weder ihn vorherzusehen, noch ihn auszuweichen. Mein Vater unterrichtete mich nicht eher von seinen Absichten mit mir, als bis er mir befahl, mich bereit zu halten, in einigen Tagen diesen Edelmann als meinen Gemahl zu umarmen. Dieser Befehl betäubte mich so, daß ich nicht Stärke genug hatte, ein einziges Wort darauf zu antworten.

Konnte ich denn meinen Vater nicht durch Zureden dahin bringen, daß er ſeinen Entſchluß ändere? Ich kannte zu ſehr ſeinen unbiegſamen Karakter; ich kannte ſeine Weiſe, wie er mir ſeine Befehle bekannt zu machen pflegte, die unwiederruflich befolgt werden muſten; aus dem allen ſchloß ich ganz richtig, daß ich ihn blos zum Zorn reizen würde, wenn ich Gegenvorſtellungen machen wollte. Ich nahm auf der Stelle einen Entſchluß, den ich in meiner jezigen Lage für den beſten hielt. Ich gab du Chatean von dem Unfall Nachricht, der uns bevorſtünde. Indeſſen hielt mein Vater mein Stillſchweigen für eine förmliche Einwilligung.

Den folgenden Tag machte mein ſiebenzigjähriger Liebhaber mir ſeine Aufwartung. Er war gepuzt, wie ein junger Hofſchranze; allein die Sorgfalt, die er angewandt hatte, die Wirkung ſeiner Jahre zu verſtekken, verfehlte ganz die Abſicht, indem eben dadurch nur die Runzeln deſto mehr hervorſchimmerten. Eine blonde ſchön aufgekreiſelte Perücke verbarg ſeine weiſſen Haare; aber durch keine Künſteleien konnte er die matten, tief im Kopf liegenden Augen, die eingefallenen Backen, die gelbe und bleiche Geſichtsfarbe, die traurigen Folger eines gebrechlichen Alters, alle dieſe ſichtbaren

Mängel und Schwachheiten konnte er durch nichts wegschaffen.

Dieſe geſpenſtartige Menſchengeſtalt, die zu einer andern Zeit mich zum lauten Lachen würde gebracht haben, erregte in meiner Lage Furcht und Grauſen. Nach den gewöhnlichen Komplimenten beim Eintritt in mein Zimmer, bot er mir ſeine ſchwachen Dienſte mit einer zitternden und halb gebrochenen Stimme an, und ſagte mir, daß er ſchon von meinem Vater meinen Entſchluß erfahren hätte. Mein Vater — gab ich ihm zur Antwort — hat mir kein Wort davon geſagt, ihr Geſuch anzunehmen, er hat mir vielmehr geſagt, ſeinen Befehlen zu gehorchen. Er will, daß ich Sie für meinen Herrn anſehen ſoll. Iſt das auch wohl recht, mein Herr, daß man ſo mit einer freien Perſon umgehet und ſie auf die Art behandelt, wenn man gewiſſe genaue Verbindungen mit ihr eingehen will? Ich bin meines Vaters Tochter, aber nicht ſeine Sklavin. Ohne mich lange damit aufzuhalten, Ihnen zu zeigen, wie unbillig und unhöflich ihr ganzes Betragen iſt, muß ich Ihnen ohne viele Umſtände ſagen, daß ich die Ihrige nicht ſein kann. Ich habe ein Gelübde gethan, meine noch übrige Lebenszeit in einem Kloſter zu beſchlieſſen. Wenn ſie mir vorher die Ehre angethan

hät-

hätten, mich um meine Geſinnungen und Meinungen zu befragen, ſo wie Ihnen dies Vernunft und Wohlanſtändigkeit befahl, ſo würde ich Ihnen die Mühe erſpart haben, meinen Vater um meine Hand zu bitten. Ich kann Sie ſie Ihnen ſchlechterdings nicht geben, ohne eine Entheiligung zu begehen.

Nie kam wohl jemand ſo aus der Faſſung, als dieſer Alte. Was konnte er auch dieſer beſtimmten Erklärung entgegenſezzen? Er machte mir nach ſeiner gewöhnlichen Manier Entſchuldigungen. Er bezog ſich auf die Stärke ſeiner Liebe, und auf die Ungeduld mit der er meinen Beſiz verlangte. Am Ende deklamirte er mir eine lange Reihe verliebter Grobheiten her, die meine Geduld ermüdeten. Ich bat ihn mich in Ruhe zu laſſen, und verſicherte ihm, daß ich nie meinen Entſchluß ändern würde. Er wollte mit vielen Gründen mir beweiſen, daß eine Diſpenſation mich von meinem Gelübte losmachen könnte. Ich antwortete ihm kurz und gut, daß ich in dieſem Stük nicht gehörig unterrichtet wäre; aber ſo viel wüſte ich auch, daß man wichtige Gründe haben müſte, wenn man Diſpenſation über eine Sache verlangte; ich hätte bis jezt keine, um einen Widerruf eines Verſprechens zu wünſchen, welches ich ohne Zwang

gethan

gethan hätte und ich hätte tausend andere, mich vom Eheſtand diſpenſiren zu laſſen.

Dieſe lezten Worte waren für ihn ein Donnerſchlag und die ganze Unterredung war nun geendigt. Er verließ mich, ohne weiter etwas zu ſagen, und gieng zu meinem Vater, um ihm meine Antwort wörtlich zu hinterbringen, und ihm nachſidem die Art zu erzählen, wie ich ihn aufgenommen. Mein Vater kam mit zorniger Miene in meine Kammer gelaufen. Er ließ es weder an Beleidigungen und Schimpfwörtern, noch an Drohungen fehlen. Er glaubte, daß das mißlungene Liebesverſtändnis mit dem du Chateau mir einen Ekel für den Eheſtand überhaupt beigebracht habe, wodurch ich veranlaßt worden, ein Gelübde ohne alle Ueberlegung zu thun. Er behauptete, daß mein Verſprechen verwegen und gottlos wäre, weil ich es ohne ſeine beſondere Einwilligung nicht hätte thun können. Gewiſſe Geiſtliche, die meinem Vater ſchmeicheln und ihm nach dem Munde reden wollten, ſagten zu ihm, er müſte einen reichen Mann zum Schwiegerſohn haben. Sie trafen deshalb ihre ſicheren Maasregeln, daß ich dieſen alten Edelmann, den ich durch meine Einwendungen von ſeinem Vorhaben nicht abbringen konnte, weil ich auch nicht die geringſte Neigung ſpürte, mich

mit

mit ihm zu verbinden, doch wider meinen Willen zum Gemahl nehmen ſollte. Schon war die Diſpenſation von dem Gelübde, das ich blos vorgegeben hatte, von Rom angekommen. Schon war der Ehekontract unterzeichnet. Schon machte man koſtſpielige Anſtalten und Zurüſtungen zu einem prachtvollen Hochzeitſchmauß, da in den nächſten Tagen meine Vermählung feierlichſt vollzogen werden ſollte.

Ich wuſte alles und wagte es nicht, nur in irgend einem Stük mich zu widerſezzen. Wie hätte ich es auch wagen können, den Entſchluß eines Vaters umzuändern, deſſen Wille und Befehl ſchlechterdings geſchehen muſte, und der ſich ſo wenig um das wahre Glük ſeiner Kinder bekümmerte, ſo bald ſein Stolz durch den Schimmer einer reichen Verbindung befriedigt ward? Einer von ſeinen vornehmſten Grundſäzzen war, daß er jedesmal das Glük eines Menſchen nach ſeinem Reichthum beſtimmte. Ein freilich nur allzu gemeiner Irthum, den ich durch die Unterredungen mit meiner Schweſter ſchon längſt einzuſehen Gelegenheit gehabt hatte. Ich war ſchon damals vollkommen überzeugt, daß ein junges Frauenzimmer, welche anders die Tugend zu ihrer Begleiterin wählt, im Luxus, der Pracht und allen übrigen Bequemlichkeiten

keiten, welche Reichthümer gewähren, nie ganz ihre Befriedigung findet.

Mein Vater, der mich dem Schein nach so ruhig sah, rechnete ganz auf meinen Gehorsam. Schon war ich auf den Punkt, zu ihm zu gehen, ihm zu Füssen zu fallen, seine Knie zu umfassen, mein geheimes Eheverbindnis ihm zu entdekken, Vergebung, Einwilligung von ihm zu erflehen. Aber urplözlich wurde ich durch gewisse geheime Empfindungen und Voraussehungen davon abgeschrekt. Die Schande ihm selbst meine Verirrungen zu entdekken und die Furcht mich seinem tobenden Zorn auszusezzen, hielten mich davon zurük. Ueberdies sezte ich dadurch den du Chateau in die augenscheinlichste Lebensgefahr.

Der Entschluß, den wir nahmen, glükte uns bei der Ausführung nicht besser, ob wir uns gleich das von den besten Erfolgt versprachen. Er bestand nemlich darin, unser Vaterland zu verlassen, und uns in einer weitentlegenen Provinz irgend wo zu etabliren. Du Chateau war zwar noch jung, er hatte aber doch schon Kriegesdienste gethan, unter dem Prinzen von Lothringen, dem ehemaligen Gouverneur von Bretagne, der hernach in Ungarn mit Lorbern bekränzt, starb, die er sich gegen die Ungläubigen erworben hatte. Mein Gemahl hatte in dieser Provinz ver-

schie-

ſchiedene Freunde, die durch ihre Unterſtüzzung und Empfehlungen ihn irgendwo in einem Poſten anzuſtellen, ihm Hofnung gemacht hatten. Wenigſtens glaubte er, daß wir dort ganz ſicher, gegen alle Nachſtellungen, leben könnten. Wir konnten auch, in dem Fall irgend einer Nachſtellung, ſehr leicht nach England überſchiffen, und uns mit einemmal der Wuth meines Vaters entziehen.

Nachdem wir uns mit den Nothwendigkeiten zu einer Reiſe verſehen, nachdem wir ſo viele Koſtbarkeiten von unſern Vätern, als wir nur mitnehmen konnten, eingepakt hatten, nachdem ich mein Geſchlecht, durch dieſe Mannskleider, die ich noch auf dem Leibe trage, zu verbergen ſuchte, giengen wir aus Lothringen bei Nacht und Nebel. Wir entwiſchten glüklich, ohne verfolgt zu werden. Wir waren ſchon über die Grenzen, welche Lothringen von Burgund trennen, wollten uns nach Bourbon begeben, und waren im Begrif uns einzuſchiffen, um über die Loire nach Bretagne zu fahren, als es der Himmel verſtattete, um den lezten harten Stos mir ins Herz zu geben, daß wir von drei Straſſenraubern angefallen wurden, als wir eben durch einen Wald giengen. Sie durchſtachen den du Chateau mit zwei Stichen, eh er ſich einmal vertheidigen konnte. Er

war tapfer genug, sein Degen war entblößt. Indem er sich aber dem ersten, der ihm einen Stich beigebracht hatte, vom Halse zu schaffen gedachte, und ihn den Degen durch den Leib stach, eilten die beiden andern herbei, den Tod ihres Kameraden zu rächen, und erstachen ihn als Feige von hinten mit vielen Stichen, daß er todt zu ihren Füssen niedersank.

Ich hatte mich indessen etwas auf seinem Geheiß bei Seite gemacht. So bald ich ihn fallen sah, fühlte ich gewisse innere Empfindungen von Furcht, welche aus der natürlichen Liebe zum Leben entsteht. Um mein Leben zu retten, verstekte ich mich in das Dikicht des Waldes. Ich hatte eine so sichere Retirade erwählt, daß die Strassenräuber mich nicht finden konnten, so viel Mühe sie sich auch gaben. Ich schwebte in beständiger Furcht. Mehr als hundertmal giengen sie dicht neben mir vorbei, ohne mich zu bemerken, und schwuren einen fürchterlichen Eid, mich mit allen ersinnlichen Martern zu tödten, so bald sie mich gefunden hätten. Am Ende waren sie auch des fruchtlosen Suchens überdrüssig, und zogen ihre Strasse weiter fort, da überdies bald der Tag anbrechen wollte. Ich brachte noch eine geraume Zeit in meinem Schlupfwinkel zu, und stellte mancherlei Betrachtungen an, die mich zur schwärzesten

Me-

Melancholie ſtimmten, und mir mein nachſtehendes trauriges Schikſal in gräßlichſten Gewählden darſtellten. In meinen Ohren erſchallte das ſchrekliche Brüllen und das durchdringende Kreiſchen der wilden Thiere unaufhörlich. Bald wirſt du dieſen hungrigen Thieren zur Sättigung dienen müſſen! So dacht ich. Himmel welche fürchterliche Lage! Mein Herz fühlte nicht blos Furcht, es fühlte mehr, tiefen Schmerz über den unerſezlichen Verluſt eines Mannes, dem ich alles war, der mir alles war. Doch man ſtirbt nicht ſogleich — meine Gnädige — wenn man auch wirklich eben ſo viele Leiden ausſteht, als ich ausgeſtanden habe.

Nicht ſo bald hatte die Morgenröthe die Schatten dieſer fürchterlichen Nacht vertrieben, als ich ſorgfältig den Gegenſtand aufſuchte, den ich anzutreffen ſcheuete. Ach Gott! ich fand ihn nur zu bald, den Leichnam meines unglüklichen Gemahls. Er war mit ſo vielen Stichen durchbort, daß es glaubhaft iſt, daß dieſe Unmenſchen damit noch nicht zufrieden geweſen ſind, ihn umgebracht zu haben, ſondern daß ihre Wuth ſo weit gegangen, daß ſie ein hölliſches Vergnügen daran gefunden, den todten Körper noch überdies zu zerfezzen. Ihr Kamerad lag neben ihm todt ausgeſtrekt, doch hatten ſie mit gutem Bedacht deſſen

Ge-

Geſicht verunſtaltet, damit man ihn nicht kennen ſollte.

Der Grad meiner Betrübnis und Verzweifelung war ſo groß, daß ich ſtark in die Verſuchung geführt ward, mir das Herz mit einem Dolch zu durchſtechen, den ich bei mir hatte. Blos die Furcht vor dem obersten Richter, der jedes Verbrechen ſtraft, hielt diesmal meinen Arm noch zurük. So bald ich noch zu guter lezt meinen Gemahl mit meinen Thränen benezt und den Himmel gebeten hatte, Mitleiden und Erbarmen mit ihm zu haben, verließ ich ſchnell dieſen unglüklichen Wald, damit man mich nicht hier antreffen und als Thäterin des Mords einziehen und nach den hieſigen ſtrengen Geſezzen beſtrafen möchte.

Jezt befand ich mich in der gröſten Unentſchloſſenheit und Verlegenheit, worin ſich nur ein Menſch befinden kann. Ich wuſte nicht, wozu ich mich beſtimmen und entſchlieſſen ſollte. Ohne irgend einen Führer, einen Beiſtand, eine Stüzze zu haben, darauf ich mich verlaſſen konnte, befand ich mich in einem fremden Gebiet, wo ich keinen Menſchen kannte. Den Zorn meines Vaters fürchtete ich viel zu ſehr, daß ich weit eher die ſchreklichſte Todesart würde gewählt, als mich entſchloſſen haben, nach Hauſe zurükzukehren. In dieſer alleräuſſerſten Verlegenheit

heit rief ich den Himmel mit Inbrunſt um Beiſtand an, und indem ich mich ganz auf die Wege der Vorſehung verließ, nahm ich den erſten den beſten Weg der ſich mir öfnete. Ohne alle Gefahr kam ich an das Ufer der Saone, wo mir der Himmel in der Perſon des Herrn von Manneville meinen Erretter ſendete, der alle meine Sorgen und Gefahren ein Ende machte.

Wir ſezten über dieſen Flus herüber. Er ward durch meine Geſchichte gerührt. Es fiel mir nicht ſchwer, ihm etwas glaubend zu machen, was ich nur wollte, und unter einer erdichteten Erzählung, wozu ich ſchon vorbereitet war, meine eigentlichen Unglüksfälle zu verbergen. Er bot in ihrem Hauſe, gnädige Frau, mir einen Zufluchtsort an. Er beſtimmte mich, wie Sie wiſſen, zum Dienſt Ihres Herrn Sohns, eine Beſchäftigung, die meinen Kräften gerade angemeſſen iſt.

Sechs Monate befinde ich mich nun in dieſer ruhigen und zufriedenen Lage, ohne daß ſich meine Betrübnis mindern ſollte. Das Bildnis meines Gemahls, an deſſen unglüklichem Schikſal ich gewiſſermaſſen Schuld bin, ſchwebt mir immer vor den Augen. Immer ſtellt ſich jene traurige und unvergeßliche Szene, meinen Sinnen aufs neue wieder dar,

wo ich ihn todtenbleich, in ſeinem Blute ſchwimmend und durch ſeine Mörder verunſtaltet und mishandelt, erblikte. Welcher Anblik für ein zärtliches Weib, das ich meinem Mann gewis war! Möchte doch der Himmel meine Gebete und meine Wünſche erhören, durch einen baldigen Tod meinem Elende ein Ende machen und mich dann mit dem Gegenſtande meiner Zärtlichkeit wieder vereinigen!

Sie haben nun — gnädige Frau — ein aufrichtiges Geſtändnis meiner Unglüksfälle gehört. Das Mitleiden, das Sie mir ſchon vorher ſchenkten, ehe Sie mein trauriges Schikſal anders, als durch bloſſe Muthmaſſung kannten, iſt mir Bürge genug, daß Sie jezt mich wirklich bedauern werden. Den gröſten Beweis den Sie mir von ihrer wahren Theilnehmung an meinem Unglük geben können, iſt, ein Geheimniß tief in ihrem Herzen zu verſchlieſſen, das ich blos durch die ſonderbarſten Umſtände und durch wiederholten Befehl, Ihnen entdekte. Schlagen Sie mir dieſe einzige Gnade nicht ab, meine Gebieterin. Laſſen Sie einem unglüklichen Mädchen die wenige Ehre, die ſie noch jezt vor der Welt hat. Die öffentliche Bekanntmachung meiner Geſchichte würde mir in meiner jezigen Lage mehr Schaden thun, als Sie denken, und meine Betrübnis und meinen Kum-

mer

mer um einen guten Theil noch vermehren. Die Liebe, die grauſame Liebe hat mein ganzes Unglük verurſacht. Welche Zerrüttung kann ſie nicht in einem ſchwachen Herzen hervorbringen, das ihr einmal die Herrſchaft überlaſſen hat! Gott! Gnädige Frau! Wenn ſie ſelbſt nicht Kräfte genug hatten, dieſen herrſchſüchtigen Tyran einzuſchränken und zu beſiegen, ſo werden ſie mir ja nicht ihr theilnehmendes Mitleiden verſagen, da es ja ein und daſſelbe Werk iſt.

Die Frau von Manneville vermiſchte ihre Thränen mit den Thränen dieſes liebenswürdigen Kindes. Sie umarmte ſie zärtlich, verſprach ihr feierlichſt, ſie nie von ſich zu laſſen, und ſie jederzeit mit eben ſo viel Zärtlichkeit zu lieben, als wenn ſie ihr eigenes Kind wäre. Und dann that ſie einen harten Schwur, nie jemanden ihr Geheimnis zu entdekken.

Von dieſem Tage an verſchwand die tobende Leidenſchaft einer ſtrafbaren Liebe in dem Herzen der Frau von Manneville, und an deſſen Stelle nahmen die reinſten Geſinnungen einer zärtlichen und aufrichtigen Frnundſchaft für dies Mädchen ihren Plaz ein. Es war nicht mehr jene raſende Liebeswuth, die noch immer in Bervillens Bruſt kochte. Sie ward von Tage zu Tage ſtärker, durch die wiederholten abſchlägigen

gigen Antworten des Dautrive, den ich noch so lange immer bei diesem Namen nennen werde, bis er seinen weiblichen mit dem Anzuge seines Geschlechts wieder angenommen hat.

Berville konnte sich diese sichtbare Abgeneigtheit und Verachtung durch nichts anders erklären, als daß jezt Dautrive stolz auf den Besiz seiner Gebietherin sei, und eben daher von ihr auch gar nichts weiter wissen wollte. Denn daran zweifelte sie keinen Augenblik weiter, daß beide bereits einverstanden wären. Denn obgleich die Frau von Manneville sie mehrmalen versicherte, daß die Klugheit und die Tugend des jungen Menschen ihre Liebe in eine bloße Hochachtung verwandelt hätte, so konnte sie sich doch davon keinen Begrif machen, weil sie selbst zu sehr in ihn verliebt war, daher sie auf die natürliche Vermuthung kam, daß ihre Gebietherin sie mit dergleichen moralischen Gesprächen zu täuschen suche, indessen sie ruhig in den Armen ihres jungen Liebhabers alle Süssigkeiten der Liebe genösse.

Berville hatte wirklich nicht ohne allen Grund dergleichen Verdacht. Frau von Manneville behandelte von jezt Dautriven als eine Person von ihrem Geschlecht, und erlaubte sich und ihm gewisse unschuldige Freiheiten, welche die Eifersucht ihrer Nebenbuh-

benbuhlerin nur noch vermehrten. Oft beſuchte ſie ihn auf ſeinem Zimmer zu ſolchen Stunden, welche ſelbſt dem Unparteiiſchten verdächtig ſcheinen muſten, da dieſe Beſuche überdies am öfterſten alsdann geſchahen, wenn der Herr von Manneville Geſchäfte wegen abweſend war. Dies in jedem Fall unüberlegte Betragen vermehrte von Tage zu Tage die üble Laune und die Verzweifelung bei Bervillen, ſie erſtikte in ihrem Zimmer das Andenken an die vielen Verbindlichkeiten, welche ſie ihrer ſo guten Herrſchaft zu verdanken hatte, und brüthete das abſcheulichſte Projekt aus, die fürchterlichſte Rache an ihrer Gebietherin und an dem begünſtigten Liebhaber zu nehmen. Ein Projekt, daß jeder gutgeſinnte Menſch für abſcheulich und niederträchtig halten wird. Doch wie kann man von einer blinden ſtürmiſchen Leidenſchaft erwarten, daß ſie mit irgend jemanden Nachſicht und Verſchonen haben ſollte!

Dieſe Unglükliche trat in dieſer ſtrafbaren Abſicht einmal in das Zimmer des Herrn von Manneville, da er eben allein war, und ſchilderte ihm das Verbrechen ſeiner Gemahlin mit ſolchen lebhaften Farben, daß dieſer unglükliche Mann, deſſen Herz gerade zufälliger Weiſe einige Anlagen zur Eiferſucht hatte, ſehr leicht das Märchen glaubte, daß ihm das

Kammermädchen erzählte und ſich für elend und verrathen hielt. Doch ſeine eigene Ehre und die groſſe Hochachtung und Zartlichkeit, die er jederzeit für ſeine Gemahlin gehabt, erlaubten ihm ſchlechterdings nicht, hierin übereilt zu Werke zu gehen. Er ließ mit gutem Vorbedacht einige Tage vorbeigehen, bis er über die Art eins geworden war, wie er ſich rächen und die Verbrecher beſtrafen wollte. Indeſſen beobachtete er ganz genau das Betragen, die Mienen und alle Schritte und Tritte der angeblichen Liebenden.

Die armen Leutchen waren zu wenig auf ihrer Hut, weil ſie ſich im Grunde nichts vorzuwerfen hatten, und an nichts weniger dachten, als daß man ſie im Verdacht einer ſtrafbaren Liebe habe, daher es kam, daß ſie unſchuldiger Weiſe, zu ihrem Verderben mancherlei Blöſſen gaben. Der beleidigte Ehemann zweifelte keinen Augenblik, daß ſie ſtrafbar wären, und beſchloß, wegen der ihm angethanen Beſchimpfung blutige Rache zu nehmen. Um ſie deſto beſſer in ſein Nez zu fangen, gab er eine Reiſe vor, die ihn mehrere Tage von Hauſe entfernt halten würde. Er reiſte wirklich zum Schein ab, mit dem Anbruch der Nacht fand er ſich aber ganz insgeheim wieder in ſein Schloß ein, wozu die eiferſüchtige Perville den ganzen Plan entworfen hatte, welche ihn

auch

auch in ihrem Zimmer verſtekte, das an das Schlafzimmer ſeiner Gemahlin ſtieß.

Frau von Manneville fand ein ganz beſonders Vergnügen an Dautrivens geiſtreicher Unterhaltung, und ließ ihn auch dieſen Abend, wie ſie ſchon mehrmalen gewohnt war, auf ihr Zimmer kommen, daß er auf einige Stunden ihr die Zeit angenehm vertreiben möchte. So bald Berville ihre Gebietherin zu Bette gebracht hatte, entfernte ſie ſich und gab ihrem Herrn davon Nachricht. Er und ſie ſtanden beide an der Thüre auf der Lauer, und hörten bald nachher ſachte die Thüre von dem Zimmer der Frau von Manneville öfnen. Sie zweifelten keinen Augenblik, daß es nicht Dautrive ſein ſollte, der hereinkäme, die Nacht über bei ſeiner Gebietherin zuzubringen.

Manneville trat jezt aus ſeinem Hinterhalt hervor, mit einem Herzen voller Wuth und Rache, in der einen Hand eine Piſtole, in der andern einen Degen haltend. In dieſem Aufzuge kam er in das Zimmer ſeiner Gemahlin. Berville ging mit einem Wachslicht voran. Bei dem Schein zweier auf dem Tiſch ſtehenden Wachslichter ſah er Dautriven am Haupt des Bettes ſitzen. Das Maaß eures Verbrechens iſt jezt voll — ſchrie er mit einer fürchterlichen und drohenden Stimme — ich will mich rächen

chen, und in deinem Blut und in dem Blut deines verruchten Ehebrechers die Schande vertilgen, womit du mich bedekt haſt. Empfange zuerſt die gerechte Strafe, die dein Verbrechen verdient. Ohne eine Antwort zu erwarten, drükte er auf ſeine Gemahlin die Piſtole ab.

Die Verwirrung und die groſſe Erhizzung ſeines Geblüts war Schuld daran, daß er nicht recht zielte. Der Schuß ging ins Kopfküſſen, worauf ſich die Frau von Manneville etwas mit dem Kopf geſtüzt hatte, und that nicht die gewünſchte Würkung, ſondern verwundete blos in etwas ihre Backe. Dies unglükliche Weib zweifelte jezt nicht weiter, an die Veranlaſſung des Zorns ihres Gemahls, und rief blos ihm die paar Worte zu: Lieber, beſter Mann! du irrſt dich gewaltig! Dautrive iſt ein Mädchen. Manneville hatte ſchon ſeinen Degen gezogen und war im Begriff, ſeine Frau zu durchbohren, weil ihm die Piſtole den Dienſt nicht erwieſen hatte, als er bei Anhörung dieſer Worte unbeweglich da ſtand, und ſich dieſe ſeltſame Erſcheinung nicht erklären konnte.

Dautrive war ihrem Herrn zu Füſſen gefallen, und beſtätigte die Ausſage der Frau von Manneville, mit den unverdächtigſten Beweiſen. Mit kurzen Worten erzählte ſie ihm zitternd die Veranlaſſung ihrer

Ver-

Verkleidung. Die Betrübnis des Herrn von Manneville war eben ſo groß, als dieſe ſchnelle und unerwartete Ueberraſchung. Er gerieth in Verzweifelung über die mörderiſche That, die er ſo eben begehen wollte. Thränen entfloſſen ſeinen Wangen, Beweiſe ſeiner Uebereilung und des eignen Geſtändniſſes ſeines Fehlers, und er bat ſeine Gemahlin fußfällig um Vergebung, daß ſie ja nicht dieſe unkluge Handlung auf die Rechnung des Mangels ſeiner Liebe und Zuneigung ſchieben möchte.

Ein Chirurgus muſte augenbliklich kommen, der die Wunde an der Bakke verband, die ihm ſelbſt eben ſo viele Schmerzen verurſachte als ſeiner Gemahlin. Aller Wahrſcheinlichkeit hinterließ ſie Narben, welche das Geſicht verunſtalten muſten. Alle Heilmittel, die auch angewendet wurden, konnten bei aller gebrauchten Vorſicht, doch nicht eine Entzündung verhindern. Der Schrek, den die Frau von Manneville über die eben ſo unerwartete als fürchterliche Handlung ihres Gemahls hatte, verurſuchte bei ihr eine ſo gewaltige Zerrüttung, daß ſie in ein hizziges Fieber fiel, welches von Tage zu Tage zunahm, und am vierten Tag ſie tödtete. Sie bezahlte der Natur ihren Tribut, den alle Strebliche bezahlen müſſen. Durch eine für ſie unglükliche Verklei-

tung

tung, ward sie zur Liebe verleitet, die in jedem Fall strafbar war. Sie bezeugte zwar über diesen Fehler eine aufrichtige Reue und doch muste sie ein noch nicht begangenes Verbrechen mit einem Tode büssen, der in jedem Fall unter die gewaltsamen gehörte. Ein tragisches Ende ist nicht immer der Lohn der Untreue, die selbst den höchsten Grad erreicht hat; doch bestraft sie der Himmel fast immer mit Erniedrigungen, die oft härter sind, als der Tod selbst.

Mannerville konnte sich nicht zufrieden geben, sich mit nichts trösten über den Verlust eines Weibes, die er mit so grosser Inbrunst liebte, und die ihm nie die geringste Veranlassung gegeben, über sie misvergnügt zu sein. Wenig fehlte, so opferte er Bervillen in der Wuth seines Schmerzes auf. Da er aber erfuhr, daß dies Mädchen sich selbst zuerst betrogen hatte und daß ihr Verbrechen weniger aus Bosheit, als von Eifersucht und Verzweifelung herrührte, so begnügte er sich damit, sie aus dem Hause zu jagen. Der Tod ihrer Gebieterin, den sie sich selbst vorzüglich zuschrieb, rührte sie so empfindlich, daß sie fest bei sich beschloß, ganz der Welt zu entsagen. Sie begab sich in ein Kloster. Hier beweinte sie ihr Verbrechen, den übrigen Theil ihres Lebens, welches nach

einigen

einigen Monaten durch die Anstrengung ihrer Betrübnis und ihres Schmerzens aufhörte.

Indessen legte Dautrive die Kleider ab, die sie zu ihrer Verkleidung gebraucht hatte und nahm den Namen Adelheide von Ligueville wieder an, und ehe sie eigentlich wuste, wozu sie sich entschliessen sollte, nahm sie das Anerbiethen von einer Dame an, sich bei ihr so lange aufzuhalten, als es ihr beliebte. Die Dame war eine vertraute Freundin der Frau von Manneville gewesen, wohnte in der Nachbarschaft und war wegen ihres vortreflichen Karakters in der ganzen Gegend weit und breit bekannt. Das Fräulein erschien in der Frauenzimmertracht mit sehr vieler Grazie, sie nahm den Herrn von Manneville so ein, machte auf ihn einen sehr starken Eindruk, daß so bald der Wohlstand es ihm erlaubte, sie zu sehen und zu sprechen, der Schmerz über den Verlust seiner Gemahlin nach und nach abnahm und sich zusehens verminderte. Das Mitleiden und die wahre Theilnehmung, die er empfand, da sie ihm ihre Leiden erzählte, die Reize ihrer Schönheit, ihr Verstand, ihr sanfter Karakter, ihr kluges Betragen in so mancherlei Situationen, flösten ihm gewisse Empfindungen ein, die ihm für dies vollkommene Frauenzimmer ganz einnahmen. Aus dieser Zuneigung entstand nach

und

und nach eine Liebe, die mit der Zeit so feurig ward, daß er ungern von ihr getrennt, nichts lieber sah, als wenn er in ihrer Gesellschaft diejenige Wonne genieſsen konnte, die er sonst nirgends fand. Seine Leidenschaft nahm in dem Maaß zu, je nachdem er immer neue vorher ihm unbekannte Vollkommenheiten bei seiner schönen Adelheide bemerkte. Und das Resultat von dem allen war, daß auch sie gewisse Vollkommenheiten an ihm bemerkte, die sie nicht so genau Gelegenheit zu bemerken hatte, da er ihr Wohlthäter und sie seine Untergebene war, daß er sich am Ende mit ihr vermählte, als ein Frauenzimmer von Stande, Wirwe eines Edelmanns.

Er bot ihr seine Hand, sein Vermögen und sein Herz mit so viel Unterwürfigkeit und Standhaftigkeit an, daß sie über den Edelmuth eines Mannes tief gerührt ward, dessen Diener sie erst gewesen war. Seine Standhaftigkeit bei seiner Liebe mehr, als der Wunsch aus dem Wirwar herauszukommen, worin sie sich befand, bestimmten sie, seinen Wunsch zu erfüllen. Sie gab ihm feierlichst ihre Hand und das Beilager ward mit einer Pracht vollzogen, die seinem Vermögen angemessen war. Der Herr von Ligneville, ihr Vater starb ein Jahr nach dieser Heirath und sie reiste bald nachher mit ihrem Gemahl

nach

nach Lothringen. Ihre Verwandten erſtauten und verwunderten ſich nicht wenig, eine Perſon wieder zuſehen, von der ſie ſeit ihrer Entweichung nicht die geringſte Nachricht erhalten hatten. Ohne alle Umſtände ward ihr der Theil der väterlichen Erbſchaft zuerkannt, der ihr von Rechtswegen zukam.

Nachdem zwei Jahre ihres Eheſtandes verfloſſen waren, ohne daß ſie Kinder bekommen hatte, gebar ſie im Anfange des dritten einen Sohn. Aber dieſe Fruchtbarkeit, welche Mannevillen mit der lebhafteſten Freude erfüllte, war für dies liebenswürdige Weib verderblich, indem ſie einige Tage nach ihrer Niederkunft ſtarb. Durch die erſte Ehe, die ſie gegen alle in der menſchlichen Geſellſchaft verabredeten Geſezen geſchloſſen hatte, war ſie unglüklich geworden; glüklich in der zweiten Ehe, welche eine angemeſſene Belohnung ihrer Reizze und ihrer ganz vortreflichen Eigenſchaften zu ſein ſchien. Und gerade in dem Anfange ihrer glüklichen Laufbahn, ſcheiterten alle ihre ſchönen Hofnungen und Erwartungen mit einemmal durch den Tod. Woher kam es, daß ein Frauenzimmer von ſo vielen hervorſtechenden Verdienſten, eine ſo kurz daurende Glükſeligkeit erlebte? Sollte etwan der rächende Arm der göttlichen Gerechtigkeit, Adelheit von Ligneville Verirrungen ihrer erſten Jugend

ſo hart geahndet haben? Nein ihre Vergehungen waren nicht von der Art, daß ſie eine ſolche Strafe verdienten; ſie hatten nicht ſchändliche Abſichten zum Grunde, ſie entſtanden vielmehr aus zärtlicher Liebe für ihren Geliebten. Abgebüßt waren dieſe Verirrungen tauſendmal, durch den ſchmerzlichen Tod ihres Einzigen, durch ſo vielen Kummer, durch die harten Leiden, die ſie entfernt vom väterlichen Hauſe, ausgeſtanden, durch die lange Entſagung ſo vieler äuſſern Vortheile, Bequemlichkeiten, durch ſo mancherlei harte und beſchwerliche Einſchränkungen, durch kränkende und ungewohnte Dienſtleiſtungen und Beſchäftigungen, die weit unter ihrem Stande waren, durch eine laſtige Vorſtellung, die mit der äuſſerſten Zurükhaltung und Einſchränkung verbunden war. Wenn man zu dieſen bekannten Uebeln noch die nagenden Gewiſſensbiſſe rechnet, welche ihr Herz tief verwunderten, und ihr Gemüth in eine immerwährende Unruhe verſezten; ſo überſtiegen dieſe Plagen ſicher jede Strafe, welche ihre Verirrungen bei jedem unparteiiſchen Richter verdienten. Ihr Tod war deshalb keine göttliche Strafe, ſondern eine Folge von ganz natürlichen Veranlaſſungen, die ſich wegen gewiſſen uns unbekannten Zwekken und Abſichten vereinigen muſten

---

Zweite

Zweite Erzählung.

Der Eintritt in die grosse Welt.

Eine deutsche Geschichte.

Dieſe und die folgende Erzählung habe ich ſchon in den Unterhaltenden Aufſäzzen die bei Joh. Fr. Doſt in Kommiſſion zu haben ſind, Heft 1. 3. 4. abdrukken laſſen. Den Leſern dieſer Erzählungen wird es wahrſcheinlich nicht unangenehm ſein, daß ich davon einen zweiten Abdruk beſorgt habe, da die wenigſten dies Journal ſelbſt beſizzen möchten.

Der Herausgeber.

Ein Edelmann, der in den böhmiſchen Gebürgen ein altes Schloß bewohnte, das er von ſeinen Anherren geerbt, die es vielleicht vor vielen hundert Jahren den Gothen oder Vandalen abgenommen hatten, heirathete eine von ſeinen Nachbarinnen. Seine Braut brachte ihm zum Heirathsgut eine gute Portion Stolz, noch mehr Dummheit und eine ganze Menge Dokumente und Verſchreibungen mit, woraus kein Menſch klug werden konnte. Sie waren ganz eigentlich dazu gemacht, den einfältigen Beſizzer zu bethören; denn in dem Fall man Gebrauch davon machen und alle dieſe Ländereien in Beſiz nehmen wollte, muſten nothwendig über das Mein und Dein langwierige Prozeſſe entſtehen, wobei kein Theil gewinnen, aber in jedem Fall verlieren konnte. Aus dieſer edlen Verbindung erhielt ein Sohn ſein Daſein, der viele Jahre lang den Urhebern ſeiner Geburt in den meiſten Stükken ähnlich war. An dem Geſchlechtsnamen liegt wenig; aber der Held unſrer kleinen Erzählung muß doch einen Namen haben; er

mag

mag Nepomuk heiſſen. Nepomuk ward, wie man ſich leicht vorſtellen kann, auf dem Schloſſe ſeines Vaters nach deſſen Maximen und Grundſäzzen erzogen. Der Pfarrer des Dorfs, der ſehr mittelmäſſige Kenntniſſe hatte, keine Philoſophie verſtand, und von Weltſitten und Welton ſich keinen Begrif machen konnte, weil er beide auch nicht den Namen nach kannte, ward ſein Lehrmeiſter im — Leſen und Schreiben — weil er ſelbſt weiter nichts, und noch überdies beides ſtümperhaft wuſte. Aus dem allen iſt es ſehr begreiflich, welche Erziehung er erhielt. Sein Genie entwikkelte ſich ſchneller, als man anfangs glaubte. Im achtzehnten Jahr konnte er leſen und im zwanzigſten ſchreiben. Die ganze Familie in einem Umkreis von einigen Meilen, die alten Tanten und Onkel und überhaupt die ganze hochadliche Sippſchaft erſtaunten nicht wenig über die ungeheuren Fortſchritte, die der junge Nepomuk in ſo kurzer Zeit gemacht hatte. Es konnte nicht fehlen, er wurde in der ganzen Nachbarſchaft als ein Wunderkind ausgeſchrien. Bei ſeinen ungeheuren Kentniſſen war er aber ganz ſtille vor ſich, ohne viel Lerm von ſich zu machen; es ſchien, daß er der Vorſchrift eines gewiſſen Philoſophen folgte, der den Rath gab, man ſollte nur wenig ſprechen. Gerade ſo machte es Nepomuk,

daß

daß es ſchien, als wenn er bei dieſem Philoſophen ſelbſt in die Schule gegangen wäre. Die wenigen Fehler, die er an ſich hatte, muſte man gefliſſentlich zu entſchuldigen, wenn man ſie mit den rühmlichen Eigenſchaften in Parallele ſtellte, die er in einer ſo groſſen Vollkommenheit beſaß. Dieſe Talente konnten unmöglich auf einem elenden Dorfe vergraben bleiben, ſie muſten ans Tageslicht kommen. Nach vielen Ueberlegungen und Bedenklichkeiten war ſeines Vaters Reſultat, ihn nach Wien zu einem ſeiner nahen Verwandten zu ſchikken. Nepomuk willigte mit einer gewiſſen Schüchternheit darein. Allein Widerſpänſtigkeit gegen die Befehle ſeines Vaters kannte er nicht, er reiſte daher nach Wien, nachdem ihm ſein Vater Vorſicht und Klugheit ſehr ernſtlich empfohlen hatte. Nepomuk — doch nun wird es wohl Zeit ſein ihn Baron zu nennen, alſo — der Herr Baron wunderte ſich gewaltig, daß er die Welt ſo gros und geräumig fand, die er ſich nicht viel gröſſer als ſeines Herrn Vaters Gut mit allen Pertinentien gedacht hatte, und kam, ohne irgend ein Abentheuer beſtanden zu haben — denn dieſe Geſchichte hat ſich ja in unſern Tagen zugetragen — wohlbehalten bei ſeinem Oheim an. Dieſer alte gutmüthige Mann nennte ſich von Walter, er war im Kriege grau geworden,

hatte

hatte in ſeiner Jugend manche Männer eiferſüchtig gemacht, manchen auch wirklich Hörner aufgeſezt, und manche die jezt alte Mütterchen ſind, waren in ſeinen Jünglingsjahren ſeine Gebietherinnen geweſen. Er war Hofmann, verſtand den Converſationston, und galt überall, ſelbſt noch in ſeinem Alter für einen guten Geſellſchafter. Er konnte alſo ſeinen Herrn Neveu nicht anders als auf eine Art empfangen, die dieſem eben ſo neu als überraſchend war; allein aus den erſten paar Worten, die der junge Herr Baron zwiſchen den Zähnen nur halb herausbrachte und halb verſchlukte, ſchloß der Herr Onkel auf ſeine Fähigkeiten, auf ſeinen Verſtand, auf ſeine Kenntniſſe, und es that ihm wirklich leid, da er ſich in der guten Meinung betrogen ſah, die er ſich von ihm gemacht hatte.

Der junge Herr Baron hatte ſich einen ſchiefen Gang angewöhnt; ſtets hatte er die Augen auf den Boden geheftet, und ſeine Furchtſamkeit, die er bei allen Gelegenheiten äuſſerte, war von einer ſolchen Beſchaffenheit, daß man ſich ſchwerlich davon einen Begrif wird machen können. Redete man ihn an, ſo ſtotterte er eine Viertelſtunde, ehe er etwas verſtändliches vorbrachte; kam nun ja etwas heraus, ſo waren es abgebrochne Worte, die keinen Sinn hatten; dies

muſte

muſte er ſelbſt merken, denn ſo wie er etwas geſagt hatte, wurde er blutroth. Allein er war von Perſon groß, wohlgebaut; ſein Weſen kündigte ihn als einen Mann an, mit dem Mars und Venus zufrieden ſein würden.

Dem Herrn von Wolter blieben beide Eigenſchaften ſeines Neveus nicht unbemerkt, und er war auch gleich darauf bedacht, ſie ihm benuzzen zu helfen. Sein Plan war ſchon gemacht. Um ſeinen Neveu mit einemmal umzumodeln, um ihn von ſeiner Furchtſamkeit zu heilen, um ihm ſeine bäuriſchen und äuſſerſt unanſtändigen Manieren abzugewöhnen, um ihn recht bald zum Militär, wozu er noch die meiſten Anlagen zu haben ſchien, geſchikt zu machen, blieb ihm weiter kein Mittel übrig, als den jungen Herrn Baron, Damen von Stande vorzuſtellen, und dieſe zu erſuchen, für die Ausbildung des jungen Herrn zu ſorgen, ihm nach und nach ſeine Fehler abzugewöhnen, und unvermerkt ihm durch Beiſpiel und Zurechtweiſung zu der guten Lebensart und zum feinen Weltton Anleitung zu geben. Walter brachte ſeinen Neveu zuerſt zur Gräfin von Baiern, mit der er auf den vertrauteſten Fuß zu leben das Glük hatte. Dieſe Dame war recht gut vierzig Jahr alt, ſie gab ſich aber kaum für dreiſſig aus; aus den Ueberreſten ih-

rer Reizze ſah man, daß ſie vormals eine bezaubernde Schönheit muſte geweſen ſein. Gnädige Frau — ſagte der Herr von Walter — ich empfehle Ihnen meinen Neven; er iſt noch jung, aber er nimmt Lehre an. Ich bitte Sie, ſich für ihn zu intereſſiren. — Die ganze Figur des Barons war für die Gräfin ein überraſchender Anblik.

Seine Figur gefallt mir — ſagte ſie zum Herrn von Walter — es wird mir lieb ſein, wenn ich ihm nüzlich ſein kann. Der Baron antwortete hierauf blos mit tiefen Bükingen, oder mit einigen halbhörbaren Worten, die er zitternd herſtammelte. Doch unterſtand er ſich die Gräfin von der Seite anzuſehen, und fand ſie reizzend. Sie empfohlen ſich und der Baron empfand eine gewiſſe Unruhe, die er ſich nicht erklären konnte, doch ſobald er wieder im Freien war, dachte er weiter an nichts.

Nach einigen Tagen erinnerte Walter ſeinen Neven, daß er ſeine Beſuche bei der Gräfin nicht ſo ſparſam machen müſte, weil ſie ihm manche nüzliche Dienſte leiſten könnte. Der Baron wünſchte es ſelbſt, ſie bald wieder zu ſehen; allein ſeine Unruhe nahm in dem Verhältnis zu, je naher er ihrer Wohnung kam. Am Ende, da er bald fürchtete, bald es wünſchte, ſie nicht zu Hauſe zu treffen, kommt er an ihren Pal-

laſt,

laſt, frägt ob ſie zu ſprechen wäre, und hört mit Schrekken, daß ſie allein iſt. Die Gräfin nahm den Baron mit einem zärtlichen Lächeln auf, und nöthigte ihm, ſich neben ihr aufs Sopha zu ſezzen. Der Baron war noch nie in ſeinem ganzen Leben in einer ſolchen Verlegenheit geweſen; er fühlte es, daß es der Wohlſtand erfordere zu ſprechen, allein es fiel ihm zum Unglük auch nicht das geringſte ein, womit er die Unterredung hätte anfangen ſollen. Das ſchöne Wetter, der Regen oder Sonnenſchein, Stadtneuigkeiten, die Moden und Schönheiten Wiens, hätten ihm freilich tauſendfache Gelegenheit gegeben, ein Geſpräch auf die Bahn zu bringen, wenn ihm andre Materien gerade nicht beigefallen wären, allein ſelbſt dieſer tägliche Stof zu Unterhaltungen fiel ihm auch nicht einmal ein. Zum Unglük liebte die Gräfin dergleichen Kleinigkeiten nicht; nur zu ſichtbar bemerkte ſie die Unruhe des jungen Menſchen, und nun faßte ſie mit einemmal den edelmüthigen Entſchluß, ihm in der Lebensart und dem Weltton Unterricht zu ertheilen. Sie bat ihn, er möchte ſie täglich beſuchen. Der Baron verſprachs. Nun war wieder eine lange Pauſe. Der Baron wünſchte ſich weit weg. Ein Bedienter meldete einen Beſuch an. Wie froh war der Baron, daß ſich eine ſo herrliche Gelegenheit zum

Aufbrechen ereignete. Er entfernte ſich ſo ſchnell als möglich. Nun beſuchte er die Gräfin öfters. Allein er war noch immer unleidlich. Ihre Blikke, ihre liſtige Wendungen und ſeine Angriffe rührten ihn nicht. Auf die Art vergieng recht gut ein Monat. Der Herr von Walter prüfte beinah täglich ſeinen Neveu, welchen Eindruk der Unterricht der Gräfin auf ihn machte; allein er bemerkte noch immer in ſeinen Augen eine ſtupide Mattigkeit, worüber er hätte mögen närriſch werden. Schon gab er alle Hofnung auf, daß ſeine Plane je in Erfüllung kommen würden; allein gerade um dieſe Zeit war der Zeitpunkt, wo der Herr Baron etwas von ſeiner Blödigkeit und ſeinem linkſchen Weſen verlor.

An einem Morgen machte er bei der Gräfin ſeine Aufwartung; er fand ſie bei ihrer Toilette. Ein blöder Liebhaber ſpielt in dieſer Verfaſſung bei den Damen gerade die traurigſte Rolle. Der Baron wagte es nicht, mit ſeinen Augen bei tauſend Schönheiten zu verweilen. Er ſpielte unterdeſſen lieber mit einem kleinen Hunde. Umſonſt ließ die Gräfin ihren Nachtmantel fliegen, umſonſt zeigte ſie ihm ihren runden Arm, der zum Küſſen gemacht war. Lieber Baron — ſagte endlich die Gräfin und unterbrach das Stillſchweigen — Sie haben gewis eine Schöne, die Sie

lie-

ſieben. Wo ſollte man auch den jungen Menſchen finden, der nicht ein Mädchen hätte? — Der Baron ward über und über roth, ſann lange auf eine Antwort, endlich ſagte er: ich liebe noch nicht. — Sie ſagen mir nicht die Wahrheit. — Nichts iſt wahrer, als was ich eben geſagt habe. — Wie! noch keine Dame ſollte auf Sie Eindruk gemacht haben? — Der Baron wurde etwas dreuſter, faßte ein Herz, und ſagte: Wenn alle Frauenzimmer ſo wären wie Sie, ſo würde es mir doch wohl etwas Mühe machen, unempfindlich gegen ſo viele Reizze zu bleiben. — Wie! Sie werden ja galant? — Gnädige Frau — Er ſtammelte einige Worte ohne Sinn und Verſtand, er wuſte nicht, was er ſagen ſollte. Die Gräfin hatte wahres Mitleiden mit ſeiner Beſtürzung. — Sie lieben mich alſo? ſagte ſie. — Ich glaubs — ich bitte um Vergebung — aber — doch — Ei! Ei! Ich muß Ihnen nur ſagen, lieber Baron, daß Sie ihre Zeit ganz unnüzzer Weiſe verſchwenden. Aber verhelen Sie mir nichts, entdekken ſie mir ganz offenherzig ihre wahre Geſinnung. — Wenn ich es wagen dürfte. — — — Nur dreuſt damit heraus: Sie lieben mich, nicht wahr? — Der Baron ſchwieg. — Die Gräfin rükte näher an ihn heran. — Armer Junge! rief ſie aus — wie beklage ich Sie! — Der

Ba:

Baron that ſich ſelbſt Gewalt an, er küſte ihre Hand: das war wirklich ſehr viel. Hieraus ſchloß die Gräfin, daß ihre Unterweiſungen nicht ganz fruchtlos ſein möchten: ſie erwartete neue Beweiſe von den Fortſchritten ihres Günſtlings; aus ihren Augen ſtrahlte ein Feuer der Liebe, das jeden entzünden muſte, der als Neuling ſein Probeſtük machte. Grade dieſer Augenblik war für ſie erwünſcht, wäre auch für ihn erwünſcht geweſen, wenn er noch länger hätte warten wollen; allein ſo gab er nöthige Geſchäfte vor und empfahl ſich. Er war auſſer ſich vor Freuden, als er ſich wieder im Freien ſah; aber er bemerkte ſeine Schüchternheit und Blödigkeit nur zu gut. So muß man mit den Damen nicht umgehen, ſagte er bei ſich. Er nahm ſich vor, auf ein ander mal ſeinen Fehler wieder gut zu machen.

Der Baron ward unbemerkt nach und nach dreuſter und verwegener. Er lief ſpornſtreichs zur Gräfin. Sie eſſen heute Mittag bei mir — ſagte ſie zu ihm — wir ſind allein. Ich habe Kopfſchmerzen, Sie ſollen mir Geſellſchaft leiſten; aber führen ſie ſich artig auf. Der Baron verſprach alles und hielt leider nur zu gut ſein Wort. Die Gräfin war nicht wenig verlegen. Sie wuſte nicht, wodurch ſie ihm Muth einflöſſen ſollte. Sie befürchtete, zu weit zu gehen,

und

und dann glaubte ſie wieder, zu wenig zu thun. Er ſprach blos in einſilbigen Tönen. Es fiel ihm nicht ein, daß es gewiſſe Dinge gäbe, welche die Damen erröthen laſſen; und daß man etwas verwegen ſein müſte, wenn man glüklich ſein will. Sie ſezzen ſich beide zu Tiſche. Hier bemerkte man erſt ganz ſichtbar die Blödigkeit des jungen Barons. Es war ihm peinlich, daß er einem artigen Weibe gegenüber ſizzen muſte; er wuſte nicht recht, was er mit Meſſer und Gabel anfangen ſollte, und die Augen ſchlug er ſtets nieder und hatte ſie auf ſeinen Teller geheftet. Die Gräfin bediente ihn mit vieler Aufmerkſamkeit, und that ihr möglichſtes, ſeine Schüchternheit zu verſcheuchen. Jezt ſtand man von Tiſch auf. Die Gräfin gieng in ein anſtoſſendes Kabinet, das von Grazien aufgeputzt zu ſein ſchien und welches ein Aſyl von geheimen Vergnügungen ankündigte.

Die Gräfin warf ſich nachläſſig auf einen Sopha nieder und der Herr Baron nahm in einer weiten Entfernung ehrfurchtsvoll ſeinen Plaz. In allem Ernſt — rief die Gräfin aus — muß ich es nur geſtehen, daß ich närriſch bin! Wie! Ich bleibe mit einem jungen Menſchen allein! Man kennt ja ihre Klugheit, ſagte der Baron. — Ich rechne auch auf ihre. Allein, Baron, kommen Sie doch näher, ich

begreife nicht, was ſie da allein bei der Thüre machen wollen. Der Baron war unruhig, beklommen und rükte endlich ſeinen Stuhl neben der Gräfin ihren Sopha. — Es muß heute ſchreklich warm ſein, man kann nicht ausdauren, ſagte die Gräfin, nahm ihr Halstuch ab, und lies einen Buſen ſehen, der ſie um zehn Jahr verjüngte. Gern würde der Baron in die Arme der Gräfin geflogen ſein, allein eine unſichtbare Macht hielt ihn zurük. Wiſſen ſie wohl, ſagte die Gräfin zu ihm, daß Sie die Kunſt verſtehen, Andere in ſich verliebt zu machen? Wenig Damen werden Ihnen widerſtehen können. — Ich beſtrebe mich jezt blos, verſezte er, die Achtung einer Einzigen — — Sie können ſie mir ohne Furcht nennen — Sie iſt nicht weit von hier. — Die Gräfin ſchwieg und der Baron blätterte in einem Buch, das er neben ſich liegen fand. Der Gräfin ward endlich die Zeit lang, ſie fragte ihn: Haben Sie keine Geſchäfte? — Alle meine Wünſche beſtehen blos in dem einzigen — entgegnete er — bei Ihnen bleiben zu dürfen. — Ich danke Ihnen für das Kompliment. — Vielleicht ſollte ich darauf bedacht ſein, mich Ihnen zu empfehlen — Nein, nein, bleiben Sie; ich ſehe Sie mit Vergnügen bei mir, ja ich glaube ſogar, daß Sie in der Folge mir nicht ganz gleichgül-

ſig ſein möchten. Der Baron fiel der Gräfin zu Füſſen, und rief mit Enthuſiasmus aus, daß er ſich nun für den glüklichſten Sterblichen halt*). Er ſchien wirklich mit Empfindung zu ſprechen, und tief gerührt zu ſein; nahm die Hand der Gräfin, drükte ſie an ſeine Lippen, herzte und küßte ſie, und benezte ſie mit ſeinen Thränen. Bleiben Sie mir ſtets getreu — ſagte die Gräfin zu ihm — und verſprechen Sie mir vornemlich Verſchwiegenheit. Der Baron ward immer dreuſter und verwegener, und erlaubte ſich manche kleine Freiheiten. Machen Sie endlich einmal dem Dinge ein Ende, ſagte die Gräfin von Baiern mit einer ſchwachen Stimme, verſtehen Sie mich wohl, machen Sie dem Dinge ein Ende — — Der junge erſchrokkene Liebhaber glaubte die Gräfin beleidigt zu haben, entfernte ſich und ſezte ſich auf ſeinen vorigen Plaz. — Verſprechen Sie mir, beſcheidener

*) Allein wie war es möglich, daß er in einigen Wochen es ſo weit brachte, und ſogar das Niederfallen und Hinknien vor dem geliebten Gegenſtand jezt mit einemmal in Praxin brachte, welches andere erſt durch eine lange Romanlektüre erlernen müſſen? Dieſe Frage wird vielen meiner Leſer einfallen, ſo wie ſie mir eingefallen iſt. Ich kann ſie durch weiter nichts beantworten, als daß der Herr Baron wirklich Romane geleſen hat, woraus ſich vieles von dem Vorhergehenden und Nachfolgenden mit leichter Mühe erklären läßt. Anmerk. d. Herausg.

dener, vorſichtiger und zurükhaltender zu ſeyn! — — Ich verſpreche es heilig — ſchenken Sie mir nur Verachtung. Ich vergebe Ihnen; und zum Beweiſe, daß ich alles vergeſſen habe, erlaube ich Ihnen, meine Hand zu küſſen. Der Baron ſtammelte ſeinen Dank mit der auffallendſten Bezauberung und lebhafteſten Freude. Die Gräfin ward von dieſer Bezauberung mit bezaubert; ihre Blikke verriethen es, daß ſie mehr als bloſſe Freundſchaft andeuteten. Zärtlichkeit und Liebe ſchimmerten aus ihnen hervor. Der Baron wagte es, ſich mehrere Freiheiten zu nehmen; die Gräfin that nur ſehr ſchwachen Widerſtand; mit Zittern wollte er jezt den Schritt wagen, ſich zum glüklichſten Sterblichen zu machen. Ha! Machen Sie endlich ein Ende — ſagte die Gräfin und that dabei einen Seufzer. — Die Unſchuld behielt jezt über den Baron die Oberhand; die Gräfin war betroffen, kam zu ſich ſelbſt, entfernte ſich wieder ihren Willen und ſchloß ſich in ihr Kabinet ein. Der Baron entfernte ſich, und verließ den Pallaſt der Gräfin; er ſah nur zu bald ſeinen Fehler ein, den er begangen hatte, und ärgerte ſich, daß er die gute Gelegenheit zu wenig benuzt habe, da es blos an ihm gelegen, ob er den blumenreichen Pfad der Liebe betreten wollte. Lange verfluchte er ſeine Blödigkeit.

So

So bald wagte es der Baron nicht, die Gräfin von Baiern wieder zu beſuchen. Sie erwartete ihn täglich und ſtündlich mit Ungeduld, indem ſie die Hofnung noch nicht ganz aufgab, ihm ſeine Fehler abzugewöhnen und ſeine Irthümer zu benehmen. Endlich, nach einem ziemlich langen Zwiſchenraum, wagte es der Baron auf gut Glük und machte der Gräfin ſeine Aufwartung. Er traf ſie gerade durch Zufall in den glüklichen Kabinet. Er trat hinein, vor Furcht und Freude zitternd. Die Gräfin redete ihn an: Ich bitte Sie auf ein andernal klüger und vorſichtiger zu handeln, ſonſt könnte ich leicht über Sie böſe werden. Einzig und allein muß die Liebe — verſezte er — mir zur Entſchuldigung dienen; Ihre Schönheit iſt zu reizend, zu bezaubernd, daß man nicht immer zurükhaltend ſein kann, wenn man auch gern wollte. Dieſe Antwort koſtete ihm viel Müh und machte der Gräfin nicht wenig Vergnügen. Wir wollen einander lieben und der Liebe pflegen. — Die Glükſeligkeit die ſie mir verſprechen, entzükt mich und macht mich ſchwindelnd; ob ſie mir gleich nur in einer Entfernung gezeigt wird — Ich empfinde es zu gut — entgegnete die Gräfin — daß ich ohne Sie nicht länger leben kann. —

Der Baron dachte an keine Antwort, weil ihm keine einfallen wollte; er begnügte ſich blos, die Gräfin mit unverwandten Blikken anzuſehen. Sie verwünſchte innerlich die Blödigkeit ihres Liebhabers, als mit einemmal ein Nichts die ganze Sache entſchied, die Furchſamkeit des jungen Herrn vertrieb und beide glüklich machte. Die Gräfin ließ ihr Schnupftuch fallen, der Baron war gleich bereit es aufzuheben, die Gräfin bükte ſich ebenfalls, bei welcher Gelegenheit ihr Mund des Barons Mund begegnete. Der Baron benuzte dieſen Vorfall, er ward verwegener: er gieng dabei langſam zu Werke, wenn etwan die Gräfin zürnen ſollte; allein ſie that nur ſchwachen Widerſtand. Jezt ſprachen beide leiſe mit einander und er überwand glüklich alle Hinderniſſe. Nun ſah erſt der Baron ein, daß bei der Liebe eine gewiſſe Dreuſtigkeit ſchlechterdings nothwendig ſei, und daß man viel wagen müſte, wenn man zum Zwek kommen wollte. Er empfand auch nun zum erſtenmal, daß unter allen Vergnügungen die Vergnügungen der Liebe die reinſten und erhabenſten ſind. Die Gräfin wollte ihres Sieges gewis ſein, ſie muſte alſo natürlich nachgeben und ſich nicht lange ſtreuben, wenn ſie ihrem blöden Liebhaber nicht vollends allen Muth benehmen wollte.

Seit

Seit dieſem glüklichen Tage war der Baron ein ganz anderer Menſch geworden; ſein Verſtand entwikkelte ſich nach und nach; ſeine Blödigkeit verſchwand zum Theil; er ſtudirte die Moden und ward in kurzer Zeit ein galanter und bei den Frauenzimmern beliebter junger Herr.

Der Herr von Walter bemerkte nur zu bald die Veränderung, die mit ſeinem Neveu vorgegangen war: ohne viele Mühe errieth er die nächſte Veranlaſſung von dieſer Metamorphoſe. Der Baron ſah öfters die Gräfin, welche allen Fleiß darauf verwandte, aus ihm einen vollkommenen Kavalier zu bilden.

Dem ungeachtet wünſchte der Herr von Walter, daß die Munterkeit und Lebhaftigkeit ſeines Neveus noch vermehrt werden möchte, und weil er die lezte Hand an die Erziehung ſeines Zöglings zu legen ſich vorgenommen hatte, ſtellte er den jungen Herrn der Baroneſſin von Korn vor. Dieſe Dame vereinigte mit dem reizzenſten Wuchs die ſchönſte Figur von der Welt; ihre ſchalkhaften Augen ſchienen ihre Liebhaber auszuhöhnen, wenn ſie ſtarr auf ſie hinſah; ihr fleiſchichter Arm war mit einer zum Entzükken ſchönen Hand verbunden. Allein dabei äuſſerte die Baroneſſin den auffallenſten Muthwillen; ſie hatte gewiſſe Kaprizen, Manieren und Weiſen ſich angewöhnt,

wel-

welche ihren Anbetern nicht wenig zu ſchaffen machten. Wegen ihrer Koketterie war ſie überall weit und breit berüchtigt; ſie fand ein groſſes Vergnügen daran, ihre Anbether von Tage zu Tage vermehrt zu ſehen und Huldigungen über Huldigungen zu erhalten. Die anſcheinende Unſchuld und der Ernſt des Barons machte ihr kein geringes Vergnügen, ſobald ſie ihn das erſtemal ſah, nahm ſie ſich gleich vor, ihn zu bilden und nach ihrer Hand zu ziehen *).

Der Baron vergaß ſehr bald die Gräfin von Baiern; ob ſie ihm gleich manche Dienſte geleiſtet und er ihren Unterweiſungen vieles zu verdanken hatte. Er gieng jezt weit lieber zur Baroneſſin hin, und die Gräfin war ſehr bald aus ſeinen Gedanken gänzlich verſchwunden. Er war jezt weit freier und ungezwungener bei den Damen, und hatte ſehr vieles von ſeinem vorigen Weſen abgelegt, daß wenn

ſein

*) Unter dem Schreiben fällt mir etwas ein, das ich vermöglich auf dem Herzen behalten kann. Ein gewiſſer * heirathete ein junges Mädchen, und ſagte öffentlich, als ſie noch ſeine Braut war, daß er ſie nach ſeiner Hand ziehen wollte. Allein das Blättchen drehete ſich bald um, die Frau zog den Mann nach ihrer Hand, und legte ihm ſo liſtige Fußangeln und Handſchellen an, daß er vielleicht bis dieſe Stunde es noch nicht weiß, daß er ſie trägt, und noch immer wähnt in Freiheit zu ſein, da er im Grunde der ärgſte Sklave iſt. Anmerk. des Herausg.

ſein Vater und ſeine Mutter ihn in dieſem veränderten Zuſtande zu ſehen bekommen hätten, ſie ihn vielleicht nicht für ihren Sohn würden erkannt haben.

Einsmal traf er die Baroneſſin allein. Ich freue mich — ſagte er zu ihr beim Eintritt ins Zimmer — über das Glük, das mir der bloſſe Zufall verſchaft; allein glauben Sie mir, gnädige Frau, es iſt gefährlich, wenn man Sie ſiehet; man verliert nur zu bald ſeine Freiheit. — Iſt dies denn eine ſo erſtaunliche Sache! war der Baroneſſin Antwort. — Endlich erwachen ſie aus ihrem Schlummer: Wiſſen Sie was, mein Lieber, wenn Sie der Welt gefallen wollen, ſo müſſen Sie munter und lebhaft ſein, und nicht ſo beſtürzt ſcheinen. — Wie belehrend iſt nicht der Unterricht, den man von dem geliebten Gegenſtande empfangt, wie bleibend iſt er nicht! — Benuzzen Sie meinen Rath, und beſonders im Punkt der Liebe. — Es iſt wahrlich ſchwer, keine zu empfinden, ſo bald man ſie kennt. — Sie finden mich alſo ganz artig? Ei freilich, dazu braucht man nur Augen zu haben. — Ich will mein Möglichſtes thun, daß Sie in der Welt glänzen ſollen. Befolgen Sie nur meine Lehren, dann werden Sie gewis zum Zwek kommen. Ich will aus Ihnen einen recht liebenswürdigen Menſchen machen. — Der Baron ward beſtürzt; ſeine

Blö-

Blödigkeit ſtellte ſich wieder ein. — Er macht mir unendliches Vergnügen! rief die Baroneſſin aus. Kommen Sie ja, mein lieber, morgen früh zu mir. Der Baron empfahl ſich der Baroneſſin, nachdem er für die hohe Gnade gedankt hatte, die ſie ihm erweiſen wollte. Er nahm ſich feſt vor, in der Folge dreuſter zu werden; er ſah, daß hiervon ſein ganzes Glük abhieng. Jezt hatte er ſeine Augen nicht weiter auf den Erdboden geheftet, ſie lieſen im Kopf herum, und aus ihnen ſtrahlte ein Feuer, das ſehr leicht Verwüſtungen anrichten konnte: und ſein Gang und Betragen, kündigte den wahren Petitmaitre an.

Den andern Tag flog er zur Baroneſſin hin. Ich wartete auf Sie — ſagte ſie zu ihm — weil ich mich eben an die Toilette ſezzen wollte; hier können Sie mir manche nüzliche Dienſte leiſten. Der Baron verſicherte auf die beſte Art von der Welt, daß er von alle dem, was zum Puz der Damen gehört, auch nicht das geringſte verſtünde. Es wurde ihm geſagt er müſte gehorchen, worauf er ſich zu dieſem Geſchäft entſchlieſſen muſte. Er legte ein Schönpflästerchen auf, ſtekte eine Nadel an; allein er war dabei ſo zerſtreut und unruhig, daß er oft das Eine für das Andere that; oft entdekte er auch gewiſſe Reizze, die verſtekt hätten bleiben ſollen. Die Baroneſ-

roneſſin lachte über ſeine Ungeſchiklichkeit, und ermahnte ihn, es beſſer zu machen. Der Baron hatte nicht das Talent zu einem galanten Petitmaitre. Die Toilette war nun gemacht; die Baroneſſin fand alles ſchön, vortreflich. Sie wollte einer Dame eine Viſite machen, daher muſte alles nach der ſtrengſten Regel der Kunſt eingerichtet ſein. Der Baron erhielt zärtliche Blikke zur Belohnung und ehe er ſich entfernte, küßte er der Baroneſſin ehrfurchtsvoll die Hand.

Es ward ihm erlaubt, ohne Umſtände die Baroneſſin zu beſuchen. An einem Nachmittage, als die gewaltigſte Hizze zur Ruhe einladete, fand er ſie eingeſchlafen. In der Stille bemerkte er alle Reizze, welche ſich ſeinen Blikken darſtellten. Ein anderer würde dieſen ſanften Schlaf zu ſeinem Vortheile benuzt haben, allein er blieb lange unbeweglich ſtehen, und wuſte nicht, was er machen ſollte. Eben war er im Begrif wegzugehen, als die Baroneſſin erwachte. Wie glüklich bin ich — ſagte ſie zu ihm — daß ich noch zur rechten Zeit aufgewacht bin. Sie hätten leicht verwegen werden können. Ich weiß es zu gut, welchen Reſpekt ich Ihnen ſchuldig bin — ſagte der Baron. — Sie werden mir doch wohl nicht weiß machen wollen, daß es möglich ſei, Ihre Weisheit wirklich ſo weit zu treiben. — Jezt merkte er erſt,

daß er noch lange nicht ſeine Blödigkeit abgelegt habe, und daß er noch viel lernen müſte, um dieſe ganz zu vergeſſen. Ich glaube — ſagte er — daß Ihnen eine ſolche Zurükhaltung lieb ſein würde. — Sollte ich Sie etwan dafür belohnen? — Es hängt blos von Ihnen ab, entgegnete der Baron mit Feuer — mich zum Glüklichſten von den Sterblichen zu machen. — Ich verſtehe Sie nicht; und ein Seufzer bewies gerade das Gegentheil. Er nimmt der Baroneſſin Hand, drükt ſie an ſeinen Mund; er wird in Flamme geſezt; iſt zudringlich mit etwas Furchtſamkeit; es erfolgt ein kleiner Widerſtand; er macht einen neuen Angrif, und es erfolgt weiter kein Widerſtand, um ſein Glük zu bekrönen.

Dieſer glükliche Baron, wird durch gewiſſe Glükszufälle aufgeklärt, verliert ſeine bäuriſche Einfalt; mit Verluſt ſeiner Unſchuld erkauft er die ſtädtiſchen Manieren und Laſter, wird galant, macht den Damen fleiſſig Cour, und macht in der Welt ein ſogenanntes Glük; indem er ſehr bald von einem militäriſchen Poſten zum andern ſteigt. Sein Beiſpiel beweiſet, wie nüzlich und wie ſchädlich die Frauenzimmer ſind, und in wie kurzer Zeit ſie die Mannsperſonen abſchleifen können.

Dritte

Dritte Erzählung.

Das aufblühende Mädchen,

oder

die Folgen des Romanenlesens.

Du biſt jezt in einem Alter, wo ſogar die Klügſte Verfolgungen ausgeſezt iſt — ſagte Madam M** zu ihrer Tochter. Du trittſt in dein ſechzehntes Jahr. Göttinnen des Lachens und der Grazien umgeben dich jezt; aber nimm dich in Acht, daß nicht auf dieſe heitere Tage, Kummer und Weinen folgen. Die Leidenſchaften verſtehen die Kunſt, ſogar das Laſter zu umhüllen, und mit Roſen den Abgrund zu bedekken, worin ſie uns hineinſtürzen. Ich weis, du wirſt manchen Kampf aushalten müſſen, manche Begierden und Wünſche unterdrükken, dein junges Herz wird auf mancherlei Art herumgetrieben werden, und nach Liebe ſchmachten. Wenn du Vergnügungen, die man dir verſpricht, auszuſchlagen das Herz haben wirſt, dann wirſt du eines ruhigen Vergnügens genieſſen, und deine Tage werden rein und heiter dahinflieſſen. Die Ausſicht des Glüks iſt reizzend und anlokkend; ſo bald man es aber in der Nähe ſieht, verſchwinden die Schönheiten deſſelben. Die Mannsperſonen werden dir zu Füſſen fallen-

werden deine Unſchuld zu verführen ſuchen. Höre nicht auf ihre Geſpräche, auf ihre Betheurungen, auf ihre Schwüre; alles was ſie ſagen, iſt Verſtellung. Je mehr du gegen ihre Lobſprüche unempfindlich biſt, je weniger du auf ihre Schwüre achteſt, deſto unterwürfiger, deſto zärtlicher werden ſie ſich gegen dich betragen. Wenn ihre Schmeicheleien, die ſie dir verſagen, dich verführen ſollten, ſo kannſt du ſicher darauf rechnen, daß du boshafte Richter an ihnen finden wirſt, die ſich freuen werden, daß ſie dich bethört haben, und die über deine Leichtgläubigkeit lachen werden. Die Liebhaber verſprechen gewöhnlich ihren Geliebten eine ewige Liebe; laß dich, meine Tochter, durch dergleichen Vorſpiegelungen um Himmelswillen nicht in die Irre führen. Eben dies, was ſie dir ſagen werden, ſagen ſie allen, die das Unglük haben, ihnen zu gefallen. Du wirſt öfters geſehen haben, wie Schmetterlinge von einer Blume zur andern fliegen. Da haſt du ein treues Bild von den Mannsperſonen!

Mit niedergeſchlagenen Augen und kreuzweis über einandergelegten Händen, hörte Mamſel M** aufmerkſam ihrer Mutter zu, ohne auch nur ein Wörtchen von dieſer ganzen Rede zu verſtehen. Sie verſprach, immer gehorſam zu ſein, und vernünftig

zu

zu handeln. Wenn ſie diesmal richtig antwortete, ſo that ſie weiter nichts, als etwas maſchinenmäſſiges, ohne daran zu denken, wozu ſie ſich verbände. Dies junge Frauenzimmer bildete ſich noch nicht etwas darauf ein, viel Verſtand zu haben; ſie kannte dies Wort nicht einmal dem Namen nach. Vor wenigen Tagen war ſie aus einem Kloſter gekommen, worin ſie ſo lange geblieben war, als es die Mode verlangt, nemlich bis zu den Jahren des Verſtandes, was konnte ſie alſo eben gros wiſſen? Indeſſen war ihre Erziehung ganz vortreflich geweſen, die ehrwürdigen Mütter und Schweſtern hatten ſich ſelbſt übertroffen. Mamſel M** machte ihre Verbeugung mit Anſtand, ſpielte auf dem Klavier, konnte eine geiſtliche Arie mit einer Miene ſingen, die jeden Zuhörer mit Ehrfurcht und Andacht erfüllte. Ihr Gedächtniß hatte ſie mit verſchiedenen kleinen Komplimenten bereichert, die ſie der Aebtiſſin, der Superiorin und verſchiedenen andern ehrwürdigen Matronen machen muſte. Das iſt ohngefähr alles, was ein junges Frauenzimmer von Stande lernen kann, ſo lange es gewöhnlich in einem Kloſter ſeine Zeit zubringen muß. Und worin ſollten auch wohl ein Haufen Mädchen Unterricht ertheilen, welche mit dem eigentlichen Geſchäfte, warum ſie auf der Welt ſind, ganz unbekannt

zu ſein ſcheinen? Ihr Beiſpiel lehrt, wie man Tugend lieben ſoll. Man vergißt ſehr bald dergleichen Lehren; ſo bald man beſtimmt iſt in der Welt zu leben, ſind dieſe ſehr unnüz. Ueberhaupt iſt wohl die ganze Methode, wie man gewöhnlich junge Leute erziehet, höchſt lächerlich. Die Jünglinge verſchwenden ihre koſtbare Zeit, mit dem Griechiſchen und Lateiniſchen, das ihnen Pedanten gewöhnlich beibringen; ſie lernen Wörter und Redensarten auswendig, die ſie öfters in ihrem ganzen Leben nicht brauchen; und die Mädchen, dieſe bezaubernde Geſchöpfe der Welt, die Seele unſerer Vergnügungen und der Geſellſchaft überhaupt, nöthigt man die erſten Jahre ihres Lebens unter ſtupiden Betſchweſtern zu verbringen, von denen ſie weiter nichts lernen, als zärtliche Seufzer und Klagen zum Himmel zu ſchicken, und eine Welt zu fürchten, die ihre Reizze erſt entwikkeln ſoll. Der berühmte Erfinder dieſer Methode, die jungen Leute zu unterrichten, muß ſich gewaltig den Kopf zerbrochen haben, ehe er ein ſo herrliches Project ausgearbeitet hat, das ſo vielen Nuzzen hat, und der Menſchheit zu ſo groſſer Ehre gereicht!

Ich bitte den Leſer wegen dieſer gewaltigen Ausſchweifung um Verzeihung, und komme nun wieder auf die Geſchichte. Manſel M** war eben ſo lie-

bens-

benswürdig, ſo ſehr ſie von jedem geliebt ward. So gar ihre naiven Antworten und Einfälle verſchaften ihr neue Reizze. Das Hellroth ihrer Wangen mit einer blendenden Weiſſe vermiſcht, zog aller Blikke auf ſie. Ihre ſchwarzen und feurigen Augen kennten ſehr leicht den Weg zum Herzen finden. Sie ſagten nur deutlich genug, daß ſie Unterricht anzunehmen bereit wäre, und gaben gleichſam zu verſtehen, daß ſie nicht immer unſchuldig bleiben wolle. Ihr Buſen, in einem engen Korſet einogepreßt, ſorgfältig mit dreifache Gaze bedekt, ſchien über ſein Gefängnis misvergnügt zu ſein. Zuweilen erhob er ſich zum Theil, und ſchien ſelbſt den unempfindlichſten Mann bezaubern zu wollen. Mit einem Wort Agathe — ſo hieß Mamſel M** — war ein Meiſterwerk der Grazien; ſie brauchte nicht erſt den Gürtel der Venus, um gefallen zu wollen. Ueberall ward ſie als Wunder angeſtaunt, nicht blos ihrer Schönheit wegen, ſondern weil ſie in ihrem ſechszehnten Jahr noch nichts von Liebe wuſte, und ihre erſte urſprüngliche Schönheit annoch erhalten hatte.

Agathen würde es unſtreitig nicht an eifrigen Meiſtern gefehlt haben, die ihr in allen nöthigen Dingen Unterricht ertheilt, die allenfalls dafür geſorgt hätten, wie ſie ſich ihre Mühe bezahlen wollten,

und

und am Ende ihr gar ihren Schaz geraubt hätten. Aber Madam M** entfernte alle diese Supplikanten auf die höflichste Manier von der Welt. Diese strenge und harte Frau wachte mit Sorgfalt über die Unschuld ihrer Tochter. Einige flüsterten sich ganz in der Stille zu, als wenn die Mutter schon einen Plan entworfen habe, aus ihrer Tochter ein Gänschen zu machen. Wenn nun auch gerade dies nicht ihr Projekt war, so behauptete sie doch, daß es sehr gut wäre, wenn ihre Tochter in manchen Stükken ganz unwissend bliebe. Wenn sie einmal heirathet — pflegte sie öfters zu sagen — wird sie über manches Aufschlüsse erhalten. Freilich verlangt jezt die Mode, daß ein junges Frauenzimmer alles dies eben so gut wisse, als ihre Mutter. Die Mädchen müssen nach unsern jezzigen verfeinerten Sitten kokett, schalkhaft und wenn sie wissen, wen sie vor sich haben, mit unter auch naseweise sein. Die verliebtesten Blike, die sie einer gewissen Mannsperson zuwerfen, müssen einem ganz Andern gelten. Sie müssen die schwere Kunst verstehen, von Kleinigkeiten zu sprechen, und Kleinigkeiten als wichtige Dinge zu behandeln, auch zuweilen ihren Nachbar kleine Stöße mit dem Fächer geben, um ihn aus seiner Unempfindlichkeit zu wekken. Madam M** lachte über alles was Mode

heißt,

heißt, und wollte aus ihrer Tochter ein überirrdisches tugendhaftes Mädchen machen. Ein jeder wird gestehen, daß sie sich die lustigste Chimere in den Kopf sezte; man würde sie belehrt haben, daß sie sie nie öffentlich zeigen müste, wenn sie zum Unglük ihren lächerlichen Plan ausführen wollte. Ein Mädchen, so wie es aus den Handen der Natur kommt, wenn es dies bis ins zwanzigste Jahr bleiben könnte! guter Gott! welchen Abgott würde man daraus machen! Alle durch Kunst verkrüppelte und verdorbene Mädchen müsten vor Neid zerplazzen! Ein solches Wunder würde man nie glauben, wenn es auch wirklich geschehen könnte; selbst dann würde man zweifeln, wenn man es sehen sollte. Hieraus ergiebt sich, wie widersinnig es war, daß Madam M** sich einbildete, ein solches Mirakel hervorbringen zu können; sie hätte nur bedenken sollen, daß die Liebe alle ihre Erwartungen leicht umstürzen könnte, daß dieser Gott mit der Natur in einer genauen Verbindung stehet, und uns unvermerkt Unterricht geben kann.

Indessen warf Agathe nach einiger Zeit einige gleichgültige Blikke um sich herum. Die Gegenstände die sie bemerkte, machten nicht den geringsten Eindruk auf sie. Ihre Augen sagten lange nichts, wenn gleich der Umstehenden ihre sprachen, so verstand sie

doch

doch dieſe Sprache nicht. Mit einer gewiſſen unbeſchreiblichen Gleichgültigkeit ſah ſie die Szenen der Welt mit an. Die Eitelkeit des Jahrhunderts, die freien Unterredungen, der Muthwille, die Frechheit und Unverſchamtheit unſerer ſüſſen Herren, das affektirte Weſen beider Geſchlechter, das ſtudirte Air der Koketten rührte ſie eben ſo wenig, als die Ueppigkeit und der Flitterſtaat der ganzen modiſchen Welt. Sie ſtellte ſo wenig über das was ſie ſah, eigene Bemerkungen an, daß ſie durch nichts erſchüttert ward, daß nichts die Unthätigkeit ihrer Seele in Thätigkeit umſchuf; die Gegenſtände glitſchten, ſo zu ſagen, vor ihrem eiskalten Herzen vorbei. Man erſtaunte über ihre fabelhafte Kälte und Unempfindlichkeit. Die Mutter klatſchte der Tochter Beifall zu. Agathens Traum verſchwand nach und nach, und ſie erwachte allmählig aus einem Taumel, worin ſie ſich lange genug befunden hatte. Sie fing nach und nach an, die äuſſern Dinge und alles was ſie umgab, ſorgfältig zu bemerken; ſie nahm gern Unterricht an, fragte nach Dingen, die ihr unbekannt waren, und erröthete über ihre Unwiſſenheit. Sie verglich die Dinge mit einander, machte über manches ihre eigene Bemerkungen und ward ſehr bald in vielen Stükken klüger.

Eine

Eine ihr unbekannte Unruhe bemächtigte ſich ihres Herzens. ſie fühlte, daß ihr Herz ſtärker ſchlug, als gewöhnlich. Ein feines Feuer verſchafte ſich einen Eingang, und lief in ihren Adern ſchnell herum; ihr Buſen hob ſich allmählig ſtärker. Ein düſteres, niedergeſchlagenes Weſen bemächtigte ſich ihrer mit einemmal. Es flüſterte ihr gleichſam jemand zu, daß ſie nicht vergnügt wäre, ungeachtet ſie doch keinen Kummer hatte. Ihre Blikke fingen jezt an bei den Mannsperſonen zu verweilen. Ein junger Herr ſchien ihr immer liebenswürdiger zu ſein als der andere, und ſie wuſte ſelbſt nicht warum. Sie ſeufzte oft in der Stille, ob ſie gleich durch keine Gelegenheit dazu veranlaßt ward. Ihr Hund, ihre Vögel und ihre Puppe wurden ihr nach und nach immer gleichgültiger; ſie empfand es, daß dieſe unmöglich der einzige Gegenſtand ihrer Wünſche ſein konnten. In der Nacht kam ihr kein Schlaf in die Augen, und wenn ſie gleich zuweilen einſchlummerte, ſo warf ſie ſich unruhig auf ihrem Lager herum, und erwachte plözlich aus dem Schlaf, ohne zu wiſſen warum. Des Morgens, und Abends wünſchte ſie etwas, ob ihr gleich nichts fehlte.

Der Geſchmak am Puz macht jezt ihr einziges Vergnügen aus. Ganze Stunden brachte ſie vor ihrem

ihrem Spiegel zu. Ohne Meiſter lernte ſie die Kunſt, ſich mit Anſtand zu kleiden. Ihre geſchikte Hand wuſte jedes Stük ihres Anzugs ſo zu ordnen, daß es ſelbſt dem Kenner gefiel; ihre Haare wuſte ſie in natürliche Lokken zu legen, daß der Liebesgott damit zu ſpielen ſchien. Etwas roth auf ihren Wangen erhob die Schneeweiſſe ihres Teints. Nur mit Verdrus ſah ſie es, wenn einige ihrer Freundinnen gepuzter waren, als ſie. Ihre Mutter ward endlich des vielen Weinens überdrüſſig, und ſah ſich genöthigt, ihr Flitterzierathen in Menge zu kaufen, und ihr Kleider und Hüte und Hauben u. ſ. w. nach dem allerneueſten Geſchmak von dem berühmteſten Modeſchneider machen zu laſſen. Ihr Halstuch bedekte nun nicht mehr ganz ihren Buſen; ſondern war nachläſſig blos umgeſchlagen, daß man ſo ziemlich die eine Hälfte ſehen konnte. Ein kleines Bouket von Roſen, das ohne alle Abſicht hingeſ'ekt zu ſein ſchien, machte daß das neugierige Auge ſich hier verweilte und der Schönheiten ſo viel fand, daß es ſich nicht ſatt ſehen konnte. Warum gab ſich die junge Agathe ſo viel Mühe? Warum hatte ſie die Künſteleien der Toilette zu Hülfe genommen? weil ein junges Mädchen einmal zu gefallen wünſcht, ohne den eigentlichen Grund einzuſehen, warum und um weſſen willen.

Die

Die erſte Senſation die ſich beim Frauenzimmer äuſſert, iſt, zu glänzen und liebenswürdig zu ſcheinen; die Stimme der Koketterie erſchallt in ihrem Herzen weit eher, als die Stimme der Liebe. Mamſel M** mag davon einen Beweis abgeben. Sie horchte auf alles, was man ſagte. Der geringſte Wink gab ihr Veranlaſſung, weiter darüber nachzudenken. Man ſprach einmal von einem Liebhaber, ihre Aufmerkſamkeit ward verdoppelt. Dieſer Name hatte für ſie, ich weis ſelbſt nicht welchen Reiz, bei der Wiederholung des Namens empfand ſie eine merkliche Freude, ihr Herz ſchlug ſtärker. Als ſie allein war, kam ſie auf die nemliche Idee zurük; ſie ſeufzte, und hielt folgendes Selbſtgeſpräch.

„Was iſt wohl ein Liebhaber? Ich weis es nicht; allein es ſcheint mir doch etwas ſehr Reizzendes zu ſein. Man ſagt, er ſei ein Verräther und gefährlich. O! wenn ich nur einen hätte, ich wollte mich ſchon in Acht nehmen. Es würde doch ſehr gottlos ſein, wenn er mir etwas zu leide thun wollte, mir, der ich ihn ſo ſehr lieben würde. Weil doch alle Mädchen einen haben, ſo müſſen ſie doch nicht alle ſo boshaft ſein, oder wenn ſie ja boshaft ſind, ſo müſſen ſie doch auch Vergnügen verſchaffen. Warum habe ich keinen? Ich bin doch wohl eben ſo groß, als

Mam-

Mamſel Adelheide, von der man ſagt, daß ſie drei bis vier habe. Ei! ich möchte nicht einmal ſo viele haben! ich wäre mit einem zufrieden . . . Ich will mir einen ſuchen . . . . aber wo ſoll ich ihn hernehmen? Wie ſoll ich das machen? Ich bin in dem Stük ſo unwiſſend, als ein Kind. Ich bin wahrhaftig ein unglüklides, bejammernswürdiges Mädchen!" Die treſtloſe Agathe ſchlug die Augen auf den Spiegel, und machte eine recht ſchelmiſche Mine: dann ſprang ſie in die Höhe, riß ihren Kopfputz herunter, ſchmiß ihn auf die Erde, zog ihre Kleider aus, und warf ſich auf den nemlichen Haufen, und dann ſchien ihr Kummer und ihre Verzweiflung nachzulaſſen; eine geheime Stimme, ſo ohngefähr wie eine Eingebung, ſprach ihr Troſt zu, und gab ihr die Verſicherung, daß es ihr nicht viel Mühe machen würde einen Liebhaber zu bekommen.

Madam M** entfernte von ihrer Tochter ſorgfältig alle Arten von Bücher, die zur Unterhaltung dienen; ſie erlaubte ihr blos Andachtsbücher zu leſen. Die Mutter glaubte einmal ſteif und feſt, daß Romane eine gewiſſe Zärtlichkeit einflößen, und junge Mädchen von Sachen unterrichteten, die ſie nicht wiſſen ſollten; daher ſie allen ſolchen Leſebüchern ohne Unterſchied den Krieg ankündigte. Brachte der Zufall

fall ihr kein ſolches Buch in die Hände, ſo eilte ſie in dem nemlichen Augenblik, es ſeinem Schikſal zu übergeben; ſie warf es nemlich ins Feuer. Unſere nur zu freie Schriftſteller, die ebenfalls andern erlauben, was ſie ſich ſelbſt erlauben mögen, die glauben, wizzig und naiſ könne man nicht anders ſchreiben, man müſſe auch ſchmuzzig ſchreiben, die jede Auftritte, ſelbſt die hinter Gardinen geſchehen, nach der Natur mahlen und öffentlich darſtellen wollen, dieſe Männerchens mit ihren zukerſüſſen Büchelchens, die aber am Ende Bauchgrimmen verurſachen, würden bei unſerer Matrone eine ſchlechte Aufnahme gefunden haben. Ohne auf ihr hohes Genie, auf ihre groſſe Verdienſte zu achten, würde ſie ſie demüthig gebeten haben, ihr Haus nicht weiter mit dero Gegenwart zu beehren. Aus Furcht ihre Tochter klug zu machen, wollte ſie lieber von allen neuen ſchönen Geiſtern gar nichts wiſſen; und gerade die Schriften, die ſich in Jedermanns Händen befinden, welche Jeder von gutem Ton verſchlingt, und die ſich die ſüſſen Herren und Damen gierig einander aus den Händen reiſſen, um recht früh alle die ſchönen Sachen auswendig zu lernen, durften gar nicht in das Haus der Madam M** kommen.

Dies junge Frauenzimmer wäre ohne alle Rettung für die Welt verloren geweſen, ſie würde noch jezt in ihrer ländlichen Unſchuld geblieben ſein, wenn ſie nicht zum Glük mit einer Mamſel B** — der wir den Namen Amalie geben wollen — in eine genaue Bekanntſchaft gerathen wäre. Ihre Karaktere und Geſinnungen waren zwar himmelweit von einander verſchieden, und doch ſimpathiſirten ſie ganz herrlich mit einander, daß ſie ſchon am zweiten Tage ihrer Bekanntſchaft, nicht ohne einander leben zu können, glaubten.

Mamſel B** war eine muntere Brunete, naſeweis und ſchalkhaft wie ein kleiner Teufel. Ihre Schönheit erwarb ihr eine ziemliche Parthie Sklaven, ob ſie ſie erhörte oder nicht, daran liegt im Grunde bei unſerer Geſchichte wenig. Sie war ein paar Jahr älter, als Agathe. So bald ihre Mutter aus dem innern der Provinz in die Hauptſtadt zurük kam, war das erſte, daß ſie ihre alte vertraute Freundin Madam M** beſuchte, ſie zärtlich umarmte, und ihre vormalige innige Freundſchaft erneuerte. Ihre Tochter, die ſie in aller Ehrbarkeit erzogen hatte, brachte ſie mit, und bat gleich ihre Freundin um die einzige Gefälligkeit, daß ſie erlauben möchte, daß beide Mädchen ſich recht oft

ein-

einander beſuchen könnten. Madam M** konnte ihrer Freundin dieſe Bitte nicht füglich abſchlagen; ſie willigte darin, und ſchmeichelte ſich mit der angenehmen Hofnung, daß Mamſel B** ihren Planen nicht entgegenarbeiten, ſondern ſie ſogar begünſtigen würde. Auf die Art bekam Agathe eine Geſellſchafterin und Freundin, die ihr ſehr weſentliche Dienſte leiſtete.

Agathe war mit Vergnügen in der Geſellſchaft ihrer lieben Amalia. Was im Anfang blos ein Höflichkeitsbeſuch war, daraus ward bald ein Beſuch aus Pflicht und Schuldigkeit. Die gewöhnlichen Stunden, worin Viſiten gegeben werden, wurden überſchritten. Mit der innigſten Freude flogen ſie einander in die Arme, und die Stunde des Abſchieds däuchte ihnen eine ewige Trennung zu ſein. Die bochafte und ſatiriſche Amalia konnte ſich kaum des Lachens enthalten, über die Einfalt ihrer guten Freundin. Sie vexirte ſie bei jeder Gelegenheit, und erregte bei ihr ein edles Beſtreben, gern Unterricht anzunehmen. In allem Ernſt wundere ich mich darüber — ſagte ſie zu ihr — daß du ſo auffallend dumm biſt. Du verdienſt es nicht, daß man dich in der Unwiſſenheit läßt. Gern wollte ich mich mit deiner Erziehung und Ausbildung abgeben, wenn ich nur

wüſte, ob es deiner Mutter lieb wäre. Ein Mädchen, das zu ſchüchtern und blöde, und dabei ein Gänschen iſt, ſchrekt jeden klugen Mann mit einemmal ab. Dieſe Dummheit vermindert wohl nicht deine Reize, allein dein Verſtand wird immer mehr und mehr verdüſtert, anſtatt daß ſie mehr einnehmen und bezaubern, ſo bald du ſelbſt freier und aufgeklärter denkſt. Dein Verſtand würde dir Liebhaber wieder zuführen, die dich bereits verlaſſen haben, und die von dir bezaubert werden würden. Eine neue Liſt. — Wie denken ſie denn — antwortete Agathe — daß meine Mutter ſchuld an meinen geringen Einſichten und ſchwachem Verſtande wäre? — Ja! allerdings. — Ich hielt ſie doch immer für ſo gut, ſo liebenswürdig! und ich ſollte doch denken, daß ſie mit Vergnügen mich eben ſo klug würde gemacht haben, als ſie ſelbſt iſt. — Vielleicht fand ſie nicht dabei ihre Rechnung. Die Mütter denken immer an gewiſſe kleine, unbedeutende Vortheile, zum groſſen Schaden ihrer Töchter — Ich wünſchte wohl, mich aus dieſem Zuſtande der Einfalt zu erheben. Denn ich ſeh es immer mehr ein, daß ich in einem hohen Grade einfaltig bin, und daß man ſich in allen Geſellſchaften über mich aufhält. Wie muß ich mich aber dabei verhalten? Suche dir einen Lehrmeiſter

aus;

aus; zwei bis drei Lektionen! werden wohl hinreichend sein? — Können Sie mir nicht selbst diese Lektionen geben? Nein, in allem Ernst nein! — Mamsel B** fing laut an zu lachen und Agathe sprach voll Verdruß von andern Sachen.

Mamsel B** ihre gute Freundin stellte ihr an einem geheimen Ort ein Buch zu. Lesen Sie dies Buch — sagte sie zu ihr — sie werden dadurch über manche Sachen Licht bekommen, die ihnen noch völlig unbekannt sind. Ich werde dafür sorgen, daß ich ihnen die neuesten Romane zum Lesen verschaffe; sie sind die besten Lehrmeister, die man jungen Mädchen geben kann; ihr Verstand bekommt dadurch ganz neue Aufschlüsse. Aber nehmen Sie sich in Acht, daß ihre Mutter sie nicht beim Lesen antrift; sie könnte vielleicht ihren Unterricht nicht weiter verstatten wollen, aus Furcht sie möchten gar zu klug werden.

Mit einer gewissen Kälte nahm Agathe das Buch aus den Händen ihrer Freundin. Sie empfing diesen Schaz, ohne sich einmal zu bedanken. So bald sie auf ihrem Zimmer war, würdigte sie es weiter keines Anbliks, sondern warf es mit Verdrus hinter einen Spiegel. Aus Unachtsamkeit oder Leichtsinn ließ sie es da wenigstens acht Tage liegen. Konnte

sie

ſie ſich wohl eine Idee von den Vergnügungen ma-
chen, die eine hinreiſſende Lektüre befördert, konnte
ſie ſich wohl vorſtellen, wie angenehm die Stunden
verflieſſen würden?

Aus Neugierde ſo wohl, als aus langer Weile
nahm ſie an einem Abend das Buch hervor, und fing
darin zu blättern an. Sie las einige Seiten, jähnte,
ließ das Buch aus den Händen fallen und ſchlief ein.
Das muß in der That ein unvergleichliches Buch ſein,
ſagte ſie den andern Tag; ein Buch, worüber man
einſchläft, kann wohl nicht weit her ſein. Indem
ſie ſich ſchlafen legte, wollte ſie abermals dies Opium
gebrauchen, und nahm den geprieſenen Roman zur
Hand. Allein diesmal ſchien er ſeine geſtrige Kraft
verloren zu haben. Anſtatt das er diesmal ermüden
ſollte, that er gerade die entgegengeſezte Wirkung,
er intereſſirte und feſſelte ſo, daß man ihn nicht ſo
geſchwind aus den Händen legen konnte. Die Hel-
din war als ein an Leib und Geiſt vollkommenes Frau-
enzimmer geſchildert; von einem Haufen Anbeter
ward ſie unaufhörlich belagert; nur einer war Günſt-
ling, gefiel, ward erhört. Ihre unerbittliche El-
tern mißgönnten ihr ihr Glük, wollten von keiner
Verbindung etwas wiſſen, es ihr nicht einmal erlau-
ben, ihn zu ſehen. Tauſend unerwartete Vorfälle

und

und Ereigniſſe, legten ihrer Liebe unüberſteigliche Schwierigkeiten in den Weg. Agathe las den erſten Theil in dieſer Nacht ganz durch, der ſich gerade an einem Ort ſchloß, wo man auf die Entwikelung äuſſerſt begierig ward. Sie ärgerte ſich, daß ſie nicht den zweiten bei der Hand hatte; und gieng den andern Morgen zu ihrer guten Freundin, um ſich den andern Theil abzuholen.

Mamſel M** hatte in dem einen Abend ſo viel gelernt, daß ſie nun wuſte, was ein Liebhaber ſei; ſie wünſchte, gerade einen ſo zärtlichen zu haben, als der Held dieſer Geſchichte war, der ihr ſo viel Vergnügen machte; denn davon war ſie völlig überzeugt, daß ſie eben ſo herzlich, eben ſo anhaltend und ſo unveränderlich lieben würde, als die Heldin des Romans.

Das kleine Mädchen bekam mit einemmal Geſchmak an Romanen; ſie liebte ſie bis zur Schwärmerei. Die abgeſchmakteſte Brochüre verſchlang ſie in einer Minute. Die kleine Bibliothek ihrer Freundin war ſehr bald durchgeleſen. Mamſel B** muſte am Ende zu ihren weitläuftigen Bekanntſchaften ihre Zuflucht nehmen, um ihrer Freundin Bücher genug verſchaffen zu können; einen ſüſſen Herrn, ſo bald er ein ſchöner Geiſt iſt, und eine Dame, die ihr Urtheil

theil über Schriftsteller für Orakelsprüche hält, kann man selten in diesem Stük nach Wunsch befriedigen.

Agathe war nur dann vergnügt und zufrieden, wenn sie einen empfindsamen Roman ein widersinniges Schauspiel, oder sonsten ein modisches Stük in Händen hatte. Aber es war nicht möglich, daß man sie sättigen konnte, kaum hatte sie eine Piece, oder auch ein dikleibiges Buch verschlungen, so fand sich gleich wieder der Hunger nach einem eben so grossen ein.

Ihre Mutter hatte sie von Jugend auf so erzogen, daß sie fast immer in ihrer Gesellschaft sein muste, dadurch denn ihre Leserei gewaltig unterbrochen und gestört ward. So bald sie sich nur auf einige Augenblikke von ihrer Mutter entfernen und sich in ein einsames Winkelchen stehlen konnte, zog sie ein Buch aus der Tasche; dann schlug ihr das Herz voller Furcht und Freude, und sie durchlief die Piece mit der grösten Schnelligkeit. Oder wenn sie im Zimmer allein blieb, beschäftigte sie sich ebenfalls mit Lesen; allein so viel Interesse sie auch jedesmal für den Helden des Romans hatte, und daher mit grosser Aufmerksamkeit die Geschichte las; eben so sehr horchte sie auf den geringsten Tritt, auf den geringsten Laut. So bald sie ihre Mutter kommen hörte, versiekte sie den

Lie-

Liebesroman, und nahm ihre Arbeit wieder vor, als wenn ſie nichts unterbrochen hätte. Am ungeſtörteſten konnte Agathe in ihrem Bette leſen; allein ſelbſt dann muſte ſie tauſenderlei Vorſicht gebrauchen. Die Frau Mutter war ſo gut, die Jungfer Tochter zu behorchen und zu beſchleichen, wenn ſie des Nachts noch ſpät auf ihrem Zimmer Licht ſah. Bei der Ueberraſchung fand das Mädchen wohl immer einen Vorwand, ſich zu entſchuldigen; allein ſie verdoppelte nun immer ihre Vorſicht, um nicht in den nemlichen Fall des Beſchleichens zu gerathen. Die Fenſtergardinen wurden herabgelaſſen und jede kleine ſelbſt die geringſte Oefnung ward beinah hermetiſch verwahrt und verſtopft; ihr Licht ſtellte ſie in eine beſonders dazu verfertigte Maſchine, ſo daß kein Lichtſtral ſich weit verbreiten konnte. Ganze Nächte wurden auf die Art von Agathen durchgeleſen, ohne daß die Mutter den geringſten Verdacht hatte, daß die Tochter noch wach ſein könnte. Oft dachte man, jezt wäre ſie in den Armen des Schlafs, als die liebe kleine ſich mit Wielands Schriften unterhielt, oder wohl gar die Gedichte im Geſchmak des Grecour und die Kanthariden, oder was noch ärger als alles iſt, Lindamine las.

Allein

Allein welche Vortheile hatte ſie von ihrer Lektüre? Das ſollen meine Leſer gleich hören. Ihr ungekünſteltes Weſen verſchwand nach und nach. Ihr Verſtand trat aus einem Chaos hervor, worin er bis jezt war eingeſchloſſen geweſen. Ihre Ideen und Vorſtellungen erweiterten ſich. Die Furchtſamkeit, vormals ihre getreue Gefährtin, verlies ſie unmerklich. Ihr Herz ward jezt der Liebe empfänglich; ihre ſchmachtenden Blikke ſchienen einen Liebhaber zu ſuchen. Die Liebe lernte ſie kennen, liebgewinnen, fürchten und wünſchen, ehe man ihr die Geſezze der Liebe geſagt hatte. Dieſe natürliche Neigung, wozu alle Weſen einen natürlichen Hang haben, lernte ſie viel zu früh kennen. Agathe lernte aus ihren Büchern, daß ſie dazu gemacht wäre, um zu entzünden, und um ſelbſt zu ſeufzen. Dieſe unbefriedigten Begierden machten ihr manche unangenehme Stunde. Aus dem was ſie las, konnte ſie ſich ohngefehr einen kleinen Vorſchmak von jenen ſeligen Stunden machen, die man mit einem Liebhaber verbringen kann. Alles ſpiegelte ihr ihr Herz noch weit reizzender vor, als ſie es geſchrieben las, und ſehnte ſich nach einer ihr würdigen Eroberung.

Madam M** merkte ſehr bald an ihrer Tochter, daß ihre Unwiſſenheit zu ſchnell abnahm, daß ihr

Ver-

Verſtand ſichtbare Fortſchritte machte, und daß ihre Kenntniſſe jezt nicht mehr ſo eingeſchränkt waren, als ſie ſie wiſſen wollte. Allein dieſe ganze Veränderung ſchrieb ſie dem Umgang mit der Welt, den glüklichen Anlagen der Agathe und vornemlich dem allgemeinen Schikſal zu; welches nun einmal will, daß die Mädchen nicht lange unſchuldig bleiben ſollen. Die gute Frau faſte ſich in Geduld und unterwarf ſich dem Willen des Schikſals. Sie ſah jezt die Unmöglichkeit ein, daß dem ſchönen Geſchlecht, ſelbſt bei ſeinem Aufblühen, jede Kenntnis und jeder Unterricht, in Dingen, die ſie nicht zu wiſſen brauchen, verborgen bleiben könnte, und ſchob die Schuld dieſer Aufklärung auf die Mannsperſonen, auf die Natur oder wohl gar auf den leidigen Teufel. Die Lektüre brachte bei Agathen eine Würkung hervor, die beinah wunderbar war, indem ſie ſich nach und nach durch die mancherlei Leſereien zum ſchönen Geiſt bildete. Sie fällte wenigſtens über die neuen unzähligen Brochüren ein Urtheil, als wenn ſie ſie allzumal geleſen hätte. Von ihrem kleinen Tribunal entſchied und beſtimmte ſie völlig deſpotiſch die Verdienſte der Schriftſteller und ihrer Werke. Viele von unſern jezzigen Schriftſtellern würden vor dieſem Richterſtuhle gedemüthigt werden ſein. Ueberhaupt ſollten

die

die meiſten jungen Leute beherzigen, wie unſchiklich es oftmalen ſei, über jede herausgekommene Brochüre ſogleich ein Urtheil zu fällen. Ich würde ihnen lieber den Rath geben zu ſchweigen, denn in jedem Fall würden ſie es auf die Art beſſer haben. Wenn ſie ſich erſt mit den Damen zanken, ſo können ſie Gefahr laufen alle Leſer zu verlieren, wenn ſie ſelbſt Schriftſteller ſind. Ein kleiner Lobſpruch aus einem ſchönen Munde muß ihnen ſchmeichelhafter ſein, als der laute Beifall eines aufgeblaſenen Gelehrten, der oft die gröſten Pedantereien lobt.

Madam M** ſchränkte ihre Tochter eben nicht ein, und ließ ihr eine gewiſſe Freiheit. Sie war völlig davon überzeugt, daß die Tugend ſich ſelber bewacht, daß wenn man jemanden zwingen will, weite zu hand in, man oft weiter nichts damit gewinnt, als daß man einen Heuchler mehr macht. Sie ließ ihr alſo ganz ihren Willen in dem was ihr gut däuchtete. Sie erlaubte ihr daher ohne alles Bedenken, ſolche und ſo viele Perſonen zu ſich einzuladen als ſie nur wollte; indeſſen ſie ſelbſt an einem Quadrillentiſch gähnte und die gröſte Langeweile hatte, da man hätte glauben ſollen, ſie ſpiele mit Vergnügen. Ich kann nicht ſagen, ob Mamſel M** die Freiheit mißbrauchte, die ihre Mutter ihr verſtattete, ſo viel

wer-

weis ich aber, daß ihr Anſtand und ihre ganze liebenswürdige Perſon einen Kreis um ſie verſammelte, der gewis ſehr glänzend war.

Der Graf K** ward in dies Haus durch Zufall eingeführt und das erſtemal gleich wider Erwartung ſehr wohl aufgenommen. Graf K** war ein junger Herr von gutem Ton, eitel im höchſten Grad, frei, aufgeweckt und hatte oberflächliche Kenntniſſe; allein gerade dieſe Fehler dienten ihm zur Empfehlung. Seine Perſifflage, ſein dumdreuſtes Air, ſeine kleinliche Perſon, konnte vier Stunden lang eine Toilette unterhalten, und die Herzen der ſchönſten Weiber wegkapern. Keine war ſo grauſam, daß ſie ihm widerſtehen konnte, keine, die er nicht zur Vernunft gebracht hätte. So flieſſen viele von unſern Tagen göttlich dahin, und Anſtand ſo wohl als Narrheit erhalten zuweilen in den Augen eines Mädchen einen gewiſſen Werth.

Der Herr Graf verſtand das groſſe Geheimnis, allen Schönen Liebe einzuflöſſen, die ihm das Schikſal zuführte. Er fiel in eine ſanfte Ohnmacht, ſeufzte ſo viel, daß es kaum auszuhalten war, ſtarb zwanzig mal an einem Tage, den ſchönen Augen einer Sterblichen zu gefallen. Allein blos in Gedanken führte ihn die Liebe in die Gefilde einer andern Welt. Er

liebte

liebte ein gewisses schnelles herumflatterndes Feuer in der Liebe, welches Mode autherisirt; er flog aus den Armen einer Brünette in die Arme einer Blonden. Der Graf kannte zu sehr die Welt, als daß er auf ewig eine Gebietherin sich hätte zulegen sollen; an die Schwüre, die er oftmalen gethan, oftmalen gebrochen, dachte er weiter nicht und alle Versicherungen einer ewigen Treue waren sehr bald aus seinem weichen Gedächtnis verwischt, so bald er diese Versicherungen bei einer andern Gelegenheit zu thun gezwungen ward.

Die sichtbarsten Verdienste der Mamsel B** bezauberten den Grafen so ganz, als ihn noch kein Mädchen bezaubert hatte. Er kündigte ihr selbst sein grosses Glük an, und schwur ihr ewige Liebe. Er traf gerade die rechte, welche sich am wenigsten vom Scheine tauschen ließ, und welche es wohl nicht aus der Erfahrung, aber doch aus Büchern sehr gut wusie, wie viel man dergleichen Leuten trauen könnte. Er erhielt von ihr die artigste Antwort von der Welt, die man nur von einem so belesenen Mädchen erwarten konnte. Alle Vortheile, die der Graf aus dieser Bekanntschaft zog, bestanden blos darin, daß er nach wie vor ihren lehrreichen Unterhaltungen beiwohnen konnte. Es gieng ihm nah, einen Korb bekommen zu haben.

das ihm noch nie vorgekommen war, er konnte es nicht begreifen, wie es möglich war, daß diesmal sein einnehmendes Wesen nicht die gewöhnliche Wirkung that; dies bestimmte ihn, sich an Agathen zu zu machen. Bis jezt hatte er sie ihrer Einfalt wegen verachtet, wenigstens eben nicht geachtet; allein je mehr er ihre Phisiognomie beobachtete, desto mehr Feuer bemerkte er in ihren Augen, bedauerte sie in allem Ernst wegen ihrer Schönheit, und beschloß von diesem Augenblik, sie zu unterrichten und ihre völlige Ausbildung zu übernehmen.

Die junge Agathe, die voller Unschuld und ohne Erfahrung war, glaubte alles in Ernst was ihr der Graf vorsagte. Sie war völlig überzeugt, daß er es aufrichtig meine, sie war stolz darauf, daß sie von einem so liebenswürdigen Menschen geliebt ward, und trug nicht das geringste Bedenken, seine Liebe eben so aufrichtig zu erwiedern. Der Graf schwur seiner Gewohnheit nach, ihr treu zu sein, sie immer anzubeten, und weit lieber zu sterben, als sie zu vergessen. Er sagte ihr dabei so viele schöne Sachen vor, daß das arme kleine Herz der Agathe voll Liebe aufschwoll, und sie von den vielen Reden bethört wurde. Das Bild ihres Geliebten beschäftigte sie immer. Am Tage war nur Er es, der sie beschäf-

tigte.

tigte. Wenn man sie aus einem tiefen Nachdenken wieder zu sich selbst kommen sah, so konnte man gewis sein, daß sie an den dachte, der ihre ganze Seele beherschte; mehr denn zwanzig mal den Tag über begegnete es ihr, daß sie aus solchen schwermüthigen Betrachtungen erwachte. Der Schlaf floh in der Nacht von ihr; ihre Liebe erhielt sie wach und munter. Und wenn endlich eine heftige Müdigkeit sie einschlafen ließ, so stellte ihr ein zauberischer Traum ihren lieben Grafen doppelt schön im Bildnis dar, wie er ihr mit einem Feuer eine ewige Liebe schwur, daß man hätte glauben sollen, er lüge nicht. Unmöglich kann ich diese grosse Zärtlichkeit den Verdiensten des Grafen zuschreiben, indem ich die wahre Ursache den Romanen beimesse, welche Agathe noch täglich ganz verschlang.

Alle Zusammenkünfte des Grafen und der Mamsel M** waren jedesmal bei der gefälligen Mamsel B** ihrer Herzensfreundin. Diese bemerkte es sehr bald, daß ihr vor einigen Tagen noch so treu scheinender Liebhaber sich mit einemmal verändert habe. Allein dieser Verlust gieng ihr nicht sonderlich nah, entweder weil Agathe ihre gute Freundin war, oder weil sie den Grafen sehr bald zu vergessen glaubte. Sie sah ihn ruhig zu den Füssen ihrer Nebenbuhle-

rin

rin liegen. Schalkhaft that ſie zuweilen einen Seufzer und ſah alle beide ſehr bedenklich an. Mamſel M** gerieth oftmalen in die gröſte Verlegenheit, verſtummte und wuſte nicht, was ſie dem Grafen in der Geſchwindigkeit antworten ſollte. Sie ſchwieg oft Stundenlang, und ließ blos ihre Augen ſprechen, worin ſich Liebe unverkennbar zeigte. Der Graf ward dreuſt, betäubte ſie mit ſeinem Gewäſch und wollte ſie bei der Hand faſſen; Agathe zog ſie zurük und ließ ſich indeſſen einen Kuß rauben. Zuweilen verlangte er von ihr, daß er ſie verabredetermaſſen ſo und ſo oft küſſen könnte, ſie wollte es nicht zugeben, und konnte es doch nicht verhindern, daß ſein Mund ihren Buſen berührte. Vielleicht kein Frauenzimmer hat ſich ſo ſchlecht bei ihrer Vertheidigung gehalten, als Mamſel M**.

Alles ſagte dem Grafen nur zu gut, wie ſtark er geliebt würde. Er ſah es mehr denn zu gewis vorher, daß ein leichter Sturm ihn ſiegen laſſen, daß er eine Roſe pflükken würde, die nur einen Frühling dauerte. Ohne gerade ein Gek zu ſein, konnte man ſich mit der ziemlich gewiſſen Hofnung ſchmeicheln, über Agathen zu triumphiren und ihre kleine Gewiſſensſcrupel weg zu demonſtriren. Ein Jeder anderer, an der Stelle des Grafen würde dieſelben Hofnun-

gen und die beſten Erwartungen von ſeinem Unternehmen gehabt haben. Ihre Blikke, ihre ſichtbare Unruhe, ihre Seufzer, ſagten deutlich genug, daß ihr die Liebe alle Kunſt zu widerſtehen genommen habe. Ein junges ihren auferauſenden Leidenſchaften überlaſſenes Frauenzimmer empfindet bei ſich immer mehr Neigung nachzugeben, als einen hartnäkigen Widerſtand zu leiſten.

Allein er muſte auch gerade den günſtigen Augenblik zu treffen wiſſen. Der Graf ſuchte ihn lange vergebens; dieſen Augenblik ſelbſt zu ſchaffen, war unmöglich, der Gegenſtand ſeiner Liebe muſte die erſte Veranlaſſung dazu geben. Endlich wurden ſeine Wünſche erhört. Madam B** ward zu einem Abendeſſen gebeten, nach Tiſche ward wie gewöhnlich ein Spiel gemacht; ihre Tochter entſchuldigte ſich, daß ſie ſie diesmal nicht begleiten könnte, und lief zu Madam M** und bat, Agathen zu erlauben, diesmal ihr Geſellſchaft zu leiſten und bei ihr zu eſſen, weil ſie von den heftigſten Kopfſchmerzen geplagt würde. Agathens Mutter ließ ſich erbitten, und gab ihr die begehrte Erlaubniß. Alle beide zärtliche Freundinnen ſezten ſich zu Tiche, und verſprachen die beſte Unterhaltung und ein Vergnügen, das ſie lange nicht allein genoſſen hatten. Beim Nachtiſch erhielt Mamſel

B**

B** eine Trauerpoſt, daß einer von ihrer Bekanntſchaft zu ſterben im Begrif wäre, und ſie noch vor ſeinem Ende zu ſehen verlange. Sie bat Agathen, einige Augenblikke zu warten und verſprach, daß ſie ſo bald als möglich wieder kommen würde. Eine Stunde darauf kam ihr geliebter Graf ganz unerwartet, ſein Glükeſtern muſte ihn hergeführt haben.

Man kann ſich leicht vorſtellen was jezt Agathe empfand; es war gerade das erſtemal, daß ſie mit einer Mannsperſon ganz allein war. Eine ihr ganz unbekannte Angſt überfiel ſie mit einemmal; ſie zitterte am ganzen Leibe und wuſte ſelbſt nicht warum. Der Graf muſte gerade dieſe Gelegenheit benuzzen, wenn er jemals zum Zwek kommen wollte; er ſezte ihr mehr als gewöhnlich zu, um einmal ſein und ihr Glük zu machen. Mamſel M** that ſo viel Widerſtand, als ſie nur konnte. Sie ſprach von Pflicht, von Tugend. Der Graf antwortete kein Wort, allein er ward nur immer kühner und verwegener, nahm ſie in ſeine Arme, und drükte ſie feſt an ſich. Die arme Agathe ſuchte vergebens alle Angriffe ihres Liebhabers fruchtlos zu machen, welcher ihr tauſendmal betheuerte, er würde noch vor Betrübnis ſterben, tauſend Eidſchwüre that, daß er auf ewig ihr zärtlicher, treuer Liebhaber bleiben würde. Dieſe,

Betheurungen mit ſo viel Ausdruk und Wahrheit geſagt, benebelten die Sinne des armen Mädchens, bezauberten ſie endlich in dem hohen Grade, daß ſie Alles glaubte, was ihr Adonis ihr vorſagte. Entdekt man wohl gleich den Betrüger, in dem Gegenſtande, der uns ſo theuer iſt! Indeſſen, noch ergab ſie ſich nicht. Der Graf erſtaunt über einen ſolchen Muth, der ſo ſchwer zu bändigen iſt, nahm zu einem ſehr wichtigen Mittel ſeine Zuflucht, das in den meiſten Fällen die Schöne umſtimmt, das man aber zum Rükhalt behält, um ſich deſſen zu bedienen, wenn alle Hofnung bereits aufgegeben iſt. Er ließ ein Wörtchen von Ehe ſchlüpfen, verſprach ſie zu heirathen, ſo bald ihre Eltern beiderſeits ihre Einwilligung dazu gegeben hätten, und dann wollten ſie mit der Hochzeit eilen. Alle dieſe Vorſtellungen begleitete er mit ſo vielen zärtlichen Liebkoſungen, daß Agathens ganze Klugheit bereits ſo ganz umgeſtimmt war. Um ſie noch völlig umzuſtimmen, muſten ihm gerade gewiſſe Stellen aus ihren Lieblingsbüchern einfallen, dieſe Stellen, die ſich ihr lebhaft darſtellten, bewirkten endlich ihren Fall. Widerſtand zu leiſten, war ſie zu ohnmächtig, der Graf benuzte dieſe Augenblikke, und hielt ſich nun für den glüklichſten Sterblichen.

Man

Man darf ſich nicht wundern, daß meine Heldin ſo wenig Widerſtand that. Es iſt weit leichter über ein junges, tugendhaftes Mädchen zu ſiegen, als über gewiſſe Frauen und Frauenzimmer, die mit dieſer Art von Vergnügen einen Handel treiben. Die Sinne der Unſchuldigen und Tugendhaften gerathen ſehr leicht in Feuer, ſo bald ſich ihnen das Vergnügen der Wolluſt ganz in der Nähe zeigt; die Leidenſchaften und Begierden erſtikken oftmalen die Stimme der Weisheit: und ihre geringe Erfahrung iſt ihnen hinderlich, gerade dem eigentlichen Zeitpunkt ihrer Verirrung auszuweichen. Die andern Frauenzimmer, die das Vergnügen der Wolluſt ſchon gekoſtet haben, machen ſchon mehr Schwierigkeit, ehe ſie ſich ergeben; ſie treiben mit der Liebe ihr Spiel, ohne daß ſie die geringſte Gefahr dabei laufen; auf ſie kömmt es blos an, ſiegen zu laſſen, wenn ſie wollen. Was folgt hieraus? Dies, daß junge Leute auf ihrer Hut ſein müſſen, wenn ſie ſich in der Gefahr befinden, Fehltritte zu begehen.

Mamſel M** ergab ſich blos in der Erwartung, daß ſie ſich um deſto eher mit ihrem geliebten Grafen würde vereinigen können. Blos die Verſprechungen, die er ihr that, vollendeten ihre Verführung. Allein kaum hatte der Verführer ſeine Wünſche befriedigt,

als er ein nur zu leichtgläubiges Mädchen verachtete; ihre Reizze verschwanden aus seinen Augen, und er sann auf neue Betrügereien, um den Grad seiner Bosheit noch zu vergrössern.

Um sich desto leichter diese unglükliche vom Halse zu schaffen, die er verführt hatte, um ihre Vorwürfe nicht weiter zu hören und aus Furcht etwan einmal ein Zeuge ihrer Klagen zu sein, die im Grunde nur Kleinigkeiten betrafen, stellte er alle Besuche bei Mamsel B** ein.

Ich kann unmöglich Agathens Betrübnis schildern, als bereits einige Tage verflossen waren, und sie immer noch nicht ihren treuen Liebhaber sah. Sie besorgte; es möchte ihm irgend ein Unglük begegnet sein. Allein wie bestürzt ward sie, als sie erfuhr, daß ihr Liebhaber recht wohl sei, daß er alle Abend seine Schöne ins Schauspielhaus brächte, und daß er in gewissen angenehmen Gesellschaften mit offenen Armen aufgenommen würde! Nun konnte sie nicht weiter an seiner Untreue zweifeln, sie glaubte vor Verzweiflung zu sterben. Das arme Mädchen war zu ihrem Unglük noch nicht gehörig mit der Welt und den Menschen bekannt, und lernte nun, daß die meisten Mannspersonen Leichtsinnige und Betrüger

sind,

ſind, und daß die liebenswürdigſten oftmalen die grö-
ſten Verführer ſind.

Die troſtloſe Agathe ſchüttete ihren ganzen Kum-
mer in den Schoß ihrer Freundin aus. Sie ge-
ſtand ihr ihre Schwäche. Wie! Sie waren wirklich
ſo einfältig, dies alles zu glauben — rief Mamſel
B** nach dieſem Geſtändnis aus — Sie hätten mich
um Rath fragen ſollen, wenn ſie am Rande des Ver-
derbens geweſen wären. Man kennte wenigſtens die
Sache überlegen. — Himmel! war ich das wohl
vermögend! Der Barbar wuſte ſich aller meiner
Sinne zu bemächtigen. — Das war blos die Vor-
ſpiegelung einer Heirath, die ſie zu Grunde gerichtet
hat, meine Beſte. Sie hätten wiſſen ſollen, daß
dies blos eine Liſt war, deren ſich die Mannsperſo-
nen bedienen, uns zu hintergehen. — Er kam mir
ſo verliebt vor, alles was er ſagte ſchien ſo ganz
Wahrheit zu ſein! — O! iſt es möglich. Das Un-
glük iſt nun einmal geſchehen, Hülfsmittel dagegen
ſind umſonſt; Sie müſſen ſich darüber tröſten.
Möchte doch dieſer erſte Fehler Ihnen zur Lehre die-
nen! Sie müſſen dergleichen Pfeilen auszuweichen ſu-
chen. Ihr Herz iſt zärtlich, gefühlvoll, meine Beſte;
dies iſt in der That ein Unglük, wenn man nicht
Verſtand hat. — Ich möchte mich ſelbſt dafür ſtra-

fen

ſen — Sein ſie kein Kind, und grämen ſich lange darüber. Sie würden überall troſtloſe und niedergeſchlagene Schöne ſehen, wenn die Mädchen von unſerm Alter nicht ſorgfältig alle dergleichen Leiden zu verbergen wüſten, die manche mehr, manche weniger auszuſtehen haben. — Ich will der ganzen Welt die Untreue dieſes Leichtſinnigen und Bundbrüchigen entdeken; mich wird man vielleicht bedauren und ihn werde ich verabſcheuen. — Dann würden Sie wahrhaftig eine weit gröſſere Thorheit begehen, als die iſt, die Sie bereits begangen haben. Verſchlieſſen Sie auf ewig das Unglük, das Ihnen widerfahren iſt, bei ſich. Weit eher würde man über dieſe Geſchichte lachen, als mit Ihnen Mitleiden haben. In unſerm Jahrhundert bedauert man Andere gerade nicht, um ſo einer Kleinigkeit willen. Es würde freilich beſſer ſein, wenn viele ihr Mitleiden über dergleichen unglükliche Geſchöpfe äuſſerten, zu deren Klaſſe Sie jezt gehören. Allein auf mein Wort, halten ſie dieſe Geſchichte geheim, ſo lieb Ihnen Ehre und Achtung iſt.

Mamſel B** fuhr ununterbrochen fort, der armen Agathe Troſt zuzuſprechen. Allein durch einen beſondern Zufall vergaß ſie ſehr ſchnell die für ſie ſo unglükliche Geſchichte; ihre Mutter verheirathete ſie

nem-

nemlich ganz ſchnell an einen Landedelmann, dem es eingefallen war, ſich aus der Stadt eine Frau zu holen.

Der gute Mann war immer eine anſehnliche Parthie. Nach und nach hatte er ſich ſo viel erſpart, daß daraus eine ſo groſſe Summe erwachſen, die hinreichend war, ſich damit eine Stelle zu kaufen. An dem Tage als er Mamſel M** ſeine Hand gab, war ſeine Freude auf dem höchſten Gipfel. Er ſchmeichelte ſich, das .. der Stadt gefunden zu haben, was man ſo ſelten auf dem Lande antrift. Seine Schwiegermutter ſagte oft zu ihm; ich vereinige Sie mit einem ganz vollkommenen Mädchen; glauben Sie mir, Sie bekommen ein Mädchen, das Ihre ganze Zärtlichkeit verdient; ich ſtehe für Agathen ſo gut als für mich ſelbſt. In ſeinem fröhligen Muth rief er aus; Liebenswürdiges Mädchen! wer ſollte dich nicht lieben! Sehet, Freunde, dies liebenswürdige Kind ſoll mein Glük machen.

Ich weis es nicht, ob der Landedelmann betrogen ward; ward er es wirklich, ſo wird er keinem Menſchen davon ein Wort geſagt haben. Konnte er wohl hoffen, beſſer zu wählen, als ſo viele andre ehrliche Leute, welche ſich alle Tage gewaltig verſehen, und ihre unüberlegte Wahl, freilich zu ſpät, aber doch

gewis

gern bereuen! Ein ganz kluges und vernünftiges Mädchen, das in der Stille wartet, bis jemand kommt, und sie zur Frau nimmt, ohne vorher eine verbotene Liebe gekostet zu haben, ist beinahe eben so rar, als der Vogel Phönix. Man kann von Mädchen oder von wirklichen Junafern gerade dasselbe sagen, was man von wahren Freunden sagt: nichts ist gemeiner als der Name, nichts seltener als die Sache.

Vierte Erzählung.

Der alte Baron.

oder

die Liebe iſt den Alten ſelten hold.

Der Baron v. S. hatte bereits ſein ſechzigſtes Jahr zurükgelegt; er war alſo ſchon weit über s Alter der Liebe weg, und ſchmachtete doch noch ch den Vergnügungen derſelben. Der Herr Ba: n hatte in ſeiner Jugend warhaftig kein Anachores leben geführt. Er ſuchte vielmehr jedesmal die tumſtände zu benuzzen, weil er zu gut wuſte, daß Zeit nie wieder zurükkehrt, wie ein Bach der ſich mer mehr von ſeiner Quelle entfernt, daß man die Art keine Vorwürfe zu befürchten habe, wenn n ſo lange genießt, ſo lange man noch genieſſen n. Sein runzlichtes Geſicht, ſeine matten und ben Augen, die das ehemalige Feuer längſt verlo: hatten, ſeine gebükte Stellung, ein ungewöhnli: s Zittern, und häufige unangenehme Zufälle und hwächlichkeiten, alles dies bewies unwiderſprech: flar, daß er vormals die Vergnügungen in ei: n zu groſſen Maaſſe genoſſen uud jezt kein Jüng: g mehr ſei.

Die:

Dieſer Mann, deſſen Bild und Karakter ich eben entworfen habe, verſtand die groſſe Kunſt, ſich bei jedermann beliebt zu machen. Ueberall drängte man ſich nach ihm, überall wünſchte man ihn zu haben, an allen groſſen Feſten und Gaſterein ward der Baron von S. gebeten. Er hatte ſich beinah unentbehrlich gemacht, weil er von Jugend auf es als ein eigentliches Studium getrieben, jede Geſellſchaft, ſelbſt die zahlreichſten und glänzendſten, durch ſeine launigte Unterhaltung zu beleben, und ſo bald nur irgend eine Stockung, oder eine Leere entſtand, mit einer Erzählung oder Anekdote hervorzutreten, welche die Geſprächigkeit wieder ins vorige Geleis bringen mußte. Ja ſelbſt in ſeinem Alter erhielt er ſich in Kredit, und ließ ſich von keinem Jüngling oder jungen Mann verdrängen, weil er dieſe ſo abzufertigen wußte, daß ſie von ſelbſt ein ewiges Stillſchweigen beobachteten. Meine Leſer dürfen ſich hierüber nicht wundern, wenn ich ihnen ſage, daß er durch Kunſt jeden Fehler und jede ſichtbare Schwachheit, die mit dem Alter gewöhnlich verbunden zu ſein pflegt, ſorgfältig zu verbergen wußte. Alle die Eigenheiten und Sonderbarkeiten die mit dem Alter in den meiſten Fällen pflegen verbunden zu ſein, kannte er nicht und waren ihm fremd, daher war er we-

der

der mürrisch, noch verdrüßlich, noch aufsahrerisch. Er war sorgfältig darauf bedacht, in seinem Anzuge jedesmal rein und ordentlich und auch galant zu erscheinen. Seine stets fröhliche Laune, sein launiges und fröhliges Wesen, ladete jeden, der ihn sprechen hörte, zur Geselligkeit ein, und theilte gleichsam durch Sympathie selbst dem finstersten Murrkopf Fröhlichkeit und Lustigkeit mit. Er vergaß die alten Geschichten, die in seiner Jugend gern gehört wurden, und legte sich auf Kundschaft, jede Anekdote, jede Liebschaft und mit unter auch jedes Weiberklätsche so frühzeitig als möglich zu erfahren, um es eben so schnell wieder an Mann zu bringen. Er wuste verschiedene kleine Erzählungen in grosser Menge und Mannigfaltigkeit auswendig, die er sehr passend anbringen konnte, wenn gerade an einem Tage ihm nichts neues zu Ohren gekommen war, oder wenn er bereits den ganzen Schubsak von Neuigkeiten rein ausgeleeret hatte. Wenn er einmal gerade aufgelegt war, allen Anwesenden ihr Zwergfell tapfer zu erschüttern, so that er dem jüngsten Mädchen einen Liebesantrag gerade in der Form und dem Stiel, als es vor einem halben Jahrhundert gebräuchlich war *). Es wäre zu wünschen,

daß

*) Vor etwan funfzig Jahren wollte ein gewisser Professor in Halle einer Jungfer seinen mündlichen Antrag

daß eine dergleichen Anrede, etwan durch Tradition bis auf unſere Zeiten gekommen wäre, ſo hätte ich ſie hier fein mittheilen können, und das Vergnügen gehabt, daß ſich meine Leſer todt gelacht — nicht doch — blos recht herzlich gelacht hätten. Je nachdem die Mode es für gut fand, die Kleidertrachten zu verändern, machte er dieſe Veränderung mit, um nicht Sonderling zu ſein. Eine blonde Perüke verbarg ſein graues zum Theil weiſſes Haupt. Er gab vor, er trüge blos der Mode wegen einen Stok, allein gewiſſe Leute, die ihn ſchon lange gekannt hatten, ſahen ſehr gut ein, daß er ihm höchſt nüzliche Dienſte leiſtete. Nie rühmte er die Gebräuche, Gewohnheiten, Sitten und Moden der Vorzeit, und pries ſie als empfehlungswürdig an; im Gegentheil ſchäzte er ſich glüklich, daß er in dem jezzigen Zeitalter lebte, deſſen Vorzug vor den ehemaligen Zeiten er herzlich gern einräumte. Aus dem ganzen Gemälde, das ich von dieſem Alten aufſtelle, wird ein jeder ohne viele

fraa thun, daß er entſchloſſen ſei, mit ihr in den Stand der heiligen Ehe zu treten. Es war von dem guten Mann viel gewaat, er fühlte ſich auch in der That zu ſchwach und ſuchte durch eine Bouteille Wein Dreuſtigkeit und Verſtand zu bekommen. Es aena auch noch ſo ziemlich und er war in ſeinem Beſuch glüklich. Anmerk. des Her.

viele Erinnerung einſehen, daß ich keinen Bürger, ſondern einen Hofmann geſchildert habe.

Der Baron v. S. machte öfters der Gräfin G. ſeine Aufwartung. Dieſe Dame war wirklich von der Perſon unſers Alten bezaubert, allein ſie dachte an nichts weniger, als an den eigentlichen Bewegungsgrund, der den Baron zu ihr hinzog. Eine gewiſſe Geſellſchaft, die ſich bei ihr an gewiſſen Tagen zu verſammeln pflegte, hielt ſie natürlich für den Demant, wodurch der Baron in ihr Haus hingezogen ward. Daran konnte ſie nie denken, daß die feurigen Augen ihrer jungen Tochter, einen ſiebenzigjährigen Greis entzünden könnten. Nichts war indeſſen richtiger und wahrer, als dies. Die aufblühenden, ſich immer mehr entwikelnden Reizze der jungen Gräfin G. zerſchmelzten das Eis des Alters und erwärmten mit ihrem Feuer den Baron. Durch dies Liebesfeuer entflammt, bildete er ſich ein, daß er noch gefallen könnte. Täglich beantlizte er den Gegenſtand ſeiner Flamme und wünſchte bald Gelegenheit zu haben, der Gräfin ſeine zärtlichen Geſinnungen zu entdekken. Dieſer Augenblik, den er doch ſo ſehnlich wünſchte, ſchien ihm immer zu fliehen. Die Gräfin entfernte ſich nicht weiter von ihrer Tochter; und war auf die Art, ohne es ſelbſt zu wiſſen, den Projekten des

Baron, hinderlich. Julie — ſo hieß die junge Grä-fin — bemerkte zwar die verliebten Blikke, Mienen und Seufzer ihres eiskalten Liebhabers; allein ſie ach-tete nur ſo obenhin darauf, ohne daß ſie Luſt hatte, über die Sache eine gröſſere Aufklärung zu bekommen. Der Baron gerieth in Verzweifelung: er hatte vor-dem öfters die Bemerkung gemacht, daß die Liebe den Alten nicht ſonderlich hold iſt; ja es ſchien, als wenn ſie mit den Damen eine Verabredung getrof-fen hätte, ſie ohne Barmherzigkeit zu quälen, und wegen ihrer Zärtlichkeit ſie noch oben ein auszulachen. Es giebt ein gewiſſes Alter, wo die Hinderniſſe das Vergnügen erhöhen. Die Liebe bedekt die jungen Leute mit Roſen und läßt dem Alter weiter nichts als Dornen.

Endlich wurden des Barons Wünſche erhört; er traf Julien allein an. In ſeinem Alter iſt man eben nicht mehr furchtſam, man macht keine groſſe Um-ſtände, man kommt gleich zum eigentlichen Zwek. Ohne ſich alſo erſt lange damit zu verweilen, durch Seufzer, durch ein zärtliches Stillſchweigen ſich zu entdekken, that er vielmehr ohne Umſchweife eine Erklarung, die er ſchon ſo lange zu thun gewünſcht hatte. Ich freue mich — ſagte er zu ihr — Sie allein anzutreffen, ohne von einem Schwarm junger

Leute

Leute ſie umringt zu ſehen. — Aber, Herr Baron — verſetzte Julie, indem ſie ſchalkhaft ſeufzte — warum berühmen ſie ſich eines Glüks, daß Ihnen weiter wohl nicht ſchmeichelhaft ſein kan? — Es würde mir nichts geringers als mein Leben gekoſtet haben; wider Willen beobachtete ich ein Stillſchweigen. — Alſo wollen ſie mir etwas ſagen? — Nichts — Grä- fin — als etwas ſehr natürliches, was Sie der gan- zen Welt einflößen müſſen. Betrachten ſie meinen eisgrauen Kopf, und dann ſchlüſſen Sie weiter, da ich Sie in meinem hohen Alter noch ſo liebenswür- dig finde, welches Anliegen ich Ihnen zu entdekken habe — In allem Ernſt, Herr Baron ich verſtehe Sie nicht — Nun ſo leſen Sie denn in meinen Au- gen die zärtliche Empfindungen, die Sie mir einge- flößt haben — — Iſt es möglich, darin noch etwas zu leſen — O! Sie ſcherzen, ſchönſte Julie! Da Sie mich aber einmal ihrer feinen Satire preis ge- ben, ſo kann ich unmöglich länger die Liebe verſchwei- gen, die Sie mich empfinden laſſen; ich ſchäzze es für ein Glük, daß ich ihre launenhaften Einfalle zum Theil veranlaßt habe! Ich liebe Sie, ja was ich ſage! ich bete Sie an. Nie — — — Juliens lau- tes Lachen brachte den Baron in dieſem Augenblik zum Stillſchweigen, daß es ihm unmöglich war, dieſe

angefangene Periode zu vollenden. Ich ſehe wohl — ſagte er endlich nach einer kleinen Weile, daß ein ſolcher Liebhaber als ich bin, nicht nach ihrem Geſchmak iſt. — Nein, mein Herr Baron — verſezte Julie, welche die kleine begangene Unhöflichkeit wieder gut machen wollte. — Sollte es ſo ganz unmöglich ſein, daß Sie einen Mann von meinem Alter von der Seite beurtheilen könnten, da er eigentlich beurtheilt werden muß. Wir ſind weder flüchtig, noch leichtſinnig, noch unbeſtändig. Wenn wir lieben, ſo lieben wir jedesmal mit Ueberlegung; die Schönheit die uns feſſelt, beſtimmt unſere Liebe nach dieſen Reizzen; dieſer Sieg iſt gewiſſermaſſen für die Damen ſchmeichelhaft. Wenn die Frauenzimmer ihre wahren Vortheile verſtünden, ſo würden ſie einen Alten dem ſchönſten jungen Menſchen vorziehen, ſie wären wenigſtens gewis, daß man ſie aufrichtig liebte. Ich an meinem Theil ſchwöre Ihnen das lebhafteſte Beſtreben, ein Feuer — — Ich werde meine übrigen Tage blos dazu anwenden, Sie anzubeten. Ich — — — — der Baron wollte weiter reden, allein da er mit viel Hizze und Lebhaftigkeit ſprach, unterbrach ihn ein ſchlimmer Huſten, woran er eben nicht dachte. Er konnte ſich nicht helfen, er konnte dieſe Schwäche des Alters nicht unterdrükken, wider

ſeinen Willen muſte er recht taktmäſſig huſten. Eben wollte er ſich erholen, als ein Fremder ins Zimmer trat, ſo daß ihm kaum ſo viel Zeit übrig gelaſſen ward, die Fingerſpizzen ſeiner Gebieterin mit dem Feuer eines Jünglings zu küſſen.

Eine gewiſſe Eigenliebe iſt jedem Alten gemein. Unſer ſiebenzigjähriger Liebhaber ſchmeichelte ſich, daß ſein Verdienſt Eindruk gemacht habe. Von dieſer ſüſſen Idee eingewiegt, begieng er tauſend Thorheiten, wovon die eine immer komiſcher und drolligter war, als die andere. Er würde noch mehrere begangen haben, wenn Julie ihn nicht aus ſeinem Irthum gezogen hätte, nachdem er ihr unendliches Vergnügen gemacht, nachdem ſie das Vergnügen gehabt hatte, einen alten Graubart mit weiſſem Haar zu ihren Füſſen zu ſehen, den man weit eher für ihren Grosvater als für ihren Liebhaber halten konnte. Sie beluſtigte ſich über ſeine lächerliche Liebesflamme, ſie ſpottete über ihn, und hielt ſich insgeheim und öffentlich über ihn auf. Ein ähnliches Schikſal haben alle Alte, ſo bald ſie nicht in ihren Schranken bleiben, und gewiſſe Thorheiten begehen, die man allenfalls jungen Leuten verzeihen kann, die ihnen aber ewig zum Vorwurf gereichen.

Die

Die Gräfin G. glaubte, daß mit dem Alter die Vernunft ihre Herrschaft behaupte, und Weisheit denen einflössen müste, die eine lange Riehe von Jahren durchlebt hätten. Sie bildete sich ein, daß die Jahre, wo man ausraſete, nur eine gewisse Periode hätten, daß man von seinen Irthümern zurükkäme und daß die gedämpfte Hizze die Leidenschaften zum Stillschweigen brächte. Allein jezt hatte sie Gelegenheit, sich völlig vom Gegentheil zu überzeugen. Der Baron v. S. bewies durch sein eigenes Beispiel, daß man nie weise ist; daß der Mensch bis an sein seliges Ende Schwachheiten unterworfen ist. Er zeigte durch sich selbst, daß diejenigen, welche die vernünftigsten sein sollten, öfters am ersten zu Verirrungen geleitet werden. Durch des Barons Beispiel lernte sie, daß die Alten oft nach Vergnügungen rennen, die sie nicht weiter geniessen können, vermuthlich deswegen, weil die Vorstellung von den in der Jugend genossenen ihnen noch so frisch im Gedächtnis schwebt, und ihnen Lust macht, sie aufs neue geniessen zu können. Doch die alte Gräfin, ward nun nach und nach von allen diesen Wahrheiten überführt; der Baron hatte noch Zeit genug, dem Gegenstande Cour zu machen, der ihn gleichsam bethört hatte.

Wie, ſollte ſie auch unſerm verliebten Alten nicht trauen können? Ihn der zitterte, huſte und keuchte? Konnte ſie ſich wohl einbilden, daß in ſeinem Herzen eine geheime Flamme brennte, daß er mit ihrer Tochter gewiſſe Abſichten vorhätte, und daß es möglich wäre, deß ſeine Figur ein Mädchen bethören könnte, Ueberdem war der Baron ein kleiner Heuchler; es war nicht möglich, daß jemand auf die Vermuthung hätte fallen können, daß er noch bis jezt die Mädchen liebte. Dem äuſſeren Anſchein nach war er ein liebenswürdiger, rechtſchaffener Mann, der den Damen in keinem Stük gefährlich ſein konnte. Er verbarg ſein verliebtes Temperament ſo liſtig vor der Gräfin; er ſpielte ſeine Rolle ſo herrlich, daß er ihre ganze Achtung ſich erwarb. Sie ſchäzte ihn als einen ſehr würdigen Freund und ließ ihn öfters mit ihrer Tochter Julie allein.

Der Herr Baron benuzte dieſe Zuſammenkünfte, um ſeine Gebieterin zu bereden, ihn ſeine ganze Lebenszeit zu lieben. Nach dem gewöhnlichen Lauf der Natur verſprach er ſich eine Liebe von ſehr kurzer Dauer. Die junge Gräfin hörte ihn an, und erlaubte ihm ihre Hand zu küſſen. Er muſte damit zufrieden ſein; allein ein kleiner Ueberreſt von natürlicher Wärme, ließ in ihm den Wunſch entſtehen,

noch

noch mehr zu verlangen. Er ſchmeichelte ſich, doch noch am Ende das Ziel ſeiner Wünſche zu erreichen, die Myrthen aufs neue blühen zu ſehen, die er ehemals geſammelt hatte, welche die Zeit verblühet hatte, und die jezt aufs neue blühen ſollten. Die alte Gräfin G. ließ ihn ohne Bedenken und ohne Furcht allein bei ihrer Tochter; und lief im Grunde Gefahr einmal ihre Sicherheit bereuen zu müſſen. Sie kam ſogar einmal auf Juliens Zimmer und befahl ihr mit dem Baron Geſellſchaft zu halten. Die junge Gräfin war bezaubert über das Glük, das ihr angeboten ward, und beſchloß, dieſe Gelegenheit zu benuzzen, ſich einen jungen Cavalier als Liebhaber zuzulegen, und ihm das zu erlauben, was die Tugend verbiethet, und wo man in den meiſten Fällen nur einen ſchwachen Widerſtand leiſtet, man müſte denn ſehr feſt in ſeinen Grundſazzen ſein. Ich habe ſchon vorher geſagt, daß die Furchtſamkeit ein Erbtheil der Kinder iſt; in einem gewiſſen Alter merkt man erſt, wie ſchädlich ſie iſt, und daß die meiſten Frauenzimmer es wünſchen, daß man ohne Umſtände mit ihnen umgehe. Der Herr Baron ſchon längſt geheilt von den Vorurtheilen der Jugend, die oftmalen eine gewiſſe unerklärbare Unruhe und Verlegenheit bei dem Umgange mit ſeiner Schönen überfällt, ſpielte gewiß

nicht

nicht die Rolle eines langſamen und bedächtigen Liebhabers, ſondern that ſein möglichſtes, um der jungen Gräfin zu beweiſen, daß er ſie mit dem Feuer eines zwanzigjährigen Jünglings liebe. Julie widerſezte ſich anfangs nicht ſeinen Unternehmungen; ſie ſchienen ihr von zu geringen Folgen zu ſein. Ihr Erſtaunen und ihre Verwunderung, wie weit der Baron noch gehen könnte, machte daß ſie ihm dieſe Kleinigkeiten nicht verwehrte, und nun kam noch eine gewiſſe Neugierde dazu, die ſich unbemerkt bei ihr einſchlich, daß ſie dem Baron gewiſſe kleine Freiheiten erlaubte, die ihn nur noch verwegener machten. Er gieng muthig auf dem angetretenen Wege fort; ſchon ſchmeichelte er ſich mit der angenehmen Vorſtellung, daß er glüklich werden könnte. Allein Julie wuſte ſchon genug, ſie verlangte nicht noch mehr zu wiſſen, daher es kam daß ſie jeden verliebten Angrif des Alten mit Tapferkeit abſchlug. Sie vertheidigte ſich auf die luſtigſte Art von der Welt, indem ſie dabei laut auf lachte. Gerade wie der Streit am hizzigſten und die Entſcheidung deſſelben am zweifelhafteſten war, trat ganz unerwartet die alte Gräfin ins Zimmer.

Die Unordnung, die Geſichtsröthe ihrer Tochter, die Schrammen und Streifen, womit des Barons

Ge-

Geſicht beſäet waren, ſeine gewaltige Erhizzung, der ſchlimme Huſten, den ihm ſeine Anſtrengung hervorpreßte, ſagten der Gräfin deutlich genug, was in ihrer Abweſenheit vorgefallen wäre. Man denke ſich einmal, wie gros ihre Beſtürzung, ihre Ueberraſchung war! Lange blieb ſie unbeweglich, wie eine Bildſäule, ſtehen, ohne daß ſie ſo viel Kraft hatte, ſprechen zu können. Blike des Unwillens und der Verwunderung warf ſie auf den betroffenen Alten, und wuſte nicht, wie ſie ihre Tochter Julie anſehn ſollte. Was ſoll das bedeuten? rief ſie endlich aus — Der Herr Baron antwortete ihre Tochter mit viel Entſchloſſenheit — ſcherzt mit zu wenig Zurükhaltung. Erlauben Sie mir, gnädige Frau Mama, daß ich ins künftige ſeine Gegenwart vermeide. Nach ſeinem Alter zu urtheilen, glaubte ich ohne Bedenken ihn ſehen und ſprechen zu können, und dachte nicht, daß er ſelbſt noch Weisheit lernen müſte. Sie entfernte ſich bei dieſen Worten, und warf auf den armen Baron einen Blik voll Verachtung und ein ſchalkhaftes Lächeln. Unſer ſo ſehr in die Enge getriebener Alte, beobachtete ein tiefes Stillſchweigen, ſezte ſeine verſchobene Perüke zurecht, und wuſte nicht, wie er ſich aus dieſem Wirwar herausziehen ſollte. Wie, Herr Baron — unterbrach endlich die

Gräfin

Gräfin das Stillſchweigen — begegnete ich Ihnen darum mit ſo viel Achtung, ſtand Ihnen deshalb täglich mein Haus offen: daß Sie meine Tochter verführen ſollten! Sie können warhaftig nicht die Stärke ihrer Leidenſchaft zu ihrer Entſchuldigung anführen, weil dieſe ſich ſchon längſt von Ihnen entfernt haben muß. In ihrem Alter hat man an ganz andere Sachen zu denken, als an Liebe. Anſtatt daß ihre Verirrung meinen Zorn verdienen ſollte, verdient ſie vielmehr mein Mitleiden. Der Zorn öfnete endlich dem Baron den Mund. In meinem Alter — entgegnete er — hat man Augen für die Damen; deſto ſchlimmer für die, welche es nicht einſehen wollen — Mir däucht, Herr Baron, ein jedes Alter iſt nur zu ſehr für ſich eingenommen. Wenn übrigens die Damen die Verdienſte der ſiebenzigjährigen Greiſe nicht anerkennen ſollten, ſo glaube ich immer, daß ſie nicht viel verlieren werden — Mehr, als Sie denken gnädige Gräfin. — Sie wollen mich vielleicht zu lachen machen, damit ich deſto leichter ihr unanſtändiges Betragen vergeſſen ſoll? Ihre Unterhaltungen, ihre Thorheiten beluſtigen mich, aber ihre Handlungen verdienen meinen ſtrengen Tadel. — Es geht mir nah, daß ich um des unſchuldigſten Scherzes von der Welt ihre Achtung verlieren

lieren ſoll. Gräfin Julie hat recht zur Unzeit einen unnüzzen Lermen gemacht. — Es iſt wahr, Sie ſind im Grunde nicht gefährlich; ihres Gleichen ſind mehr laſtig, als daß man ſich vor ihnen fürchten ſollte. — Sie ſcheinen Männern von meinem Alter nicht gewogen zu ſein. Aber ich ſezze einmal den Fall, daß ſie alle ohne Folgen wären, ſo könnte ich doch wohl von der allgemeinen Regel eine Ausnahme machen. — O! Herr Baron, machen ſie ſonſt wo Ausnahmen, nur nicht bei mir; ich verlange keine Wunder zu ſehen. — Ich muß gehorchen, gnädige Gräfin; es thut mir aber leid, daß ich Sie nicht habe überzeugen können, wie ſehr der Schein zuweilen trügt. Bei Endigung dieſer ſpöttiſchen Replike, verließ er die Gräfin, mit dem feſten Vorſaz, ihr Haus nie wieder zu betreten. Die Gräfin war lange wütend vor Zorn; dieſe Geſchichte lehrte ſie daß ein Alter öfters nicht weiſer iſt, als ein anderer Menſch, und daß zwei ſchöne Augen auch ihm das Gehirn verrükken können.

Der alte Baron vergaß ſehr bald Julien; der Anblik der Baroneſſin X. löſchte ſie aus ſeinem Gedächtniß gänzlich aus. Er hofte, daß er ihr Herz eben ſo leicht erobern würde, als er der Gräfin Julien ihres erobert hatte, denn er ſchmeichelte ſich mit

dem

dem Gedanken, daß er ihr wirklich gefallen hätte, und daß er zum Zwek gekommen wäre, wenn ihm die Mutter nicht den fatalen Querſtrich gemacht hätte; er verfluchte die Gräfin bis zum unterſten Abgrund, daß ſie durch die unſchiklichſte Dazwiſchenkunft, ihm ſein nahes Glük hintertrieben hätte. Die Eroberung der Baroneſſin ſchien ihm dann ein ſehr ſchweres Unternehmen zu ſein. Sie war eine von den galanten Frauen, die ſich jedem Vergnügen überlaſſen, und die damit Parade machen. Ihre auffallende, reizzende, geiſtvolle Phiſiognomie, ſchmiedete jeden an ihren Triumphwagen an, der ſie nur zu ſehen bekam. Ihr über alle Vorſtellung luſtiges und aufgewektes Temperament, würde man in einem andern Jahrhundert, das etwas vernünftiger geweſen wäre, als gegenwärtiges, Tollheit genannt haben. Sie lachte, ſie ſpottete auf die unverantwortlichſte Art über Alles, über Alle. Ihre feine und gewiſſenhafte Kritik fand zu allen Zeiten Stof genug, ſich zu üben. Das iſt ein kurzes Bild von der Schönheit, welche der alte Baron jezt anbetete und für die er in der Stille ſeufzte, und ſeinen Schuzheiligen um Beiſtand anflehete. Jeder andere würde gezittert haben; allein bei verſchloſſenen Augen konnte er freilich das Lächerliche ſeines Unternehmens nicht

ein:

einſehen; er dachte blos an den groſſen Ruhm, eine Schönheit erobert zu haben, die alle Herzen bezauberte. Das Gerücht wollte von der Baroneſſin wiſſen, daß ſie jeden Liebhaber mit Leutſeligkeit und ſchonender Güte behandelte, welches dem Alten in ſeinem verliebten Unternehmen neuen Muth und neue Stärke gab. Auch er verſuchte es, einen Schaz zu berühren, der ſo Vielen verſchwenderiſch mitgetheilt wurde.

Die Baroneſſin X. machte ſo bittere und luſtige Beſchreibungen von Alten, und zog den Alten, den ſie vor ſich hatte, ſo fein auf, daß unſer alter Herr Baron öfters in keine geringe Verlegenheit kam. Er ſah übergroſſe Schwierigkeiten voraus, ehe er den völligen Sieg davon tragen würde. Allein ſeine Liebe behielt die Oberhand, flößte ihm neuen Muth ein, und beſtimmte ihn zu dem, was er thun ſollte. Die erſte Vorſicht die er gebrauchte, beſtand darin, ſein hohes Alter mit viel Sorgfalt zu verbergen, und alle die Verwüſtungen, welche die Zeit nach und nach an ſeiner Perſon angerichtet hatte. Die Kunſt lieh ihm ihren Beiſtand. Er ließ ſich eine modiſchere Perüke machen, als die war, die er gewöhnlich trug, und die ihm eine vierzigjährige Mine gab. Er ſchwarzte ſich die Augenbraunen und trug kein ander

Kleid,

Kleid, als das Mode war, gewöhnlich also ein sehr kurzes, daß es mehr für Puppen, als für Menschen gemacht zu sein schien. Er stelte ein grosses Bouquet vor den Leib, und übte sich, sich auf einem Zehen herum zu drehen: seitdem er aber darüber beinah denn Fuß gebrochen hätte, wagte er so etwas nicht weiter, als blos in Gegenwart seiner Gebietherin. Um noch weit weit sicherer die zu betriegen, die ihn bezaubert hatte, bediente er sich nicht weiter öffentlich der Brille, stellte sich, als wenn er ganz dreust fortlesen könnte, und fluchte auf den Buchdrukker, Buchhändler und Schriftsteller, wenn ihm eine Phrases entwischte. Um noch besser den Gegenstand seiner Liebe zu täuschen, zeigte er sich in einem etwas gesezten Alter, besuchte nur selten das französische Theater, fand sich aber täglich in der Opera — bussa ein, die ihn bezauberte, wo er alle Augenblikke eine Arie trallerte, und ganz frech alle Damen die im Schauspiel waren, mit der Lorgnette beantlizte.

Die Baronessin ließ sich durch solche Blendwerke nicht täuschen. Sie sah daß der alte Baron S. darauf ausgieng, täuschen zu wollen: sie fühlte es, daß er eben nicht nicht glüklich darin war, sein Alter zu verbergen, und ein jugendliches Ansehen bis zur höchsten Täuschung sich zu verschaffen, aber bei dem

allen

allen ſah ſie zu gut, daß er kein gemeines Talent hatte, Thorheiten anzugeben. Durch ihn bekam ſie einen Liebhaber mehr; es war daher nicht ſchiklich, ihn mit einemmal abzuſchrekken. Sie lächelte ihn alſo zuweilen gleich freundlich an, um ihm bei ſeinen Unternehmungen Muth zu machen, und ſich gelegentlich an ſeinen Spaſſen beluſtigen zu können.

Bei ſolchen glüklichen Aſpekten hielt es der alte Baron D. nicht länger aus, von ſeiner Liebe zu ſchweigen. Sie ſind ſehr gefährlich gnädige Frau — ſagte er einmal zur Baroneſſin — indem er ſich auf die Lippen biß und die Manieren eines jungen Herrn zu affektiren ſuchte. — Ich verſtehe Sie nicht, Herr Baron entgegnete die Baroneſſin, die es augenbliklich merkte, wo er hinaus wollte. — Unempfindlich glaubte ich zu ſein gegen alle Reizze der Schönheit, mit Recht konnte ich mir ſchmeicheln, daß meine Gleichgültigkeit in dieſem Punkte anhaltend ſein würde, allein kaum erblikte ich Sie zum erſtenmal, als meine Gleichgültigkeit verſchwand. — Sie irren ſich gewaltig, wenn Sie mich für gefährlich halten. Unempfindlichkeit iſt ein Ungeheuer, das man zerſtören muß, die ich mir nicht möchte zu Schulden kommen laſſen, wenn ich auch damit die ganze Welt zu gewinnen wüſte. — Wenn alle

Frauen

Frauenzimmer ſo dächten, ſo würde von ihrem Ge, ſchlecht der bloſſe Name übrig bleiben. — Sie ſind ſehr galant, Herr Baron, ich danke ihnen für dies feine Kompliment. — Ich bin aufrichtig, und zum Beweiſe ſchwöre ich Ihnen die aufrichtigſte Lie: be — Sie lieben mich alſo! — Zweifeln Sie noch einen Augenblik? — Etwas wahrhaftig — Kann man wohl feſter, inniger lieben, als ich lie: be? — Es thut mir leid — Warum, ſchönſte Gräfin? — Weil ein Alter, der von Liebe ſpricht, mir die lächerlichſte Rolle zu ſpielen ſcheint; ich ge: ſtehe ſogar, daß ich mir die gröſte Gewalt anthun müſte, mir des Lachens zu enthalten, wenn ich ſo unglüklich ſein ſollte, je von einem ſolchen einen Lie: besantrag zu hören. — Sezzen ſie mich ja nicht mit ſolchen in eine Klaſſe, deren Leidenſchaft ſie be: luſtiget, ohne Ihnen etwas reelles zu verſchaffen. Ich bin bei weitem noch nicht in einem ſolchen Alter, daß ich nicht noch lieben könnte, ohne mich lächer: lich zu machen; und wenn ich mich wirklich ſchon an dem äuſſerſten Ziel meines Lebens befände, ſo wür: den ſie mich vergnügen, und mir alle Munterkeit und Lebhaftigkeit eines Jünglings einhandeln. — Blos der Seltenheiten einer ſolchen Erſcheinung wegen, wäre es luſtig, wenn ich ſo etwas könnte, ſo bald

ich es wollte. Alle Graubärte in der ganzen Welt würden von Begierde brennen, mir Cour zu machen. Dieser tolle Einfall beluſtigt mich. — Wenn Sie das herrliche Arkanum ſchriftlich beſaſſen, wollten Sie wohl zu meinem Beſten davon Gebrauch machen? — Ich müſte mich bedenken — Ich würde erkenntlich ſein — dieſe Erkenntlichkeit, ſo ganz am unrechten Ort angebracht iſt in der That luſtig — Hören Sie mich an, vorhee ſagte ich doch, daß ein einziger Blik von Ihnen mir mein vormaliges Jugendfeuer wiedergeben würde, ich ſagte es in allem Ernſt blos, um Ihnen ein Kompliment zu machen; allein jezt erfahre ich, daß ich Wahrheit ſagte, in dieſem Augenblik fühle ich eine Munterkeit, ſo wie ich ſie in meinem zwanzigſten Jahr hatte. — Ha! Ha! Schon längſt bemerkte ich, daß Sie in vielen Stükken nicht aufrichtig ſind; eben jezt überzeuge ich mich aufs neue davon. — In ihrer Betäubung zweifeln Sie an der Macht ihrer Augen und an meiner eigenen Jugendſtärke. — Die Baroneſſin wuſte in der That nicht, was ſie darauf antworten ſollte, ſie war vielmehr darauf bedacht, eine Unterredung zu endigen, die ihr nach und nach langweilig zu werden anfieng, ſie lachte daher helle auf, brachte dadurch den beſtürzten alten Baron aus aller

Faſ-

Faſſung und zum Schweigen. Er verließ das Zimmer der Baroneſſin, zufrieden mit ſich und mit dem ſcheinbaren guten Fortgang ſeiner Liebesintrigue.

Man bemerkte es, daß unſer Alter öfter als gewöhnlich bei der Baroneſſin Cour machte; man ſpöttelte über das Antikenſtük, und rechnete ihr dieſe Eroberung als kein geringes Verdienſt an. Anſtatt daß die Baroneſſin darüber hätte böſe werden, und ihren eiskalten Liebhaber verabſchieden ſollen, nahm ſie wahren Antheil an allen den ſpaßhaften Sachen, die man ihr in den Geſellſchaften vorſagte, und ſah von der Zeit den alten Baren mit günſtigern Blikken an, als vormals. Ihre Eigenliebe ward jezt geſchmeichelt; eine Dame ſiehet es immer gern, wenn ſie gefällt, daran liegt nichts, wer der auch ſein mag.

Auch der alte Baron hatte ſich genug zu wehren und zu vertheidigen, um alle die Stichelein zu beantworten, die er in Gegenwart ſeiner Gebietherin anhören muſte. Der Eine ſagte zu ihm: Er wäre vermuthlich willens ſein Eis ſchmelzen zu laſſen; ein Anderer gab ihm den freundſchaftlichen Rath, er möchte ſich doch gar nicht mit ſeinen troknen Knochen einem groſſen Feuer nähern, weil er ſonſt leicht Gefahr liefe, von den Flammen verzehrt zu werden.

Ein Anderer prieß die Baroneſſin als das glüklichſte Frauenzimmer, weil ſie aus eigener Erfahrung lernen könnte, wie man zu den Zeiten der Sündfluth geliebt hätte. Kurz man bot allen Wiz auf, um den alten Baron recht aufzuziehen. Er antwortete ſo gut er konnte, ließ ſich durch nichts aus der Faſſung bringen, und fand durch einen einzigen Seufzer der Baroneſſin ſich völlig getröſtet. Es begegnete ihm aber doch einmal eine kleine Geſchichte, die ihm empfindlich nahe gieng.

Er wünſchte das Glük zu haben, die Baroneſſin ohne Zeugen ſehen zu können, und kam deßhalb eine Stunde vorher hin, ehe man ſich bei ihr verſammelte. — Verzeihung gnädige Frau — ſagte er zu ihr — wenn meine Ungeduld mich etwas eilen läßt. Die Liebe iſt eine ſehr unrichtige Uhr, und wenn man ihr glauben ſollte, ſo müßten alle andere Uhren rükwärts gehen. — Sie ſind ſehr galant, Herr Baron, es thut mir Leid, daß ihr Wiz nicht ſo ganz mit ihrer Perſon harmonirt, indeſſen gefällt mir ihre Laune; Sie müßten Männern von ihrem Alter zum Beiſpiele dienen. — Ich ſage es noch einmal — gnädige Frau — Sie befinden ſich in einem gewaltigen Irthum. Sie rechnen ſo viel auf mein Alter; und halten mich für älter als ich bin, und ich könte Ihnen

doch vom Gegentheil Beweiſe geben. — Ihr Tauf-ſchein ſtehet Ihnen an der Stirn geſchrieben; ich berufe mich blos auf dies Zeugniß — Meine Run-zeln kommen vom Gram her, den ich gehabt habe, vom Studieren, womit ich mich ehedem ſehr beſchäf-tigte. — Die Farbe ihrer Haare iſt die Livree ihres Alters — Sie thun mir unrecht, weil Sie meine Haare nicht geſehen haben — Sie haben vollkom-men recht, Sie haben nur ſo wenige, daß man Mühe hat, ſie zu finden; allein auch die wenigen zeugen gegen Sie. — Es würde etwas leichter ſein, das Gegentheil zu beweiſen — Indem der Baron ſo ſprach, küßte er unaufhörlich die Hand der Baroneſ-ſin; er wagte ſich noch weiter, und am Ende unter-ſtand er ſich ſogar ihren Buſen mit ſeinen Lippen zu berühren. Die Baroneſſin vertheidigte ſich muthig, und riß bei dieſem Streit dem alten Herrn die Pe-rüke vom Kopf, und nun ließ ſie ihrem ausgelaſſe-nen Humor völlige Freiheit. — Hatte ich nicht recht — ſagte ſie lachend zu ihm — daß ihre Haare Ihnen ſchlecht Geſellſchaft geleiſtet hätten, und daß die wenigen, die Ihnen treu geblieben, in ihren Dienſten weiß geworden ſind? — Der arme Ba-ron ſchwieg beſchämt ſtille. Er hob ſeine Perüke auf, um ſeine Schande zu bedekken, als ſich mit

einem:

einemmal die Saalthüre öfnete, und eine Menge Standesperſonen hereintraten, die gewöhnlich täglich die Baroneſſin zu beſuchen pflegten. Seine Unruhe nahm ſichtbar zu, überall um ſich herum hörte und ſah er lachen, welches ihn beinah zur Verzweiflung brachte. Umſonſt war er der Erſte, der ſich bemühete, aus der ganzen Sache einen Scherz zu machen, er ſtammelte blos, Worte konnte er vor Schrek nicht finden', das Klügſte was er unter dieſen Umſtänden thun konnte, war, daß er die Urſache ſeines Unſterns bedekte, und ſich aus dieſem Hauſe entfernte, eine Geſellſchaft geputzter und friſirter Damen verließ, die ihn mit ihrem Hohngelächter vertrieb.

Der alte Baron war einige Tage über die Baroneſſin verdrießlich. Er glaubte dann wieder, ſie würde ihm nie die blutige Scene vorgeben, die er ihr geſpielt hatte. Es würde ihm lang nicht ſo nahe gegangen ſein, wenn er die Hälfte ſeines Vermögens hätte verlieren ſollen, als wenn er wäre gezwungen worden, am hellen Tage öffentlich die Verwüſtungen vorzuzeigen, welche die Zeit an ſeiner Perſon angerichtet hatte. Es iſt wahrhaftig traurig, wenn man ſein möglichſtes gethan hat, die Hinfälligkeit des Alters zu verbergen, wenn man einmal in dieſem Geſchäfte ſo weit gekommen iſt, daß man ſich ſchmeicheln

kann

kann, ein gewiſſes jugendliches Anſehen angenommen zu haben, nun mit einemmal alle Frucht ſeiner Bemühungen vereitelt ſieht, ſich öffentlich an Pranger muß ſtellen und zurufen laſſen; daß aller jugendlicher Anſtand, die ganze Miene des Jünglings blos erborgt ſei, und daß man ſich wirklich in einem Alter befinde, wo alle Lebenskraft ſchon längſt erſchöpft iſt. Indeſſen vergab er herzlich gern der Baroneſſin alles Unrecht, das ſie ihm zugefügt hatte, indem er ſich noch glüklich ſchäzte, daß ſie ihn nicht verachtete.

Unſer verliebter Alte ſezte indeſſen ſeine Beſuche bei der Baroneſſin ununterbrochen fort, die ſo gütig war, ihn zu vertheidigen, wenn die Rede von dem Vorgefallenen war. Er vergaß ſehr bald alles, und ſpielte wie vorher die Rolle eines jungen Mannes. Seine Wünſche wurden heftiger, ſeine Forderungen zudringlicher. Mit Ungeſtüm verdoppelte er ſeine Zudringlichkeiten. Umſonſt bemühte ſich die Baroneſſin ihm zu zeigen, wie lächerlich ſein ganzes Begehren ſei, und wie auffallend ſein ſonderbares Betragen Jedem Beobachter vorkommen muſte. Müde einen Unverbeſſerlichen verbeſſern zu wollen, überdrüſſig, ſeine Eigenliebe einzuſchränken, nahm ſie ſich vor, ihn ſich vom Halſe zu ſchaffen. Nach ihrem Plan, den ſie ſich entwarf, wollte ſie dem alten Baron zeigen, wie unrecht er

daran thäte, noch an Liebe zu denken, da er doch jezt mit den Damen blos als mit Freundinnen umgehen und ſich an ihrer Unterhaltung vergnügen müſte. Das Mittel, deſſen ſich die Baroneſſin bediente, ſich den alten Baron vom Halſe zuſchaffen, wird Jedem widerſinnig und unnatürlich vorkommen, der nicht den Karakter einer galanten Frau kennt, die ſich alles für erlaubt hält, das ihr Vergnügen macht.

Um ihr Projekt deſto beſſer auszuführen, fieng ſie damit an, den alten Baron beſſer zu behandeln, zuweilen zu ſeufzen, und in ſeiner Gegenwart eine verſtellte Röthe anzunehmen. Sie ward zuweilen unruhig, wenn ſie mit ihm ſprach, ſie ſtellte ſich denn wieder nachdenkend zu ſein, und that nach einigen Augenblikken einen tiefen Seufzer, indem ſie verliebte Blikke auf ihn warf. Ein ſchmachtendes Weſen bemächtigte ſich ihrer; ſie ſchien traurig zu ſein, ſo bald ſie von ihrem alten Liebhaber getrennt war. Redete er ſie an, ſo fand ſich in dem nemlichen Augenblik die Heiterkeit auf ihrem Geſichte wieder ein, Freude blizte aus ihren Augen, das holdſeligſte Lächeln zeigte ſich auf ihrem Munde und an ihrem Kinn. Kurz der ſiebenzigjährige Adonis muſte in allem Ernſt glauben, daß er bis zum närriſch ſein geliebt würde. Bei jedem Wort, das die Gräfin ausſprach, glaubte

er

er auch ſchon, daß ſein Glük vollendet ſei, und er lief wirklich Gefahr, ſein bischen Verſtand vollends zu verlieren, das er noch übrig behalten hatte. Kommen Sie ja Morgen früh zu mir, — ſagte ſie mit der einnehmendſten Stimme von der Welt, als er wegachen wollte — ich habe Ihnen Sachen zu ſagen, die Ihnen ſicher Vergnügen machen werden.

Der alte Baron verſprach, daß er ſicher um die beſtimmte Zeit ſeine Aufwartung machen würde. Das Herz ſchlug ihm gewaltig, er beſorgte doch, daß er vielleicht doch nicht die beſte Rolle bei ſeiner Gebietherin ſpielen würde. Endlich beruhigte er ſich, er glaubte durch eingemachte Piſtacien ſich jede fehlende Kraft zu verſchaffen, dann that er der Liebe tauſend Gelübde, und bot jedem widrigen Zufall Troz, der ihm begegnen könnte. Voller Hofnung, Muth und Stolz, erhob er ſich zur Königin ſeines Herzens.

Die Baroneſſin lag noch im Bette. Sie ließ ihn neben ſich zur Seite niederſezzen, und befahl, Niemanden ins Zimmer hereinzulaſſen. Sie redete geraume Zeit blos mit den Augen. Der alte Baron ließ ſich nicht lange nöthigen, das Stillſchweigen zu brechen; er wollte ſich vielleicht überzeugen, daß ein Wunder ihm ſein vormaliges furchtſames Alter wiedergegeben hätte. Er der einen Augenblik vorher

ſich

ſich ſchmeichelte, daß er ein unvergleichlicher Gegenſtand der Liebe ſei; er der jezt ſah, wie ſich die wachende mit Anſtand erhob, und eine reiche Erndte von Myrrhen und Roſengeruch um ſich verbreitete, wuſte nicht, welche Faſſung er dabei nehmen ſollte. Sein finſteres niedergeſchlagenes Weſen, ſeine Blikke, die bald hier, bald dort herumſchweiften, lokten auf der einen Seite ein Lächeln ab, und dann erregten ſie auch wieder Mitleiden. Die Baroneſſin ſah ihn einige Augenblikke an, und dann ſagte ſie zu ihm: Sie lieben mich alſo doch noch mein lieber Baron? — Ich habe mein Möglichſtes gethan, um ſie davon zu überzeugen; mein langes Ausdauren und mein emſiges Beſtreben müſſen Sie hinreichend überzeugt haben, daß ich Sie anbete. — Es iſt mir jezt nicht weiter erlaubt, daran zu zweifeln. Umſonſt habe ich mich bemühet, jene ſanfte Gefühle zu unterdrükken, die Sie mir einflößten. Ihr Triumph iſt gewis. Sie zerſtörten meine Ruhe. Glauben Sie nicht etwan, daß ich unbeſtändig bin, dieſen Fehler überlaſſen Sie der Jugend, die den Werth einer Liebesflamme nicht kennet, die durch nichts ausgelöſcht werden kann. — Der Baron betheuerte ihr bei allem was heilig iſt, daß er ſich nie verändern wolle. Indem er noch ſprach, entblößte die Baroneſ-

neſſin wie von ohngefähr einen Arm, der dem Schnee würde Schande gemacht haben; und zugleich verſchob ſie ihr Halstuch, indem eine Steknadel ſich losriß. Bei dieſem Anblik glaubte der Baron ein ganz anderer Menſch zu ſein, als er war; er ward zu ſeinem Unglük gar zu verwegen. Ein ſanfter Widerſtand feuerte ihn noch mehr an; bald hatte man nicht Stärke genug, ihm zu widerſtehen, ein anderer als der Baron würde jezt in Vergnügungen geſchwommen haben; allein er ſtand ſelbſt ſeinem Glük im Licht. Die Geheimniſſe der Kunſt brachten ihn in Verwirrung; der ſchwache Muth, der ihm die Hofnung einflößte, verſchwand ganz. Voller Verwirrung, die ihn völlig betäubte, rief der arme Baron noch einmal einen Gott zum Beiſtande an, dem er nur gar zu oft gedient hatte, als die Baroneſſin ihn noch vollends verwirrt machte — Möchte Ihnen doch, was Ihnen heute begegnet iſt, zur Lehre dienen. Ich wollte mich ganz überzeugen, ob meine Ideen mich irre führten; ich hatte von Ihnen leider nur eine gar zu vortheilhafte Meinung. Sie hätten bedenken ſollen, daß gewiſſe Vergnügungen nur eine Zeitlang dauren, bedenken ſollen, daß man die Liebe als Kind mahlt um dadurch anzudeuten, daß ihres Gleichen keine Anſprüche auf gewiſſe Zärtlichkeiten haben. Sie zeig-

ten Eitelkeit gerade an einem ſehr unrechten Ort: es iſt mir angenehm, daß ich Gelegenheit gehabt habe, Ihnen zu zeigen, daß Sie in dieſem Fall nicht recht gehandelt haben. —

Der alte Baron, vertieft in mancherlei Betrachtungen, die ſich in ſeinem Gehirn wunderbar durchdrangten, ließ die Baroneſſin lange reden, ohne ſie mit einer Silbe zu unterbrechen. Endlich bekam er den Gebrauch ſeiner Sinne wieder. Sie wiſſen Gnädige Frau — ſagte er am Ende zu ihr — daß gar zu viel Liebe öfters ſchadet. Wenn ich einen Fehler begangen habe ſo iſt daran nicht meine Schwäche Schuld, ſondern das allzu heftige Feuer ihrer Liebe, womit Sie mich entzündet haben. — Sie ſind vor dieſer Gefahr ganz ſicher; keine Frau wird ſich dieß als einen Fehler anrechnen. — Entziehen Sie mir nicht ihre Gnade. Dann bin ich ohne Hofnung verloren! — Es iſt in der That wahr, daß Sie eine Gebietherin höchſt nöthig haben. — Sie hatten mir ja geſtanden, daß Sie meine Liebe erhören wollten. Stehen Sie etwan im Verdacht, als wenn ich bei der Liebe eigennüzzige Abſichten zum Grunde hätte? — Ich bedaure Sie mein lieber Herr Baron. Sie thun meinen Reizzen einen Schimpf

an

an, den ich Ihnen nie werde vergeben können. Allein ich will grosmüthig sein, ich will vergeben. Gehen Sie nach Hause, und lernen Sie entfernt von mir, daß Sie von den Weibern keine Liebe mehr verlangen können, und daß die Weiber nach ihnen sich nicht weiter sehnen werden. — Unser alte Baron verließ voller Wuth das Zimmer, und verwünschte alle Mädchen und Weiber und die Liebe dazu.

Der Baron sah nun ein, wie unrecht er daran thäte, daß er durch sein Verdienst gefallen wollte. Er fühlte es, wie lächerlich er sich vor der Welt mache. Er fiel auf andere Dinge und Entschliessungen; die sich mehr für sein Alter schikten. Eine kleine ausgewählte Anzahl guter Freunde, die unschuldigen Vergnügungen des Landlebens, füllten gröstentheils seine müssigen Stunden aus. Die Neigung, die wir zum andern Geschlecht haben, wird uns angeboren, und verläßt uns erst im Grabe. Eine schwarze Melancholie machte seine Stunden trübe; seit acht Tagen hatte er sich von einem Geschlecht entfernt, das uns allen Gram vergessen läßt, und den Kummer vertreibt. Er nahm sich vor, sich eine von jenen mitleidigen Dirnen anzulegen, die oftmals Nothhelfer sind, welche sich aus Eigennuz stellen, als

wenn

wenn ſie den lieben, der ſie bereichert. Dieſen Plan führte er aber erſt nach langen Kämpfen und mancherlei Entſchlieſſungen aus, und als die Betrübnis und die Unruhe ihm kein ander Mittel eingab. Der Herr Baron hatte den gewöhnlichen Fehler, den die alten Leute an ſich zu haben pflegen, er war nemlich geizzig. Die Wahl ward ihm ſehr ſchwer gemacht. lange rechnete er aus, wie viel ihm dieſe koſten, und wie viel er wieder bei einer andern erſparen könnte. Endlich beſtimmte er ſich, und ſeine Wahl fiel auf ein junges ſchönes Mädchen, Namens Roſette, welche eine Opernſängerin war. Eine Beſcheidenheit und ein gewiſſes einſchmeichleriſches Weſen, welches dieſe Sängerin vor andern auszeichnete, hatten den Weg zu ſeinem Herzen gefunden; er glaubte es wenigſtens mehr als ſeine gute Freunde.

Die Verſchläge des verliebten Alten waren eben ſo gethan, als eingegangen. Wenn ſich Roſette gewiſſer kleiner Kunſtgriffe bediente, ſo muß man dies nicht für Tugend halten; ſie gebrauchte dieſe Liſt blos deshalb, um ſich in dem vortheilhafteſten Lichte zu zeigen und die Grosmuth ihres neuen Liebhabers recht hoch zu ſpannen. Doch der alte Herr Baron gab ihr nur ſehr wenig. Aber ich muß ja alles ſein

ordent-

ordentlich erzählen. Sie hatte von Natur ſo viel Verſtand, daß ſie von ſelbſt einſah, daß ſie nicht gleich mit einemmal Diamantenberge, oder auch neue Karoſſen wie Prinzeſſinnen zu haben pflegen, verlangen könnte. Sie war vors erſte mit vierzig Thaler monatlichem Gehalt zufrieden, indem ſie ſich auf ihre unverkennbare Verdienſte verließ, und ſich Hofnung machte, daß ſie noch einmal die Ehre haben würde, zehn Herzoge eben ſo ſchnell zu Grunde zu richten, troz der abgeſeimſten Modeſchönheiten, die dies Handwerk wie manche andre Kunſtſtükchen von einem Meiſter gelernt haben.

Roſette ſchmiegte ſich an den alten Baron an. Sie hatte von ihrer Seite keine Vorwürfe zu hören. Ihr Glük war ſo gut wie gemacht. Sie konnte es wagen, ſich vor ihm zu rechtfertigen, ohne den geringſten Widerſpruch zu vermuthen. Allein auch er lebte glüklich, und befand ſich in einer Lage, die ihm mancher würde beneidet haben. Es iſt wahr, er bezahlte ſein Glük und ſeine Ruhe; allein konnte er dies wohl theuer genug bezahlen? Seine theure Freundin zog manche Vortheile aus ihrem freundlichen Weſen und aus der groſſen Kunſt, ſich bei ihm einzuſchmeicheln. Sie wuſte ihn durch ihre Liebkoſungen zu be-

reden

reden, ihr tauſend Geſchenke zu machen, und ins geheim verſchafte ſie ſich das, was der alte Herr ihr nicht mehr geben konnte.

Ungeachtet des Geizes des alten, wuſte ſie ihm doch manches Kleidungsſtük, manches Tuch, manche Cadüze abzudrükken. Gern übernahm ſie die kleine Mühe, wenn ſie nur zu ihrem Zwek kam. Der gute alte Mann war etwas hart, wenn man ihn ausplündern wollte. Bald waren alle Kunſtgriffe erſchöpft und keins wollte mehr die gewünſchte Wirkung thun. Verſtellte Kopfſchmerzen wollten nichts helfen; das Maulen und Trozzen und das Wiederverſöhnen, ſchien weiter keine Kraft zu haben; Kapriken und Fantaſien, die ſie ſonſt ganz herrlich zu ihrem Zwek zu gebrauchen wuſte, waren jezt die elendeſten Mittel, weil ſie ſie ſchlechterdings nicht brauchen konnte. Als der alte Geizhalz ihr einmal eine ſimple Garnitur um ein Kleid abſchlug, entſpann ſich zwiſchen beiden folgendes Geſpräch, das ich der Seltenheit wegen meinen Leſern mittheilen will.

In der That, Herr Baron, ich kann es nicht begreifen — rief Roſette in einem affektirten Ton aus — wie Sie mir ſolche Kleinigkeit abſchlagen können, da ich mein Alles, Ihnen zu Gefallen aufopfere! —

Wenn

Wenn ich nicht die Absicht hätte, meine Beste, — entgegnete der Baron — Sie länger als einen Augenblik zu lieben, so würde ich verschwenderisch sein. Allein ich wollte gern mein ganzes Lebelang ihr Glük machen. — Wenn ich Sie verlassen wollte, könnte ich sehr bald einen andern Liebhaber bekommen, der mir vielleicht nicht so gut bezahlen würde, als Sie, mit dem ich aber auch in andern Stükken besser zufrieden sein würde. Das Opfer, das ich Ihnen bringe, verdient auch ihre Erkenntlichkeit. — Das weis ich recht gut, und eben deswegen suche ich mein Vermögen zu erhalten, um mit einem so vollkommenen Frauenzimmer immer leben zu können. — Schlechte Ausflucht! Gestehen Sie es mir nur, Sie sind etwas geizig. — Nein! ich mache einen anständigen, verhältnißmäßigen Aufwand. — Ei! für wen sammlen sie Schätze? für lachende Erben, denen Sie keine Verbindlichkeiten schuldig sind. Ich liesse es gelten, wenn Sie jung wären, wenn Sie noch in ihren besten Jahren wären, wo sich Ihnen Aussichten zu einem langen Leben öfneten. Aber — — Ich bin doch noch nicht ganz abgestorben. — Ich weis recht gut, wie viel das kan ist. Hören Sie mich einen Augenblik an, lieber Baron, nichts ist wohl lächerlicher, als ein Alter,

den der niedrigſte Geiz beſeſſen hat. Man kann mit Mühe Reichthümer zuſammen bringen, um am Ende ſeines Lebens gemächlich leben zu können; wenn man aber beinah das lezte Ziel deſſelben erreicht hat, ſo muß man die Früchte ſeiner Erſparniſſe zu benuzzen wiſſen. Ein junger Menſch, als Verſchwender, und im Alten, als Geizhalz, empören beide den geſunden Menſchenverſtand dermaſſen, daß ſie verdienten, beide nach dem Irrhauſe gebracht zu werden.

Der alte Herr lachte über Roſettens Ermahnung, und ſchalt ſie ein tolles Mädchen. Sie fand indeſſen doch einen andern Weg, die Garnitur doch zu bekommen, worin ſie ſich verliebt hatte. Die Frauen verſtehen das Geheimniß, uns nach ihren Launen zu leiten; wenn ſie an unſern meiſten Fehlern Schuld ſind, ſo haben wir ihnen auf der andern Seite alle unſere Tugenden zu verdanken.

Der Baron behielt Roſetten nicht lange. Die häufigen Aderläſſe, die ſie an ſeinem Beutel machte, wollten ihm am Ende nicht weiter gefallen. Er entſagte herzlich gern allen Gunſtbezeugungen, deren Werth er nicht mehr ganz empfinden konnte, und

die

die ihm gar zu viel kosteten. So that der Eigennu; auf des Alten Seele mehr Wirkung, als die Liebe zu dem Vergnügen. Beide Leidenschaften stritten mit einander, allein die erste behielt die Oberhand. Sie müssen indessen darauf bedacht sein, einigermasser den Ekel zu mindern, den sie sich beigebracht hatten; und wo möglich ganz zu vergessen, daß sie jezt nicht mehr nach Liebe seufzen müssen, sondern einem Glük entsagen, das auf immer sie fliehet. Man kann einen Alten mit Helden vergleichen, die im Kriege grau geworden sind, und mit Feuer die Schlachten beschreiben, bei denen sie sich nicht mehr einfinden dürfen.

Unser Graubart war noch nicht klug geworden. Nachdem er seine schöne Tänzerin verabschiedet hatte, gieng er den noch übrigen Rest seines Lebens auf Liebesabendtheuer aus; anstatt daß die Liebe nach ihrer Zartlichkeit ihm hätte schmeicheln sollen, lächelte sie ihn boshaft an. Wenn der alte Herr zuweilen bei dem Uebermaß seinen Vergnügungen Einhalt that, so geschah dies blos deswegen, um einen Ueberschlag zu machen, und die Kosten zu berechnen, welche er dadurch zu machen, genöthiget ward. Der Leser würde es vielleicht gern sehen, wenn ich ihm den

Mann mit Namen nennte, den ich unter diesem alten Baron geschildert habe, und ich könnte es auch wirklich thun, ohne meinen Helden zu verrathen. Wer nur aber etwas um sich herum siehet, der wird finden, daß im gewöhnlichen Lauf der Dinge auf dieser Erde, fast alle Alten die nemliche Rolle spielen, nur mit kleinen Veränderungen und Nebenscenen, die ich den alten Baron v. S. in dieser Erzählung haben spielen lassen.

Fünfte Erzählung.

Die alte Matrone.

Eine Originalgeſchichte,

wozu man überall Kopien finden kann.

Die Frau von K... hatte ſchon zum ſechzigſten-male ihren Geburtstag gefeiert und wollte doch noch Anſpruch auf Schönheit und Artigkeit machen. Nichts war komiſcher, als wenn man dies kleine ungeſtaltete Ding ſah, geſtüzt auf eine mit Gold beſchlagene Krükke, geputzt im modiſchen Stof, wie ein junges Mädchen von ſechzehn Jahren. Ihre Figur machte den auffallendſten Kontraſt, mit dem Weiß und Roth, das ſie aufgelegt, und mit dem Flitterſtaat womit ſie ſich behängt hatte. Man darf ſich nur ein belebtes Skelet in Gedanken vorſtellen, ſo hat man ihr lebhaftes Bild. Ein falſches Haar bedekt das natürliche, das zu ſehr ihr Alter verrathen möchte. Dieſe Tour iſt mit einem Kopfputz nach der neueſten Mode bedekt. Ihr runzlichtes Geſicht iſt mit Fußhoher Schminke belegt und hie und da ſind einige Schönpflaſterchen angeheftet. Sie will lachen und verdreht im Grunde die Augen. Aus ihren blinzenden Augen [illegible]olt freilich noch ein Feuer aber nicht ein Feuer des Vergnügens, ſondern ein Feuer einer jeden Bruſt; [illegible]d mit klaren Waſſer angefüllt, aber nicht mit ſolchen

chem, das man in den Augen der jungen Leuten gewahr wird, das ſich zuweilen in Freudenthränen verwandelt, dies Waſſer der Alten kündigt eine Abnahme des Geſichts an, tropfenweiſe fällt es aus dem Augenwinkel heraus, oder bleibt ſtehen und bekömmt eine gewiſſe Verhärtung. Sie läßt zuweilen als eine groſſe Seltenheit einen gelben knöchernen Hals und eine platte und vertroknete Bruſt ſehen. Ihre hagern und runzlichten Hände ſpielen noch mit einem Fächer. Mit Fleiß mahle ich dies Bild mit den ſtärkſten Farben, damit man ſich die Frau von K.. nach dem Leben vorſtellen könne.

Ungeachtet ihres Alters glaubte ſie noch immer, die Herzen der jungen Mannsperſonen bezaubern zu können; indeſſen ihr Spiegel ihr öfters zu ihrem gröſten Verdruß ſagte, daß ihre Reizze mit jedem Tage immer mehr in Abnahme geriethen. Sie durfte ſich ja nur an ihren Taufſchein erinnern. Da ſie auf mancherlei Art von der traurigen Wahrheit überzeugt ward, daß ſie nicht mehr die nemliche wäre, die ſie vormals war; überzeugt, daß die Grazien längſt von ihr Abſchied genommen hätten; und da ſie mit ſichtbarer Betrübnis ſah, wie nach und nach ihre vorigen Anbeter verſchwanden, ſo faßte ſie den rühmlichen Entſchluß, vermittelſt der Toilette ihre verfallene

Ge-

Gestalt in eine bessere Form zu bringen. Ihre alt, modische Frisur bekam durch falsches Haar ein besseres Ansehen. Künstliche Zähne wurden da eingesezt, wo kleine Lükken entstanden waren; und durch ein Treibwerk bekam ihr Busen eine Elasticität, als bei dem jüngsten Mädchen. Geld und Mühe wurden nicht geschont, wenn sie dadurch ein jugendliches, liebenswürdiges Ansehen bekommen konnte. Die Bemühungen der Kunst glükten ganz nach ihrem Wunsch. Sie schmeichelte sich hinter die Schliche der Natur gekommen zu sein und ihren Taufschein Lügen strafen zu können. Wenigstens hofte sie, daß sie irgend Jemanden täuschen würde. Die Eigenliebe äusserte auf Frau von K... ganz wunderbare Wirkungen, daß sie gewis war, jedem zu gefallen, der sie sah. Alle die mit ihr ein paar Worte sprachen, waren ihrer Meinung nach, auch schon ihre Liebhaber. Ihr persönliches Verdienst muste einen so gewaltigen Effekt hervorbringen, daß Widerstand geradezu unmöglich war. Wenn sich jemand mit ihr unterhielt, oder sie auch nur auf einen Augenblik ansah, so sagte ihr ihr Herz sogleich, daß dies eine neue Eroberung sei. So fand sie immer Beweggründe zum Trost und zur Beruhigung.

Die Frau von K... hatte eine einzige Tochter; anſtatt daß ſie dieſe als eine Mutter lieben ſollte, hatte ſie vielmehr einen tödlichen Haß auf ſie geworfen. Der Grund dieſes Haſſes iſt ſehr leicht einzuſehen; die Gegenwart dieſer Tochter muſte ihr immer höchſt unangenehm ſein, weil man von ihrem Alter ohngefehr auf das Alter der Mutter ſchlieſſen konnte. Sophie — ſo hieß dies Mädchen — war ihrer Mutter unendliche Verbindlichkeiten ſchuldig; ſie machte ſich immer weit jünger; als ſie eigentlich war. Allein die arme Sophie muſte dieſe kleine Gefälligkeit ſehr theuer erkaufen. Mit Gewalt wollte man ſie aus dem mütterlichen Hauſe heraus haben. Man rühmte ihr oft das Angenehme, Reizzende eines Kloſters, ohne daß man ſie ſo weit bringen konnte, daß ſie Luſt bekam, ſich wirklich einſchlieſſen zu laſſen. Gern hätte die Frau von K... mit ihrer Tochter kapitulirt, und ihr die Hälfte ihres Vermögens überlaſſen, wenn ſie niemalen mit ihr wieder in Geſellſchaft erſchienen wäre. Das beſte Mittel, ſie ſo bald als möglich ſich vom Halſe zu ſchaffen, wäre nun freilich geweſen, ſie zu verheirathen; allein dies war auch nicht thunlich, weil die Alte fürchtete, auf die Art bald Grosmutter genennt zu werden.

Sophie ertrug alles mit Geduld. Ihr Karakter war eben ſo liebenswürdig als ihre Perſon. Sie verdiente in der That ein beſſeres Schikſal und Frau von K... war in der That einer ſo vollkommenen Tochter nicht werth. Der Graf von L... ward von dem Verſtande und der Schönheit des Fräuleins ganz bezaubert. Dieſen Herren darf man nicht mit den meiſten unſerer jungen Grafen und Baronen vergleichen. Er haßte bis in den Tod Narrheit und Perſifflage; ſeine Urtheile über Sachen und Menſchen waren treffend und er konnte auch noch von andern Dingen ſprechen, als von Pferden, Hunden und Karioletten; mit einem Wort er war Einzig in ſeiner Art. Durch ſeine Geburt war er in den Beſiz anſehnlicher Güter gekommen. Alle dieſe Vorzüge, die ſich bei ihm vereinigten, erwarben ihm eine gewiſſe Achtung, und empfindſame Weiber und Koketten bemühten ſich um die Wette, ihn in ihre Nezze zu lokken. Er hatte einmal Gelegenheit Fräulein K... in einem Hauſe zu ſehen, wo er vielen Zutritt hatte. Sie liebten ſich einander alle beide in dem nemlichen Augenblik, da ſie ſich zum erſtenmal ſahen. Graf von L... ſagte ihr ſeine Empfindungen, ſeine Wünſche, bat um Erhörung. Sophie erröthete, ſtellte ſich anfänglich gleichgültig zu ſein, am Ende aber geſtand

ſie

ſie ihm eben ihre wahre Geſinnung, daß ſie nur allein für ihn leben würde, daß er aber vor allen Dingen die Einwilligung ihrer Mutter haben müſte. Der Graf wollte ſich augenbliklich zu den Füſſen derjenigen niederwerfen, von der ſein ganzes Glük abhieng, ſeinen Stand, ſein Vermögen, ſeine Liebe, alles wollte er ihr entdekken, und ſie dann zwingen zu ſeinem Ehebündniß ihre Einwilligung zu geben. Schluchzend hielt ihn Sophie auf. Glauben Sie mir — lieber Graf, ſagte ſie zu ihm — durch Uebereilung können Sie ſehr leicht alles verderben. Frau von K..., meine Mutter wird nie zu unſerer Ehe ihre Einwilligung geben — Und warum nicht? rief der Graf voller Verzweiflung — Sie kann, ſie will uns nicht ſehen. Der Grund davon liegt an meiner Mutter. — Thränen lieſen bei dieſen Worten aus den ſchönen Augen der Fräulein. Der Graf beſchwur ſie ſich darüber näher zu erklären. Sie ſagte ihm alle Kapricen ihrer Mutter, ihre Furcht, ihre Liebe, ihre lächerliche Vorſtellungen und Einbildungen; kurz ſie ſchilderte ihre Mutter vollkommen ſo, als ſie meine Leſer ſchon kennen. Der Graf ſann hin und her auf ein Mittel, und da er keins fand, wollte er unſinnig werden vor Schmerz und Gram. Die Liebe gab Sophien zum Glük ein Mittel ein. Wir können uns

alle

alle Tage ſehen, ſagte ſie zu ihm — allein ſie müſſen — — Reden Sie, meine Schönſte — unterbrach ſie der Graf — alles in der Welt will ich gerne thun, wenn ich dafür nur auf einige Augenblikke das Vergnügen genieſſen kann, mit Ihnen mich zu unterhalten — Sie müſſen ſich entſchlieſſen, ſich in meine Mutter verliebt zu ſtellen. Ohne Mühe läßt ſie ſich ſo etwas weis machen; dadurch werden Sie zu allen Zeiten Zutritt in unſer Haus bekommen; vielleicht macht der Himmel noch ein Mittel ausfindig, daß wir glüklich werden. — Wie! ich ſollte mich ſtellen können eine andere zu lieben, als Sie? Nein, mein Herz kann nur Ihnen Liebe ſchwören, zu ihren Füſſen die zärtlichſte, reinſte Liebe ſchwören — Thun Sie ſich einmal zu ihrem beſten Gewalt an, weil wir ſonſt auch nicht die geringſte Hofnung haben, unſere Wünſche zu erfüllen — Wie? ich ſollte mich dazu entſchlieſſen? allein wenn ich mit der Frau von K... ſpreche, ſo müſſen Sie immer denken, ich ſpräche mit Ihnen. Wenn ich ihr ſage, daß ich ſie anbete: ſo meine ich damit Sie. O wie zärtlich werde ich ſein! welches Feuer wird aus meinen Augen ſtrahlen!

Der Graf fand bald Gelegenheit, in den Häuſern Eingang zu finden, welche die Frau von K.. am meiſten zu beſuchen pflegte. Er überhäufte ſie mit Ar-

tigkeiten und zuvorkommender Gefälligkeit; seine Blikke schienen gleichsam zu sagen, daß er sie überall suche, so bald sie gesehen zu werden vermuthete. Er sprang vor ihr her, unterhielt sie mit galanten Gesprächen, seufzte ihr etwas vor, drükte ihr die Spizzen ihrer Finger, und küste ihr die Hände. Die gute alte Dame glaubte es sehr bald, daß er in ihre Reizze bis zum Närrischwerden verliebt sei. Er sah sie mit seiner Lorgnette von oben bis unten an, fing mit fleiß kleine Zänkereien mit ihr an, um sich wieder vertragen zu können, kurz er spielte so gut die Rolle des Verliebten, als sie vielleicht noch kein Schauspieler gespielt hat, wenn der Gegenstand der Liebe eben so wenig einladend war, als hier der Fall war. Einmal bot ihr der Graf seine Dienste an, um sie nach ihrem Wagen zu führen. — Sie sind ein kleiner Spizbube — sagte sie zu ihm ganz sachte — Wenn Sie nichts bessers zu thun haben, so nehmen Sie heute mit einem schlechten Abendessen bei mir vorlieb. — Man kann sich leicht vorstellen, mit welchem Ausdruk der Freude der Graf dies annahm. Die Alte ward vor Freude fast närrisch. Sie bildete sich fest ein, daß sie der geliebte Gegenstand sei, ohne daß sie auch nur im geringsten auf die Blikke merkte, welche der Graf und Sophie sich einander

zu-

zuwarfen. Sie bat ihren vermeinten Liebhaber, ſie oft mit ſeinen Beſuchen zu beehren. Auf die Art ward der Graf bei der Mutter ſeiner Gebieterin eingeführt. Er ſtellte ſich, als wenn die verwelkten Reizze der Alten ihn gefeſſelt hätten, um ſich neue Gelegenheit zu verſchaffen, recht oft ſeine angebetete Schöne zu ſehen. Eine ſolche Liſt wird jezt ordentlich Mode, und ſie wird täglich mit ſichtbarem Nuzzen immer wiederholt.

Die Mienen der Frau von K... würden jeden andern, nur nicht dem Grafen das laute Lachen abgenöthigt haben. Zuweilen hörte ſie ernſthaft ſeine Unterredungen an, dann affektirte ſie wieder ein gewiſſes flüchtiges Weſen und beſtrebte ſich, dem jungen Mädchen nachzuahmen; oft antwortete ſie blos mit Seufzen, mit ſchmachtenden Blikken. Sie biß ſich in die Lippen, preßte ſich die künſtliche Bruſt heraus. Oft, um ihn noch mehr zu bezaubern, ſang ſie ihm ein neues Liedchen vor, in einem Ton, den ich wohl nicht erſt beſchreiben darf. Kurz die Lächerlichkeiten dieſer alten Kokette giengen etwas zu weit. In allem Ernſt glaubte ſie, ſie beherſche das ganze Herz des Grafen. Dieſe ſüſſe Vorſtellung flößte ihr ein unnennbares Vergnügen ein und verleitete ſie immer zu neuen Ausſchweifungen, welche des Mitlei-

dens jedes biedern Mannes werth waren. Der Graf betrübte sich, daß er nicht seine ganze Zärtlichkeit dem geliebten Gegenstande schenken konnte, sondern sie gleichsam mit der Alten theilen muste; mit Kummer und der äussersten Kränkung muste er der alten Matrone immer noch Süssigkeiten vorsagen, die ihm im Munde zu Galle wurden. Ungeachtet seines edeldenkenden Herzens muste er sich verstellen; ein einziges Lächeln von Sophien tröstete ihn aber wegen der beschwerlichen Rolle, die er spielte und wegen der Langenweile, die er bei der verliebten Alten im vollen Maas hatte.

Aengstlich erwartete er den Augenblik, wo er mit Sophien allein sein konnte, um sich wegen des traurigen Zwangs schadlos zu halten, der ihm aufgelegt ward. Einmal als sie vermutheten, die Frau von K... sei ausgegangen, unterhielten sie sich mit einander von ihrer Liebe. Der Graf beklagte sich, daß seine Rolle etwas zu lang dauerte; Sophie sprach ihm Muth zu, sie nur noch immer fort zu spielen, und sezte hinzu, daß sie nichts sehnlicher wünsche, als so bald als möglich sein Glük zu machen. Der Graf ward ganz bezaubert, warf sich zu ihren Knien nieder; ergrif eine von ihren Händen; bedekte sie mit

Küs-

Küſſen und Thränen und in dem nemlichen Augenblik trat — Frau von K... ins Zimmer.

Wenn es ja möglich iſt, ſich die Lage der armen betrogenen Alten, ihre Beſtürzung, ihre Wuth, ihren Grimm vorzuſtellen, ſo muß man die heftigſten Leidenſchaften in ſich vereint ſich denken, und man wird ſich eine Idee von der Lage der Alten machen können. Die beiden Liebenden ſtanden unbeweglich da, als wenn ſie vom Bliz wären getroffen worden. Mit feurigen Augen, aus denen der höchſte Grad des Zorns hervorſtralte, betrachtete ſie lange beide Unglüklichen — Ihr betrügt mich alſo? rief ſie endlich aus. Treuloſer Graf, für den ich leider nur zu viel Gefälligkeit hatte, ſie können alſo einen andern Gegenſtand mir vorziehen, der kein ander Verdienſt hat, als daß er etwas jünger iſt, als ich? Gehen Sie, ihr ſchlechter Geſchmak rächet mich hinlänglich. — Wohlan, ja, ich bete ihre Tochter an — ſagte der Graf, und warf ſich zu ihren Füſſen — vergeben Sie mir eine Liſt, welche meine Liebe entſchuldigt. Ich muß Ihnen meine ganze Achtung verſichern, allein dies iſt auch alles, zu meiner Schande geſteh' ich es, was Sie mir eingeflößt haben. Die liebenswürdige Sophie muß allen empfindungsvollen Menſchen noch etwas anders als Achtung einflöſſen. Die

Frau von K... wollte den Grafen nicht weiter anhören, und gab ihm blos zu verſtehen, daß er nie ihre Tochter heirathen ſollte, und befahl ihm zugleich, ſie zu verlaſſen. Er ſah ſich genöthigt, zu gehorchen; er entfernte ſich von Sophien, und in ſeinem Innern wüthete Verzweiflung. So bald er fort war, ließ die aufgebrachte Alte anſpannen und verfahren. Sie ſtieg in den Wagen und ihre Tochter muſte bei ihr Plaz nehmen. Weder Bitten, noch Thränen der Tochter rührten die eiferſüchtige Mutter, ſie brachte ſie wirklich in ein Kloſter, das zehn Meilen von Wien lag.

Der Verdruß und die mancherlei Kränkungen, welche die verliebte alte Kokette ausgeſtanden hatte, griffen ſie eben nicht ſo gewaltig an, ſie vergaß alles bald wieder. Der Graf von L... war jezt in ihren Augen ein junger Gek, ohne Verſtand, ohne Geſchmak. Sie glaubte, es würde ſich bald genug ein anderer Liebhaber finden, ein beſſerer Kenner als der erſte, der ihre Verdienſte und Reizze zu bemerken und zu ſchäzzen verſtehen würde. Die Entfernung ihrer Tochter hielt ſie für die beſte Vorbedeutung. Um den günſtigen Zeitpunkt, der aus ihr einen Abgott machen würde, deſto eher anzutreffen, wendete ſie noch mehr Kunſt und Fleiß auf ihren Anzug,

und

und verdoppelte ihre Bemühung, ihr Geſicht ſo jugendlich zu machen, als Farbe und Kreide und Waſſer es nur machen wollten. Was geſchah? Sie machte ſich noch tauſendmal lächerlicher, als vorher. Die Begierde und das Beſtreben, das ſie äuſſerte, mit Gewalt gefallen zu wollen, fiel Jedem auf. Man ſah auf der Straſſe, in der Kirche, in allen Geſellſchaften, wo ſie ſich einfand, allein auf ſie, und keiner wuſte, ob er ſeinen Sinnen trauen könnte, daß eine Frau in einem ſolchen Alter noch ſo ganz Närrin ſein könnte. Am Ende machte man ſich auf ihre Koſten luſtig, und ſelbſt die Straſſenjungen folgten ihr in langen Zügen, um dieſen gepuzten Affen in der Nähe anſchauen zu können. Anſtatt daß ſie den üblen Eindruk hätte merken ſollen, den ihre aufgeſtuzte Figur, ihr bekreidetes Geſicht, das man für ein zwanzigjähriges halten ſollte, anſtatt, ſage ich, daß ſie die Verachtung hätte merken ſollen, die man gegen ihre ältlichen Reizze äuſſerte, glaubte ſie in der That, daß man ſie bewundere. Wenn ſie jemand auslachte, wo ſie vorbei gieng, ſo hielt ſie dies für ein liebvolles Lächeln. Wenn man in ihrer Gegenwart ſachte ſprach, ſo glaubte ſie aus Eigenliebe, daß man zu ihrem Lobe ſpräche. Wenn ein lautes Gemurmel entſtand, ſo bald ſie in die Promenade trat, ſo konnte dies von nichts anders her-

kommen, als daß ihre Reizze die Umſtehenden be-zauberten.

Indeſſen lebte Sophie noch immer im Kloſter, ohne von ihrer Mutter etwas zu hören, die ſie ver-geſſen hatte, noch von ihrem Liebhaber, der ſich alle mögliche Mühe gab, um zu erfahren, wo ſie hinge-kommen wäre. Längſt würde ſie vor Betrübnis ge-ſtorben ſein, wenn nicht eine würdige Kloſterfrau alle Sorge und Pflege für ſie getragen hätte. Dies ſchäzbare Frauenzimmer tröſtete ſie, und ſchilderte ihr die Zukunft reizzend und einladend. Wenn ein Unglüklicher beklagt wird, wenn er ſieht, daß die Er-zählung ſeiner Leiden einen Andern rühren, dann be-kommt er einen gewiſſen Muth, ſeine Seele wird heiter und er vergißt ſchon halb ſeinen Kummer. Die unglükliche Sophie erfuhr eben dieſe Wirkungen von ihrer Tröſterin und ſie fühlte ſich geſtärkt und erwar-tete getroſt das Ende ihrer Leiden.

Die Mutter Angelike — ſo hieß die würdige Kloſterfrau — welche unſere ſchöne Einſiedlerin ſo lieb gewonnen hatte, war alt und grau. Sie hatte Frau von K... ſehr genau gekannt; ſie waren beide in der Jugend mit einander aufgewachſen und hatten ſchon damals unter ſich eine vertraute Freundſchaft errichtet. Gewiſſe Familienunglüksfalle nöthigten Angeliken, den

Schleier

Schleier zu nehmen; mit Betrübniß trennte sie sich von ihrer Freundin. Frau von K... an die Welt gefesselt vergaß sehr bald die Nonne ihre Freundin, ja sie vergaß sogar den Namen des Klosters, wo sie sich aufhielt. Wenn sie es gewust hätte, daß sie ihre Tochter so nahe bei Angeliken brächte, so würde sie nach aller Wahrscheinlichkeit lieber ein ander Kloster gewählt haben; weil es ihr höchst unangenehm sein muste, eine alte Freundschaft zu erneuern, die beweisen konnte, wie lange sie schon gelebt hätte.

Die Thorheiten und Ausschweifungen der Frau von K... nahmen noch immer mehr zu, als ab. Täglich erdachte sie sich neue Weisen sich zu tragen. Die auffallendsten Moden waren ihr die erwünschten. Mit Erstaunen und Abscheu bemerkte man ihren gräßlichen Plan, daß sie noch darauf ausgieng, Herzen zu erobern. Ein armer Edelmann X... bemerkte mit Vergnügen die Schwäche dieser sechzigjährigen Schönheit, und faste den Entschluß, diese Schwäche zu benuzzen.

Der Ritter X... lebte blos von dem, was ihm seine Industrie einbrachte. Er war einer von den unzähligen Menschen, welche die Kunst verstehen, alle zu betrügen, mit denen sie zu thun haben. Seinen eigentlichen wahren Karakter verbarg er vor jeder-

dermann, und widerſprach ſich nie. Man ſah ihn mit den gröſten Spielern ſpielen, denen er öfters groſſe Summen abgewann, um, wie er ſagte, ſeinen Verluſt, den er anderwärts gehabt, wieder zu erſezzen. Er war ein Freigeiſt in Worten und Thaten mit den Wüſtlingen, die ihm ſehr theuer die Vergnügungen bezahlen muſten, die ſie in ſeiner Geſellſchaft genoſſen, er war Pietiſt, Herrnhuter und Frömling, wenn er es mit dieſen Schwärmern zu thun hatte, die ſtets die Liebe Gottes im Munde führten und von der Liebe der Menſchen nichts wiſſen, allein ſeine heuchleriſche Miene täuſchte ſie, und er wuſte ihre Börſe manchmal zu ſchröpfen. Allein ein feſtes und gewiſſes Einkommen hatte dieſer irrende Ritter von ſolchen Frauen, die ungeachtet ihres Alters noch die Thorheit begehen, für ſchön gehalten zu ſein, und ſich freuen, wenn noch einmal einer kömmt, und ihnen die Ehre anthut, ſie zu lieben, oder ſich wenigſtens in ſie verliebt ſtellt; ihre Ehre, ihr guter Ruf wird dadurch aufrecht erhalten und eben dies giebt ihnen ein gewiſſes jugendliches Anſehen. Solche Frauenzimmer ſehen das Opfer ein, das ihnen die Mannsperſonen bringen, und ſind auf Erkenntlichkeit bedacht; alle Bedürfniſſe, die nöthigen und die überflüſſigen geben ſie ihren Liebhabern

gern.

gern. Und wenn ja eine durch Zufall dieſe Sitte nicht wiſſen ſollte, oder aus Geiz ſich ſtellt, als wenn ſie ſie nicht wiſſe, ſo kann ein kluger Menſch ganz unbemerkt ſeine Wünſche ihr beibringen, es wird ihm ein leichtes ſein, ſelbſt die Geizigſte zur Verſchwenderin zu machen, und ihrem Geldbeutel ſo oft zuzuſprechen, ſo oft er nur will. Der Ritter X... war kein Neuling in dieſem Geſchäfte, er machte ſich groſſe Rechnung, unſere alte Matrone tüchtig zu rupfen.

Er ließ ſich bei ihr einführen. Er war liebenswürdig, galant, wuſte der Frau von K... Schmeicheleien und Süſſigkeiten genug vorzuſchwazzen und fand ſie bis zum Entzükken, bis zum Todſchieſſen liebenswürdig. In kurzer Zeit wuſte er ſich bei ihr ſo einzuſchmeicheln, daß er der Freund des Hauſes ward. Die Fortſchritte, wozu ſie ihm ſelbſt Gelegenheit gab, die Blikke voll Liebe und Zärtlichkeit, die ſie ihm zuwarf, machten ihm Muth, daß er es wagte, ihr ſeine Liebe zu entdekken. Die Alte ward zum Scheinroth, wollte die Grauſame, die kleine Unempfindliche ſpielen. Allein zwei Tage nachher geſtand ſie ihm ſeinen Sieg. Der Ritter war ſchon zu weit gegangen, daß er nicht folglich wieder zurüktreten konnte. Er war in die Nothwendigkeit geſezt, alle Liebkoſungen zu

leiden,

leiden, ja ſelbſt ſich zu ſtellen, als wenn er ſie wünſche, und dies alles einem Gegenſtande, den er abſcheulich fand. Oefters ward er von Gewiſſensbiſſen gemartert, er fürchtete, man möchte ihn anklagen, daß er mit ſeiner Großmutter buhlte.

Unſere Heldin mit den grauen Haaren glaubte in allem Ernſt, daß ihre Reizze etwas anziehendes hätten, weil ſie einen jungen Menſchen hätten feſſeln können. Dies war ein neuer Troſtgrund für ſie, und ſie hatte die Hofnung, bis ins Grab zu gefallen. Sie konnte es ſich nicht einfallen laſſen, daß X blos aus politiſchen Gründen ſeufzte, daß er aus Eigennuz ſie liebe. Ei! wie war es ihr möglich ein ſolches geſundes Urtheil zu fällen! War es wohl zu vermuthen, daß ſie klüger ſein ſollte, als andere Weiber von ihrem Alter, welche ſich immer einbilden, die Mannsperſonen lieben ſie, da ſie doch blos auf ihr Geld Jagd machen, und von ihrer Perſon nichts wiſſen wollen.

Alle Zerſtörungen, welche die Zeit bei der Frau von K... angerichtet hatte, hatten doch nicht den Geſchmak am Vergnügen ausgelöſcht. Sie ſuchte ſie noch auf, ſie wünſchte ſie zu genieſſen; ohne zu bedenken, daß ihr Anblik, jede Mannsperſon von ihr weit entfernen müſte. Sie nöthigte den Ritter, ge-

gewiſſe Empfindungen bei ihr rege zu machen, die ihr lange unbekannt geblieben waren. Er konnte ihr dieſe Wünſche nicht füglich abſchlagen. Die Alte genoß alſo ein Glük das blos der Jugend vergönnt iſt, ein Glük, das viele zu erlangen ſuchen, und oft unfähig ſind, es zu genieſſen.

Der Ritter X... hatte in den Augen des ſchönen Geſchlechts ſehr viele Verdienſte; er ließ es ſich merken, wie ſehr er dieſe Achtung merke. Aus dem, was er für eine alte abgelebte Kokette that, kann man ohngefehr ſchlieſſen, was er würde gethan haben, wenn wirkliche Liebe ihn zu einer Dame hingezogen hätte. Der einzige Fehler war der, daß ſich bei ſeinen eifrigen Beſtrebungen etwas Eigennuz mit einmiſchte; ohne dieſen hätte er in der That alle Bewunderung verdient!

Unſere Alte erwartete nicht erſt, daß es ihr Liebhaber ſich ſollte merken laſſen, daß er für ſeine Gefälligkeiten bezahlt ſein wolle; ſie überhäufte ihn mit Geſchenken, vermuthlich deswegen, um ſich ihn immer verbindlicher zu machen. Sie ſchenkte ihm ſo viele Galanterien, daß wenn er auch von allen ſüſſen Herrchens der vornehmſte geweſen wäre, er ſie doch unmöglich alle hätte brauchen können. Der Ritter empfieng alle dieſe Geſchenke mit einer Miene, die ihr ſagten, daß ihre Grosmuth

ihn

ihn beſchäme und daß er möchte unſinnig werden, daß er einer ſo theuren Hand nichts abſchlagen könne. Er verſprach es, weiter nichts von ihr anzunehmen; allein ſo oft ſie ihm etwas gab, ſo oft ſagte er daſſelbe und nahm alles. Als er merkte, daß ihre Freigebigkeit etwas nachließ, ſo verſtand er die Kunſt, ſie wieder in Gang zu bringen. Tauſend Kunſtgriffe, tauſend Betrügereien gebrauchte er, ſein altes Mütterchen zu vermögen, ſeine Börſe immer wieder aufs neue zu füllen. Er ſtellte ſich tiefſinnig und im höchſten Grad traurig zu ſein; ſie wollte die Urſache dieſer Traurigkeit von ihm wiſſen; ein beträchtlicher Verluſt im Spiele hatte dieſe Traurigkeit veranlaßt; ſie gab ihm unaufgefordert Geld, um aufs neue ſein Glück im Spiel zu verſuchen. Ein andermal war es eine Wechſelſchuld, die ihn in Verzweiflung brachte. Kurz der Ritter bediente ſich mancherlei Vorwand, um oft die Börſe der Frau von R... in Beſchlag zu nehmen. Seine Liſt, die er gebrauchte, ſchlug nie fehl; und er war ſo gut Herr über ihr Vermögen, wie ſie ſelbſt.

Wenn unſere Alte ihre Schwachheiten verborgen gehalten hätte, ſo würde ſie ſich damit nicht vor aller Welt lächerlich gemacht haben. Allein ſie wollte damit Aufſehen machen. Sie verlangte, daß der Rit-

ter ihr immer zur Seite aiena. Sie nahm ihn mit auf den Spaziergang, ins Schauspiel. Sie ſtellte ſich, als wenn ſie auf öffentlichen Plätzen ihm etwas ins Ohr ſagte, und lachte laut auf, wenn er ihr etwas ſagte. Man konnte unmöglich das Lachen laſſen, und muſte ſich über ihr wunderliches Betragen ärgern, wenn man ſie als eine Närrin daher ſchreiten ſah, es ſah, wie ſie einem jungen Menſchen verliebte Blikke zuwarf, wie ſie mit ihm Poſſen trieb und zärtlich ſich auf ſeine Schulter ſtüzte. Einmal muſte ſie eine gewaltige Demüthigung ausſtehen; ein Schalk fragte ſie nemlich, ob dieſer junge Menſch, der ſie ſo zärtlich zu lieben ſchien, ihr Sohn wäre.

Allein wir haben die beiden andern Liebenden, die uns weit mehr intereſſiren ſollten, ſchon zu lange aus dem Geſicht verloren. Nachdem der Graf von L... nach vielem Nachfragen das Kloſter doch nicht wuſte, wo Sophie eingeſchloſſen war, und zehn dies konnte ihm doch nicht viel helfen, wenn er nicht Hofnung hatte, ihre Mutter auf andere Gedanken zu bringen. Er hatte ſie in verſchiedenen Häuſern angeredet, allein ſie wollte ihn nie anhören und wollte auch auch ſogar die nicht hören, welche ein Vorwort bei ihr für ihn einlegen wollten. Der arme

Graf

Graf wuſte nicht, was er machen ſollte, verfluchte ſein unglükliches Geſtirn, nahm Extrapoſt, um auf eines von ſeinen Gütern zu fahren, ſich dort in der Stille ſeiner Betrübniß zu überlaſſen. Indem er vor M... vorbeifuhr, ſtieg er zufälliger Weiſe vor einem Nonnenkloſter ab. Eine glükliche Vorempfindung, oder vielmehr die Liebe, die diesmal ſeine Führerin war, erregte bei ihm einen Trieb, in die Kirche hereinzugehen. Man ſang eben die Veſper. Eine gewiſſe Stimme ſchien ihm ſo bekannt zu ſein. Zitternd näherte er ſich dem Gitter des Chors. Wie groß war ſeine Beſtürzung! ſeine Freude! ſeine ewig theure Sophie erblikte er unter verſchiedenen andern Penſionairinnen.

Dieſe Veſper däuchtete ihm unendlich lange zu ſein. Kaum war ſie aus, ſo flog er nach dem Sprachzimmer, und verlangte die Fräulein v. K... zu ſprechen. Sie erſchien, ohne an das Vergnügen zu denken, das ſie zu erwarten hatte. Sie ſchrie laut auf, nachdem ſie ihren Geliebten erkannte, und dieſe Ueberraſchung und die plözliche Freude hätte ihr bald eine Ohnmacht zugezogen. Nachdem ſie ſich einander alles Zärtliche geſagt hatten, was man von ſolchen Liebenden nur erwarten kann, lief Sophie hin zur Muter Angelika, damit auch ihre Freundin

an

an dieſer Freude Theil nehmen, und ſie einen Mann kennen lernen ſollte, von dem ſie mit ihr ſo oft geſprochen hatte. Die alte Nonne ward bezaubert. Die Phiſiognomie des Grafen gefiel ihr. Sie betheuerte heilig, daß ſie ihr möglichſtes thun wollte, um die Frau von K. dahin zu bringen, daß ſie ihre Einwilligung zur Heirath gäbe.

Der Graf, der das Ziel ſeiner Wünſche beinah erreicht, hatte nun nicht mehr Luſt, auf ſeine Güter zu reiſen. Er blieb in M... und beſuchte täglich ſeine reizende Sophie. Beide Liebenden erwarteten mit Schmerzen die Frucht von den Bemühungen der Angelika. Sie ſchrieb verſchiedene Briefe, aber jedesmal ohne den gewünſchten Erfolg. Die Frau von K... antwortete jedesmal, daß es ihr Leid thäte, daß ſie ihr nicht in dieſem Stük einen Beweis ihrer Freundſchaft geben könnte, ſie hätte nun einmal ihren Entſchluß gefaßt, und nichts wäre im Stande, dieſen zu verändern.

Zwei Monate verfloſſen, indeſſen die Schreiben in dieſen Geſchäften unaufhörlich gewechſelt wurden. Der Graf äuſſerte ſeine Leiden durch Klagen. Sophie ſagte kein Wort und war im Grunde noch übler daran als der Graf. Die Mutter Angelika ermahnte

ſie

ſie zur Geduld und ſtellte ihnen vor, daß ſie ſich ganz in den Willen des Himmels ergeben müſten.

Die Frau von K... machte ſich wenig Unruhe über den Kummer ihrer Tochter und über die Leiden des Grafen, ſo oft auch Angelika Gelegenheit nahm, wegen ihrer Weigerung ihr die bitterſten Vorwürfe zu machen. Der Ritter K... erfuhr alles, er war ihr König, ihr Abgott; je mehr er ihr koſtete, je liebenswürdiger erſchien er in ihren Augen. Der würdige Gegenſtand ihrer närriſchen Liebe, der Urheber ihrer Verirrungen und Ausſchweifungen, erwartete nächſtens den Zeitpunkt, ſie völlig zu Grunde gerichtet zu haben, um ſie alsdann verlaſſen zu können und ihre Narrheit zu belachen. Allein es wurde ihm nicht Zeit gelaſſen, ſeinen Plan auszuführen und ſeine Ehre zu retten. Unglücklicher Weiſe ließ er im Zimmer ſeiner Gebieterin ein Papier aus der Taſche fallen, als er den Abend nach Hauſe gieng. Sie nahm es auf, in der Abſicht es ihm wieder zu geben. Es war ein Brief von einem Freunde des Ritters; aus Neugierde wollte ſie den Inhalt deſſelben wiſſen. Sie las folgendes:

„Du meldeſt mir mein, Beſter, daß du auf alle „mögliche Art die arme K... anzieheſt, und daß „du alles anwendeſt, um ſie je eher je lieber aufs

Trok-

„Trokne zu ſezzen, und dich dann völlig von ihr
„loszumachen. Ich bitte dich, thue ja alles, was
„du thun kannſt. Man ſagt ſich ſchon allerlei
„ins Ohr, warum du mit dieſem Schattenbilde
„ſo lange umgegangen biſt. Deine Freunde ha-
„ben wirklich Mühe, dich gegen alle Beſchuldi-
„gungen zu vertheidigen. Eigentlich muſteſt du
„ſchon längſt die Alte auf den Miſt gebracht, und
„ihre lezte Feder ausgezogen haben. Sonſt ver-
„dient ein ſo altes Thier einen ſo jungen und lie-
„benswürdigen Menſchen nicht, als du biſt.“

Frau von K... knirſchte mit den Zähnen und dachte vor Wuth zu ſterben. Sie machte dem Ritter die kränkendſten Vorwürfe, zeigte ihm den unglüklichen Brief, zerriß ihn und warf ihm die Stükke ins Geſichte. Der Ritter ſtand verſteinert da, wuſte anfänglich nicht, was er ſagen ſollte; endlich kam er wieder zu ſich ſelbſt, ſah die Frau von K... vom Kopf bis zu den Füſſen an, lachte ihr mit der gröſten Kälte unter die Naſe und gieng.

Unſere unglükliche alte Dame hatte ſich noch nicht völlig von ihrem Zorn wieder erholt, als ſie einen Brief bekam, der ihr Gelegenheit genug zum Nachdenken verſchafte. — Ei da kommen ja Briefe Schlag auf Schlag, kann hier vielleicht einer einwenden. Es

mag ſein; es iſt mir ſelbſt nicht lieb; allein wenn ich der Geſchichte treu bleiben will, muß ich ſie anführen. Dieſer Brief, der der Frau von K... wenig Vergnügen machte, war von der Mutter Angelika. Die gute Kloſterfrau, die ſich der Sache ihrer Kinder, ſo pflegte ſie ſie zu nennen, ſo ernſtlich annahm, war nicht wenig betreten, als ſie ſelbſt beinah alle Hofnung aufgab, die Mutter zu günſtigern Gedanken zu bewegen. Noch ein Mittel wollte ſie verſuchen, da die vorigen fehlgeſchlagen waren. Dies iſt kurz der Inhalt ihres wichtigen Schreibens:

„Sie verhelen die Hälfte ihres Alters, ich weis „nicht eigentlich warum, allein Sie müſſen doch „Gründe dazu haben. Ich kenne Sie von ihrer „Kindheit an, es hängt blos von mir ab, deutlich „zu beweiſen, daß noch viel daran fehlt, daß Sie „noch im Frühling ihrer Jahre ſein ſollten. Ich „melde Ihnen alſo hiemit, daß wenn Sie nicht „je eher je lieber in die Heirath ihrer Tochter mit „dem Grafen v. L... einwilligen, ich überall öf„fentlich bekannt machen werde, daß Sie älter „als ſechzig Jahr alt ſind. Sie ſind 1714 „geboren, haben ſich 1734 verheirathet und jezt „ſchreiben wir 1790; die Rechnung iſt leicht, wie „alt Sie ſein müſſen. Es wird nicht ſchwer hal-

ten,

„ten, Beweiſe für meine Behauptungen beizubrin„gen. Glauben Sie mir, es liegen ſchon zu dem „Ende Briefe an meine gute Freundinnen in Be„reitſchaft, die, wie Sie wohl wiſſen, alle groſſe „Schwäzzerinnen ſind; wenn ich in ein paar Ta„gen keine befriedigende Antwort habe, ſo weiß „in der folgenden Woche ganz Wien vielleicht beſſer „als Sie ſelbſt, wie alt Sie ſind. Stellen Sie „ſich vor, welcher Schimpf dies für Sie ſein „würde!“

Die Kloſterfrau Angelika.

So bald die Alte dieſen Brief geleſen hatte, war ihr Entſchluß gleich gefaßt. Sie ließ anſpannen und fuhr gleich nach M... Sie ſollen erlangen, was Sie wünſchen, rief ſie der Mutter Angelika zu, ſo bald ſie ſie ſah. Ihr Rath ſchien mir ſo annehmbar zu ſein, daß ich willens bin noch heute meine Tochter mit dem Grafen zu vereinigen. Der Graf trat jezt ins Zimmer, ſie kündigte ihm ſelbſt mit der gröſten Freude ſein Glük an. Er fiel ſeiner Schwiegermutter zu Füſſen, und ſagte ihr tauſend Dank für den koſtbaren Schaz, den ſie ihm anvertrauen wollte. Sophie verließ das Kloſter; die Hochzeit ward vollzogen, unſere Liebenden ſchwimmen noch in Freuden und

ich will wünſchen, daß ſie noch lange glüklich ſein mögen. Frau von K... unterſtand ſich nicht, ihre alte Freundin zu bitten, verſchwiegen zu ſein; die Kloſterfrau merkte, was in ihrem Herzen vorgieng und gab ihr beim Abſchied die Verſicherung, daß ſie ſich noch immer in der Welt für eine Frau von dreiſſig Jahren ausgeben könnte, ohne befürchten zu dürfen, daß ſie ihr Geheimnis verrathen würde.

Sechste Erzählung.

Der Cynismus

oder

Krates und Hipparchia.

Eine griechiſche Geſchichte.

In allen Stükken iſt der Geſchmak unendlich verſchieden, das ſehe ich armer Autor an meinen Rezenſenten, einige loben mich, andere tadeln mich und fällen ganz ſeltſame Urtheile, die ſich geradezu widerſprechen; das wird Jeder bemerken können, der mit Handel und Wandel zu thun hat; das wird man vornemlich bei Hochzeiten und Eheverſprechungen leider nur gar zu oft gefunden haben. Das ſchönſte Mädchen wählt öfters einen häßlichen Mann, wenn ihr auch die Wahl freigeſtanden hätte, den ſchönſten zu nehmen; und umgekehrt das häßlichſte Mädchen bekommt unvermuthet einen ſchönen Mann, von der vielleicht alle Freunde und Freundinnen glaubten, daß ſie ewig den Titel als Jungfer führen würde. Es würde auch wahrlich ſchlimm genug um die armen Mädchen ausſehen, wenn nur die ſchönen und artigen, die reichen und vornehmen Männer bekommen ſollten. Alles hängt vom Geſchmak ab und beſtimmt öfters ganz wunderlich die Wahl eines Gatten oder einer Gattin. Folgende wahre Geſchichte aus dem grauen Alterthum entlehnt, wird meine Behauptung hinreichend beſtätigen.

Hip-

Hipparchia ein ſchönes, junges Frauenzimmer, aus der thraciſchen Stadt Maronea gebürtig, lebte ungefehr zu den Zeiten Alexander des Groſſen. Nicht blos unſer jetziges Zeitalter hat den Vorzug, daß Frauenzimmer philoſophiſchen Vorleſungen beiwohnen, ſondern auch ſchon damals fanden ſich Liebhaberinnen zur Philoſophie, die zu den Füſſen ihrer Lehrer ſaſſen, jedes Wort begierig auffaſten und ſich tief ins Gedächtniß das Gehörte prägten. Matroties, Hipparchias Bruder, hörte den Philoſophen Krates der der griechiſchen Philoſophie zugethan war, und ſeine Schweſter hörte ihn zur Geſellſchaft mit.

Antiſthenes, ein Schüler des Sokrates, ſtiftete die cyniſche Sekte. Er wollte in der Moral ſeines Lehrmeiſters noch weiter gehen, und verſchüttete, wie man ſagt, das Kind zugleich mit dem Bade. Mäſſig und beſcheiden ſein, ſind ganz vortrefliche Eigenſchaften; allein wenn man dieſe bis zum lacherlichen übertreibt, ſo verlieren ſie zum Theil das, wodurch ſie empfehlungswürdig werden und die Achtung und Schäzzung der Menſchen verdienen. Dieſer neue und übertriebene Lehrer der Tugend ließ ſich den Bart wachſen, ſo lang als er nur werden wollte — da dies doch damals keine Sitte war — rechnete es ſich zum Verdienſt an,

an, ein zerriſſenes Kleid zu tragen, und in dem vollſtändigſten Anzuge eines Bettlers einher zu gehen. So wenig auch dieſe Lehren und dieſe Lebensart anlokkendes hatten, erregte er doch durch ſeine Philoſophie Aufſehen, ob er gleich nur wenig Schüler fand, die ſeinen Glauben annahmen und ſich zu ſeiner Lebensart bequemten. Was er lehrte, war vortreflich: die Tugend erfordert unſere ganze Thätigkeit — ſagte er — und iſt zur Glükſeligkeit unumgänglich nöthig. Ja ſie macht eigentlich die Glükſeligkeit ſelbſt aus. Der Weiſe kann nur durch ſie glüklich werden. Ehrlichkeit iſt das einzige Gut, welches die Menſchen mit allem Eifer zu erringen bedacht ſein ſollten.

Diogenes war einer ſeiner vornehmſten Schüler und Verehrer und trieb die Philoſophie ſeines Meiſters noch um einige Grade weiter. Diogenes war einer von jenen auſſerordentlichen Männern, welche alles übertreiben, ihre eigene Vernunft nicht einmal ausnehmen und den Spruch wahr machen: „daß der Karakter eines jeden groſſen Mannes mit ein klein wenig Narrheit vermiſcht iſt.“ Sinope in Pontus war ſeine Geburtsſtadt, woraus man ihn wegjagte, weil er falſche Münze gemacht hatte. Sein Vater hieß Icesius, war Bankier an dieſem Ort und ward um deſſelben Verbrechens willen verbrannt. Einige er-

erzählen, daß er im Gefängniß gestorben sei und daß der Sohn nicht erst die richterliche Sentenz erwartet, sondern sich gleich nach dem Tode seines Vaters mit der Flucht gerettet habe. Diogenes reiste nach Athen, und erlangte vom Philosophen Antisthenes, durch seine grosse Enthaltsamkeit und Standhaftigkeit, daß er ihn zum Schüler aufnahm. Mit Freuden unterwarf er sich nicht blos der Lebensart, welche die Stifter der cynischen Philosophie vorschreiben und befolgen, sondern er verstand sich auch von selbst zu einem strengern Grad von Enthaltsamkeit; so daß vorher noch nie ein Philosoph so sehr alle Bequemlichkeiten des Lebens verachtet und auf alles Verzicht gethan hatte, worin die meisten Menschen ihr einziges Vergnügen finden. Man würde sich wahrhaftig sehr irren, wenn man glauben wollte, daß sein Stab und sein Brodsak und die Tonne, die ihm zur Wohnung diente, ihn gering, arm und verächtlich gemacht habe. Er sagte selbst von sich, daß das ganze Hohngelächter über ihn herfiele, da er als ein Landstreicher ohne Haus und Vaterland lebte, bettelte, armselig einher gieng und in den Tag hineinlebte; und doch war er gerade hierauf stolz und rechnete sich alles dies eben so zur Ehre, als Alexander auf seine Siege und Eroberungen mit Recht stolz sein konnte. Er sah die ganze Erde und

die

die Menschen die darauf leben, gleichsam über die Achseln an, übte über das ganze menschliche Geschlecht die strengste Kritik aus, glaubte über alle Philosophen einen sichtbaren Vorzug zu haben, sie alle zu übersehen und hielt sich allein für den besten und glüklichsten Menschen. Man muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sich eine gewisse Grösse in sein ganzes Wesen mischte, wenn man den Diogenes von einer Seite ansiehet; und weil Alexander der Grosse ihn selbst gros fand, der in diesem Punkt etwas eigen und mit dergleichen Lobeserhebungen wahrhaftig nicht verschwenderisch war, muß er es doch wohl gewesen sein. Einige tadeln Alexander hierüber, andere tadeln wieder das Betragen des Philosophen gegen diesen Prinzen. Man würde nicht unrecht thun, wenn man ihn des Sokrates Hofnarren nennen wollte. Er lebte lange in Korinth, und starb daselbst im hohen Alter. Wenn er eigentlich gestorben und wie er gestorben ist, weis man nicht recht. Er soll kurz vor seinem Ende verordnet haben, daß man seinen Leichnam nur etwas mit Erde bedekken möchte, damit die Thiere ihn ohne Umstände ausgraben und verzehren könnten. Als er nach Aegine reiste, ward er unterwegens von Seeräubern weggekapert und nach Kreta gebracht, wo man ihn

zum

zum Verkauf öffentlich ausſtellte. Als ſein Herr ihn fragte, was er verſtünde, gab er zur Antwort, er wüſte Menſchen zu beherrſchen; und da er einen Korinther erblikte, der eben da vorbei gieng, ſagte er zu dem Sklavenhändler; „Verkauf mich dieſem Mann da, dann er hat einen Herrn nöthig. Xeniades — ſo hieß der Korinther — kaufte wirklich den Diogenes, übergab ihm ſeine Söhne zum Unterricht, und übergab ihm zugleich die Aufſicht über ſein ganzes Haus. Des Diogenes Freunde wollten ihn wieder loskaufen, allein ſeine Antwort war: „Die Löwen ſind nicht Sklaven derjenigen, die ſie füttern, ſondern dieſe ſind Sklaven der Löwen.“ Ob er bis ans Ende in der Knechtſchaft geblieben iſt, darüber ſind die Meinungen getheilt; es iſt aber wahrſcheinlich, daß er nicht als Knecht geſtorben iſt, weil ein glaubwürdiger Schriftſteller von ihm anführt, daß er im Winter zu Athen und im Sommer zu Corinth gelebt hat. Manche von ſeinen wunderlichen Meinungen und paradoxen Grundſäzzen verdienen allerdings Entſchuldigung, ſie ſind jedem groſſen Kopf eigen: allein gewiſſe von ſeinen Prinzipien laſſen ſich auch durchaus nicht entſchuldigen. Das lateiniſche Sprüchelchen: Naturalia non ſunt turpia brachte er in allen Stükken in Ausübung. Er bediente ſich

dabei

dabei folgenden Schluſſes. Es wird keinem als ein Vergehen angerechnet, wenn er den Mittag eine Mahlzeit zu ſich nimmt; es kann alſo auch keinen Tadel verdienen, wenn man dies auf öffentlicher Straſſe thut. Er aß alſo, wo und an welchem Ort es ihm am erſten einfiel. Dieſen Grundſaz dehnte er aber noch viel weiter aus. Es iſt nichts ſtrafbares, ſagte er zum Beiſpiel, ſeiner Frau ehelich beizuwohnen, es kann alſo kein Verbrechen ſein, wenn man eben dies auf öffentlicher Straſſe verrichtet. Dieſer ſeltſame und ſchmuzzige Philoſoph war vielleicht unter allen Menſchen der einzige, der auf alle ſinnliche Vergnügungen ſo ganz Verzicht that, das Vergnügen der Liebe allein ausgenommen, nicht daß er an der Wolluſt Geſchmak ſollte gefunden haben, ſondern vielmehr, daß es ihm Naturbedürfniß geworden, ſich des Ueberfluſſes zu entledigen. Einmal hatte er ein Freudenmädchen auf eine gewiſſe Zeit zu ſich beſtellt, da ſie aber in der von ihm beſtimmten Stunde nicht da war, konnte er unmöglich länger warten, und — — — — — — — — — — — — — — — als ſie hernach wirklich kam, ſchikte er ſie wieder fort, mit dem Bedeuten, daß ſie zu ſpät gekommen wäre, und er ſie nicht brauchen könnte. Die berühmte griechiſche Buhlerin Lais, die in der Wahl ihrer Liebhaber ſo

äuſſerſt delikat war, liebte ihn, dieſen ſchmuzzigen Mann umſonſt, da ſie doch ſonſten ihre Reizze und Gunſtbezeugungen ſehr hoch verkaufte. Die gröſten Redner und die berühmteſten Philoſophen verliebten ſich in ſie. Demoſthenes, dieſer gelehrte Mann, reiſte blos nach Korinth, um mit dem Freudenmädchen Lais eine Nacht hinbringen zu können; allein ſie forderte für dieſe einzige Nacht zehntauſend Drachmen *), welches dem Philoſophen zu koſtbar war, daß er unverrichteter Sache wieder nach ſeiner Heimath wanderte. Der Philoſoph Ariſtipp verſchwendete viele Summen Geldes bei dieſer Buhlerin, und muſte deshalb die bitterſten Vorwürfe vom Diogenes anhören, der ihn ſo gern zum Cyniker machen wollte. „Entweder muſt du nicht länger bei einer öffentlichen Hure ſchlafen — ſagte Diogenes zu ihm — oder du muſt ein Cyniker werden, wie ich.“ Ariſtipp gab ihm die ſchlaue Antwort: „Iſt es denn ungereimt, in einem Hauſe zu wohnen, worin ſchon Andere gewohnt haben, oder auf einem Schif zufahren, worauf ſchon andere gefahren haben.“ Diogenes: „Nein, ungereimt iſt das wohl eben nicht.“ Ariſtipp: „Nun, ſo iſt es auch eben ſo wenig ungereimt, bei einem Weibsbilde zu ſchlafen, bei dem ſchon andere

*) Etwas über tauſend Thaler Conventionsmünze.

andere geſchlafen haben. — Der arme Diogenes ſoll, wie einige behaupten, ein Atheiſt geweſen ſein; allein mir iſt dies höchſt unwahrſcheinlich und aus den Schriften, die man ihm zuſchreibt, könnte man gerade das Gegentheil beweiſen. Gegen die bei den Griechen im Schwang gehenden Laſter und Fehler eiferte er gewaltig. Er ſchimpfte, ſo ſtark er nur immer konnte, auf den Luxus, den Geiz, den gewaltigen Stolz und die Ruhmſucht und auf viele andere Fehler ſeiner Nation. So ſeltſam und ausſchweifend ſeine Lebensart, ſo ſchwülſtig und übertrieben ſeine Lehren waren, fanden ſich doch Schüler bei ihm ein, die von ihrem Meiſter Unterricht begehrten und ſich ſo gar die auffallende Lebensart ihres Lehrers gefallen lieſſen; ſo wie ſich zu den ſtrengſten Orden der Chriſten noch immer Novitien finden, die alles menſchliche Gefühl verlohren zu haben ſcheinen, und durch ein gewiſſes überirdiſches Anſchauen und Contempliren, für das, was ſie im Irrdiſchen entbehren müſſen, Erſaz zu bekommen ſcheinen.

Einer von ſeinen Schülern war Krates, Aſcends Sohn, ein Thebaner. Seine Eltern hinterlieſſen ihm ein anſehnliches Vermögen, wodurch er in den Stand geſezt wurde, ohne groſſe Anſtrengung ein bequemes Leben zu führen. In ſeiner Jugend über-

ließ er ſich auch allen ſolchen Vergnügungen, die er ſich vermöge ſeines Temperaments, ſeines Alters und ſeines Geldes ſehr leicht verſchaffen konnte. Allein eine einzige Komödie, die er ſah, modelte ihn um, ſtimmte urplözlich ſeine Wünſche und Neigungen um, und machte, daß er die cyniſche Philoſophie ſo lieb gewann, daß er alle Freuden dieſes Lebens, alles, was die meiſten Menſchen ſo ſehnlich wünſchen, mit einemmal darüber aufgab. So können oft ſehr kleine geringfügige Urſachen, Veranlaſſungen zu ſehr groſſen Veränderungen ſein, die auf unſere ganze künftige Lebenszeit einen bleibenden Einfluß haben. Dieſer kleine unbedeutende Umſtand war weiter nichts, als eine einzige Szene in der Komödie, die gerade auf keinen von allen Zuſchauern den ſeltſamen Einfluß hatte, als auf Krates. Es wurde darin vorgeſtellt, daß einer einen ganzen Korb voll von Geld und Silber und andern Sachen von ſehr groſſem Werth weggegeben und ſich auf die cyniſche Philoſophie gelegt habe. Die ganze Manier der Darſtellung dieſes heroiſchen Entſchluſſes bewegte den Krates, alle ſeine Güter zu verkaufen und das nemliche zu thun. Nach der Erzählung einiger Schriftſteller, ſoll er das daraus gelöſ:te Geld ins Meer geworfen, nach andern es einem Wechsler in Verwahrung gegeben haben, unter der Bedingung daß er es einmal ſeinen,

Kin:

Kindern, wenn er welche bekommen ſollte, in dem Fall zuſtellen ſollte, wenn ſie einfaltig wären und keinen Verſtand hätten, wenn er aber ſehen würde, daß ſie klug und geſcheid wären, dann hätten ſie kein Geld nöthig und er könnte es unter arme und bedürftige Leute vertheilen. Alexander der Groſſe fragte ihn einmal, ob es ihm lieb ſein würde, wenn ſeine Vaterſtadt erbauet und alle verwüſtete und und verödete Oerter wieder bewohnbar gemacht würden. Dies müſte ihm einerlei ſein — gab Krates Alexandern zur Antwort — denn wie leicht wäre es möglich, daß wenn nun alles wieder hergeſtellt wäre, ein zweiter Alexander käme, der vielleicht noch gröſſere Verwüſtungen anrichtete.

Krates legte ſich mit ſo groſſem Eifer auf die cyniſche Philoſophie, daß er bald in den Stand geſezt ward, Vorleſungen darüber zu halten. Nicht blos in unſerm Jahrhundert haben wir die ſeltſamſten und auffallendſten Epochen gehabt, daß einer mit einer neugebakkenen Philoſophie ſich einen unendlichen Beifall verſchaffen kann; allein wir haben auch geſehen, daß dieſe Philoſophie und der Beifall, den man ihr ſo laut ſchenkte, gewöhnlich gänzlich vergeſſen ward, wenn ein neues philoſophiſches Phänomen entſtand, daß mit der Miene des Allwiſſens ſich Beifall und

Schü-

Schüler zu erwerben verstand. So war es auch in Griechenland, wo alle Augenblikke neue philosophische Schulen entstanden, die desto fleissiger besucht wurden, je seltsamere Meinungen und Säzze darin gelehrt wurden und je mehr sie sich von dem natürlichen entfernten. So wie nun Krates seine Vorlesungen über die sonderbare cynische Philosophie anfieng, fanden sich junge Leute genug, die aus Liebe zum Sonderbaren, oder wegen Neuheit der Sache, oder endlich um die Mode mitzumachen, diese mit anhörten.

Unter diesen befand sich auch, wie ich bereits gesagt habe, Metrokles und dessen Schwester Hipparchia. Ob Hipparchia, die Lehrsäzze dieses schmuzzigen Philosophen, oder seinen Körperbau oder seinen Karakter so lieb gewonnen, mag ich nicht entscheiden; kurz sie ward bis zum Närrischwerden in ihn verliebt. Hipparchia war ein recht nettes Mädchen, daß sich so viele Freier um sie versammelten, daß sie nur wählen durfte, wer ihr am besten gefiel. Diese Liebhaber waren die reichsten, begütertsten und schönsten Jünglinge aus der Stadt, daß der Hipparchia, wenn sie ja gewählt hätte, die Wahl wirklich zu schwer geworden sein müßte. Diese Jünglinge waren aus den besten Häusern, von guter Erziehung und glaubten, jeder insbe-

besondere von sich, daß sie durch ihre Beredsamkeit und Artigkeit, das schöne Mädchen gewinnen würden.

Verglich man den Krates mit allen diesen schönen und reichen Jünglingen, so war es kaum ein möglicher Fall, daß das ärmste und häßlichste Mädchen dem erstern ihre Hand geben und alle übrige verachten sollte, wie viel weniger war dies von der Hipparchia zu denken. Man stellte ihr alles vor. Ihre Eltern und ihr Bruder verschwendeten alle Künste der Beredsamkeit, sie von einem solchen Geschmak zu entfernen und ihr die Heirath mit einem Manne auszureden, mit dem sie unmöglich vergnügt und glüklich leben würde. Alle diese Bemühungen waren umsonst. Sie antwortete auf alle diese ernstlichen Vorstellungen, daß Krates ein schmuziger Bettler sei, der von allen gesitteten Menschen, wegen seiner Lebensart und seiner Sitten verachtet würde, und daß ihre andern Liebhaber von Seiten ihres Karakters, ihres Alters, ihrer Schönheit, ihres Vermögens, ihres Ranges unendliche Vorzüge vor diesem hätten, ich sage, sie antwortete auf alle diese weisen Erinnerungen weiter nichts, als: „Sie hätte die Sache reiflich „genug von allen Seiten überlegt, und nach allen „diesen Untersuchungen müste sie gestehen, daß

„keiner ſo hübſch und ſo reich ſein könnte als Krates:
„wenn man ihr dieſen Einzigen nicht zum Manne
„geben wollte, würde ſie mit einem Dolchſtich ihr
„unglükliches Leben enden.“

Ein ſolcher tollkühner Entſchluß, konnte bei einem Mädchen, das ſchwärmeriſch liebte, ſehr leicht wahr gemacht werden, wenn man ernſthafte Mittel gebrauchte, ſie von ihrem Vorhaben abzubringen. Allein die armen Eltern, die bereits alles verſucht hatten, den verſchrobenen Verſtand ihrer Tochter wieder ins Geleis zu bringen, fielen am Ende auf das beſte und ſicherſte Mittel, das, wenn auch alles fehlgeſchlagen, doch die erwünſchte Wirkung hervorbringen müſte. Sie wendeten ſich nemlich an Krates ſelbſt — ſo ſeltſam dies Mädchen ſcheinen möchte, ſo natürlich war es doch, durch ihn am erſten ihren Zwek zu erreichen — ſie baten ihn, er möchte doch alle ſeine Beredſamkeit, wodurch er ſeiner Philoſophie ſchon ſo viele Schüler verſchaft habe, anwenden, ihre Tochter von einer Leidenſchaft zu heilen, die ſie gewis unglüklich machen müſte. Sie ſtellten ihm vor, es möchte ſeine Philoſophie, oder ſeine Perſon, oder ſonſt etwas Schuld daran ſein, daß ſie ihn liebte, ſo würde er gewis am erſten und beſten ſie ſelbſt von dieſer ſeltſamen Leidenſchaft ohne viele

Mühe

Mühe zurükbringen. „Die Götter werden dich dafür belohnen — sagte der Vater der Hipparchia — wenn du unserer Tochter, welche durch deine Philosophie, ihren Verstand verloren zu haben scheint, wieder klug und vernünftig machen wirst.

Krates übernahm dies Geschäfte um desto eher, weil er sich unmöglich vorstellen konnte, daß Hipparchia in allem Ernst sich in ihn verliebt haben sollte; er glaubte, es mit der vollkommensten Zufriedenheit ihrer Eltern beendigen zu können. Allein wider Vermuthen thaten alle seine Vorstellungen nicht die gehoffte Wirkung und sie blieb fest bei ihrem Vorhaben, sie könnte nicht anders glüklich sein, als wenn sie ihn heirathete. Krates hatte bis jezt noch nicht geliebt, am wenigsten war es ihm beigefallen, daß ein so schönes und wohlerzogenes Frauenzimmer ihn lieben und ihm selbst dies sagen würde. Er empfand nun auch eine gewisse Zuneigung zu ihr, die ihm vorher völlig unbekannt gewesen war; er wollte auf der einen Seite den würdigen Eltern sein Versprechen halten und auf der andern, seiner Liebe ungeachtet, sich nicht blindlings einer Leidenschaft überlassen, die er vielleicht in der Folge bereuen könnte. Er stellte ihr also nochmals alles mit so vielen einleuchtenden Gründen vor; sagte ihr, daß wenn sie ihn heirathete und ihr väter-

liches Haus verlieſſe, ſo bekame ſie nicht blos einen armen Kerl, ſondern auch einen gebrechlichen Mann. Um ſie ganz davon zu überzeugen, warf er ſeinen zerriſſenen und geflitten Mantel auf die Erde, den Brodſak und Bettelſtab dazu, zeigte ihr ſeinen ziemlich merklichen Buklel *) und ſagte zu ihr folgende bedenklichen Worte: „Hipparchia, wenn du meine Frau werden wirſt, muſt du ſchlechterdings eine ſolche Lebensart führen, wie es meine Philoſophie verlangt.“

Krates glaubte, daß Hipparchia ſich dazu gewis nicht entſchlieſſen würde. Allein ſie bewies dabei eine Standhaftigkeit, eine Gegenwart des Geiſtes und einen ſo feſten Sinn, daß ſie ſich ſogleich erklärte, daß ihr dieſer Vorſchlag nicht anders als gefallen konnte. Es wäre eben ihr einziger Wunſch, daß ſie in allen Stüken eine cyniſche Philoſophin, im ächten Sinn dieſes Worts, würde. Nun konnte Krates nichts weiter dagegen ſagen, ſeine Liebe zu dieſer Heldin vom Weibe nahm ſichtbar zu und ſie und er

legte

*) Dieſe Szene hat der Künſtler auf der Titelvignette ausgedrukt. Hipparchia ſizt in griechiſcher Kleidung an einem Tiſch. Der Philoſoph ſteht vor ihr, hat bereits ſeinen Mantel, Stab und Brodſak auf die Erde geworfen, und ſtehet da, als ein Bettler. Die Eltern erwarten hinter einem Vorhang, wie das Ding ablaufen wird.

legte so gleich das erste Probestük, daß sie der cynischen Philosophie ganz ergeben wären, dadurch ab, daß sie sich auf den ausgebreiteten Mantel — der wahrscheinlich von Ungeziefer starrte — niederlegte und sich in Gegenwart ihrer Eltern von ihm zur Frau machen ließ.

Ihre Liebe zu ihm kannte keine Grenzen. Es war in Griechenland Sitte, daß die Frauenzimmer, die sich unter die ehrbaren und gesitteten rechneten, zu Hause blieben und sich an keinen öffentlichen Orten, in den Gesellschaften der Mannspersonen und bei Schmausereien sehen ließen. Hipparchia sezte sich über diese Gewohnheit weg; ihre Liebe zu ihm war so groß, daß sie überall da sein muste, wo ihr Mann war; sie gieng mit ihm auf alle Gastgebote, wozu er doch nur eingeladen war. Ja ihre ungezwungene Lebensart mit ihm gieng noch weiter, denn sie trug kein Bedenken, am hellen Tage auf öffentlicher Strasse ihm die eheliche Pflicht zu leisten. Nach Apulejus Erzählung, führte er sie nemlich einmal nach dem Portikus, einem der prächtigsten öffentlichen Gebäude in Athen, wo kein Augenblik vorbeigieng, daß nicht Leute ab und zu giengen und verrichtete daselbst mit ihr das Ehewerk. Wenn es einmal darauf ankömmt, daß ein Frauenzimmer eine

augen-

augenblikliche Liebesluſt ſtillen will, ſo weis ſie von keinen Schwierigkeiten, die erſt weggeſchaft werden müſten, und der Ausdruk Schande, was werden die Leute davon ſagen, iſt ihr völlig fremd und unbekannt. Hipparchia ſchien es darauf anzulegen, daß die ganze Stadt das ſehen ſollte, was man in der Stille zu thun pflegt, und war vielleicht willens die Leute mit dieſem ungewohnten Anblik zu beluſtigen. Allein zum Glük für beide, gieng gerade in dieſem Augenblik ein Freund des Krates vorüber, der dann die Gefälligkeit hatte, über alle beide ſeinen Mantel zu werfen. Sie liebte ihren Mann unveränderlich und wäre bereit geweſen, alle Schaamhaftigkeit, welches gewöhnlich ein Eigenthum des ſchönen Geſchlechts zu ſein pflegt, abzulegen, wenn ſie dadurch ihrem Krates einen Gefallen hätte erzeigen können. Ihm zu Gefallen legte ſie ſich nicht blos ganz auf die Philoſophie, ſondern die Gelehrſamkeit überhaupt war ihre Lieblingsbeſchäftigung. Sie ward Schriftſtellerin, allein ihre Schriften ſind nicht bis auf uns gekommen.

Ende des vierten Theils.

Komiſche Erzählungen

im

Geſchmak des Boccaz.

Fünfter Theil.

Halle, 1790.
In Kommiſſion bei Joh. Friedrich Doſt.

Komiſche Erzählungen.

Im Geſchmak des Boccaz.

Erſte Erzählung.

Der Baron von A...

oder

Geſchichte eines galanten jungen Herrn.

Von ihm ſelbſt beſchrieben.

Ich war gerade in dem Alter, wo die Leidenſchaften unumſchränkte Gewalt über den Menſchen haben, der ſich nicht mäßigen kann, und Keinem von ſeinen Handlungen Rechenſchaft ablegen darf. Ohne ein beſtimmtes Vergnügen mir zu wählen, das mich gefeſſelt hätte, liebte ich die Veränderung in den Vergnügungen und hatte darin meinen eigenen Geſchmak.

Einmal trieb mich die Langeweile ins Schauſpiel, wo ich in der Loge ein Frauenzimmer fand, das ich noch nie geſehen hatte. Alle Reizze der Venus und der Grazien waren bei ihr vereinigt. Es fiel mir auf, daß ich ein ſo liebenswürdiges Mädchen nicht kennen ſollte, und erkundigte mich bei meinem Nachbar nach ihrem Namen. Man ſagte mir, es ſei Madam D..., die erſt vor kurzem von Berlin nach Wien gekommen wäre, und ich erfuhr zugleich, daß die kleine bucklichte unbedeutende Figur, die ihr zur Seite ſtand, ihr Herr Gemahl ſei. Man

ſagte

ſagte mir ins Ohr, daß er aus Temperament eiferſüchtig ſei und aus guten Gründen die Bequemlichkeit liebe; daß er keinem Menſchen erlaube, mit ſeiner Frau Gemahlin umzugehen, dem Fürſten von L... allein ausgenommen, weil ſich der bis zur Verſchwendung freigebig gegen ihn und ſie bewieſe. Dies konnte mir unmöglich gefallen; denn ſo bald ich mich nur von meiner Beſtürzung erholt hatte, ſah ich leider, daß ich es mit einem eiferſüchtigen Ehemann und mit einem begünſtigten Liebhaber zu thun hatte.

Indeſſen ließ ich den Muth nicht ſinken. Das Schauſpiel gab mir natürlich Gelegenheit, mit der jungen Dame eine Unterhaltung anzufangen. Dies gab mir Veranlaſſung gewiſſe Empfindungen und Aeußerungen beizumiſchen, die ihr den Zuſtand meines Herzens entdekte. Aus ihren Antworten ſchloß ich, daß ſie mich wenigſtens halb verſtand. Der ſanfte einladende Ton ihrer Stimme vollendete eine Eroberung, da ſchon ihre äußere Geſtalt mein Herz mir raubte, das nur blos allein für ſie ſchlug.

Ich bat um die Erlaubniß, daß ich ihr meine Aufwartung machen dürfte. Ohne mir eine abſchlägige Antwort zu geben, ließ ſie ſich blos merken, daß

ſie

ſie von ihrem Gemahl abhienge, und daß es daher wohl ſehr billig wäre, daß ich erſt deſſen Bekanntſchaft machen müſte, ehe ich ſie beſuchen könnte. Ich ſah ein, daß ſie vollkommen recht hatte; ich machte ihrem Argus ſo gleich mein Kompliment und beſtrebte mich, ihn durch meine Artigkeit und durch ein paar Schmeicheleien zu gewinnen, und wartete denn auf den Zeitpunkt, wenn er würde eingeſchlafen ſein. Weil ich wuſte, daß er vom Traktiren ein groſſer Liebhaber war, that ich ihm gleich den Vorſchlag, ob er heute Abend bei mir ſpeiſen wollte; mit vielem Wohlgefallen bemerkte ich, daß dies Anerbiethen ſeine Stirn weit mehr aufheiterte, als alle Schmeicheleien, mit denen ich ſo verſchwenderiſch umgegangen war.

Dies ſchien mir eine gute Vorbedeutung zu ſein, und ich ſagte ſeiner Gemahlin, daß er ohne Umſtände meine Einladung auf heute Abend angenommen hätte. Sie raubte mir noch bis zu Ende des Schauſpiels das Bischen Vernunft, das ſie mir übrig gelaſſen hatte. Jeden Augenblik entdekte ich neue Reizze und verließ ſie ſo verliebt, daß ich beinah darüber das Verſprechen vergeſſen hätte, heute Abend ihren Gemahl zu traktiren. Zur rechten Zeit erinnerte

er mich daran, indem er sich erkundigte, ob ich ihn in meinem Wagen mitnehmen wollte. Dies wird für mich viele Ehre sein, sagte ich, führte seine Gemahlin an ihren Wagen, ließ ihn in meinen steigen und fuhr mit ihm nach Hause.

So angenehm und reizend der Anfang des Abends mir verflossen war, eben so traurig muste ich den Rest desselben verbringen. D... war der unausstehlichste Mensch, den ich je in meinem Leben kennen gelernt habe. Seine widrige Figur, sein schwacher Verstand, der nicht die geringste Bildung gehabt hatte, waren wenig einladend, daß ich mit ihm weiter nichts anzufangen wuste, als ihm tapfer zuzutrinken, so daß ich ihn nach einigen Stunden wie todt nach seiner Wohnung muste fahren lassen.

Im Rausch muste er mir versprechen, daß ich ihn besuchen konnte. Ich that dies den andern Tag, weil sich keine bessere Gelegenheit ereignen konnte, mich nach seinem Wohlsein zu erkundigen.

Ob ich gleich den Vormittag kam, war er doch schon ausgegangen. Ich fragte nach Madam; man ließ mich lange warten, endlich ward mir der Eintritt erlaubt. Sie lag noch im Bette. Man ver-

schone

ſchone mich mit der genauen Beſchreibung, welche Wirkung ihr Anblik auf mich that. Ungeachtet ich mich jezt, da ich dies ſchreibe, in der unglüklichſten Lage befinde, ſo geräth doch mein Blut in Wallung, wenn ich an dieſen Augenblik denke. Ich habe ihren Beſuch angenommen, — ſagte ſie zu mir, ſo wie ich ins Zimmer trat, — ungeachtet man es mir ſcharf verboten hat, keinen Menſchen zu ſehen. Ich richte mich in dieſem Stük nach den Launen meines Gemahls, alle meine Bekanntſchaften ſchränken ſich auf den Fürſten von L... ein. Ihre geſtrigen Aeußerungen leiſten mir Bürgſchaft, daß ich mir nie über dieſe Auszeichnung werde Vorwürfe machen dürfen, die ich keinem Andern als Ihnen je vergönnen würde.

Dies ſagte ſie mit vieler Grazie; dabei war ihre Schönheit in dem ſimplen Nachtkleide ſo einladend, und ihre ganze Figur athmete die verführeriſchte Wolluſt, daß ich mich gedrungen fühlte, mich vor ihrem Bette niederzuwerfen. Einer von ihren alabaſternen Armen, der auf dem Dekbette lag, war der erſte Gegenſtand, woran ich meine Empfindungen und mein inneres wüthendes Feuer äußern konnte. Nein! — rief ich aus — nein, Madam, nie will ich Ihnen zur Reue Gelegenheit geben.

Nur

Nur blos darum will ich leben, athmen und sein, um Sie anzubeten und Ihnen dies sagen zu können. — Das Lächeln, womit sie diesen Einfall aufnahm, machte mich dreister in meinen Unternehmungen.

Himmel! Welche Schönheiten entdeckten sich mir bei diesem zärtlichen Kampf! Aus dem geringen Widerstand den sie that, schloß ich schon am nahen Ziel meiner Wünsche zu sein. Schon konnten meine Augen, die voll Feuer brannten, keinen Gegenstand mehr deutlich unterscheiden; halb verständbare Töne, ohne Zusammenhang, entfuhren mir zuweilen; aber ich merkte am Ende doch, daß sich ihr Widerstand in dem Grad vermehrte, in dem meine Zudringlichkeit zunahm.

Meine Verwunderung über dies Betragen nahm sichtbar zu; allein sie bat mich so dringend, mit einer so ernsten Mine, sie gehen zu lassen, sie schien so wenig unruhig zu sein, als sie diese Bitte an mich that, daß ich bald mit der schmerzhaftesten Betrübniß die traurige Erfahrung machte, daß ich ein Weib liebte, die Herr von ihrem Temperament, keinen Ueberfall, keine Ueberraschung zu befürchten hätte und sich nur dann erst zu ergeben brauche, wenn sie selbst wollte.

Diese

Dieſe meine Vermuthung beſtätigte ſich in der Folge. In zwei Monaten machte ich keine beträchtliche Fortſchritte, ſo wenig ich es an ſorgfältigen Beſtrebungen fehlen lieſ, ſie mir verbindlich zu machen. Ich machte ein eigentliches Geſchäft daraus, dieſe Zeit über ihren Verſtand und ihren ganzen Karakter zu ſtudiren und ich fand ſehr bald, daß ich noch mancherlei Schwierigkeiten zu überſteigen hatte, die weder von der Eiferſucht ihres Gemahls, noch von ihrer Neigung und Liebe zum Fürſten von L... herkamen. Der Eigennuz und die groſſen Vortheile, die er von ihm zog, machten, daß ſie ſich ſtellte, daß ſie ihn nur allein liebe; daher machte ſie mir öfters ein ſehr ſchmeichelhaftes Kompliment, daß ich meine Beſuche ſo vorſichtig einrichte, daß ich ihn noch nie getroffen hätte.

Indeſſen war ich mit dem Aufgang meines Glükſterns noch nicht zufrieden. Tauſendmal hatte ich ihr meine feurige Liebe mit den lebhafteſten Zügen geſchildert; tauſendmal muſten meine brennenden Thränen ihr ſagen, daß meine Liebe aufrichtig, zärtlich, innig ſei. Oefters glaubte ich ſchon, daß ich am Ziel meiner Wünſche ſei; aber gerade alsdann wenn ich mich in der That davon überzeugen wollte,

ſah

sah ich, wie sehr ich mich geirrt habe. Meine Schöne ward ganz und gar vom Eigennutz beherrscht, und ihre Liebe nahm blos nach diesem Verhältniß zu, wenn sie grosse Vortheile von ihren Anbethern zu haben glaubte, oder vielmehr wirklich hatte. So bald ich dies merkte, veränderte ich meine Methode; ich bestürmte nun auf eine ganz andere Art ein Herz, von dessen Besiz das Glük meines ganzen Lebens abzuhangen schien.

Ich trat einmal unangemeldet in ihr Zimmer. Sie klagte über Kopfschmerzen und hatte sich deshalb ins Bette gelegt. Ihr Herr Gemahl spielte auf der Violine, damit er ihre Fragen und Wünsche nicht beantworten und erfüllen brauchte. Sie hatte nemlich Lust zu einigen modischen Kleidungsstükken; der Kaufmann mit den Waaren stand schon im Zimmer und es kam blos auf den Willen ihres Herrn Gemahls an, ob er das Geld dazu hergeben wollte. Ihre Bitten, selbst ihre Thranen waren nicht vermögend, diesen hartherzigen Filz zu erweichen. Ich nahm ihre Parthie und glaubte, durch meine Vorstellungen ihn endlich dahin zu bringen; allein auch dies Mittel, das so selten fehl schlägt, schlug dies=mal fehl. Ich gab daher dem Kaufmann einen

Wink

Wink, alle Stükke, welche ſich die gnädige Frau ausgeſucht hätte, herauszulegen, und alles auf meine Rechnung zu ſchreiben.

Die ganze Wirthſchaft legte ich nun zu ihren Füſſen aufs Bette nieder und bat, ſie möchte dieſen geringen Beweis meines herzlichen Wunſches ihr angenehme Dienſte zu leiſten, nicht ungeneigt anſehen. Anfanglich ſchien es, als wenn ich eine abſchlägige Antwort bekommen ſollte, allein ihr Blik ſagte mehr als zu deutlich, daß ihr dies Geſchenk ſehr angenehm ſei. Ich ergrif eine von ihren ſchönen Händen, drükte ſie feſt in meine; denn es war billig, daß ich ihr auch gewiſſermaſſen meinen Dank darbrachte. Nun bedekte ich ſie mit feurigen Küſſen, gerieth dadurch ſelbſt ganz in Feuer, und ſie ward wie durch einen elektriſchen Funken auch von mir in Feuer geſezt. In dieſer Lage, worin ich mich befand, giebt mir mein Genius ein, allerlei Verſuche zu machen, ich ergreife einen Schenkel, der ſchön gerundet war. Ich wage mich noch weiter — — — — ich komme — — — — Götter! welche Schönheiten entdekke ich, als ich immer mehr wage, immer weiter — — — Sie ſtürzen mich ins gröſte Unglük — ſagte ſie, mit halb gebrech-

brochner Stimme, mein Gemahl — — — — allein ihr Herr Gemahl war zu sehr mit seinem Violinspielen beschäftigt, als daß er uns hätte bemerken sollen. Ich glaubte zuweilen schon bei einem kleinen — — — — Heiligthum — — — — — — — — — sie athmete nur noch schwach und — — — — eine convulsivische Bewegung, die sich über ihren ganzen Körper verbreitete, sagte mir, daß ich — — — — Periode — — — — vollbracht hatte. Ich berührte ihren Mund mit meinen Lippen, um gleichsam ihre Seele aufzufangen, die auf ihren Lippen zu schweben schien; auch ich befand mich in der nemlichen Krisis. Meine ganze Natur schien in diesem Augenblik verändert zu sein; der Mann war aus meinen Augen verschwunden. Mochte ihm entweder seine Violine zu sehr beschäftigen, oder hatte ihn der Putz seiner Gemahlin, der noch ausgebreitet da lag, zu sehr beschäftigt; kurz er störte uns nicht.

Wir befanden uns in der größten Bestürzung, daß wir uns in Gegenwart eines dritten so hatten verleiten lassen, der uns so leicht Ungelegenheit hätte machen können. Ich muste doch auch jezt mit ihm sprechen, ich sagte ihm daher, daß ich seine Frau

Gemah-

Gemahlin von ihren Kopfſchmerzen kurirt hätte; nichts war leichter, als ihn hiervon zu überzeugen. Ich ſagte zu ihm im Scherz, daß ein Mann alle Einfälle und Wünſche ſeiner Frau ſogleich auf der Stelle befriedigen müſte, vornemlich wenn ſie ſo liebenswürdig wäre, als ſeine Frau Gemahlin. Um ihn hierin als Beiſpiel vorzuleuchten, bat ich ſie, ſie möchte die Aufmerkſamkeiten wohl aufnehmen, welche ſie doch zu haben gewünſcht hätte. Er ließ ſich hierüber nicht aus, ſondern verließ nun das Zimmer und ſagte, daß ich ſehr leicht ſeiner Frau ein ſo anſehnliches Geſchenk machen könnte. Ich that nun mein möglichſtes ſie zu bereden, es anzunehmen. Noch eine ganze Weile vertheidigte ſie ſich zum Schein, allein ich ward ſo zudringlich, daß ſie endlich mein Anerbiethen ſich gefallen ließ, ſo unangenehm es ihr geweſen wäre, wenn ſie es hätte ausſchlagen müſſen.

Wir waren jezt allein, ohne uns geniren zu dürfen; ihre Erkenntlichkeit war jezt ſehr groß, und ich fand nicht die geringſte Hinderniß meiner Wünſche. Ein leichtes Nachtkleid verbarg mir aber noch manche Reizze, die mein Auge ſo gern geſehen hätte. Ich ſchafte alſo dieſe Verhüllungen weg. Mit der

einen

einen Hand entblößte ich ihren reizzenden Busen, der von Grazien aferrmt zu sein schien, indessen ich mit der andern ganz unmerklich — — — — — Alle ihre Reizze waren jezt aufgedekt vor meinen Augen. Meine Wünsche hatten jezt den höchst möglichsten Grad erreicht. Ich schürfte jezt unmerklich die Wollust mit vollen Zügen ein, sie verschwendete gleichsam Liebkosungen mit Liebkosungen, liebvolles Entzükken mit liebvollem Entzükken, Seufzer mit Seufzer, verbunden mit einem zärtlichen Schmachten gleichsam mit einer Liebeswuth, mit einer Trunkenheit, wodurch alle Sinne gewissermassen in Raserei versezt werden, welche Lage die Kunst des Mahlers und des Schilderers nie nachahmen wird. Ein Strom von Vergnügungen, womit wir uns gleichsam überschwemmt fühlten, stürzte uns in einen Zustand der Unempfindlichkeit und der Vernichtung, wo die Seele wie bezaubert ihre Kräfte nicht gebrauchen kann und nur darum wieder zu sich selbst zu kommen scheint, um aufs neue in den nemlichen Zustand sich zu versezzen.

Nie hatte ich eine vollkommenere und gröſſere Seligkeit empfunden. Der geliebte Gegenstand, der mir so viel Unruhe gemacht hatte, war nun ganz mei-

meinem Willkühr überlaſſen. Ich bemerkte nur zu deutlich, daß ich mit vollem Recht auf ihr halbes Herz Anſpruch machen könnte, da ich vorher glaubte, daß ſie alles aus blos eigennüzzigen Abſichten thäte. Die Unterredung lenkte ich bald auf den Fürſten von B..., welcher ihre Gunſt und Liebe in dem höchſten Grade zu haben ſchien; allein, wenn ich mich anders auf ihre Reden verlaſſen konnte, ſtand ich bei ihr noch in etwas mehr Credit. Durch dieſen Vorzug bekam ich neues Feuer und neue Lebhaftigkeit und der wiederholte Genuß der Freuden dämpfte ſo wenig mein Feuer, daß er es vielmehr aufs neue wieder aufzublaſen ſchien, indem meine ganze Einbildungskraft mit dem geliebten Gegenſtand nur zu ſehr beſchäftigt war. Dieſen Vorzug hatte ich meiner blühenden Geſundheit und meinem Alter zu verdanken; denn ich war damals gerade in meinem zwanzigſten Jahr.

Wie wenig ſah ich mein unglükliches Schikſal vorher, das mich erwartete. Ich bemerkte freilich, daß ſie ſelbſt damals, als ſie alle meine Wünſche erfüllte, auf mich mitleidensvoll hinblikte. Es war mir auffallend, daß ihre auf mich geheſteten Augen ein gewiſſes Intereſſe verriethen, das ſo gar

den Anstrich von Betrübniß verrieth. Meine Eigenliebe sagte mir, daß sie vielleicht bereuen möchte, daß sie nicht schon eher nachgegeben, oder daß sie sich schämen konnte, daß sie aus Interesse mir etwas einraumte, was sie doch im Grunde aus Geschmak mir verstatten konnte. Aber in jedem Fall hatte ich mich betrogen und bald nachher klärte sich die ganze Sache früh genug auf.

Es war schon spät in die Nacht, ich hatte vielleicht mehr als ein Anderer Ruhe nöthig; ich eilte daher nach Hause. Ein zwölfstündiger Schlaf gab mir meine vorigen Kräfte wieder; allein nie war ein Erwachen für mich betrübter und niederschlagender. Grosser Gott! wenn ich noch jezt daran denke, kann ich mich doch kaum von der Wahrheit der Sache überzeugen.

Die kleine D... hatte zur Vergeltung für das Vergnügen, das ich ihr verschaft, mir das allerfatalste, allerverfluchteste Geschenk gemacht. Das Gift, das sie mir mitgetheilt, hatte die sichtbarsten Spuren nachgelassen, und ich in Wollust versunken, war nicht einmal darauf gefallen, die nöthigen Präcautionen zu nehmen, wie man sie unter solchen Umständen nehmen kann. In einer einzigen Nacht —

ner

wer ſollte es glauben! — muſte ich alle Simptomen einer Krankheit, oder vielmehr der Peſt des menſchlichen Geſchlechts bekommen, daß ich gar nicht zweifeln durfte, ob ich mich wohl irren könnte. Um mein Schikſal ganz gewis zu erfahren, conſultirte ich einen geſchikten Arzt A... Er ſagte mir leider das, was ich ſchon gewis wuſte, und gab mir den freundſchaftlichen Rath, zwei Monate ganz eingezogen zu leben. Ich unterwarf mich allen ſeinen Vorſchriften und Anordnungen, weil dies noch die einzige Parthie war, die ich unter dieſen Umſtänden ergreifen konnte; allein ich wollte doch erſt meine ganze Wuth gegen die unwürdige Urſache meines Uebels auslaſſen. Ich überſchikte ihr einen Brief, worin ich nichts vergaß, um meine Lage ihr recht lebhaft zu ſchildern, wie ſehr ich mich, wie ſehr ſie mich betrogen hätte, welche Schmerzen mir meine Krankheit verurſachte, welche fürchterliche Wuth ſich meiner bemächtigte, daß ich ſie nicht ſo beſtrafen könnte, als ſie doch eigentlich verdient hätte.

Ihre Antwort, die ſie mir zuſchikte, ſchlug meinen ganzen Zorn mit einmal nieder und ich war beſänftigt. „Als Kokette geboren und blos aus Intereſſe handelnd, hätte ſie nie geglaubt — ſchrieb

sie mir — daß sie Empfindung hätte und Jemanden wirklich lieben könnte, wenn ich sie nicht beides gelehrt hätte. Ihre Gesundheitsumstände hätten ihr nicht erlaubt, seit länger als zwei Monaten, mir eine Gunstbezeugung zu verstatten, die sie mir in einer bessern Verfassung schon weit eher würde vergönnet, selbst angeboten haben. Blos eine Betäubung ihrer Sinne wäre daran Schuld, daß ich zu meinem Zwek gekommen und über sie triumphirt hätte, da sie sich fest vorgenommen, dies nicht eher zuzugeben, als bis sie völlig wieder gesund wäre. Ja selbst mitten unter den Vergnügungen wäre es ihr nahe gegangen, daß sie mich so übel bezahlen müste." Sie schikte mir mit diesem Brief zugleich meine Geschenke wieder zurük, und sprach mir noch so manchen Trost zu.

Ich war damit zufrieden, daß sie mich bedauerte und es war mir nicht möglich, sie nun weiter zu hassen, indessen nahm ich mir fest vor, sie nie wieder zu besuchen. Es war mein fester Entschluß, mit dem ganzen Geschlecht von nun an nichts weiter zu thun zu haben, da ich einmal so arg angekommen war. Eine sehr lange Eingezogenheit, welche meine Krankheit, wenn ich sie gehörig abwarten wollte,

schlech-

ſchlechterdings forderte, beſtärkte mich noch immer mehr in dieſem Vorſaz und alles was Welt heiſt verurſachte mir Ekel und nichts war mir lieber, als Stille und Einſamkeit. Von aller Geſellſchaft beinah völlig abgeſondert, beſchäftigte ich mich in meiner Einſamkeit mit dem Studium der Geſchichte und ſchönen Wiſſenſchaften; ich fand an dieſer mir vormals ziemlich fremden Beſchäftigung ſo viele Reizze, daß ich ſie allen andern Vergnügungen gerne vorzog.

Daß mit dieſer eingezogenen Lebensart viel Unangenehmes und Verdrüßliches verbunden ſein muſte, wird jeder ohne mein Erinnern mir einräumen; allein ich hielt ſie doch lange genug aus. Das Bedürfniß einer Geſellſchaft fand ſich in demſelben Grad wieder ein, als meine Geſundheit nach und nach wieder hergeſtellt ward. Was wollte ich machen, ich muſte nun wieder mit Leuten leben, mit ihnen umgehen, die ich verabſcheute, muſte alle ihre Lächerlichkeiten anhören, und muſte ſogar beim Frauenzimmer wieder Unterhaltung und Vergnügen ſuchen, das mir gewiſſermaſſen durch meine eigene Unerfahrenheit ſo vielen Kummer und ſo manche Mühſeligkeiten verurſacht hatte. Eine groſſe Zerſtreu-

ſtreuung, überhaupt viel Gleichgültigkeit und weit mehr Verachtung der allermeiſten von ihnen, waren in dem Plan meines Lebens verzeichnet, den ich mir entwarf und nun wirklich ausführen wollte. Wie weit mir dies gelungen iſt, wird die Folge lehren.

Nach einem zurükgelegten Tage, wo ich von einer treuloſen und verrätheriſchen Mahlzeit, die man ein freundſchaftliches Mahl leider zu nennen pflegt, etwas niedergeſchlagen und traurig nach Hauſe fuhr, ſahe ich zufälliger Weiſe, daß es bei Guſtchen noch ſehr helle war. Ich ließ meinen Wagen halten. Es war, wer weis wie lange, daß ich ſie nicht geſehn hatte. Ernſthaftere Beſchäftigungen hatten mir nur kleine Zwiſchenzeiten zu meinem Vergnügen verſtattet, und ſelbſt dieſe hatte ich nicht immer dazu verwandt. Eine erträgliche Figur, die die groſſe Kunſt verſtehet ſich wichtig und wenn ſie es darauf anlegt, unentbehrlich zu machen, welche die Unverſchämtheit bis zum höchſten Grad treibt, welche nur immer die Schaubühne verſtattet, machte ſie zu einer Göttin, bei dieſen Feſten, wo dem Bacchus und der Cithere geopfert wird.

Ich trat unangemeldet in ihr Zimmer. Die Thüre zu ihrem Kabinet war halb geöfnet. Sie

ſprach

ſprach mit Wärme. Meine Neugierde trieb mich an, auf den Zähen ganz nahe heranzugehen. Durch die Oeffnung der Thüre ſah ich, wie ſich das kleine Ding aus den Umarmungen des Fürſten * * * los-zureiſſen ſuchte. Er unterhielt ſie erſt ſeit einigen Tagen, wovon ich noch kein Wort wuſte. — Nein — wahrhaftig nein, — ſagte ſie zu ihm — mir darf man dergleichen Anmuthungen nicht machen, ich glaube mein Alter und meine Figur wird mich über dergleichen lächerliche Zumuthungen erheben. Meine Art zu denken muß Ihnen noch ganz unbekannt ſein, wenn Sie glauben, daß ich durch niedriges Intereſſe wozu bewogen werden kann! — — — Ach! rief der Fürſt — laut lachend, ich ſterbe, wenn ich nicht — — — — aber mein trauter Timnis, redete er einen ſchönen Pagen an, den ich nur im Spiegel ſehen konnte, mein trauter Timnis, ſollte ich dich nicht eben ſo liebenswürdig finden! Dies ſage ich nicht deshalb, beſtes Guſtchen — fuhr er fort, indem er einen etwas ernſthaften Ton annahm, — daß ich dich nicht auch höchſt liebenswürdig finden ſollte; allein du wirſt mir ſelbſt zugeben müſſen, daß es ſehr lächerlich ſein würde, wenn ich mich mit dir abgeben ſollte, da es nur blos von mir abhängt, unendlich beſſere Mädchen

chen zu haben, als du bei aller deiner Schönheit bist. Ich opfere dir alles auf, dann mußt du aber auch kein Närrchen sein, und mir ein Vergnügen versagen, was mir nicht alle Mädchen verschaffen können; du mußt abstrahiren können von der gewöhnlichen Manier zu lieben, die mir bald ganz zum Ekel sein wird.

Während dieser für mich sehr interessanten Unterredung war der Prinz näher an sie herangerükt. Er hatte noch immer seinen Pagen Timnis auf dem Schoß, mehr ihr zum Aerger und Verdruß, als zu seinem Vergnügen. Eine von seinen Händen war bereits verschwunden, indessen er mit der andern Gustchens Hand an einen gewissen Ort hinzog, den meine Leser errathen mögen. Timnis sollte dabei behülflich sein; allein Gustchen riß sich mit Gewalt los, sezte sich in einen Winkel des Zimmers und fieng bitterlich an zu weinen. Aber wozu diese Kindereien! — sagte Timnis — dessen erhizte Einbildungskraft schon den höchsten Grad erreicht hatte — ich begreife es nicht, warum sie für den Prinzen nicht die Gefälligkeit haben wollen, da sie uns nöthigen werden, daß — — — O! ich beschwöre sie — unterbrach ihn Gustchen schluchzend — verschonen

sie

ſie mich mit dergleichen Zumuthungen; es iſt für mich kränkend und demüthigend genug, daß man mir ſolche Unanſtändigkeiten anmuthet, da meine ganze Figur doch etwas beſſeres erwarten läßt; allein ſie ſind Ungeheuer — — Schweigen ſie mit ihren Beiwörtern, die ganz aus der Mode gekommen ſind — rief der Prinz — iſt es nicht äußerſt luſtig, zu ſehen eine — Haben ſie doch die Gnade — unterbrach ihn Tinnis — der in dieſem Augenblik empfand, daß er nie mehr als jezt die Gefälligkeiten der Schöne nöthig habe — ſie nicht noch mehr böſe zu machen. Beſtes Guſtchen, — fuhr er fort, indem er näher an ſie heranrükte — haben ſie doch Mitleiden mit mir, weil ſonſt mein inneres Feuer mich verzehrt; ich würde ſtrafbar ſein, daß ich ihnen nicht ungezweifelte Beweiſe meiner Liebe und Zärtlichkeit gegeben hätte, wenn ich nicht, ſeit dem ich mich in Dienſten Ihro Hoheit befinde, das Vergnügen verloren hätten, zu — — — Verſchonen ſie mich und ſich mit dergleichen Erzählungen — fiel ſie ihm ins Wort, indem ſie ihn mit Verachtung von ſich ſtieß — wollte Gott, daß ich weit von hier wäre, ich ſchwöre theuer — Zum Glük iſt es ſehr unwahrſcheinlich, daß ſie ſich aus unſerer Gewalt losmachen werden — entgegnete der Prinz —

ſie

ſie würden vielmehr am beſten thun, ſich nach unſern Schwachheiten zu bequemen, anſtatt um einer unverantwortlichen Grille halber, die Zeit unnüz zu verderben, die wir der Liebe widmen müſſen. Beſtes Guſtchen — fuhr er fort, indem er nahe an ſie heranrükte und ſie mit den zärtlichſten Liebkoſungen überhäufte, im Namen deiner Reizze, im Namen der Vergnügungen, die ich dir ſo gern verſchaffen möchte, nimm Rükſicht auf den Eindruk, den du auf mich machſt, der mich aber gewis zu nichts beſtimmen wird, wenn du durch deine wohlthätige Hand nicht meine aufbrauſende Ideen realiſirſt, die deine Figur in mir entſtehen ließen. Himmel! das iſt zu arg, — rief Guſtchen aus, welche bei dem wiederholten Vorſchlage ganz außer ſich war. — Laſſen ſie mich gehen, oder ich weis nicht, wozu mich meine gerechte Verachtung noch verleiten könnte.

Urplözlich riß ſie ſich aus ſeinen Umarmungen los, mit einer Anſtrengung und Wuth, die man kaum beſchreiben kann, und warf ſich auf einen Sopha, wo ſie ihren Thränen freien Lauf ließ, die ſie ſo lange zurükgehalten hatte. Sie iſt wahrſcheinlich nicht klug, ſagte der Prinz zu Timnis, indem er ſich nach ſeiner Seite wendete; allein Timnis war in

einer

einer ſolchen Verfaſſung, daß er auf ſo etwas eben nicht hören konnte. Durch Guſtchens Capricen zurükgeſchrekt, ſuchte er ſich ſelbſt das zu verſchaffen, was er durch ihre Gefälligkeit nicht erlangen konnte. Halt! beſter Timnis — ſchrie der Prinz — es würde unrecht ſeyn, wenn du der Gottheit des Tempels allein opfern wolleſt, da ich ſelbſt nach unerfüllten Wünſchen und Begierden ſchmachte; ich habe nicht wenig zur Vermehrugg deines Vergnügens beigetragen, und hoffe von deiner Freundſchaft allen Beiſtand, den die Fantaſie der Mamſel mir verſagt hat. Beſter Timnis, lieber ſüßer Junge, fuhr er fort, indem er ihn auf die Seite zog, und wollüſtig umarmte — du weiſt es, wie ich dich liebe, wie ſtark das Band iſt, das uns mit einander vereiniat, das wir wo möglich noch enger knüpfen wollen, durch die genaueſte Verbindung der gegenſeitigen Vergnügungen.

Dieſe Verſicherungen verband der Prinz mit gewiſſen Bewegungen, die den Pagen von der Aufrichtigkeit ſeiner Abſichten überführen konnten. Halten ſie ein, göttlicher Prinz, rief er mit unterbrochener Stimme, wenn ſie nicht wollen, daß ich ſterben ſoll; beſter Prinz, wie liebenswürdig ſind ſie

nicht

nicht! Der Prinz ſchwieg, man hörte weiter keine Silbe von ihm; ſein Mund berührte Tinnis ſeinen, man hörte nun weiter nichts als Seufzer und gewiſſe unverſtändliche Töne, ohne die geringſte Verbindung. Ihre in ſich ſelbſt gekehrten Seelen waren gar keines fremden Eindruks empfänglich; ihren Empfindungen allein überlaſſen, geriethen ſie in eine Benebelung die deſto bezaubernder war, da es blos von ihnen abhieng, ſie ſo lange fortzuſezzen, als ſie nur wollten und mit langen Zügen dieſe glüklichen Augenblikke einzuſchlürfen, über deren kurzen Dauer man mit Recht ſich zu beſchweren Urſache hat.

Welcher Anblik für Guſtchen! Das Neue und Ungewöhnliche dieſes Auftritts, war Schuld daran, daß ſie ſich nicht laut beſchwerte. Nicht ſo bald würde ſie aus dieſer Lage gekommen ſeyn, wenn ihre Feinde ſie nicht mit einemmal herausgezogen hätten, da ſie für gut fanden, die Komödie zu endigen.

Meine Neugierde war vollkommen befriedigt. Ich war blos heraufgegangen, meine finſtere Ideen zu zerſtreuen, welche mich überall begleiteten, und durch den glüklichſten Zufall von der Welt muſte ich gerade Zeuge einer Szene ſein, die für mich ſo beruhigend war, indem ein Geſchlecht dadurch auf die

ſonderbarſte Art gedemüthigt ward, das ich mit ſo vielem Recht verabſcheuen muſte. Die völlige Entwikkelung des Stüks hatte ich nicht Luſt abzuwarten, aus Furcht, man möchte mich auf meinem Poſten überraſchen. Ich gieng daher in ein daranſtoßendes Kabinet und wartete hier bis der Prinz herausgegangen ſein würde. Es währte nicht lange, ſo kam er mit ſeinem geliebten Tinnis, den er im Arm hatte.

Ich war doch neugierig zu wiſſen, was Guſtchen jezt machen würde, und trat nach wenigen Augenblikken in ihr Kabinet, als wenn ich erſt jezt gekommen wäre. Ich lade mich bei Ihnen zum Abendeſſen ein — ſagte ich zu ihr als ich hereintrat. — Wollen Sie mich haben? Das eifrige Beſtreben, womit ſie das blizzende Feuer dämpfen wollte, das die Libationen des Prinzen bei ihr entzündet hatte, erlaubten ihr nicht meine Frage gehörig zu beantworten. — Vergebung, mein Beſter — ſagte ſie zu mir — ich bin — — — weiter konnte ſie keine Silbe vorbringen. Schon empfand ſie die Vorläufer des Vergnügens, das uns über uns ſelbſt erhebt; ſchon rollten ihre Augen feurig herum und ſchienen gebrochen zu ſein, um ſich nur dann erſt wieder zu öfnen, wenn der höchſte Grad des Vergnü-

gnügens sie wieder zu sich selbst bringen würde; als ich aus zärtlicher Oekonomie D... J... H... den Diener der Vergnügungen zeigte und ihr diesen Spiegel der Wollust vorhielt, welcher leider nur gar zu schnell den meisten Augen der Sterblichen entwischt.

Dreimal war ihre Seele im Begrif zu entfliehen und nun zum viertenmal muste sie alle Hindernisse wegzuschaffen, welche die Organe ihr im Weg legten, und sie traf den Mittelpunkt des Tempels des Vergnügens indem aus dem heiligen Thor die Quelle des Vergnügens herabströmte.

So bald sie aus ihrer Betäubung zurükgekommen war, grüßte sie mich mit dem Ton und der Miene, die einem nur der Umgang mit der grossen Welt verschaffen kann. Guten Tag, lieber Baron, — sagte sie zu mir — ich bin ganz wild. Der Prinz... ist vor wenigen Augenblikken hier gewesen, er hat mich auf hundertfache Weise beleidigt: wie lieb ist es mir, daß ich Sie bei mir sehe! er kam blos in der Absicht nicht nur meine üble Launen zu verscheuchen, sondern mir noch mehr zu machen. Gleich nachher gab sie Befehl zum Abendessen; es war ganz original. So wie wir uns zu Tische gesezt hatten, zog sie die ganze Stadt durch ihre Hechel; bei der ersten

Fla-

Flaſche Champagnerwein ſprach ſie weiter nichts als Sentenzen und Bonsmots, und beim Deſſert war ſie ſo luſtig und munter, daß ich alle Mühe von der Welt hatte ihr Jargon und Perſiflage ſo zu beantworten, als ich wünſchte. Ich kannte ihre Abſichten und ſuchte ihnen auszuweichen; ich wollte daher ihre Aufmerkſamkeit auf einen gewiſſen Gegenſtand lenken, um ſie auf einige Zeit zu fixiren. Sie ſind mir ja noch — ſagte ich zu ihr, die weitere Erzählung ihres Bruchs mit dem Baron H... ſchuldig und ihren neuen Kontrakt mit dem Prinzen * * *; jezt iſt die ſchönſte Gelegenheit, mich zu befriedigen. Sie wollte anfangs gar nicht daran; allein einige Gläſer Champagner, welche ich ihr hintereinander eingoß, beſtimmte ſie endlich dazu. Um die Sache mir recht deutlich zu machen, wollte ſie mir noch frühere Begebenheiten erzählen, die Portion Wein, die ſie zu ſich genommen hatte, war mir Bürge von der Wahrheit und Aufrichtigkeit der Dinge, die ſie mir erzählen wollte.

Ich mag ihnen nichts — ſagte ſie zu mir — von den Begebenheiten erzählen, die ich in meinem Vaterlande gehabt habe. Ich ward vermiſcht mit dem großen Haufen der Prieſterinnen der Venus.

Sie

Sie können noch nicht die Leutchen, von denen ich mit Ihnen sprechen müßte; ich würde mir nur unangenehme Sachen ins Gedächtniß zurükrufen, die Ihnen vielleicht wenig Vergnügen machen dürften. Ich thue also mit einemmale einen großen Sprung in meinem Leben und erzähle Ihnen blos, was mir seit der Ankunft in diesem Lande und in dieser Stadt begegnet ist, weil dies doch nur allein für sie interessant sein kann. Ich verließ Berlin; ich verließ gewissermaßen den Mittelpunkt der Vergnügungen; mein treuloses Temperament — Sie können mich ja — ließ mich nun ganz den Werth des Guten empfinden, das ich so eben verlassen hatte, hier zu finden hoffte, allein es vergebens aufsuchte. Die wenige Bekanntschaft die ich hatte, sezte mich in die Nothwendigkeit, mit elenden Huldigungen vorlieb zu nehmen, die mehr meine Begierden erregten, als sie befriedigten. Sollten Sie es wohl glauben? mit einer erträglichen Figur, in der Blüte meines Lebens ward ich genöthigt, mit diesen elenden Huldigungen vorlieb zu nehmen, welche das Uebel wohl gewissermaßen heilen, aber nie Realität erhalten. Welche Herabwürdigung, lieber Baron! an mein Vaterland gefesselt, ward ich nun mit einemmal in dies elende Mönchsleben verwikkelt. Meine Opfer

waren

waren zahlreich, ich wiederholte ſie immer wieder, und ſo lange es mir meine Kräfte erlaubten, ſchob ich die Ausführung deſſelben nie auf.

Indeſſen machte ich doch einige Bekanntſchaften. Das Täuſchende des Theaters und meine gute Deklamation und Aktion, erhob meine Reizze ſo, daß ich überall bewundert ward als Schauſpielerin und ſchönes Mädchen. Nach Verlauf von acht Tagen ſah' ich viele die nach mir ſchmachteten, aber es fand ſich kein einziger, der mich unterhalten wollte. Was ſollte, oder vielmehr was konnte ich in dieſer Lage machen? Mich demjenigen zu überlaſſen, der mir der liebenswürdigſte zu ſein ſchien, ohne dabei mein eigenes Intereſſe zu Rathe zu ziehen? dies war gewis nicht der klügſte Entſchluß, allein ich nahm ihn nun einmal.

Der Ritter von C**, Offizier bei den Dragonern, ſah mich auf dem Theater. Ich gefiel ihm, er ſagte es mir ohne Umſtände, und ſogleich that er mir den Vorſchlag, ob ich ihm nicht erlauben wollte, den Abend bei mir zu eſſen, er blieb auch die ganze Nacht bei mir. Was war das für ein Mann, lieber Baron! Mit der Schönheit des Mars verband er eine herkuliſche Stärke. Siebenmal bewies er mir

wie viel Feuer ſeine Adern durchſtröme und ſieben-
mal verſezte er mich in den bezauberiſchten Wahn-
ſinn. Erſt bei Anbruch des Tages wurden unſere
Vergnügungen unterbrochen. Kaum waren wir auf-
geſtanden, als man mir ein Billet vom Baron von
H* überbrachte. Den Tag vorher hatte er mir
ſchon alles erzählt; allein ſeine außerordentliche Lau-
ge hatte damals wenig Eindruk auf mich gehabt; jezt
that er mir folgenden Vorſchlag: „Er wäre einmal
bis zum Närriſchwerden in mich verliebet; von blos-
ſen Verſprechungen hielt er wenig; um mir zu be-
weiſen, wie aufrichtig er gegen mich geſinnt ſei, böte
er mir einen monatlichen Gehalt von hundert und
zwanzig Thaler an.“

Dies verdiente allerdings Ueberlegung; ich zog
den Ritter deshalb zu Rathe; er war ſo großmüthig,
mir nach ſeiner Einſicht zu der Annahme des Vor-
ſchlags zu rathen; aber ich ſah es ihm an, wie viel
ihm dies koſtete! Nein, rief ich mit Bewegung
aus — weit lieber will ich mein ganzes Glük auf
immer verſpärzen; nur allein für ſie will ich leben.
Der Baron ward mit Stolz und Großmuth abgewie-
ſen; die Ausdrükke des Ritters ſagten mir bald genug
wie groß ſein Dank und ſeine Erkenntlichkeit ſei.

Dies

Dieſer Umgang dauerte die Karnevalszeit über. Nach Endigung derſelben muſte der Ritter wieder zu ſeinem Regiment abreiſen. Zu dieſer Trennung konnte ich mich in keinem Fall entſchlieſſen; ich reiſte ihm alſo nach. Ich befand mich im Uebermaaß des Vergnügens; konnte es mir wohl einfallen, wie viel Schaden mir dieſer Schritt verurſachen würde?

Zwei Monate, ſo lange ich mit ihm lebte, verſchwanden wie ein Traum. Nie habe ich eine Mannsperſon von ſo viel Kraft und Stärke gekannt! Wenn wir das Vergnügen bis zur Sättigung getrieben hatten, wenn ich ihn für völlig erſchöpft hielt, ward er wieder jung, wie ein Phönix aus der Aſche. Dieſe neuen Vergnügungen gaben ihm ein neues Feuer und er wuſte ihnen einen neuen Schwung von Anmuth zu verſchaffen. Endlich muſte ich zur Oper abreiſen, welche im Maimonat geſpielt ward. Sollten ſie ſich wohl vorſtellen, wie empfindlich weh mir dieſe Trennung gieng? Nein Sie können ſich davon keine wahre Vorſtellung machen.

Ich kam in Wien wieder an mit einem Herzen voller Verzweiflung. Das Pfand unſerer Vergnügungen, welches ich unter meinem Herzen hatte, trug dazu nicht wenig bei. Wie vielen unangenehmen

nen Vorfällen muste ich jezt nicht auszuweichen su-
chen. Welches Mädchen würde wohl in meiner La-
ge solche vortheilhafte Vorschläge nicht angenommen
haben, als die waren, welche der Baron H* ihr
antrug, blos aus Liebe für einen andern. Dieser
Fall war ganz neu in seiner Art; was hatte ich nicht
alles zu leiden und zu ertragen, wenn meine Schwan-
gerschaft erst ruchbar wurde. Ich sah' es schon in
Gedanken, wie man sich über mich aufhalten würde,
Allein alles dies muste ich mir einmal gefallen lassen:
man wuste es einmal, daß ich Mutter war, und
man war selbst so billig, daß man mir die Erlaubniß
gab, mich an einen einsamen Ort zu begeben, ohne
daß ich darum angehalten hatte.

Meine erste und wichtigste Pflicht war jezt, an
den Ritter zu schreiben. Ich liebte ihn noch immer
bis zur Raserei; ich hatte ein Kind von ihm und
durch den Verlust meiner Stelle sah ich mich ohne
seinen Beistand von allem entblößt. Es dauerte
nicht lange, so wurde ich von ihm hinlänglich unter-
stüzt. Sein Bankier hatte Befehl bekommen, mir
alles zu geben, was ich nöthig hätte; allein der In-
halt seines Briefes vergrößerte meine bereits schon
traurige Lage sehr!

„Man

„Man miſcht ſich in meine häuslichen Angelegenheiten; man macht mir ein Verbrechen daraus, daß ich Sie von Wien weggenommen habe, da Sie noch bei Hofe in Dienſten ſtanden, und daß ich Sie durch meinen Umgang auſſer Stand ſezte, weiter auf dem Theater zu erſcheinen. Es iſt mir nicht erlaubt, meine Garniſon zu verlaſſen; es bleibt mir alſo nicht der geringſte Troſt einer Hofnung übrig, daß ich Sie je wieder ſehen ſollte. Ich gebe Ihnen daher den Rath, in Ihr Vaterland zurükzureiſen; eine kurze Abweſenheit wird vielleicht den Lermen verſcheuchen, den dieſe Geſchichte angerichtet hat, und eine für uns günſtigere Gelegenheit wird uns gewis einmal wieder vereinigen.“

Ich ſah recht gut ein, daß dies für mich noch immer das beſte ſein würde. Meine Tochter war geſtorben, nichts feſſelte mich daher an ein Land, wo es mir nicht erlaubt war, meinen geliebten Ritter zu ſehen. Ich kam wieder nach Berlin; man ſah, man hörte mich mit Beifall. Nach einer zweijährigen Abweſenheit hatte ich ein ganz neues Anſehen. Allein meine Herrſchaft dauerte nur eine kurze Zeit: meine Geſundheit hatte zu ſehr gelitten, weil ich mich zu ſehr angrif, um recht viel Lob einzuerndten. Nach-

dem

dem ich anderthalb Monat ausgeruhet, war ich völlig wieder hergestellt; allein aus einem unbegreiflichen Eigensinn wollte das nemliche Publikum, das noch vor zwei Monaten von meinem Spiel bezaubert war, mich gar nicht länger auf dem Theater dulden. Ich sollte allenfalls stumme Personen, machen, wo der ganze Vortheil, den man davon hat, noch lange nicht die Schande bezahlt, die damit verbunden ist; so wie überhaupt ein Mädchen von Ehre sich dazu nicht wird brauchen lassen. Ich fiel am Ende also darauf, die Welt zu verlassen, weil sie mich verließ. Ein Kloster war daher der Gegenstand meiner Wünsche, und ich wählte eins, wo man nicht zu einsiedlerisch lebt, sondern in vielen Stükken Freiheit genießt. Aber o Schimpf! o Schande! o Verzweiflung! Man weigerte sich mich aufzunehmen. Man hatte von meinem glüklichen Zustande viel gehört, aber von meinem Unglük wußte man nichts. Es half nichts, daß ich meine traurige Umstände verbürgte, umsonst zeigte ich meine Narben, umsonst bat ich als ein alter Krieger einen Platz für die Invaliden der Ehre; alles half nichts, man war so grausam und schlug mir alle Versorgung rund ab.

Das

Das Schluchzen, welches das arme Gustchen beinah erstikte, unterbrach ihre Erzählung. Ich sprach ihr Trost zu mit Wärme und ein Glas Champagner gab ihr die vorige Laune wieder.

Das sind also, lieber Baron, — fuhr sie fort — die Laster meiner Mitbürgerinnen. Den Vergnügungen abgöttisch ergeben, suchen sie sie mit der grösten Hizze und verachten doch die Werkzeuge derselben, nach dem unbegreiflichsten Fehlschluß. Ich war in der schrecklichsten Lage, die ich Ihnen nur halb geschildert habe, als ein Brief von meinem lieben Ritter mich auf die angenehmste Art überraschte.

Er schrieb mir, „daß er seit meiner Abreise sich meiner Sache doppelt habe angelegen sein lassen; daß er aufs neue in Wien gewesen wäre, und daß es blos von mir abhienge, ob ich meiner vorigen Posten wieder annehmen wollte, wozu er alles mögliche beizutragen bereit wäre. Hier durfte man sich nicht lange besinnen. Ich reiste auf der Stelle ab, und überbrachte ihm selbst meine Antwort. Mein Vaterland kostete mir keine Thräne; ich verfluchte vielmehr den Tag meiner Geburt, weil es sich so undankbar bewiesen hatte.

Welche göttliche, koſtbare Stunden genoß ich nun wieder, als ich mich aufs neue in den Armen meines Ritters befand!

Er erwartete mich nicht ſo bald: man denke ſich alſo den Grad des Vergnügens, als nach einer Abweſenheit von einem Jahr, unſere ſo unverhoffte Vereinigung wieder erfolgte. Nach Verlauf von einigen Tagen hatte ich meine Stelle beim Theater wieder. Noch den nemlichen Abend überbrachte er mir dieſe frohe Botſchaft. Sie ſind aufs neue — ſagte er zu mir — in Dienſten des Hofes angenommen; meine Zärtlichkeit für Sie bleibt immer die nemliche, allein dringendſte Gründe verbinden mich, Sie nie wieder zu ſehen. Sie wiſſen es, wie viel Ihnen und mir dieſe Verbindung gekoſtet hat, wir ſehen uns nie wieder öffentlich; und wenn es ins geheim geſchehen ſollte, ſo halten wir uns für den Zwang ſchadlos, den unſere Vernunft uns auflegt. Er gab mir den Rath die Anerbiethungen des Baron H* anzunehmen, die er ſeit meiner Zurükkunft mir aufs neue hatte vorſchlagen laſſen. Ich weinte bitterlich, und entſchloß mich endlich, meiner Vernunft einen Schritt thun zu laſſen, den mein Herz nie billigte. Unſer Abſchiedstag war mit den lebhafteſten

teſten Vergnügen gewürzt und Freudenthränen ver-miſchten ſich mit Abſchiedsthränen.

Den andern Tag reiſte er zu ſeiner Garniſon ab. Der Baron kam den Abend zu mir, und wollte meine lezte Erklärung wiſſen. Er fand mich weit geſchmeidiger als er gehoft. Und ich verſtattete ihm aus Gründen das, was ich vor zwei Jahren aus Geſchmak ihm abgeſchlagen hatte. Dieſer Umgang verſchafte mir lange nicht das Vergnügen, das ich bei den Umarmungen des Ritters empfunden hatte. In Anſehung des Gegenſtandes, den ich in meinen Armen hatte, war gar keine Täuſchung möglich. Meine Sinne konnte ich wohl täuſchen, allein es blieb mir immer eine ſchrekliche Leere im Herzen, die ich durch nichts ausfüllen konnte. Zu wie vielen Aufopferungen nahm ich nicht meine Zuflucht, um dies ſchwache Herz zu betrügen, welches ſich nicht geliebt fand. So viele Dragoner und andere Offiziere wurden meine Liebhaber, allein ich war nicht ſo glüklich, auch nur bei einem einzigen das zu finden, was Liebe und Empfindung einem bies verſchaft. Mochte der Baron die Untreue erfahren haben, die ich an ihm begieng, oder ward er meiner durch den öftern Genuß überdrüßig, kurz ich merkte, daß ſein Feuer

nach

nach und nach verſchwand, und daß ſeine Liebe zuſehends abnahm. Am Ende des Monats zahlte er mir, ohne die geringſte Urſache ſeines Verfahrens anzugeben, zum leztenmal meine Penſion, da er ſie den folgenden Monat der Gräfin T** geben muſte, welche meine Stelle bekam.

Ich tröſtete mich über den Verluſt des Liebhabers und bedauerte blos den Unterhalt; allein ich hatte nicht nöthig, lange im Witwenſtande zu bleiben. Der Prinz *** unterhält mich jezt; dieſe Eroberung ſchmeichelt meiner Eigenliebe; geſtern ward unſere Verbindung geſchloſſen, und heute ſollte die Ratification ausgeliefert werden, aber ich fand ſie ſo ſonderbar. — — Nun erzählte ſie mir umſtändlich den ganzen Vorfall, den ich ſelbſt mit angeſehen hatte.

Ich konnte mich nicht des Lachens enthalten, weil ſie nur ſo viel Feuer erzählte; ich tröſtete ſie nach Möglichkeit. Es war Zeit, daß ich nach Hauſe gieng, da es ſchon vier Uhr des Morgens war, und verabredete nur noch mit ihr, daß ich ſie den andern Tag zum Bal und Oper abholen wollte.

Dieſe geſellſchaftliche Verbindung hatte auf mich mehr Einfluß, als eine ſechs monatliche Zerſtreuung. Das Schalkhafte an Gußchen, ihre naive Aufrichtigkeit

tigkeit, womit ſie ihre geheimſten Geſinnungen mir entdekte, ihre entſchiedene Beſtimmung zum Vergnügen, kurz alles war für mich Beweis, daß die Laſter das weibliche Geſchlecht nicht verdorben haben, weil es für mich ſo intereſſant war.

Den andern Tag fand ich mich richtig zum Rendezvous ein und führte meine Schöne auf die Redoute. Die Zeit wurde mir ſehr lange, ehe wir Menſchen zu ſehen bekamen, da die Intriguen der Geſellſchaft und dieſe Verbindungen, die man nirgends beſſer, als beim Geräuſch des Balls bemerkt, mir beinah völlig unbekannt geworden waren. Kommen Sie — ſagte Guſtchen zu mir, indem ſie meine Unruhe merkte — ich will Sie gerade dahin führen, wo die meiſten Intriguen geſpielt werden, weil ſie den Faden ſcheinen verloren zu haben. Bezaubert von dieſem Anerbieten, ließ ich mich von ihr führen, und lehnte mich an das Geländer, welches das Parterre von dem Theater trennt. Hier — ſagte ſie — können wir jeden Hereinkommenden und Herausgehenden genau betrachten. Dies Domino, das mit ſo viel Feuer ſpricht, iſt der Jude H... Er ziehet die Ehre mit der kleinen G.. in Verbindung zu ſtehen, dem Geſez und den Propheten vor. Er würde

de

de auch ein Narr gewesen seyn, denn er hat zu viel Verstand; dies weis sie sehr wohl und gebraucht ihren guten Verstand dazu, ihre Reizze gegen die Diamanten des galanten Israeliten zu vertauschen.

Sie sehen doch dort quer über das Theater jene beiden Fledermäuse kommen. Sie sind noch beide in aller Unschuld einer ganz neuen Verbindung, die erst vor wenigen Monaten geschlossen ist. An diesen Gang voller Anmuth kennen Sie doch sicher die D**. Kaum erschien sie auf unserm Theater, als alle Mannsperionen sie zu haben wünschten. Der Fürst L** erhielt den Vorzug, und bewies sich dafür auch so erkenntlich, daß ihre Unterhaltung ihn beinah zu Grunde richtete. Sie fesselte ihn so durch die ausgesuchtesten Arten der feinsten Wollust. Er hatte freilich einige Substituten; allein er muste sie eben so reich unterhalten, als sie, wenn sie ihn nur zum einzigen Liebhaber gehabt hätte. Aber wie! sie trennen sich schon! Oder gehet sie nicht vielmehr nach Hause, um alle Anstalten zum Empfang des Prinzen zu machen. Ein Kabinet mit allem erdenklichen Luxus ausmeublirt, erwartet ihn; alles athmet hier Wollust; ein Glas mit Eau de Vie de Lavande in der Hand, besprengt sie das ganze Zimmer und

und verbreitet den feinſten Wohlgeruch. Sie ſelbſt gekleidet in dem dünnſten durchſchimmernden weiſſen Nachtkleide, ſezt ſich auf ein ſchwarz ſammetnes Ruhebette, welches mit den Lilien und Roſen ihres Teints den herrlichſten Kontraſt giebt. Nachläßig hingeworfen, erwartet ſie ſo ihren geliebten Prinzen, der nicht lange ausbleibt.

Aber wer iſt die Frau, welche von der Seite der Thüre daher ziehet, mit dem groſſen Burſchen an der Hand! Ich kann es Ihnen gleich ſagen; es iſt die alte Präſin D**, welche die Erziehung eines königl. Pagen übernommen hat. Ueber die ſchnelle Entwickelung der jungen Leute nach der Mode möchte ſie in Verzweiflung gerathen. Wahrſcheinlich ſucht ſie die erſten Kräfte dieſes Pagen zu benuzzen, wenn er ſich entſchlieſſen ſollte, ein ſolches altes Mütterchen zu lieben.

Hier iſt wieder eine ſehr intereſſante Perſonage, die ſich durch ihre Sonderbarkeit auszeichnet, Sie kennen doch die junge S**. Sie iſt nur erſt ſeit kurzem am Hofe und verbindet mit natürlichen Annehmlichkeiten und Reizzen das Verdienſt des Neuen und Ueberraſchenden. Sie weis ſich treflich zu finden; eine andere würde eine weit längere Zeit gebrauchen,

brauchen, sich in diesen Wirrwarr zu finden; allein diese Schöne legt schon Roth auf, ist naiv, kokett und hat einen Liebhaber. Er sizt ihr jezt zur Seite; errathen Sie ihn einmal unter hunderten. — — — Nein das ist er nicht, dies ist der schöne **** Sie sehen hieraus, daß Leute von seinem Metier öfters noch mehr verstehen als singen. Er verdient auch noch eher als ein anderer das Amt zu bekleiden, was er wirklich bekleidet. Im zwölften Jahr nahm man die Operation mit ihm vor, ohne ihm einen merklichen Schaden zu thun, oder seine Schönheit zu verderben. Sie hat ihn gewonnen und lebt mit ihm in einem Kontrakt, der beiden Theilen proportionirt ist. Wenn er ihr auch keine vollkommene Vergnügungen verschaft, so genießt sie doch wenigstens den Schatten der Wollust, ohne die Folgen einer achten Mannbarkeit befürchten zu dürfen.

Ich war ganz bezaubert, mit welcher Schwelligkeit meine schöne Gesellschafterin mich mit so vielen interessanten Gemälden bekannt machte, die sich nach einander unsern Augen darstellten. Sie würde mich noch lange unterhalten haben, wenn nicht eine Maske auf uns zugekommen wäre, welche ich an dem auffallenden Ton ihrer Stimme zu erkennen glaubte.

Ich

Ich wollte mich auch in die Unterredung mischen, allein sie bat mich zu schweigen; es ist der Prinz — sagte sie zu mir — verlassen Sie mich, er will mich allein sprechen, bald werde ich Sie wieder sehen. Ich verließ sie sogleich; doch war ich neugierig, das Ende dieser Komedie abzuwarten; ich beobachtete sie von weitem und sah, daß sie mit derselben Maske den Saal verließ und in einen Miethswagen stieg. Da ich voraus sah, daß sie nicht lange wegbleiben würde, wartete ich geduldig an der Thüre auf ihre Wiederkunft. Ich durfte nicht lange warten; ich sah sie mit dem nemlichen Domino aussteigen. Ich habe keine Münze bei mir, liebstes Gustchen, sagte er, sein sie so gefällig und bezahlen sie den Wagen. Herzlich gern — versezte sie, indem sie versuchte ihren Anzug etwas in Ordnung zu bringen, daß ein Tete a Tete im Wagen ziemlich in Unordnung gebracht hatte. Sie bezahlte den Kutscher grosmüthig.

Kaum war sie in den Saal getreten, als sie mich aufsuchte und anredete. Eine recht gute Neuigkeit — mein Bester — habe ich Ihnen zu sagen, der Prinz erneuert eine seit Jahren unterbrochene Bekanntschaft. Wir machten eine kleine Tour im Fiacre, und morgen wird sein Kammerdiener in baa-

ren

ren Louisd'oren mich bezahlen. Aber laſſen Sie ſich davon nichts merken, die Verbindung mit ſeinem Bruder könnte Aufmerkſamkeit erregen.

Sie ſchwieg und die Maske kam gerade auf ſie in Eil zu. Solche Prinzen muſt du haben — ſagte er zu ihr, indem er ſeine natürliche Sprache annahm und ſich harter Ausdrükke in einem Kutſcherton bediente; welcher Schrekken! Siehe ich bin dein Prinz, — ſagte er — und nahm ſeine Maske ab.

Man denke ſich das Erſtaunen und die Wuth als ſie die kleine Operatänzerin N*** vor ſich ſtehen ſah, welche die Rolle meiſterhaft geſpielt hat. Sie hatte Gustchen etwas davon erzählt, allein ſie wollte es nicht glauben. Nun benutzte ſie ihr ganz eigenes Talent, alle Stimmen vollkommen nachzumachen, und ahmte des Prinzen Sprache nach. Gustchen getäuſcht durch dieſe Aehnlichkeit und durch die Aehnlichkeit der Taille und Statur, ließ ſich täuſchen und auf die oben erzählte Art aufführen. N** hatte ihr versprochen, ihr den andern Tag zwanzig Louisd'or durch ihren Kammerdiener zu überſchikken; und nicht damit zufrieden, ihre Einnahmen um ſo viel erhalten zu haben, ließ ſie ihn auch den Wechſelmaaren bezahlen unter dem Vorwande, daß ſie keine Münze bei ſich habe.

Die

Dies Stükchen war zu luſtig, daß es hätte geheim bleiben können; es ward allgemein bekannt. Das arme Guſtchen weinte vor Wuth. M*** ſezte ihren Scherz fort, und hatte einen großen Kreis Maſken um ſich herum gelokt, denen ſie dieſe Schnurre erzählte. Am Ende hatte ich Mitleiden mit ihrer Lage. Kommen Sie — ſagte ich zu ihr und nahm ſie unterm Arm — wir wollen ſuchen von hier wegzukommen. Dies Unternehmen war mit vielen Schwierigkeiten verbunden; wir muſten uns durch einen Haufen Maſken durchbrechen, die uns überall umgaben. Indeſſen drängte ich mich doch durch; von allen Orten hörten wir Ehrenwort, ein lautes Lachen begleitete uns, und ich weis nicht mehr, wie wir noch am Ende durch Hülfe der Wache aus dem Saal herauskamen.

In dem Zuſtande, worin ſie war, konnte ich ſie unmöglich laſſen. Ich nahm ſie in meinen Wagen, brachte ſie nach Hauſe und ſpeiſte den Abend bei ihr. Sie weinte anfänglich und ſie hatte auch wahrlich Urſache dazu.

Die Thränen eines artigen Weibes haben immer viel Gewalt über mich gehabt: ich würde geſchworen haben, daß ich mich nie weiter bereden laſ-

sen wollte; allein der Ball hatte mich zur Zärtlichkeit gestimmt. Gustchens Thränen hatten mich für sie interessirt und ihre Toilette, die sie in meiner Gegenwart machte, richtete mich völlig zu Grunde. Sie behielt blos ein kurzes Korset und ein leichtes Röckchen an; in diesem Anzuge setzte sie sich zu mir aufs Sopha. Was sollte ich machen? Gustchen war mir Verbindlichkeiten schuldig und wollte sich erkenntlich beweisen; ich war jung und sah eine halbnackende Schöne mir zur Seite; wir thaten etwas, sie aus Erkenntlichkeit und ich aus Libertinage, was so viele andere alle Tage aus Liebe oder aus Interesse thun.

Durch mein feuriges Temperament ward ich zu einem Scherz verleitet, den ich ohne alle Ueberlegung that. So bald ich wieder mir selbst überlassen war, zitterte ich vor der Gefahr, der ich mich ausgesetzt. Das berühmte Gustchen war selten ganz gesund; ich erkundigte mich meine Bekannte. Sie weinte und gestand mir, daß sie nicht so gesund wäre, als sie ehemals sein müste. Ich wollte ihr darüber Vorwürfe machen, allein sie schwur mir hoch und theuer, daß sie in der Zerstreuung und Betrübniß mit Gesellschaften erlaubt hätte, die für mich nothwendig von schlimmen Folgen sein müsten.

Ich

Ich verfluchte das unglükliche Geſtirn, worunter ich geboren war, indem mir zugleich ihre Aufrichtigkeit gefiel, womit ſie mir dies Geſtändniß ablegte. Im Anfang war unſer Abendeſſen ziemlich traurig, der Gedanke, welche neue Pein ich mir wieder auf eine ſo unüberlegte Art zugezogen, machte mir jeden Biſſen zu Galle und ihr eigenes Mißfallen über ihre Unklugheit, verſcheuchte alle Fröhlichkeit von unſerer Tafel. Da wir aber ſahen, daß die Sache einmal nicht zu ändern war, und der Champagner unſern Kummer vertrieb, begieng ich ſo gar die Tollheit in ihren Armen mein Uebel noch größer zu machen.

Den andern Morgen ließ ich meinen Doktor kommen. Ich bat Guſtchen, daß ſie zu mir ziehen und ſich bei mir möchte curiren laſſen; und es war auch ſehr billig, daß ſie in meiner Einſamkeit mir Geſellſchaft leiſtete, da ſie die nächſte Veranlaſſung dazu geweſen war. Ihr Bette ſtand meinem gegenüber. Alle Tage konnten wir jezt Betrachtungen über unſern Zuſtand anſtellen und uns tröſten mit der Hofnung, daß es bald beſſer werden ſoll. Der Arzt wenigſtens vertröſtete uns mit einer baldigen Beſſerung und völligen Wiederherſtellung. Gerade in dieſen Augenblikken als ich meine Begebenheiten

aufschreibe, befinde ich mich erträglich. Wie Unge-duld erwarte ich den Augenblik, wo ich wieder ausgehen kann. Die Zurükkehr meiner Gesundheit denke ich soll auch meine Vernunft zurük führen. Den ersten Gebrauch, den ich von meiner Freiheit zu machen gedenke, soll sein, daß ich mich an einen einsamen, abgelegenen Ort begebe, um mich auf immer den Treulosigkeiten eines Geschlechts zu entziehen, das nie mit der Verachtung behandelt werden wird, die es sich mit vollem Rechte verdiente. Ihr Jünglinge und ihr Mädchen laßt euch diese Geschichte zur Warnung dienen! Wenn man euch noch so viele Freuden und Vergnügungen verspricht, die ihr euch außer dem Ehestande schaffen könnt, so denkt auch zugleich an die tausendfachen Qualen und Martern, die mit diesen strafbaren Vergnügungen gemeiniglich verbunden sind!

Zwei-

Zweite Erzählung.

Die väterlichen Lehren.

Eine Warnung

für alle Ehelustige.

Ein reicher Ritter, der in der ganzen Nachbarschaft wegen seiner Uneigennüzzigkeit und Gastfreundschaft geschäzt, und von seinen Verwandten als ein Freund geliebt ward, dessen Karakter so viele hervorstechende, rühmliche Seiten und nur wenige dunkele und unerklärbare hatte, würschte, daß sein einziger Sohn eben so zufrieden und glüklich sein möchte, als er es bis jezt gewesen war.

Als dieser rechtschaffene Mann es fühlte, daß er wohl nicht mehr lange leben würde, ließ er seinen geliebten Sohn ans Krankenbette treten und redete ihn mit einer ruhigen und zufriedenen Miene an: Mein lieber Sohn, von Jugend auf studierte ich die grosse Kunst, glüklich und zufrieden in der Welt zu leben. Mein Vater hinterließ mir ein grosses Vermögen, das ich dir nicht blos so übergebe, wie ich es erhielt, sondern beinah doppelt vermehrt. Von der Seite der äussern Glüksumstände wirst du auf die Art wohl nie Noth leiden und dich zu beschweren

haben,

haben, du müßtest denn ganz wider deine Neigung mit einemmal ein Verschwender werden. Allein Reichthum und gresses Vermögen macht nicht immer ganz glüklich; gewisse Dinge die man aus Uebereilung thut, können auf einmal unsere ganze irdische Ruhe und Zufriedenheit zerstöhren, und Geld und Gut ist nicht nur kein Mittel, sondern oft eine Hinderniß, um zu der so sehr gewünschten ruhigen und zufriedenen Lage in diesem Erdenleben zu gelangen. Höre und fasse meine Lehren und befolge sie, denn wirst du eben so glüklich und zufrieden leben können, als ich gelebt habe. Zuerst gebe ich dir den Rath, dich nie in deines Nachbars Haus so lange aufzuhalten, bis man dir ein Stük schwarzes Brod vorsezt. Ich weis, du bist ein Liebhaber vom Reiten, nimm dich daher in acht, dein Pferd nie in ein That laufen zu lassen. Solltest du dich verheirathen, wie ich dies selbst wünsche und dich darum bitte, so nimm keine Person im Auslande, die dir völlig fremd und unbekannt ist. Diese drei Regeln behalte stets im Gedächtniß; und sollte es ja kommen, daß du aus Uebereilung gegen eine sündigtest, so wirst du bald nachher aus eigener Erfahrung die Bemerkung machen, daß es besser gewesen wäre, wenn du meinem Rath gefolgt hättest. Ich hinterlasse dir so viel

Ver-

Vermögen, daß du nach meinem Tode mir ein standesmäßiges Leichenbegängniß halten und so viele Seelenmessen lesen lassen kannst, als zur Ruhe meiner Seele nöthig sind. Dies wirst du wohl alles besorgen. Nimm meinen ganzen Segen! — Der Sohn zerfloß bei der sichtbaren Annahrung des Todes seines Vaters in Thränen, versprach die Lehren tief in dem Innersten seines Herzens einzuprägen und alles genau auszurichten, wie es der Vater befohlen hatte.

Nach wenigen Minuten verschied der Vater, er wurde standesmäßig begraben und der Sohn erfüllte in allen Stükken den Willen seines Vaters. Lange gieng er traurig und niedergeschlagen einher, weil er sich nicht so bald über den Verlust eines Vaters zufrieden geben konnte, den er zärtlich liebte. Nach einigen Monaten glaubte er, daß es für ihn Pflicht sei, seine Betrübniß zu mäßigen und durch gewisse Zerstreuungen seinem Geiste die vorige Lebhaftigkeit wieder zu geben, die durch seine Trauer sehr abgenommen hatte.

In seiner Nachbarschaft wohnte ein Edelmann, der mit ihm beinah von gleichem Temperament, von gleichem Alter und gleichem Vermögen war. Nur

hatte

hatte er nicht das schöne in die Augen fallende Ansehen. Hier verbrachte er seit einiger Zeit den gröſten Theil des Tages, und ward am Ende so bekannt im Hause, daß er die meiste Zeit da aß und trank und auch zuweilen übernachtete. Seinem Nachbar fehlte es nicht am Gelde, um diese Schmausereien fortsezen zu können; er war nicht geizig, sondern vielmehr sehr gastfreundschaftlich; aber es hatte einen andern Haken, er war im höchsten Grad — eifersüchtig. Seine Gemahlin, ein Weib wie die Venus, wuste alle körperliche und geistige Reizze so meisterhaft zu vereinigen, daß sie über eine jede Mannsperson siegen muste, wenn sie anders siegen wollte. Doch ihr Mann hatte sie ohne allen Grund in Verdacht; sie war in diesem Punkt so tugendhaft, daß es ihr gar nicht einfiel, weder durch Mienen oder Gebärden, am wenigsten durch Ausdrükke, bei den Gästen ihres Mannes Liebe zu erregen, wenn sie auch so schön, wie vormals Adonis gewesen wären.

Allein unser Ritter war nicht so ganz gleichgültig bei dem Anblik dieses schönen Weibes und suchte durch verstohlne Blikke ihr seine Liebe zu entdekken, die aber doch nicht so verstohlen sein konnten, daß der Mann nichts davon hätte merken können.

nen. Je weniger ſie die gehoffte Wirkung thaten, deſto mehr erregten ſie bei einem Manne Eiferſucht, der dieſer Leidenſchaft nur zu ſehr ergeben war. Seine Frau Gemahlin ſuchte alles hervor, um ihre Unſchuld, die nach ſo vielen Umſtänden ſchon klar genug war, unbegreiflich zu beweiſen. Der Mann glaubte nur halb ihren Worten, weil ſein Simbolum war: Weiberliſt gehet über Teufelsliſt; und doch weil ſo viele Beweisgründe, ihre hohe Idee von der weiblichen Tugend, ihre Herzensgüte, ihr Beſtreben, alle Wünſche ihres Mannes augenbliklich zu erfüllen — weil, ſage ich, alles dies Beweiſe ihrer Unſchuld waren, muſte der Mann wenigſtens ſich ſo ſtellen, als wenn er von ihrer Unſchuld wirklich überzeugt wäre.

Lange dachte der unglükliche Ehemann hin und her, wie er es anzufangen hätte, daß der Ritter ſeine Beſuche ſparſamer einrichten und am Ende ſie ganz einſtellen möchte. Ihm die Thüre zu weiſen, oder ſich immer verleugnen zu laſſen, gieng nicht füglich an; die Freundſchaft unter beiden war ſchon zu genau, als daß man ſo geſchwind, ohne alle Urſache und Grund, abbrechen konnte. Es muſte in jedem Falle ſo eingerichtet werden, daß der Ritter von

ſelbſt die ganze Bekanntſchaft aufgab. Dahin gieng ſein ganzes Projekt. Der Ritter erſchien vor wie nach, wurde eben ſo freundſchaftlich empfangen, und es kam ihm beinah vor, als wenn die Freundſchaft noch einen höhern Grad von Zärtlichkeit erreicht hatte, ſo verſchwenderiſch war ſein Wirth, ihm Komplimente zu machen, und alles aufzuſuchen, ihm ſeinen Aufenthalt auf der Burg recht angenehm zu machen. Man behielt ihn wie gewöhnlich zum Eſſen; allein mit Fleiß ließ der Wirth ſchwarz Brod auftragen, da ſonſt gewöhnlich weiſſes gegeben ward. Dies ſollte der Anfang ſein, daß man ihn merken ließ, ſeine Beſuche ſparſamer einzurichten, oder welches der Edelmann eigentlich wünſchte — ganz wegzu bleiben. Der Ritter glaubte, es wäre ein Verſehen, ſezte ſeine Beſuche ununterbrochen fort; aber wie erſtaunte er, daß ihm jedesmal ſchwarzes grobes Brod vorgelegt ward, ſelbſt dann, wenn mehrere Freunde gegenwärtig waren, die alle weiſſes bekamen. Schnell fuhr ihm die Lehre ſeines Vaters durch den Kopf. Er ärgerte ſich, daß er nicht ſchon längſt daran gedacht hatte; unvermerkt nahm er ein ziemliches Stük vom Tiſch, verbarg es unter ſeinem Gewand, und ſchwur bei ſich einen groſſen Eid, nie wieder dies Haus zu betreten. So bald er nach Hauſe gekommen

men war, hieng er dies Stük Brod, zum Andenken dieſer Begebenheit und zur ewigen Erinnerung an die eine Lehre ſeines Vaters, an einen Strik in dem groſſen Saale ſeines Schloſſes auf.

Die Beſuche des Ritters beim Nachbar hörten natürlich nun auf, und er muſte auf andere Zerſtreuungen bedacht ſein, wenn er auf ſeinem einſamen Schloß nicht ewige Langeweile haben wollte. Das gewöhnliche Vergnügen der Edelleute, die nichts beſſeres vornehmen können, oder wollen, iſt die Jagd. Unſer Held war von Jugend auf Liebhaber davon geweſen, und nun nahm er dieſe Lieblingsbeſchäftigung wieder vor, weil er doch mit etwas ſich die Zeit vertreiben muſte. Wöchentlich einigemal beluſtigte er ſich mit der Jagd. Einſtmal jagten ſeine Windſpiele einen Haſen auf, nun gab er ſeinem Pferde die Sporen, und ſprengte hinterdrein. Der Haſe lief in ein groſſes Thal, die Hunde hint nach und der Ritter auf dem Pferde ebenfalls. Sein Pferd ſtrengte ſich ſo gewaltig an, glitſchte, ſtürzte und brach den Hals. Ein groſſes Glük war es, daß dem Ritter nicht ein gleiches Schikſal begegnete. Er nahm weiter keinen Schaden, kam mit einer kleinen Kontuſion weg, und bekam noch überdies glüklich den Haſen. Ein ander Pferd eines

Be-

Bedienten muste ihn nach Hause bringen. Unterwegens machte er einige Bemerkungen über diese Geschichte, und unvermerkt fiel ihm die zweite Lehre seines Vaters ein, daß wenn er vorher daran gedacht, er diesen raschen und kühnen Ritt nicht vorgenommen, auch den nun erlittenen Schaden nicht gehabt hätte. Zum ewigen Andenken und zur immerwährenden Erinnerung, ließ er die Haut des todten Pferdes in dem nemlichen Saal aufhängen, wo bereits das Stük schwarz Brod hieng.

Auf gewisse Art war nun auch unserm Ritter die Jagd, seine einzige Lieblingsbeschäftigung, versalzen. Eine andere an diese Stelle zu sezzen, war nicht so leicht, als manche es sich vielleicht wohl vorstellen mögen. Schnell höre ich hier einige einwenden — der Ritter durfte ja nur mit Lektüre sich die Zeit vertreiben, so war er hinlänglich beschäftiget; und fiel nun sogar sein Geschmak auf nüzliche und unterhaltende Bücher, so war er doppelt belohnt; oder er konnte sich auf die Landwirthschaft legen; oder — doch was höre ich da alles für oder — Kurz er wählte zu seinem Zeitvertreibe nichts von alle dem, weil er in einem Zeitalter lebte, in dem man für dergleichen Beschäftigungen noch gar keinen Sinn hatte,

und

und wo es beinah unmöglich geweſen wäre, einem Ritter Geſchmak am Studieren und an der Landwirthſchaft beizubringen, weil damals alles, was Gelehrſamkeit hieß für Pedanterie galt, und die eigene Beſorgung oder auch nur die erſte Aufſicht über die Wirthſchaft unter der Würde eines edlen Ritters war. — Was gab er aber nun an, um die Langeweile von ſich zu ſcheuchen? — Geduld! Geduld! den Augenblik ſollen es meine Leſer und Leſerinnen erfahren.

Er that gerade das, was noch bis jezt ſo viele Edelleute thun — er gieng auf Reiſen. Seine Abſicht war dabei nun eben nicht, die Karaktere der verſchiedenen Nazionen zu ſtudieren, ihre Sitten und Gewohnheiten ſich bekannt zu machen, wichtige Perſonen, Staatsmänner und Gelehrte, durch genauen Umgang näher kennen zu lernen, und aus dem allen gewiſſe Bemerkungen und Schlüſſe zu folgern, die in den mannigfaltigen Lagen ſeines Lebens Nuzzen und Vergnügen ihm verſchaffen und ſeinem Geiſte eine Beſtimmtheit, ſeinem Karakter eine Feſtigkeit geben konnten. Nichts von alle dem. Er gieng auf Reiſen, um auf Reiſen zu gehen, um ſich zu divertiren, die Höfe und die Kaffeehäuſer zu beſuchen, und um

ſich allenfalls — wenn er ſich ja etwas auszeichnete — ſich das in ſein Taſchenbuch einzutragen, was er da ſah und hörte.

So bald er ſeine häuslichen Angelegenheiten in Ordnung gebracht und ſich mit einer geſpikten Börſe und hinlänglichen Wechſeln verſehen hatte, trat er ſeine Reiſe an. Sein ganzer Aufzug war für die damaligen Zeiten ſehr prachtvoll. Eine anſehnliche Dienerſchaft begleitete ihn. Er ſelbſt war von ſchönem Wuchs und Anſehen, beredt im Umgange, einnehmend in ſeinen Manieren, und bezaubernd beim ſchönen Geſchlecht, wenn er Mädchen und Weiber bezaubern und zur Liebe einladen wollte. Bei ſolchen hervorſtechenden Eigenſchaften konnte es wohl nicht anders ſein, daß er überall Eingang fand, überall einnahm, überall einen ſolchen Eindruk machte, den er machen wollte, und alles nach ſeinen Abſichten und ſeinem Intereſſe ſtimmte. Von einem Ort zum andern, von einer Stadt zur andern, von einem Edelhof zum andern ſtreifte er herum, und machte mit unter Bekanntſchaften, die ganz angenehm waren. Oft genug fand er ſich in einem Zirkel guter Freunde gröſtentheils naher Verwandten ein, wo er alle die Luſtigkeit und gute Laune mitbrachte, die mit ſeinem Karakter unzertrennlich ver-

verbunden war, und den er mit ſo fröhligem Muth verließ, daß er ſanft und zufrieden einſchlief, und eben ſo heiter erwachte.

An einem angenehmen Sommertage, an welchem er ſchon verſchiedene Meilen gemacht hatte und noch mehrere zu machen im Begrif war, umzog ſich urplözlich einige Stunden nach Mittag der ganze Himmel fürchterlich ſchön; die Sonne verbarg ihren Schein; die Finſterniß war ſo groß, daß manche ſchöne Sommernacht ganz lichte dagegen zu ſein ſchien; einige ſchnelle Blizze, die ſich am Ende des Horizonts durchkreuzten, erhellten zuweilen die Gegend, und erſchrekten den einſamen Wanderer, dem der Gedanke an ein nahes Gewitter Furcht und Grauſen einjagte. Unſer Ritter war nun eben kein Freigeiſt ſeines Jahrhunderts, aber die Ammenmährchen und Geſpenſterhiſtörchen, die er in der Kinderſtube in der Jugend hörte, vergaß er beinah in demſelben Augenblik, als er dieſe nicht mehr beſuchte, und die ganze populäre Philoſophie ſeines Vaters, worin er ſpielend unterrichtet ward, prägte ſich ihm ſo tief ein, daß er von ſehr vielen Dingen, wovon ſein Jahrhundert zum Theil ganz unrichtig dachte, ganz geſunde Begriffe hatte. Die Lehre vom Gewitter hatte ihm ſein Va-

ter wohl nicht nach den neueſten phyſikaliſchen Theorien, wie der Profeſſor im Hörſaal erklärt, aber er hatte das Wohlthätige der Gewitter, ihren Einfluß auf belebte und lebloſe Dinge ihm ſo begreiflich gemacht, daß alle Nebenideen, als wenn Gott im Gewitter ſtrafe, und dieſe als Zuchtruthen und Geiſſel für die Sünder gebrauche, von ſelbſt wegfielen. Ihm war ein Gewitter alſo nicht eine Züchtigung Gottes, ſondern vielmehr das herrlichſte Schauſpiel in der Natur. Noch als ein Knabe ſah er mit hoher Bewunderung des Schöpfers dieſen majeſtatiſchen Anblik nicht ohne Rührung, und auch jezt ließ er da keine Furcht blikken, wo die meiſten Menſchen am erſten Furcht zeigen. Je mehr das Gewitter heraufzog, je mehr es ſich von allen Seiten umher verbreitete, je eher man den Schlag gleich nach dem Bliz hören konnte, deſto mehr überfiel ſeiner ganzen Dienerſchaft Furcht und Grauen. Die meiſten fingen an zu beten, ſich ihren Schuzheiligen zu empfehlen, Gelübde nach überſtandener Gefahr zu verſprechen, die ſie nie halten konnten, und alles hervor zu ſuchen, was nur der Aberglaube der damaligen Zeit ihnen rieth, um ihre Seele vom ewigen Verderben zu retten. Ganz natürlich war es, daß dergleichen Vorſtellungen die Furcht noch mehr unterhielten, und

das,

das, was hiebei für manchen schrekhaft sein kann, sich noch weit schreklicher zu denken. Der Ritter mochte ihnen sagen was er wollte, sie urtheilten blos nach ihren Vorurtheilen, hörten nicht auf seine Gründe, verstanden sie auch nicht, und wenn auch das gewesen wäre, würden sie sie doch sicher verachtet haben.

Hoch über einen Felsen ragte eine weite Burg empor, die sich tief unten im Thal, wo sich jezt eben der Ritter mit seinen Dienern befand, malerisch schön ausnahm. — Diese schöne Burg muß ein reicher edler Ritter bewohnen — sagte ein Diener zum andern — O wenn doch unser lieber Herr Gott und alle seine Heiligen — versezte ein anderer — unserm Herrn eingeben wollten, daß er hier einkehrte und übernachtete! Vor vielen Jahren bin ich dieselbe Strasse gezogen, und ich schwöre es euch, daß wir noch viele Meilen reisen können, ehe wir einen solchen Ort antreffen. Wie die Gewitter sich zusammen ziehen! Wie sich der Himmel umwölkt! In wenigen Minuten fällt ein Plazregen, der viel Stunden anhalten kann. — Der Ritter hörte das Gespräch seiner Leute, that aber als wenn er nicht darauf achtete. Schon waren einige von seinen Leuten, die

etwas voraus ritten, vor der Straße vorbei, die nach der Burg führte, schon schien der Ritter, selbst willens zu sein, sie rechts liegen zu lassen, als er seinen Stallmeister rief und zu ihm sagte: Claus! reite augenblicklich an die Burg, grüße den edlen Ritter derselben freundlich von meinetwegen, und frage, ob es erlaubt sei hier zu herbergen und zu übernachten. Der Stallmeister gehorchte und ritt mit verhängtem Zügel nach der Burg. Der Besitzer des Schlosses hatte den Zug von weitem kommen sehen, und war begierig, ob sie bei ihm einkehren, oder vorbeireiten wollten, das erstere war ihm wahrscheinlicher als das letzte, und er rechnete ganz sicher auf die Ankunft eines Gasts, der ihm, er mochte sein, wer er wollte, unter allen Umständen lieb und werth war. Mit einemmal ritt der Stallmeister in seinen Schloßhof und eröfnete ihm das Begehren seines Herrn. Sage deinem Herrn, dem edlen Ritter — war die Gegenantwort des Schloßinhabers — daß mir und meinem Hause seine Gegenwart sehr willkommen wäre, er solle seine Ankunft beschleunigen, weil im Augenblik ein grosser Regenauß bevorstände. Der Ritter sagts und der Stallmeister überbrachte pfeilschnell die Antwort jenem Herrn.

Un-

Unſer Held zog jezt in die Burg ein. Sein Wirth, ein ſehr freundſchaftlicher Mann, dem man es an den Mienen anſehen konnte, wie willkommen ihm ſein Gaſt war, empfieng ihn unten an den Stiegen, umarmte ihn, als wenn er an ihm einen alten Freund wiederfände und führte ihn in ein sauber aufgeputztes Zimmer, wo er ihn ſeiner Gemahlin und ſeiner einzigen Tochter vorſtellte. Unſerm Ritter behagte es ſehr gut in dieſem Familienkreis. Die Frau von Hauſe, war zwar ehedem am Hofe geweſen, und hatte da viel erfahren, geſehen und gehört; aber ſie hatte blos das Gute, was man an den Höfen lernen kann, zu benuzzen gewuſt, ohne ſich von den leztern anſtekken zu laſſen, welche hier im Schwange gehen. Eben daher kam es, daß ſie gegen jeden herablaſſend und höflich war, daß ſie im Umgange etwas reizzendes und anziehendes hatte, daß ſie ſich in jede Unterredung mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit und hinreiſſenden Beredſamkeit, troz des erfahrenſten Mannes, miſchen, und mit allgemeinem Beifall an jeder Materie Antheil nehmen konnte. Sie hatte ganz eigentlich die groſſe Welt ſtudiert, und in einem Zeitraum von beinah zehn Jahren — ſo lange mochte es ſein, daß ſie in der Nahe bei einer regierenden Fürſtin Hofdame geweſen war — ſo viele Karaktere kennen gelernt,

lernt, ſo mannigfaltige Rollen ſpielen müſſen, und Gelegenheit genug gehabt, ſo vielfache Erfahrungen anzuſtellen, daß es ſehr begreiflich iſt, wie ſie bei einem guten natürlichen Verſtande, ſich ſo viele ſchöne Kenntniſſe und gute Eigenſchaften erwerben konnte. Unſer Held gefiel ihr ungemein. Der Anfang der Unterredung ward natürlich von Reiſen hergenommen, und gelegentlich auch, wie es ſich ſchon von der Neugierde eines Weibes vermuthen läßt, nach der eigentlichen Abſicht der Reiſe unſers Ritters gefragt. Dieſe Frage konnte und wollte der Ritter nicht ganz beſtimmt beantworten, ſondern ſagte nur im allgemeinen: daß er noch jung und wißbegierig wäre, er hätte alſo dieſe Reiſe blos zu dem Ende angeſtellt, um ſich in der Welt umzuſehen und Kenntniſſe und Erfahrung einzuſammeln. Hiemit war die gnädige Frau nicht zufrieden, ſie glaubte in dem feurigen Auge des Ritters eine ganz andere Urſache zu entdecken. Aus gewiſſen Aeußerungen glaubte ſie ganz wohl ſchließen zu können, daß der Ritter die wahre Urſache zu verhelen ſuche, die keine andere ſein könnte, als ſich eine Gattin zu ſuchen. Nun entwarf ſie auch gleich einen Plan, wie ſie ihre Tochter dieſem liebenswürdigen Mann zur Gemahlin verſchaffen wollte. Camille hieß das Fräulein. Sie war zwar nicht am

Hofe

Hofe geweſen; allein ſie hatte von ihrer Mutter eine ganz vorzügliche Erziehung erhalten, die ſie ſchon allein ſehr liebenswürdig würde gemacht haben, wenn ſie auch nicht von der Natur alle die körperlichen Reizze bekommen hätte, wodurch ſie ein höchſt vollkommenes Frauenzimmer ward. Alles was ſie that, was ſie ſprach, was ſie vernahm, bezauberte. Und ſie würde ſchon längſt Gattin und Mutter geworden ſein, ſo viele edele Ritter aus der Nachbarſchaft hatten ſich um ihre Hand beworben, wenn auch nur ein einziger von allen den Competenten nach ihrem und ihrer Mutter Geſchmak geweſen ware. Das Begehren der edlen Ritter wurde daher immer unter dem Vorwande der noch zu zarten Jugend des Fräuleins auf eine ſchikliche Art abgelehnt.

Bereits drei Tage waren verfloſſen, und unſer Held konnte noch nicht an eine Abreiſe denken, weil es ihm hier zu wohl gefiel. Der Wirth und die Wirthin und das ſchöne artige Mädchen weteiferten wechſelsweis, ihm den Aufenthalt bei ihnen recht angenehm zu machen. Täglich wurden Gäſte eingeladen, die durch Scherz und Kurzweil jeden neuen Tag recht vergnügt und fröhlig vollbringen halfen. Unſer Held bekam bei jedem Gaſtmahl ſeinen Plaz neben dem

Frau-

Fräulein angewiesen, dadurch er unvermerkt ihre Denkungsart kennen lernte, und durch ihr zuvorkommendes freundliches und einnehmendes Wesen so bezaubert ward, daß der sonst ihm fremde Gedanke an Liebe mit einemmal in seinem Herzen so gewaltig tobte, daß am Ende es ihm gefährlich zu sein schien, wenn er nicht bald ihren Entschluß hörte, ob seine Wünsche erfüllt werden könnten.

Noch denselben Abend entdekte er sich ihren Eltern. Diese bathen sich Bedenkzeit aus, und wollten erst sich mit ihrer Tochter darüber besprechen, und dann sollte er Bescheid bekommen. Nichts war wohl für die Mutter erwünschter, als dieser Antrag, so wenig der Vater recht Lust hatte, in die Heirath zu willigen, weil, wie er sagte, er nicht recht aus den Fremdling klug werden könnte. Die Mutter begab sich auf ihr Zimmer, schellte ihre Zofe, welche das Fräulein herunterbestellen sollte. Meine Tochter — redete die Mutter ihre Tochter an — seit einigen Tagen bemerke ich ein gewisses Verständniß zwischen dir und dem fremden Ritter. Sei ganz aufrichtig, entdekke dich deiner Mutter, ohne allen Rükhalt, und beantworte mir die Frage ohne alle Gleißnerei: könntest du dich wohl entschliessen, dem Ritter deine Hand zu geben, wenn er sich darum bewürde?

würde? Liebe Mutter — antwortete die Tochter — ich würde mich dazu entschlieſſen, wenn Sie und mein Vater nichts dagegen hätten. Der Ritter hat sich bei deinen Eltern um dich beworben, — entgegnete die Mutter — und da nun die gröſte Schwierigkeit gehoben ist; so will ich ihm den Bescheid geben, daß er nun blos mit dir die Sache abzuthun hätte, du wirst dich schon dabei so benehmen, daß du davon Ehre hast.

Den andern Morgen erfuhr der Ritter den so sehr erwünschten Bescheid, und verfügte sich augenblicklich zu seiner Geliebten, von der er nach einigen Weigerungen das Jawort erhielt. Nach einigen Tagen wurden viele edele Ritter und Herren auf die Burg geladen, um durch ihre Gegenwart den Verlöbnißtag desto glänzender zu machen. Sehr viele von diesen hatten sich ebenfalls um das Fräulein beworben, und schämten und ärgerten sich, daß man sie auf die Art zurükgesezt hätte. Damen und Herren flüsterten sich so manches in die Ohren, das fürs Brautpaar eben nicht sehr lieblich war. Doch man brachte diesen Tag recht vergnügt zu und der acht Tage nachher angesezte Hochzeittag war noch weit glänzender.

Gegen Abend, als sich bereits die Gäste entfernt hatten, wollte der Ritter mit seiner Braut nach der

löb-

lichen Gewohnheit zu Bette gehen, allein er erfuhr mit ziemlichen Mißvergnügen, daß es hier Sitte sei, daß die Braut die erste Nacht noch allein schlief. Morgen könnte er mit ihr gemeinschaftlich zu Bette gehen. Die Braut ward nun in ein für sie bestimmtes Zimmer geführt, und der Bräutigam in das anstoßende, welches blos durch eine dünne Leinerwand von der Braut ihrem abgesondert war. Ganz sachte machte der Ritter durch die Wand ein kleines Loch, um wenigstens seine Braut im Nachtgepäge zu betrachten, und gewisse Reize vorher zu bewundern. Noch war er mit vielen angenehmen Gegenständen beschäftigt, als sich mit einemmal seine Braut ins Bette legte und von ihren Kammerjungfern verlassen ward. Schon wollte er ein gleiches thun, als ihn die seltsamste Erscheinung davon zurückhielt. Die Thüre öffnete sich leise wieder: und ein Franciscaner, derselbe Geistliche, der die Trauung verrichtet hatte, trat herein, entkleidete sich schnell, und legte sich neben der Braut ins Bette. Unser Held wußte anfänglich nicht, ob er seinen eigenen Augen trauen sollte, so bald er sich aber hinlänglich überzeugt hatte, daß das alles wahr sei, fiel ihm schnell die dritte Lehre seines Vaters ein, und er freute sich, daß er noch diesmal sich so gut aus der Falle herausarbeiten konnte, und

über-

überlegte die nöthigen Maßregeln, die er dabei nehmen mußte.

Mit Sonnenaufgang ſtand unſer Ritter auf, und er hatte noch das Vergnügen, den Franciſkaner aus dem Bette ſeiner Braut aufſtehen zu ſehen. Bald nachher gieng unſer Ritter ins Schlafzimmer ſeiner Braut, begrüßte ſie mit einem guten Morgen, und nahm unvermerkt des Franciſcaners Hoſen unter dem Kopfküſſen hervor, von denen er wußte, daß er ſie hatte liegen laſſen. Auch dieſer Tag ward dem Anſchein nach ſehr vergnügt verbracht, ein prachtvolles Brautbette zurechte gemacht, wo dieſe Nacht das neue Ehebaar ſchlafen ſollte. Gegen Abend erklärte ſich der Ritter gegen die Eltern und nächſten Verwandten, daß er unmöglich ſchon heute mit ſeiner Braut das Beilager vollziehen könnte. Sie kennen ja meine Umſtände nicht — ſagte er — und wiſſen nicht genau wer ich bin, wie meine Vermögensumſtände beſchaffen ſind. Sie haben mir, ich muß es geſtehen, ſehr viel Ehre angethan, daß ſie mir ihre Tochter gegeben haben, ohne vorher von dem allen genaue Erkundigung einzuziehen, und ich bin es meiner eigenen Ehre ſchuldig, Sie hierüber nicht in Ungewißheit zu laſſen. Ich lade Sie daher ſämtlich zu

mir

nur auf mein Schloß ein, wo sie sich überzeugen könnten, ob ich wohl im Stande bin, ihre Tochter standesmäßig zu halten. Die Eltern machten zwar anfangs Umstände, allein der Ritter bestand auf seinem Entschluß, und es wurden gleich alle Anstalten zur Reise gemacht.

Jetzt war die ganze Karavane von edlen Rittern und Frauen und ihren Knappen auf der Burg angekommen. Der Ritter veranstaltete alles zu einem herrlichen Mahl, schlich sich aber von seinen Gästen weg, und hieng des Franciscaners Kleider im Saal auf, wo schon die beiden andern Stücke hingen. Nun kam er wieder in den Saal, wo seine Gäste versammelt waren und bewirthete sie mit einem Mahl, woraus sie sehr leicht von dem großen Reichthum ihres gastfreien Wirths urtheilen konnten. Darauf zeigte der Ritter seinen Gästen alle Herrlichkeiten seines Schlosses, und führte sie durch alle Zimmer der weiten Burg, zuletzt kam er auch mit ihnen in den Saal, wo die merkwürdigen Stücke aufgehangen waren. Die Gäste waren begierig zu wissen, was diese Sachen bedeuten sollten, und baten sich darüber eine Erklärung aus. Das will ich herzlich gern thun, — sagte der Ritter. — Und nun erzählte er ihnen erst die drei Lehren, die ihm sein Vater auf dem

dem Todtenbette gegeben hätte. Er erzählte ihnen, wie wenig er die beiden ersten befolgt habe, und wie es ihm ergangen sei. Diese Hosen — fuhr er fort und wandte sich zur Braut — werden Sie wohl am besten kennen? So dann erzählte er alles, was er in der so genannten ersten Brautnacht gesehen und gehört hatte, wie es meine Leser schon wissen. Ich habe Ihnen hiermit nur beweisen wollen — sagte er weiter — wie schlecht ich daran gethan habe, daß ich mich so wenig nach den Lehren meines Vaters gerichtet. Indessen werden Sie mir doch wohl nicht zumuthen, daß ich ein Frauenzimmer zur Frau nehmen soll, die mir sogar den Trauungstag nicht getreu ist. Ich dringe daher auf Ehescheidung, wenn Sie ihre Tochter nicht gutwillig wieder mitnehmen.

Schrekken überfiel die Eltern, die Tochter sank vor Schaam und Schande in Ohnmacht, die Verwandten waren bestürzt, und allen war dieser Vorfall höchst unerwartet und niederschlagend. Anfänglich wollten die Eltern einige Umstände machen, ihre Tochter wieder anzunehmen, allein sie konnten voraussehen, daß sie bei einem jedem Gericht unrecht bekommen würden. Mit so vielen Vergnügen sie ihre Hinreise gemacht hatten, eben so kummervoll und

nieder-

niedergeſchlagen traten ſie die Rükreiſe an. Der Ritter war aber doch ſo großmüthig, daß er ihnen freiwillig die Reiſekoſten erſtattete und ihnen noch anſehnliche Geſchenke geben ließ. Nachdem verſprach er an Eides ſtatt, daß er nie etwas von dem Vorgefallenen erzählen, und dadurch der Ehre ihrer Tochter zu nahe treten würde, die er immer ungeachtet ihres groſſen Fehltritts, ihrer übrigen Talente wegen zu ſchäzzen wiſſe.

Dritte Erzählung.

Der Ring,

oder

die zufällige Entdekkung.

Eine Hahnreigeſchichte.

Als der Herzog von Orleans den Engländern als Kriegsgefangener in die Hände gerathen war, berief man zwiſchen Calais und Garnelinghes eine Deputation, welche über die Auswechſelung dieſes Prinzen ſich berathſchlagen ſollte. Die Engländer und Franzoſen ſchikten zu dieſem wichtigen Geſchäft die höchſten und anſehnlichſten Standesperſonen ab, ja es waren ſogar Prinzen darunter. Alle ſuchten durch ein zahlreiches Gefolge zu glänzen und Aufſehen zu erregen, zu dem Ende ſie nicht blos eine zahlreiche Dienerſchaft, in dem herrlichſten Anzuge mitnahmen; ſondern es hatte überhaupt das Anſehen, als wenn alle dieſe Deputirte eben ſo viele Geſandten wären, die an einem groſſen fürſtlichen Hofe, ein Geſchäft von Wichtigkeit zu beſorgen hätten.

Der Kardinal Viceſtre war von Seiten Englands einer von den Bevollmächtigten, ein Herr der ſich vor vielen andern durch Pracht auszeichnete, und viel Vergnügen daran fand, ein zahlreiches Gefolge von jungen Edelleuten in ſeinem Hofſtaat zu haben. Zwei

junge Ritter standen auch in Diensten dieser Prälaten. Erst in diesem Hause hatten sich beide gesehen, waren aber bald nachher so innig bekannt geworden, daß ihre Freundschaft wirkliche Bruderliebe war. Einer konnte ohne den andern nicht leben, ihre Gedanken, wenn sie ja in dem kleinen Zirkel worin sie wirkten, welche hatten, waren für beide Freunde keine mehr, selbst ihre Gedanken, ihre Wünsche, ihre Hofnungen und Erwartungen entdeckten sie sich. Sie waren zwar, jeder besonders auf ein eigen Zimmer angewiesen, allein eine ewige Lamawolle schien sich ihrer zu bemächtigen, wenn einer allein auf seinem Zimmer bleiben sollte, es schien ihnen etwas zu fehlen, wenn sie abgesondert in ihren Zellen die langen Winterabende, oder die schwülen Sommernächte einsam verbringen sollten. So bald sie daher keine Geschäfte bei ihrem Herrn zu besorgen hatten, eilten sie schnell, nach getroffener Verabredung, auf ein Zimmer zusammen, und unterhielten sich von ihren Liebesangelegenheiten; und selbst dann noch, wenn die warmen Mitternachtsstunden sie am Schlafengehen erinnerten, konnten sie sich doch noch nicht trennen, sondern legten sich zusammen in ein Bette.

Meine Leser wissen schon so viel von diesen beiden Freunden, und mögen auch wohl auf ihre Namen be-

begierig sein. Der eine hieß Johann Stotton, der beim Kardinal den wichtigen Posten, als Vorleger bei der Tafel hatte; und der andere hieß Thomas Brampton, welcher bei seinem Herrn das Amt eines Mundschenken versah. Aus den Bedienungen die sie bekleideten, kann man schon schliessen, daß sie ihren Herrn, auf dieser Reise, wo er sich in seinem vollem Staate sehen ließ, ganz unentbehrlich waren.

Die Wohnung, welche der Kardinal in Calais bezog, war zu klein, daß er unmöglich seine ganze Dienerschaft da füglich unterbringen konnte, sondern er mußte sich schon begnügen, wenn er nur die unentbehrlichsten Diener um sich hatte. Die beiden jungen Freunde bekamen ihre Wohnung in dem sogenannten grossen Gasthofe angewiesen, wovon damals der Wirth Richard Fery hieß. Dieser Mann hatte ein ganz artiges Weibchen, von Geburt war sie eine Holländerin. Sie hatte sich das freundliche und herablassende Wesen gegen ihre Gäste, das beinah alle Wirthe und Wirthinnen, einige mehr, andere weniger an sich haben, so ganz eigen gemacht, daß sie darin wirklich ihres gleichen suchen konnte. Mit einem Anstande, der einnahm, der bezauberte, mit einer himmlischen Lieblichkeit und Freundlichkeit, womit sie ihre Gäste aufnahm, sich mit ihnen unterhielt, sich

augenblicklich in ihre Gespräche mischte, und alles was sie sagte, mit einer Grazie, mit einer Anmuth ausdrükte, konnte sie die kälteste Person wo nicht jedesmal zur Liebe reizen, wenigstens Jeden für sich einnehmen, daß sie gewis war, jeder Fremde würde von der schönen Wirthin Herz im Auslande mit den übertriebensten Lobeserhebungen sprechen.

Daß ich hierin ganz offen die Wahrheit sage, kann man daraus sehen, daß schon am ersten Tage die beiden jungen Engländer so in sie vernarrt wurden, daß sie ohne den Besiz dieses Weibes nicht leben zu können glaubten. Ich weis nicht, woher es kommen mußte, daß beide gegen einander aus dieser Liebe ein Geheimniß machten, da sie doch sonst so offenherzig waren, wenn sie neue Liebschaften und Eroberungen machten. Beinah scheint es, daß sie auf einander eifersüchtig waren, und vermuthen konnten, daß sie diesmal, da der geliebte Gegenstand ihnen so nah war, sich ins Gehäge kommen möchten. Doch was will ich darüber erst lange Untersuchungen anstellen, und meine Leser auf eine unverantwortliche Art ermüden. Kurz ein jeder von den Rittern hatte eine viel zu gute Meinung von sich, als daß es ihm nur hätte einfallen sollen, von dem schönen Weibchen, wo alles, Mienen, Gebehrden, Sprache und ihr

ganz

ganzer Körperbau zur Liebe einladete, nicht erhört zu werden. Auch die Ritter waren ſchöne Mannsperſonen, wo ſelbſt Veſtalinnen in Verſuchung gerathen konnten, ihr Gelübde zu brechen. Sie zeichneten ſich in manchen Abſichten vor vielen Rittern aus, die mit ihnen zugleich in diesem Wirthshauſe herbergten. Ja es war ſchwer zu beſtimmen, wem von beiden man den Vorzug geben ſollte. Ihr Wuchs war gleich anſehlich, gleich ebenmäſſig, ihre Sprache einnehmend, ihr ganzes Weſen hatte etwas bezauberndes, das ſich nicht ſo ganz beſchreiben läſt, und ſie hatten vornehmlich beim Frauenzimmer die Gabe, ſich beliebt und wenn ſie wollten, unentbehrlich zu machen.

Dies vorausgeſezt, iſt es nicht ſchwer zu begreifen, wie wenig Mühe es ihnen koſtete, die Feſtung eines Weibes zu erobern, die ſie nur zu oft hatte erobern laſſen, und deren Widerſtand ſo ſchwach war, daß ſie ſich bei dem geringſten ernſthaften Angrif leicht ergeben muſte. Allein ſie war doch noch nicht zu jenen ſchaamloſen Buhldirnen herabgeſunken, daß ſie ſich ſelbſt anbiethen, oder daß ſie jeder Mannsperſon, die Luſt dazu haben mochte, um wenige Groſchen ihren Leib Preiß geben ſolte. Sie fand es ſehr billig, daß man ſie erſt um ihre Liebe begrüßte, und daß ſie alsdenn wählen, oder verwerfen konnte.

Am

Am dritten Tage nach der Engländer Ankunft, war Stotten der erste, der seiner liebenswürdigen Wirthin eine förmliche Liebeserklärung hervorrückte, darauf er sich aber auch nicht eine Minute vorher gefaßt gemacht hatte, sondern die Unterredung mußte von ohngefähr sich auf einen gewissen Gegenstand hinlenken, daß er gerade hier seine Gedanken, seine Wünsche und seine zärtliche Liebe am schicklichsten zu entdecken für rathsam fand. Sie waren zufälliger Weise ohne Zeugen, beinah ganz allein im Hause, und der Liebhaber glaubte unter diesen Umständen ganz gewiß Erhörung seiner Wünsche zu erhalten, als er mit einemmal einen so heftigen Widerstand fand, den er sich nicht erklären konnte, und was ihm noch unerklärbarer war, er erhielt geradezu eine abschlägige Antwort. Alle seine Bemühungen, seine Wünsche, seine Bitten, seine Versprechungen einer ewigen Treue und Anhänglichkeit, wurden wenig oder gar nicht geachtet; alles, was er noch als eine große Gnade von ihr erlangte, waren ein paar Küsse, und weiter gar nichts. Und dann sagte ihm die Schöne, daß sie ihn bitten müßte, sie zu verlassen, weil leicht jemand sie überraschen konnte, und sie auch den bloßen Schein, als wenn sie keine ehrliche Frau wäre, gern vermeiden wollte. Stotten gieng.

Stot-

Stetton war kein Anfänger in der Liebe. Er kannte das weibliche Geſchlecht zu gut, und wuſte, daß ſehr viele ſich blos weigern und ſperen, um ſich ihre vermeinte Tugend recht theuer bezahlen zu laſſen. In London hatte er mehr als einen ſolchen Fall gehabt; daher gab er noch lange nicht die Hofnung auf, auch bei dieſer einmal zum Ziel zu kommen. Sie war in Geſellſchaft mit andern und im Umgang mit ihm gerade dieſelbe, als ſie vor der Unterredung unter vier Augen geweſen war. Dies machte ihn dreuſt und gab ihm immer ſtärkere Hofnung, daß er bei einer andern ſchiklichen Gelegenheit, ſie doch noch zu ſeinen Abſichten ſtimmen könnte.

Durch einen Zufall ereignete es ſich abermals, daß er ſie allein ſprach. Nun ward er zudringlicher, er beſchwur ſie bei allen Heiligen, daß er ohne ihren Beſiz nicht länger leben könnte; ihre Reizze hätten auf ſein empfindſames, zur Liebe empfangliches Herz, ſo ſtarke Eindrüke gemacht, daß er ſich für den unglüklichſten Sterblichen hielt, ſo lange ſie ihn nicht erhören würde. Und was er ihr nicht alles von Liebe verſchwazte. Madam Jery war gar nicht Willens ihn unerhört wieder in ſein Land ziehen zu laſſen, denn ſein ſchönes männliches Anſehen hatte auf ſie ebenfalls keinen geringen Eindruk gemacht, daß ſie ihm

längst den Wunsch in der Stille bei sich äusserte, ihn geniessen zu können, noch ehe er ihr ein Wort von Liebe versagte; allein sie muste sich verstellen, und ihn ein wenig schmachten lassen, um seine Liebe bis zum Grad der Entzückung zu bringen, um desto mehr Vergnügungen in seinen Umarmungen zu haben. Auch jetzt sträubte sie sich noch etwas, und wollte erst nicht recht mit der Sprache heraus, endlich sagte sie:

Ihre Zudringlichkeit macht mich erröthen, und lest mir ein Geständnis ab, daß ich ewig in meinem Herzen verschliessen zu können wünschte. Aus meinem freundlichen Betragen gegen jedermann, mögen Sie und andere schliessen, daß ich jedermanns Ware bin. Allein diese Lustigkeit oder vielmehr Ausgelassenheit, rühret von meinem Temperament her, das stets zur Fröhlichkeit gestimmt ist, und ich muß gegen alle meine Gäste gleiche Höflichkeit, gleiche Vertraulichkeit äussern, wenn mein Verdienst nicht fallen soll. Was mein Mann durch seinen Ernst und zuweilen durch seine Unhöflichkeit verdirbt, das muß ich durch mein einschmeichelndes Wesen wieder gut zu machen suchen. Man that mir oft grosse Versprechungen, man schwur mir ewige Liebe, man suchte mich bei meiner schwachen Seite zu fassen, und ich

ergab

ergab mich doch nicht, weil gerade alle diese Perſonen, die mir ihre Liebe antrugen, und ſich um die meinige bewarben, ganz und gar nicht nach meinem Geſchmak waren. Ich geſteh' es gern, daß dann und wann eine ſchöne Mannsperſon hier herbergte, ihre Liebe mir antrug und ich ihn erhörte; das iſt aber ſo ſelten geweſen, daß ich dieſe Liebſchaften alle an den Fingern herſagen könnte. Um es kurz zu faſſen, Sie mein ſchöner Herr, ſind die dritte, die ich je in meinem Leben gehabt habe, und werden auch wahrſcheinlich die lezte ſein. Nun auf die Hauptſache zu kommen, wenn wir einander genieſſen wollen, muß dies in aller Stille geſchehen, und Sie müſſen mir vor allen Dingen Verſchwiegenheit angeloben.

Ich gelobe es Ihnen, meine Schönſte — war des Ritters Antwort — und ſchwöre es Ihnen bei allem was Ihnen und mir heilig iſt, nie Geheimniſſe auszuplaudern, die ewig unter uns Geheimniſſe bleiben müſſen. Allein ſchönſtes Weib, wann wollen Sie mich zum glüklichſten Menſchen machen? Bestimmen Sie mir eine Stunde, wenn wir uns allein ſprechen, umarmen und uns ganz genieſſen können.

Das iſt eben die küzlichſte Sache — entgegnete die Wirthin — weil mein Mann ein alter Eiferſüchtiger iſt, der alle meine Schritte und Tritte beobachtet,

ter, und blutige Rache nehmen würde, so bald er nur das geringste vermuthen sollte. — Doch da habe ich ja schon ein herrliches Mittel, wie wir ganz ungestört uns vergnügen können. Die Regierung hat vor einigen Tagen den Befehl gegeben, daß, so lange die vielen fremden Herrschaften noch hier bleiben, ein jeder Bürger seine Wache in eigener Person thun muß. Eine solche Wache dauert jedesmal zwölf Stunden, nemlich von Abends um sechs, bis Morgens um sechs Uhr. Die vielen Geschäfte meines Mannes erlaubten ihm nicht, daß er die ganze Wache in eigener Person thun konnte, er hielt daher bei der Regierung an, ob man ihm nicht jedesmal die Hälfte seiner Wache auf die Art erlassen, daß er die andere durch einen andern besorgen lassen könnte. Aus besonderer Gefälligkeit ward diese Bitte meinem Mann gewähret. Heute ist ihm auf Morgen Abend schon die Nachtwache angesagt worden. Wenken Sie es sich wohl den Abend um sechs Uhr kommet er die Wache und um zwölf Uhr ist seine Zeit um, und er kömmt wieder nach Hause. Wollen Sie sich dieser Gelegenheit bedienen, mich zu besuchen, so werde ich Sie auf meinem Zimmer erwarten, doch darum will ich Sie im voraus bitten, daß sie sich ja nicht über die bestimmte Zeit bei mir verspaten, sonst ha-

ben

ben Sie ſich alle die unangenehmen Folgen ſelbſt zuzuſchreiben, welche die unvermuthete Gegenwart meines Mannes für Sie haben könnten.

Schönſtes Weib — ſagte der Ritter, umarmte, herzte und küſte ſie, und konnte kaum Worte finden, ihr die Empfindungen ſeines Herzens auszudrükken — Schönſtes Weib, endlich erhörſt du meine Bitten, und wirſt durch meine Thränen und Seufzer erweicht! Offenherzig entdekſt du mir alle deine Liebſchaften, und machſt mich in deinen Herzensangelegenheiten zu deinem Vertrauten. In allen Stükken will ich deinen Befehlen treulich nachkommen. Um ſechs Uhr bin ich bei dir und vor zwölf Uhr entferne ich mich wieder.

Der andere Ritter Thomas Brampton war etwas beſcheidener und furchtſamer. Bis jezt hatte er blos durch Mienen und Gebehrden ſeiner ſchönen Wirthin ſeine Leidenſchaft zu verſtehen gegeben. Nun faßte er auch einmal ein Herz, und gerade um die Zeit, da ſein Freund die Madam Fery verlaſſen hatte, muſte es ſich treffen, daß Ritter Brampton in ihr Zimmer trat, und zitternd ſeinen Liebesantrag herſtammelte. Die ſchlaue Wirthin fand es diesmal nicht für rathſam, mit dieſem Galan die nemlichen Umſtände zu machen, die ſie mit dem erſtern gemacht

hatte.

hatte. Sie verſtand ſich ganz herrlich auf die Karaktere der Menſchen, die ſie ſchon ſeit einigen Jahren ganz eigentlich ſtudiert hatte, und wollte in dieſem Fall lieber das Gewiſſe vors Ungewiſſe nehmen. Es war zu vermuthen, daß er bei dem geringſten Weigern von ihrer Seite, allen Muth verlor, und einen zweiten Antrag vermied, aus Furcht, er möchte eben ſo ablaufen, wie der erſte abgelaufen war. Ueberdies glaubte ſie durch das Aufſchieben ihren Verdienſt zu ſchmälern, weil es ſehr ungewis war, wie lange dieſe Herren noch bei ihr bleiben möchten.

Dem Schein nach weigerte ſie ſich eine Zeitlang; ſie that aber nur einen ſo ſchwachen Widerſtand, daß der furchtſame Ritter mit einemmal ſo viel Muth und Herz bekam, daß er einen zweiten Angrif wagte, und ſo glüklich war, die Schöne nach wenigen Minuten zu beſiegen. Doch machte ſie dieſelben Einwendungen und Schwierigkeiten, wie viel ſie wage, ſich ihm zu überlaſſen, da ſie einen eiferſüchtigen Mann hätte, der ſie genau beobachte, und ſie ſelten aus den Augen lieſſe. Zulezt ſtellte ſie ſich, als wenn ihr ſo eben ein Mittel einfiele, wie ſie ſeine Wünſche befriedigen könnte. Verſprechen Sie mir heilige Verſchwiegenheit — ſagte ſie zu ihm — und kann ich mich auf ihre Behutſamkeit und auf eine genaue

Ver-

Befolgung meiner Vorſchriften ganz verlaſſen, nun ſo ſei es, und die künftige Nacht ſoll zur Hälfte unſer ſein. Merken Sie es ſich ja ganz genau, daß Sie keinen Pudel machen, und ſich ſelbſt und mich dazu ins Unglük ſtürzen. Mein Mann müſte eigentlich Morgen Abend von ſechs Uhr bis den andern Morgen um ſechs Uhr auf die Wache; allein durch beſondere Vermittelung iſt ihm die eine Hälfte geſchenkt, und er darf erſt um zwölf Uhr ſeine Wache beziehen. Alſo nach zwölf Uhr in der morgenden Nacht finden Sie ſich an meinem Schlafzimmer ein, das ſie offen, und mich in dem beſten Stand finden werden, ſie zu empfanzen. Dann können wir uns bis gegen ſechs Uhr des Morgens vergnügen, aber gegen dieſe Zeit müſſen Sie ſich entfernen, weil meines Mannes Gegenwart Ihnen unter ſolchen Umſtänden gewis nicht angenehm ſein würde.

Beide Ritter waren ungemein erfreut, daß dieſe Liebſchaft, wovon ſie ſich beide nicht viel guts prophezeiet hatten, doch mit einemmal eine ſo unerwartete Wendung genommen, damit ſie ſehr wohl zufrieden ſein konnten. Keiner konnte es ſich erklären, warum der andere ſo ungemein fröhlig war, und ein jeder glaubte von ſich, daß nur er ſo glüklich geweſen, das Herz der ſchönen Wirthin allein zu beſtrik-

ſtrikten, und bekam von ſeinen Talenten und Eigenſchaften eine ſo gute Idee, als wenn dieſe die nächſte Veranlaſſung gegeben, der Wirthin zur Gegenliebe geneigt zu machen, da es doch weiter nichts, als ihre gefüllte Börſe war, die ſie ſo bereitwillig machte.

Die Nacht, die ſie noch allein zubringen muſten, war für die Ritter äuſſerſt melancholiſch. Wenn auch dann und wann der ſonſt ſo wohlthätige Schlaf ſie mit ſeinen Armen umfaßte und ihnen Ruhe zu geben ſchien, ſo war es doch weiter nichts als Trug und Blendwerk, indem ſchreckhafte Träume ſie fürchterlich beunruhigten. Des Morgens früh, nachdem ſie eine höchſt unruhige Nacht verbracht hatten, ſchlummerten ſie noch ein Stündchen, und das war auch alle Ruhe für die ganze unſelige Nacht.

Nun erſchien endlich der ſo fröhliche Tag, den ſie ſchon lange ſo ſehnlichſt erwartet hatten. Sie ſpeiſten wie gewöhnlich an des Wirths Tafel. Ein jeder von beiden glaubte, daß die ſchöne Wirthin durch Geberden und Winke, durch geheime Anſpielungen, ſelbſt durch Vorlegen beſſerer Portionen, niedlicher Worten und dergleichen, ihm den Vorzug gäbe. Und was das drolligſte war, dies glaubte ein jeder von ſich. Zum Glück hatte die Wirthin gerade nicht mit einer Silbe an das Nachtabentheuer gedacht,

und

und war dieſen Mittag in der nemlichen ruhigen Verfaſſung, ſuchte, wie immer, jeden Gaſt durch zuvorkommende Höflichkeit zu gewinnen, und knüpfte den Faden des Geſprächs gewöhnlich wieder an, wenn er abgeriſſen zu ſein ſchien, oder fieng von einer ganz neuen Materie an, um neues Leben und neue Munterkeit der Tiſchgeſellſchaft einzuhauchen. An Stof zur Unterhaltung fehlte es ihr nie, indem ſie von der groſſen Menge von Gaſten, die während ihrer Verheirathung mit ihrem Mann, hier eingekehrt waren, ſo viel gehört, ſo viel geſammelt hatte, daß ſie nur zu ſprechen anfangen durfte, um an der ganzen Tafel eine Stille zu verbreiten, weil nun alles Ohr war, um von den Geſprächen der ſchönen Wirthin nicht ein Wörtchen zu verlieren. Nachſtdem hatte ſie ſo viele franzöſiſche und italieniſche Romane und Nouvellen geleſen, daß ſie bei jeder Gelegenheit ein Geſchichtchen erzählte, worüber die Gäſte herzlich lachen muſten. Auch gerade an dieſem Tage war ſie ſehr ſchalkhaft. Es kam zufälliger Weiſe gerade das Geſpräch auf die Weiber, die ſehr oft mit ihren ſchönen Männern nicht zufrieden ſind, ſo bald man ihnen von andern Männern gewiſſe Eigenſchaften rühmt, die ſie bei ihren zu vermiſſen glauben. Es wurde darüber manches dafür und dagegen geſchwazt. Endlich ſagte

Ma-

Madam Fery: Ich muß Ihnen, meine Herren, wenn Sie es erlauben und mein Geschwaz anhören wollen, ein merkwürdiges Hiſtörchen erzählen, das manchen Weibern zur Lehre dienen und vielleicht dieſer und jener Mann in Praxie anwenden kann. Nun ſchwieg ſie ein Weilchen, um zu horchen, ob man es gern hören wollte. — Die ganze Tiſchgeſellſchaft wünſchte es zu hören, und Madam Fery ließ ſich auch nicht lange nöthigen, und fieng ihr Mährchen — das ſie wohlbedächtig für eine wahre Geſchichte ausgab — folgendergeſtalt an:

Es war einmal ein Mann — doch von Rechtswegen hätte ich erſt ebenfalls bei meinen Leſern anfragen müſſen, ob ſie die Geſchichte wiſſen wollten; ich kann ihnen aber als Autor verſichern, daß ſie drolligt genug iſt, und daß weder die Leſer, noch weniger die Leſerinnen ſie überſchlagen werden, und weil ich ſie ſchon angefangen habe, muß ich ſie auch zu Ende bringen, nun will ich auch die Madam Fery mit keinem Wörtchen weiter unterbrechen — Es war einmal ein Mann, der mit ſeiner Frau und einigen guten Fremden und Freundinnen in einem Dorf nah bei St. Michelsbergen eine ländliche Mahlzeit einnahm, wo mehr die reine und erquikkende Luft und die muntern Geſpräche der Geſellſchaft, als die

fru-

frugalen Gerichte dieſen Stadt-Herren und Damen frohen Muth machte. Unter andern erzählte der Mann, der bei dieſem ländlichen Mahl den Wirth machte, daß der Wirth in St. Michelsbergen mit einer gewiſſen Sache von der Natur ſo reichlich verſehen wäre, daß man darüber erſtaunen müſte, eben deshalb hätte er auch weit und breit von den ſchönſten Weibern ſo vielen Zuſpruch, daß er bald ſeinen Wohnort zu ändern und inkognito zu leben würde gezwungen werden. Den Männern war für ihren Weibern bange, und die Weiber brannten vor Ungeduld, bald eine ſchikliche Gelegenheit auszumitteln, dieſen ſonderbaren Mann näher kennen zu lernen. Am meiſten neugierig war die Frau gerade des Mannes, der die Geſchichte ſo eben erzählt hatte, und entwarf in demſelben Augenblik das herrlichſte Projekt, ihre Neugierde in kurzer Zeit zu befriedigen.

Indeſſen wurde es Abend und die muntere Geſellſchaft kehrte recht froh nach der Stadt zurük. Nach einigen Tagen ſtellte ſich die Frau, als wenn ſie manche Gewiſſensſcrupel auf dem Herzen hätte, die ſie dem heil. Michael, den ſie unlängſt zu ihrem Schuzpetron erwählt, wohl in eigener Perſon eröfnen möchte. Zu dem Ende wäre ſie willens, nach dem heil. Michael zu wallfahrten. Der Mann muſte eine

groſſe Portion Dummheit haben, wenn er nicht augenblicklich die Abſicht dieſer Reiſe errathen hätte; aber er ließ ſich auch nicht auf die entfernteſte Art davon etwas merken. Ohne Umſtände erlaubte er ihr dieſe Reiſe, rühmte die guten Vorſäzze die ſie dabei hätte und wünſchte, daß ihr Scrupel bald gehoben werden möchte. Noch mehr er rieth ihr ſogar, ſie möchte bei demſelben Wirth einkehren, wovon er leztens in der Geſellſchaft geſprochen hätte, weil er gewis wäre, daß ſie dort ſehr gut würde bedient werden.

Erwünſchter konnte vielleicht nie der Anfang einer Sache ſein, wobei ſie ſo viele Schwierigkeiten vermuthete, die nicht ſo leicht, als es wirklich jezt geſchah, wegzuſchaffen wären. Sie reiſte den folgenden Tag ſehr früh ab, und nahm eine vertraute Zoſe zur Begleiterin mit. Kaum war die Frau in den Wagen geſtiegen, als ſich der Mann auf ein bereits im Stall fertig geſatteltes Pferd ſchwang, und ſo ſchnell als möglich auf einem ganz andern, aber weit kürzern Weg nach St. Michelsbergen ritt, und eine gute Meile eher ankam, als ſeine Frau.

Kaum war er vom Pferde abgeſtiegen, als er mit demſelben Wirth, bei dem ſeine Frau übernachten wollte, in ein abgeſondertes Kabinettchen ſich begab und ihm kurz die Urſache ſeiner Reiſe eröfnete.

Guter

Guter Freund — ſagte er zum Wirth — unbedachtſamer Weiſe muſte ich leztens in einer muntern Geſellſchaft von Ihnen ſagen, daß Sie eine gewiſſe Sache ſehr gut und ſehr oft verrichten könnten. Die Weiber wurden auf ihre Perſon aufmerkſam gemacht und wünſchten Gelegenheit zu haben, mit Ihnen bekannt zu werden. Meine Frau iſt in dieſem Stük, muß ich Ihnen im Vertrauen ſagen, unerſättlich, und gebrauchte gleich die Andacht zum Vorwande, als wenn ſie ihrer Sünden wegen zum heil. Michael reiſen müſte. Ihre eigentliche Abſicht bei dieſer Reiſe war blos, Sie beſuchen zu wollen. Bald muß ſie kommen. Ich habe einen kürzern Weg und ein muthiges Pferd genommen, um eher hier zu ſein, als ſie. Meine Abſicht iſt blos, mit Ihnen ein Projekt zu entwerfen, wie meine Frau ihren Zwek nicht erreiche und für ihre Neugierde gebührend beſtraft wird. Ich dächte nemlich, Sie empfingen meine Frau als ein galanter Mann, und lieſſen mit unter einige Brokken fallen, wodurch meine Frau Muth bekäme und in ihrer Vermuthung beſtärkt würde. Ich halte Sie aber für einen zu ehrlichen Mann, daß Sie meine Ehre beleidigen ſollten. Allein das will ich Ihnen gern erlauben, ja ich bitte Sie ſogar darum, daß Sie meiner Frau eine Stunde in der Nacht beſtimmen, wo ſie

ihr einen Besuch ablegen wollten, und alsdenn werde sie ihre Person vorstellen und statt Ihrer den Platz im Bette einnehmen.

Der Wirth versprach es ihm heilig, sich genau nach seinen Vorschriften zu richten, und wies ihm ein Zimmer an, wo er seine Bequemlichkeit haben konnte. Nach einer kleinen Stunde kam die Frau angefahren. Der Wirth sprang an den Wagen, hob sie heraus, und so bald sie ihm gesagt, wer sie sei, ward sie von ihm sehr höflich behandelt. Er führte sie in sein bestes Zimmer, das er im Hause hatte, und stellte sich so verliebt, daß nur wenig gefehlt hätte, daß er es nicht wirklich geworden wäre. Sie war in der That ein schönes Weib, die eben darauf ausgieng, Eroberungen zu machen, und er ein ganzer feuriger Mann, der kein Feind vom andern Geschlecht war. Anfänglich machte sie die Keusche und er den schmachtenden Liebhaber. Allein er hielt doch sein Wort, versprach ihr blos, so bald die Unterredung vertrauter geworden war, daß er diese Nacht die Ehre haben würde, sie in ihrem Schlafzimmer zu besuchen.

So bald er auf die Art mit der Frau in Richtigkeit gekommen war, gieng er zu ihrem Mann, erzählte ihm die getroffene Verabredung, gab ihm den Schlüssel zu der Nummer wo sie logierte und überließ

ihm

ihm das übrige, was er machen wolle. Zur beſtimmten Zeit kam der Mann, den die Frau für den Wirth hielt, legte ſich ohne Umſtände zu ihr ſtillſchweigens ins Bette, ſprach kein Wort, machte nicht die geringſte Bewegung, ſchlief ſanft ein und ſtand des Morgens noch vor Tagesanbruch auf und verließ das Zimmer ſeiner Frau, die ſich in dieſen ſeltſamen Mann, der noch vor einigen Stunden ſo galant war, gar nicht finden konnte. Dieſe ſo ganz fehlgeſchlagene Hofnung und Erwartung gieng der Frau ſo nahe, daß ſie mit dem früheſten mit ihrer Magd wieder abreiſte, ohne vom Wirth Abſchied zu nehmen, ohne den heil. Michael zu beſuchen. Der Mann war wieder etwas eher abgereiſt, und ſtellte ſich verwundernt an, daß ſie ſo bald wieder zurükkäme. Das arme Weib konnte vor Verdruß nicht antworten. Nach Verlauf einiger Zeit, als ihr Mann gerade bei recht guter Laune war, entdekte er ihr die ganze Geſchichte, und machte ihr einige derbe Vorwürfe über das Raſende ihres Entwurfes. Dieſe Entwikkelung der Komödie kam zu unvermuthet, daß die arme Betrogene ihrem Manne ſich zu Füſſen warf, ihn bat, er möchte alles vergeben und vergeſſen, und ihm verſprach, nie wieder auf irgend eine Weiſe Veranlaſſung zu geben, ſich über ſie zu beklagen.

Die

Die ganze Tischgesellschaft hatte aufmerksam diese kurze Historiette angehört, ohne die schöne Wirthin nur mit einem Wörtchen zu unterbrechen. Aber nun wurden so viele Anmerkungen, Glossen, Erweiterungen, Bemerkungen, Zusazze, Kommentare und wer weis alles was gemacht, daß nicht blos für den Mittag, sondern selbst für den Nachmittag und Abend Stof genug zur Unterhaltung übrig blieb.

Bei guter Zeit verließ die Wirthin diesen Abend die Gesellschaft, begab sich auf ihr Zimmer, und machte alles zum Empfang ihrer Galans bereit. Beide Engländer erwarteten mit der grösten Ungeduld, den Zeitpunkt, wenn ihre Wünsche erfüllt werden würden, beide verschwiegen sorgfältig das Stük, was sie nun bald zu erwarten hatten. Kaum war das Zeichen mit der Wachglokke gegeben, kaum hatte der Wirth sein Haus verlassen, um auf seinen bestimmten Posten zu gehen, als der Ritter Stotton sein Zimmer verließ, um das Zimmer seiner Geliebten aufzusuchen. Indessen sorgte die Madam Kery für die beste Aufnahme ihrer Gäste: schon waren ein gutes Abendessen, die feinsten Weine, die kostbaren Likeurs und ein Desert in Bereitschaft, wie es sich nur der verwöhnteste Gaumen wünschen konnte. Stotten erschien, alles, die göttliche Aufnahme, das niedliche

Abend-

Abendmahl, das geſchmakvolle Negligee ſeiner Dulcinea, ihre bezaubernde Geſpräche, ihr Mienenſpiel, ihre einnehmenden Schmeicheleien, die ſie ſo ganz natürlich anbringen konnte, ohne daß es einem einfiel, Schmeicheleien zu hören, alles übertraf ſeine Erwartung. Nach dem Eſſen ward es immer ſtiller im Zimmer, und was da vorgieng, mögen meine Leſer rathen, von mir können ſie aber unmöglich die Auflöſung des Räthſels erfahren. Die Zeit vergieng unter dergleichen Spielereien und Tändeleien nur zu ſchnell, daß der beſtimmte Termin eher verfloſſen war, als die Verliebten wünſchten und glaubten. Allein ein edler Ritter muß Wort halten, ſo auch Stotton. Unglüklicher Weiſe hatte er einen Ring von ſehr groſſem Werth im Bette verloren, ohne daß er dieſen Verluſt bemerkte, er nahm Abſchied, verſprach bald wiederzukommen und verließ, ſo vergnügt das Zimmer, wie es nicht immer Verliebte nach vollbrachter That zu verlaſſen pflegen. Beim Herausgehen begegnete er auch ſchon ſeinem guten Freund, dem Ritter Brampton. Ohne daß auch nur einer von beiden muthmaßte, wer es ſein könnte, hielt jeder von ihnen den Wirth für den, dem ſie begegneten. Stotten glaubte der Wirth käme von der Wache zurük, und Brampton glaubte, er gienge

erſt

erſt hin. Beide wichen ſich auf die Art aus, um nicht bemerkt: oder gar erkannt zu werden.

Der Ritter Brampton wartete noch ein wenig, bis alles ganz ruhig war, und dann gieng er in das ihm bezeichnete Zimmer ſeiner Geliebten, welches dichte an das andere ſtieß, wo die Parthin ſo eben den erſten Ritter empfangen, bewirthet, geherzt und geküßt hatte. So wie wenn mehrere Delinquenten auf dem Richtp'az zugleich hingerichtet werden, man vorſichtig die Stäte mit Sand beſtreuet, um nicht das Blut zu ſehen, welches von dem erſtern vergoſſen worden, und dann erſt den Delinquenten auf die nemliche Stelle hinbringt und die nemliche Operation mit ihm vornimmt; eben ſo war Madam Fery anfänglich willens, alles im Zimmer in Ordnung zu bringen, jeden Gegenſtand zu entfernen, der einigen Verdacht erregen könnte, und vornemlich den Kampfplaz der Liebe aufzurütteln und aufzuſchütteln, damit nichts von der vorigen Schlacht zu bemerken wäre; allein der zweite Gatan überraſchte ſie zu ſchnell, wodurch ſie in die Nothwendigkeit verſezt ward, ihn in ein Nebenzimmer ſo lange zu führen, bis eine getreue Zofe alles in die vorige Ordnung zurükgebracht hatte. Ueber ſein frühes Erſcheinen erhielt er von ihr einen Verweis, wie ihn Verliebte geben und annehmen.

So

So bald ſie aber von ihm erfuhr, daß keiner den andern bemerkt und erkannt hätte, war ſie völlig zufrieden, und gab durch freie Reden und wollüſtige Mienen und Gebehrden, ihm die ſicherſten Proben, daß er mehr von ihr erwarten könnte. Eine kleine, niedliche Kollation, die ſich durch geſchmakvolle Wahl am meiſten empfohl, erwartete ihn, und nachdem er ſeinen Appetit geſtillet, verfügte er ſich ins Nebenzimmer, und genoß auf demſelben Bette alle die Vergnügungen, die ſein guter Freund kurz vorher genoſſen hatte. Er merkte etwas hartes, griff darnach, fand den Ring, ſtekte ihn an den Finger, und ließ ſich weiter nicht ſtören. Gegen ſechs Uhr muſte er ſich, nach der Verabredung, entfernen, weil die Frau ihren Mann von der Wache zurük erwartete. Brampton gieng, und kaum war er weg, ſo war der Mann da. Er verlangte eine Erfriſchung, die ſie ihm herzlich gern gab. Ja ſie ſtellte ſich, als wenn ſie um ſeinetwillen die ganze Nacht aufgeblieben, weil es ihr wäre, als wenn ihr etwas fehle, wenn ſie allein ſchlafen müſte, und wollte ihm nun ebenfalls ein paar Stunden Geſellſchaft leiſten. Mit Vergnügen räumte der Mann der Frau den ihr zukommenden Plaz im Bette ein, und bildete ſich auf die zuvorkommende Liebe und Zärtlichkeit ſeiner Gattin was rechts ein.

Da den Engländern ihr erster Versuch so gut gerathen glükt war, und ihnen viel Vergnügen gemacht hatte, thaten sie denselben Gang zur schönen Wirthin noch öfterer, und gewöhnlich immer, wenn der Mann die Nachtwache hatte, welches den dritten oder vierten Tag geschehen mochte. Allein sie entdekten sich nie einander etwas von ihrer Liebschaft, daher ganz natürlich ein jeder von sich denken muste, daß er allein der auserwählte Sterbliche sei. Stotton hatte noch den nemlichen ersten Tag seinen Diamantring vermißt, er konnte aber auf keine Weise begreifen, wo er ihn verloren haben sollte. Nach einigen Tagen gieng er mit seinem guten Freund auf ein Weinhaus, wo sehr viele ansehnliche Kaufleute, selbst Standespersonen zum Frühstük hinzugehen pflegten, und erstaunte nicht wenig, als er unvermuthet seinen verlornen Ring am Finger seines Freundes bemerkte. Ungewis, ob er sich vielleicht durch die grosse Aehnlichkeit irren möchte, bat er sich denselbigen zum Ansehen aus. Er erkannte augenblicklich seinen Ring, machte seinem Freunde einige Vorwürfe, so lange ihm diesen Ring, der ihm nicht gehöre und den er wahrscheinlich in der Stube verloren habe, vorzuenthalten. Brampton sprach von Beleidigungen, die er verbitten müste, er gestand ein, daß er den Ring gefunden hätte, aber an einem

Orte,

Orte, wo er ihn ſicher nicht verloren haben würde. Er könnte ihm noch mehr ſagen, den nemlichen Ring habe er in dem Bette eines Frauenzimmers gefunden, bei der er eine halbe Nacht geweſen, wo er ihn in keinem Fall verloren haben könnte, er hat ſich ihn alſo wieder zurük.

Stotton wollte ſchlechterdings ſeinen Ring nicht wieder herausgeben; weil er nicht begreifen konnte, welche Verbindlichkeit ihn dazu beſtimmte. Und am Ende, weil der Streit immer hizziger ward, und wohl gar zulezt noch Thätigkeiten hätten daraus entſtehen können, ward ein Vergleich in Vorſchlag gebracht. Sie wollten mit einander ausgehen, und dem erſten Mann, der ihnen begegnen würde, die Sache erzählen und ihn um ſeinen Rath bitten. Die Entſcheidung dieſes Mannes wollten ſie ſich gefallen laſſen, ſie möchte auch ausfallen wie ſie wollte.

Kaum hatten Sie das Weinhaus verlaſſen und waren einige Schritte längſt der Straſſe gegangen, als ihnen ihr Wirth begegnete. So unangenehm es auch jedem von ihnen war, gerade dieſen zum Schiedsrichter zu wählen, ſo konnten ſie doch nicht füglich, der Verabredung gemäß, bei ihm eine Ausnahme machen. Sie erzählten ihm den ganzen Vorfall, ein ieder ganz verſchieden, wie der andere. Der Wirth

hörte

hörte aufmerksam zu, und nachdem er die ganze Beichte wohlbedächtig angehört hatte, stekte er den Ring ganz sachte in seine Tasche und sagte: Meine Herren, so was ist mir noch nie vorher in Prarin vorgekommen, Sie werden mir daher nicht übelnehmen, wenn ich deshalb meine Frau consultire, die Ihnen so bald als möglich den endlichen Bescheid nicht vorbehalten wird. Ich empfehle mich bestens.

Beide Ritter stuzten nicht wenig über die unerwartete Antwort des Alten und konnten sich den Bescheid schon von selbst denken. Sie giengen in das nächste Speisehaus und warteten bis die Zeit erschien, daß man die Speisen auftrug. Sie sezten sich beide an ein klein Tischchen und entdekten sich einander ihre Liebschaften. Dadurch wurde die Freundschaft beider Ritter noch fester geknüpft, welche durch eine gewisse unerklärbare Zurükhaltung bereits einen Stoß bekommen zu haben schien. Madam Fery behielt den Ring und die Ritter sezten ihre Besuche bis an den Tag ihrer Abreise, ununterbrochen fort.

Vierte Erzählung.

Der verheirathete Todte.

Eine Geſchichte

für unſer ſchwärmeriſches Jahrhundert.

Es lebte einmal zu Montpelier ein gewiſſer Kaprikorne, der nie in ſeinem Leben ein ander Metier getrieben hatte, als die Aſtrologie; für ſich und für ſeine Familie unentgeltlich, für einen jeden andern aber gegen gleich baare Bezahlung. Die Aſtrologie iſt nun freilich eine Kunſt, wobei man heut zu Tage eben kein groſſes Glük machen kann, weil man ſich faſt überall öffentlich über die Ungewisheit und Unbeſtimmtheit dieſer trügeriſchen Wiſſenſchaft aufhält, obgleich nur wenige von der Schwachheit frei ſind, insgeheim recht feſt daran zu glauben; daher kam es denn auch, daß dieſer groſſe Glükverkündiger ſelbſt nur ein ſehr geringes Glük hatte.

Sein ganzes Vermögen beſtand aus einem kleinen ziemlich artig meublirten Hauſe, das er bewohnte; aus einer niedlichen Bibliothek, die auſſer dem anſehnlichſten Theil von aſtrologiſchen, geomantiſchen, kabaliſtiſchen, chiromantiſchen Schriften, auch viele vortrefliche Werke in ſich faßte, die in die Geſchichte und ſchöne Wiſſenſchaften einſchlagen; aus einem klei-

nen

nen Bauergütchen, nicht weit von der Stadt gelegen, in dem Dorf Vitri, wohin er oft zu Fuß wanderte, um ſich dort in der Stille ſeinen Speculationen ganz zu überlaſſen; aus einem alten Ueberreſt eines kleinen Strohhütgens in ſeinem Vaterlande und aus einem Kontrakt von 125 Thaler jährlicher Einkünfte, die er von dem Hotel der Stadt Paris zog. Hiers aus beſtand ſein Vermögen und ſeine ganze Einnahme; will man noch die Vortheile mitrechnen, die ihm ſeine Kunſt einbrachten, ſo waren dieſe zuſammen wohl hinreichend, um ſich, ſeine alte Magd Nicole, die ihm ſchon ſeit vielen, beinah undenklichen Jahren ſeine Wirthſchaft führte, und ſeine ſchöne ein und zwanzig jährige Tochter, die er von ſeiner bereits vor funfzehn Jahren verſtorbenen Frau hatte, recht gemächlich zu unterhalten.

Nach allen aſtrologiſchen Regeln hatte er in beſter Form ſeiner Tochter in dem Augenblik ihrer Geburt die Nativität geſtellt. Er war dabei ſo behutſam zu Werke gegangen, war nicht blos bei dem Allgemeinen ſtehen geblieben, ſondern hatte auf ſo mannigfaltige Manieren Verſuche angeſtellt, hatte alle mögliche Direktionen und Revolutionen berechnet, um daraus das wohlgeordneſte Ganze zu bilden. Denn es konnte ihm unmöglich gleichgültig ſein, welches

Schik-

Schikſal dereinſt ſeine Tochter haben würde. Eben deshalb war er nicht mit der erſten Berechnung zufrieden, ſondern ſtellte mehrere zu verſchiedenen malen an, und jedesmal, er mochte rechnen wie er wollte, erhielt er das Reſultat: „Deine Tochter iſt wenigſtens zu einer Prinzeſſin beſtimmt.“

Kaum war er davon mit ſo vielen unwiderlegbaren Gründen überzeugt worden, als er ſein Glük und ſeiner Tochter Glük mit ſo viel Beſtimmtheit und Gewisheit überall öffentlich bekannt machte, daß die meiſten ihm glaubten, und nur wenige ihn und ſeine Kunſt für närriſch hielten. Dieſe Vorſtellung von dem nahen Glük ſeiner Tochter, hatte er ſich ſo feſt in den Kopf geſezt, daß es nicht blos ſchlechterdings unmöglich war, dieſe wegzuſchaffen und an ihrer Stelle eine andere hinzuſtellen, ſondern er wieß ſogar aus dieſem elenden Grunde mehr als einmal Freier ab, welche das Glük des Mädchens würden gemacht haben. Schon ſeit vier Jahren wurden auf die Art die beſten Partien zerſchlagen, zum gröſten Mißvergnügen der kleinen Dulderin, welche ſchon ſeit ihrem funfzehnten Jahr ſich geſchikt fühlte, eine kleine Wirthſchaft ſelbſt zu führen. So bald ſich aber ein Mann als Liebhaber ſeiner Tochter meldete, frazte er ihn zuerſt nach ſeiner Geburtsſtunde, dann ſtellte

er ihm darnach die Nativität, und so bald die Geister von ihm das nicht sagten, was er doch so gern wünschte, daß sie sagen möchten, gab er dem Cupidinen augenblicklich den Korb, ohne eine wirklich gültige Ursache anzugeben, warum er ihm seine Tochter nicht geben könnte.

Die Stadt Bazas hatte in der Person eines gewissen Bonsonet ein ganz ungewöhnliches Genie hervorgebracht. Er war ein Dichter, der sich nach seiner überspannten Einbildungskraft für den ersten Dichter der Welt hielt, und seine Geburten für Meisterstücke ausgab, die jedermann mit derselben Bewunderung anschauen müste, womit er sie mit einer Selbstzufriedenheit herdeklamirte, die man sich kaum vorstellen kann. Er muste sich einmal bis auf den Felsen verstiegen haben, wo die fürchterliche Höhe, die er von da herabzusehen hatte, ihn so schwindlich gemacht, daß er auf seine ganze Lebenszeit von diesem Schwindel durch kein Arzneimittel konnte befreiet werden, gerade wie es Kapriolenen ergangen war, der durch das viele Hinsehen nach dem gestirnten Himmel ganz überspicht geworden war. Im ganzen genommen war der Dichter fünf bis sechs Grade mehr Narr als der Astrolog, und dafür auch weit reicher als dieser. Seinen findet mit dem Parnaß

und

und den Mienen Perons eine gewiſſe Verträglichkeit und Bekanntſchaft ſtatt, allein bei dieſem Subjekt war einmal eine Ausnahme zu machen. Er hatte einen alten reichen Ordensgeiſtlichen beerbt, deſſen einziger Anverwandte er war. Durch dieſe Erbſchaft und durch ſein väterliches Vermögen, war er ein Mann von zwanzig tauſend Thaler. Von den Intereſſen dieſes Vermögens glaubte er ganz gut in Paris leben zu können, da ſeine Bedürfniſſe jederzeit ſehr eingeſchränkt geweſen, und er überhaupt in einem Alter von funfzig Jahren nicht viele Bedürfniſſe mehr zu befriedigen hatte.

Er ſah die Mamſel Agathe, Tochter des Herrn Kaprikorne, und er empfand für ſie eine ſo heiſſe Liebe, als ſie vielleicht nie ein Dichter beſungen haben mag. Den andern Tag verfertigte er zur Ehre ſeiner Laura zwei Madrigale, ſechs Stanzen und ein Sonnet, welche er Vorläufer ſeiner eigentlichen Liebeserklärung zu nennen beliebte. Er machte mit dem Vater bald nachher Bekanntſchaft, und ließ ſich von weitem ſeine Abſichten merken. Der Alte erkundigte ſich gleich nach ſeinem Stande und Vermögen, und woran ihm weit mehr als an allen übrigen gelegen war, nach ſeiner Geburtsſtunde. Der Dichter wußte nicht einmal genau den Tag ſeiner Geburt, viel-

weniger die eigentliche Stunde derſelben anzugeben, und ſagte ihm die erſte die beſte, die ihm gerade in den Sinn kam, ohne über die Wahrſcheinlichkeit der genauen Beſtimmung dieſer Sache gehörige Kenntniß zu haben.

Zum Glück traf er gerade eine ihm ſehr günſtige Stunde. Der Aſtrologe glaubte nicht anders, ſo bald er ihm nur die Nativität geſtellt hatte, daß der Himmel dieſen Mann von Bazas gerade deshalb zu ihm geſendet hätte, um endlich einmal das ſeiner Tochter bevorſtehende Glück in Erfüllung zu bringen. Dieſe Einbildung faßte mit einemmal ſo tief bei ihm Wurzel, daß er ſeine ganzen aſtrologiſchen Unterſuchungen, blos nach dieſen täuſchenden Vorausſetzungen anſtellte, und manches nicht ſehen konnte, oder nicht ſehen wollte, was ihm nur zu deutlich vor die Augen kommen muſte.

Allein Agathe war weit entfernt, daß ſie in die Wahl ihres Vaters ihre Einwilligung hatte geben ſollen. Unter den Liebhabern, die der Arzt abgewieſen hatte, befand ſich unter andern ein junger Menſch, der ſich la Grange nennte. Sein Vater war Notarius geweſen, und hatte ihm nur ein ſehr kleines Vermögen hinterlaſſen; allein er machte ſichere Rechnung auf die weit anſehnlichere Erbſchaft einer alten Tante, Witwe eines reichen Apothekers.

Dieſer

Dieſer junge Menſch wohnte kaum vier Schritt vom Aſtrologen. Er ſah gut aus, war noch jung, und bewies viel Betriebſamkeit in ſeinen Geſchäften Routine zu bekommen. Agathen liebte er über alles. Der tiefe Reſpekt und der unbedingte Gehorſam, welchen dies Mädchen für ihren Vater hatte, machte ſie lange unentſchloſſen, ob ſie die Neigung, die ſie in ihrem Herzen für ihn gefaßt hatte, unterdrükken ſollte oder nicht. Aber die gute alte Magd Nicole, die ſie von Jugend auf erzogen hatte, die alle ihre Bedürfniſſe, ihr ganzes Temperament eben ſo gut und vielleicht noch beſſer kannte, als ſie ſelbſt, nahm ſich des armen Mädchens an. Ihres Herrn Verfahren, indem er ſo vielen wakkern Männern den Korb gegeben, ohne ſeiner Tochter auch nur ein einziges Wörtchen davon zu ſagen, war nicht nach ihrem Wunſch, weil ſie zu viel dabei einbüßte; ja ſie konnte ſogar, wenn es nicht bald mit einer Hochzeit Ernſt ward, um ihr ganzes Hochzeitgeſchenk kommen. Dies war für ſie Bewegungsgrund genug, ſich ins Mittel zu ſchlagen und dem armen Mädchen mit Rath und That treulich beizuſtehen. Sie nahm wahren freundſchaftlichen Antheil an dem Kummer, der am Herzen des jungen Mädchens nagte, ſie verſcheuchte von ihr alle Scrupel mit mächtigen und verführeriſchen

Grün-

Gründen bezeigte ſich in allen Stücken dienſtfertig und zuvorkommend, und begünſtigte jeden Wunſch des la Grange und ihrer Mamiel.. Ja ſie übernahm ſo gar das wichtige Amt einer Unterhändlerin, indem ſie den beiden Liebenden alle mögliche Gelegenheit verſchafte, ſich alles zu ſagen oder zu ſchreiben, was ſie nur immer wollten. Und ſie nahm dabei ihre Maaßregeln mit ſo viel Vorſicht und Klugheit, daß ſie es wagte den jungen Menſchen ohne alle Gefahr ins Haus hereinzulaſſen, wo er denn mit ſeiner geliebten Ruhe Unterhaltungen hatte, über Gegenſtände, die für ſie und für jeden Verliebten, ſo bald ſie ſich in dem nemlichen Fall befinden, von der äuſſerſten Wichtigkeit ſind.

Auf dem Fuß ſtanden die Sachen, als der irre Aſtrologe über die angebliche Figur des Dichters, deſſen Nativität er bereits geſtellt hatte, allerlei Bemerkungen anſtellte, alles darin noch gehörig erwog und gewiſſe dunkele und unbeſtimmte Stellen aufhellte und beſtimmter ausdrükte, und am Ende, da er ſich nun nicht weiter in ſeiner Voranſagung trügen zu können befürchten durfte, ſagte er zu ſeiner Tochter: daß er ſchlechterdings wolle, daß ſie gerade dieſen zum Mann nehmen ſollte.

Der

Der Liebhaber la Grange erfuhr diesen schreklichen Urtheilsspruch bald nachdem er ausgesprochen worden, und das Triumvirat, nemlich er selbst, Agathe und Nicole, versammelte sich augenbliklich, um bei diesem schlimmen Handel einen Entschluß zu fassen, wodurch die Plane ihrer Feinde vereitelt würden. Nicole that den Vorschlag, daß Agathe ihrem Vater geradezu sagen müste, weil er mehr denn zwanzig sehr schikliche Parthien ausgeschlagen, sie doch auch wohl einmal die Freiheit haben könnte, wenigstens eine auszuschlagen; diese abschlägige Antwort würde das Projekt ihres Vaters wenigstens auf eine Zeitlang in die Länge schieben, dann wäre es noch immer Zeit, sich eine List zu erdenken, ihn zur Vernunft zurükzubringen und ihn völlig zu bestimmen, die Wünsche seiner Tochter zu billigen und von freien Stükken dazu seine Einwilligung zu geben.

Der einzige Umstand, der dabei gewaltig im Wege stand, war unstreitig der, daß der Dichter ein vermögender Mann war und daß la Grange nur ein sehr mässiges Vermögen hatte, wovon er unmöglich eine Frau ernähren konnte. Aber nachdem die alte Nicole alles genau hin und her überlegt hatte, erdachte sie sich eine List, davon sie sich nicht blos den

besten

beſten Erfolg verſprach, ſondern welche ihr auch in jedem Fall gelingen muſte.

Die Alte ſagte: weil einmal das ganze Unheil von der doppelten Narrheit des Aſtrologen und des Dichters herrührte, welche ſie bei der Sache nichts beſſers zu Verdienſt zu bringen, als daß man hier einen andern narriſchen Streich ausführen ſuchen müſte. Agathe müſte ſich nemlich verrückt ſtellen und la Grange ſeinen Tod ſo wahrſcheinlich machen, daß Kapitorne auch keinen Augenblik zweifelte, daß er wirklich geſtorben wäre. Für alles übrige ſollte man ſie allein ſorgen laſſen; weil ſie gewis wüſte, daß die angebliche Verrükheit der einen und der Tod des andern, zu ihrem beiderſeitigen Glük ausſchlagen würde.

Nach dieſer genommenen Verabredung ward la Grange den andern Tag todtkrank. Legt ſich zu Bette, zieht vor die heftigſten Schmerzen zu leiden, laſt den Aſtrologen zu ſich kommen, und ſagt ihm, weil er ein ganz unerſchrokenes Zutrauen zu ſeiner Kunſt hätte, bate er ihn, ihm die Nativität mit allen Formalitäten zu ſtellen, die dabei erforderlich ſind, und ihm ohne alle Schmeicheleі und Rükhalt das Reſultat ſeiner Bemerkungen zu ſagen, weil er ſo krank wäre, daß er ohne ein halbes Wunder wohl ſchwerlich wieder aufkommen möchte.

Als

Kapricorne machte die nöthigen Anſtalten zu dieſem Geſchäft, er theilt die Häuſer gehörig ein und findet alles ſo ſchlecht, überall ſieht er nahe Gefahr, ſchnellen Tod, der nach allen Aſpekten in einigen Tagen erfolgen muß. Mit zitternder Stimme kündigt er ihm nicht blos eine groſſe bevorſtehende Gefahr, ſondern auch den nahen Tod in zwei Tagen an. Er erinnert ihn, weil nichts gewiſſer wäre als dies, ſeine Sachen bei Zeiten in Ordnung zu bringen und ſein Teſtament zu machen.

La Grange erfüllt dies Prognoſtikon, als ein Schauſpieler der zur beſtimmten Zeit auf der Bühne ſtirbt. Er ſtirbt in dem nemlichen Augenblik, als der Prophet geweißagt hat, daß er ſterben würde. Einem von ſeinen guten Freunden vertraut er dies Geheimniß, und giebt ihm die nöthigen Anſchläge, welche Rolle er dabei ſpielen müſte. Die Nachricht von ſeinem Tode verbreitete ſich ſchnell in der Stadt, und ſeinen Freunden und Bekannten wird der Todesfall gemeldet. Nach dreien Tagen iſt das feierliche Begängniß, der Aſtrologe befindet ſich auch unter den Leidtragen, er beſprengt den Sarg des Verſtorbenen — worin man ein groſſes Scheid Holz gelegt hatte, daß die Träger den Betrug nicht merken ſollten — gehet ins Trauerhaus zurük und läßt ſich

die

die Trauermahlzeit recht gut schmekken. Den andern Tag macht er sich gros; daß seine Vorherzagung so pünktlich eingetroffen wäre, indem er Tag und Stunde bestimmt, und beides genau in Erfüllung gegangen wäre. Jezt fieng er an ordentlich Aufsehen zu machen, die ihn vorher für einen bloßen elenden Charlatan hielten, sahen ihn mit ganz andern Augen an, ihr Unglaube verschwand und sie wurden von der Zeit an seine eifrigsten Anhänger.

Agathe fieng nun auch ihre Rolle zu spielen an, so bald man ihr den angeblichen Todesfall ihres Liebhabers gemeldet hatte. Ein ganzer Stoß von astrologischen Bemerkungen und Kopien von Nativitätenstellen, die dem alten Vater viel mannigverschwendete Stunden gekostet hatten, nahm seine Tochter beim ersten Anfall des Wahnsinns und zerriß sie in Gegenwart ihres Vaters in kleine Stükken. Dann lief sie mit fliegendem Haar im Hause herum und erfüllte es mit dem fürchterlichsten Brüllen, daß die Nachbaren ein dreimaliges Echo davon hören konnten. Von Tage zu Tage nahm ihre Krankheit zu und am dritten zeigten sich alle Spuren des äußersten Grades von Wahnsinn, daß dem Vater dabei angst und bange wurde. So bald sie aber mit Nicolen und la Grange allein war, war sie das vernünftigste Frauenzim-

mer

mer wieder. Bis zum höchſten Grad der Ausſchweifung trieb ſie ihre angenommene Narrheit in Gegenwart ihres Vaters. So bald ſie nur den Dichter an der Hausthüre erblickte, warf ſie ihm einen groſſen Krug an den Kopf, daß er ſich ſchnell wieder fortmachte, um nicht noch gröſſere Beſchimpfungen erfahren zu müſſen.

Die erſten Behandlungen der Art hatten auf den Dichter einen weit gröſſern Einfluß, als die Geſtirne nur immer auf ihn haben konnten. Sie gaben ihm reichen Stof zu ſeinen Gedichten, die dadurch ganz neue Wendungen erhielten; allein da täglich dieſelbe Behandlung wiederholt und wenn er ſich dem ungeachtet ins Haus wagte, er mit Stockſchlägen noch überdies gewürzt wurde, fieng er an ganz kalt zu werden, ſeine poetiſche Ader erſtarrete, er konnte kein Wort vorbringen, keinen Gedanken aufgraben, keinen Reim finden, wenn er auch alle Reimregiſter nachgeſchlagen hätte.

Der Aſtrologe und der Dichter waren ſchon ſeit geraumer Zeit mit einander eins geworden, und hatten darüber ein gerichtliches Inſtrument aufgenommen, worin ſie ſich wechſelsweiſe verſprachen, daß der erſte ihm ſeine Tochter geben und der andere ſie heirathen wollte, im Fall der eine oder der andere

Theil dies Versprechen nicht zu halten Lust habe, sollte er dem andern eine Summe von fünf hundert Louisdor als Vergütigung auszahlen. Zufolge dieser gegenseitigen Verabredung, drang der Astrologe darauf, daß der Dichter Bouffonet seine Testatur heirathen sollte, selbst in dem Zustande, worin sie sich befand, oder ihn die Summe auszuzahlen, worüber sie eins geworden wären. Der Dichter entschuldigte sich und stellte vor, daß er sie doch unmöglich in dieser Lage heirathen könnte, aber er wäre dazu willig, so bald sie wieder gesund wäre und ihren Verstand wieder bekommen hätte.

Indessen sahen sich die beiden Liebenden fast alle Tage, durch den treuen Beistand der guten Alten, welche ganz herrlich solche Maaßregeln zu nehmen wußte, daß sie nie entdekt wurde, oder daß nur irgend Jemand die geheimen Triebfedern merkte, die sie in Bewegung zu setzen wußte. Mit Vergnügen bemerkte sie, daß nach und nach die ganze Sache doch noch eine solche Wendung nehmen würde, als sie wünschte, und daß dieser glükliche Ausgang blos das Werk ihres klug angelegten Plans wäre.

Der Dichter kannte einen Arzt, der sein Landsmann war und von der medicinischen Fakultät in Montpelier sich den Doktorhut hatte aufsezzen lassen.

Die-

Dieſer Mann lebte jezt in Paris, weil er in dieſer Stadt mehr zu verdienen hofte, als in ſeiner Vaterſtadt. Um ſich gleich in ein groſſes Anſehen zu ſezzen und eine gute Kundſchaft zu verſchaffen, hatte er öffentlich in den Zeitungen und Intelligenzblättern bekannt machen laſſen, daß er ein unfehlbares und ganz ſicheres Mittel wüſte, die närriſchſte Frau klug zu machen. Der Dichter las dieſe Anzeige, und glaubte ſicher, daß er durch ſeinen Landsmann Agathen würde helfen können, erbat ſich vom Aſtrologen die Erlaubniß, ihn einmal mitbringen zu dürfen, und kam mit ſeinem Freund in einigen Tagen zu ſeinem künftigen Schwiegervater.

Die Kranke ſaß — als der Arzt mit dem Dichter ins Zimmer trat — auf einem Ruheſtuhl, dem Anſchein nach ſchlief ſie feſt und bekam häufige Convulſionen, in der Hand hielt ſie ganz nachläßig einen groſſen Knüppel. Der Arzt ſezte ſich neben ihr zur rechten und der Dichter zur linken und der Aſtrologe und Nicole blieben in einer kleinen Entfernung ſtehen. Im Grunde waren alle vier Zuſchauer, Nicolen etwan ausgenommen, weit irrer, als die Perſon, die ſie von ihrem angeblichen Wahnſinn befreien wollten.

Der Arzt fühlte Mamſel Agathe an den Puls, unterſuchte und erforſchte genau alle Symptomen

ihrer

ihrer convulsivischen Bewegungen, besah ihren Urin, und nach diesem kurzen Versuch sagte er: er habe genau die convulsivischen Bewegungen beobachtet, sie müßten seiner Meinung nach, von gewissen Dünsten entstehen, die aus den innern Theilen der Lingeweide nach dem Gehirn gestiegen und sich dort vereinigt hätten, sie wären mit einer gewissen fetten Materie verbunden, wovon das Zwerchfell angefüllt sei. Denn die öftern Pausen beym Pulsschlagen beweisen unwidersprechlich, daß das Blut irgendwo verstopft sei, in den Adern, die das Blut nach dem Herzen führen, und daß diese Stockung die Oefnung und Zusammenziehung der Herzkammer gewissermassen hinderte. Und dann diese Schlafsucht, welche von den schlafmachenden Feuchtigkeiten herkommt, die aus der Verdikkung dieser Dünste entstehen, zeigt sicher an, daß sich eine narkotische Säure bereits mit der ganzen Masse des Bluts vermischt hat. Aus allen diesen Daten schloß der grundgelehrte Arzt, daß die Kranke wahnsinnig sein müsse.

Ich wahnsinnig, sagte Agathe, indem sie wie aus einem tiefen Schlaf erwachte und in dem nemlichen Augenblik aufsprang und zur rechten und zur linken auf den Arzt und Dichter recht tapfer losschlug, mit einer so überraschenden Schnelligkeit, so

recht

recht derb zugezählt, daß beide von den ersten acht bis zehn Schlägen wie verblüfft waren, ehe es noch der Vater gewahr ward. Er wollte seinen Freunden zu Hülfe eilen, allein die alte Nicole hielt ihn zurük, mit dem Bedeuten, daß sie nie zugeben würde, daß ein Fehlschlag seiner Tochter auf die Schultern des Vaters falle.

Die Katastrophe dieser Szene, worin der gute Dichter sehr unglüklich die Hauptperson machte, und am Ende in die Flucht geschlagen ward, zwang ihm das fatale Versprechniß ab, daß er sich gegen den Astrologen erklärte, er verlange seine Tochter nicht weiter zur Ehe. Herr Kapriforne verlangte dagegen die fünf hundert Stük Louisd'or für den Abtritt; Nicole trieb ihn an, keinen Pfennig von der verabredeten Summe fahren zu lassen. Ein starker Wortwechsel machte die Nachbaren aufmerksam, ein Gerichtsdiener, der zufälliger Weise vorbei gieng, trat ins Haus, der Dichter ward gebunden, und von den Gerichten gezwungen, dem Astrologen fünf hundert Louisd'or auszuzahlen.

Nicole glaubte, daß jezt der schiklichste Zeitpunkt für sie sei, ihre lezte Rolle zu spielen. Es war noch nicht genug, daß sie es so weit gebracht hatte, daß der Dichter mit seinem zukünftigen Schwiegervater

zer-

zerfallen muste; ihr wichtigster Plan sollte erst ausgeführt werden, daß der Astrolege genöthigt ward, dem la Grange seine Tochter zur Ehe zu geben. Um ihrem Zwek näher zu kommen, wählte sie eine schikliche Gelegenheit sich mit ihrem Herrn von dem Unglük seiner Tochter zu unterhalten, und nach mancherlei Gesprächen, die ihn darauf vorbereiteten, wohin sie ihn gern haben wollte, sagte sie zu ihm:

Sie sehen aus dem allen, mein Herr, daß alle ihre Wissenschaft, alle ihre Gedanken und Vorstellungen auf gewisse Figuren, die die Zukunft andeuten sollen, gerichtet sind, und ein Mädchen verlangt etwas Reelles. Wenn ihre Tochter in den Zustand gerathen ist, worin Sie sie jezt sehen, so ist dies allein ihre Schuld, ihre Prophezehungen und ihre Schlüsse und Folgerungen, nahmen dem guten Herrn la Grange das Leben und ihrer Mamsel Tochter, der schönen Agathe, den Verstand. Beide liebten sich als zwei Turteltauben, die sich paaren wollen, Sie trennten sie durch ihre Härte. Er starb vor Schmerz und Liebe und ihre Tochter ward narrisch, ohne es einmal zu wissen, daß sie es ist.

Allein das gröste und schlimmste Unglük, das daraus entstanden ist, habe ich bis jezt verschwiegen. Ein Geist erscheint täglich in ihrer Schlafkammer,

und

und martert ſie auf eine Art, die Sie ſelbſt zum Mitleiden bewegen würde, wenn Sie ſehen ſollten, wie Mamſel Agathe bei den Anfällen ihrer Narrheit dieſen Geiſt umarmt, und ihn für ihren noch lebenden Liebhaber hält; wenn Sie dieſen Auftritt mit anſehen ſollten, ſo würden Sie es zeitlebens bereuen, daß Sie in eine Heirath nicht gewilliget haben, die nicht anders als glüklich ausſchlagen konnte, ihre Bücher, ihre Himmelskugeln, ihre Tabellen und ihre Berechnungen mochten davon ſagen was ſie wollten.

Wie! — ſagte Herr Kapriterne — ſollte es möglich ſein, daß der Geiſt des la Grange meiner Tochter erſcheint! wenn das iſt, ſo muß ich ihn ſehen, denn ich habe immer ſchon vor mein Leben gern einmal einen Geiſt ſehen wollen, und ich wünſchte, daß es ein ſolcher wäre, der mir mit Gewisheit ſagen könnte, ob ſich die Sonne oder die Erde herumdrehet.

Es gilt ihren Kopf — verſezte Nicole — wenn der Geiſt ſich rächen wollte, daß Sie ihm den Tod zugezogen haben; ich würde mich ſehr betrüben, wenn ihre Neugierde Ihnen dies Unglük zuziehen ſollte. Allein wollen Sie ihn ſchlechterdings ſehen, ſo hören Sie, wie wir es machen wollen. Mein Onkel, der Pfarrer zu Demfront, ein guter ehrlicher Mann, hat mir eine gewiſſe Gebetformel gegeben, daß ich

mich vor den Geistern nicht fürchte; wir verstekken uns beide hinter den Tapeten, ich bleibe bei Ihnen, ich sage mein Gebet für Sie und für mich her und wir lassen uns nicht eher sehen, als bis es Zeit sein wird.

Du hast Recht — sagte der Astrologe — in der Schlafkammer meiner Tochter ist ja ein kleiner Winkel, wo wir uns beide verbergen können. Nachdem zwischen der Alten und Koprikornen dies war verabredet worden, gab sie den Liebenden frühzeitig Nachricht davon, um die nöthigen Vorkehrungen zu diesem Schauspiel treffen zu können. Agathe legte sich zur gewöhnlichen Zeit ins Bette und ließ ein grosses Licht auf dem Tische brennen. Der Geist hielt sich indessen an einem dazu eingerichteten Ort verborgen, war mit einem grossen langen Kleide behangen, so wie man den Todten im Sarg mit giebt, der Astrologe und Nicole hatten auch schon ihr kleines Plätzchen hinter den Tapeten eingenommen. Die Schauspieler hatten nun alle ihre Rollen und nach Verlauf einer kurzen Zeit fieng sich das Stük an.

Kaum lag Agathe eine halbe Stunde im Bette, als der Geist aus seinem verborgenen Hinterhalt mit grossem Geräusch hervorkam, vors Bette hintrat, die Gardinen zurükschlug, und dreimal mit fürchterlich dumpfer Stimme rief: Agathe! Agathe! Agathe!

Man

Man verlange nicht von mir, die Angſt, das Zittern und das Herzklopfen zu beſchreiben, das der arme Kaprikorne bei dieſer Szene ausſtehen muſte; er umarmte Nicolen, drängte ſich dicht an ſie heran, der Schweiß lief ihm von allen Seiten ſtrommeiſe herab, und ſein Athemholen ward durch Seufzen und Stöhnen beinah in jeder Minute unterbrochen.

Indeſſen murmelte Nicole einige unverſtändliche Worte. Agathe, die durch die Stimme des Geiſtes erwachte, ſprang mit gleichen Füſſen aus dem Bette heraus, und lief auf den Geiſt zu, ihn zu umarmen, ſagte ihm ſo viele zärtliche Dinge vor, und ladete ihn ein, in ihrem Bette Plaz zu nehmen.

Allein der Geiſt nahm einen ernſten Ton an, ſtieß ſie zurük, und ſagte zu ihr mit einer fürchterlichen Stimme, die aus einer dumpfen Grabhöle zu erſchallen ſchien: Rühre mich nicht an, dein Vater tödtete mich, ich werde ihn dafür beſtrafen. Du kannſt ihm melden, was ich dir jezt ſagen will: Er allein kann mich wieder zum Leben bringen, denn meine Seele hat die Erlaubniß, ſich mit meinem Körper wieder zu vereinigen, ſo bald er ſeine Einwilligung dazu giebt, daß ich dich heirathen kann; blos hierdurch kann er das Uebel wieder gut machen, das er mir zugefügt hat, deine Qualen aufheben, die

ich dir zufügen muß, seine eigenen von sich abwenden, die ich ihm zugedacht habe, so bald deine ihre Erbschaft erreicht haben. Aber er ist ein Narr, der nicht Verstand genug hat, für seine eigene Sicherheit zu sorgen.

Bei jedem Wort, das der Geist aussprach, zitterte der arme Kapriforne an allen Gliedern, alle Schweislöcher öfneten sich, und Ströme von dieser Feuchtigkeit durchnezten ihn durch und durch. Seine Sprachorganen konnte er nicht brauchen, die Zunge schien ihm gelämt zu sein. Er empfand bei sich weiter kein Verlangen, sich nach der Bewegung der Erde zu erkundigen, er empfand ganz andere in seinem Herzen; nachdem er sich etwas wieder besonnen hatte, stieß er vertraut die Alte an, und sagte im weinenden Ton: was soll ich anfangen, meine arme Tochter, wiederhole dein Gebet, oder ich bin verloren; ich frage dich noch einmal, was soll ich machen? Eine schöne Frage, gab Nicole zur Antwort, stehen Sie auf, treten Sie hervor und sagen Sie ihm, daß Sie gegen seine Heirath nichts hatten, sondern darin gern willigten; weiter verlangt er ja nichts.

Ach! herzlich gern will ich in alles willigen — sagte Kapriforne — aber das Hervortreten ist eine andere Sache, dazu ich mich nicht verstehen kann.

Du

Du fürchteſt dich einmal für keine Geſpenſter, gehe alſo hin, rede für mich mit dem Geiſt, und ſage ihm alles, was du nur willſt, ich gebe dir völlige Freiheit, es iſt alles ſo gut, als wenn ich es ſelbſt ſage.

Nicole trat hervor, bat mit gebeugtem Knie den Geiſt um die Erlaubniß, ſich ihm nähern zu dürfen, und zugleich um das Verſprechen, daß, wann ſie näher hinzuträte, er ihr nichts thun möchte. Der Geiſt bewilligte beides, und nun richtete ſie ihre Geſandtſchaft aus. Aber wieder Erwartung gab ihr der Geiſt eine abſchlägige Antwort. — Er muß ſelbſt kommen, oder im Augenblik — — Ach Herr Geiſt — ſagte Nicole — thun Sie ihm aber ja nichts, und ich will ihn herbringen.

Darauf gieng ſie hin und zog ihren Herrn aus dem Winkel hervor, der aber mehr todt als lebendig war. Er warf ſich auch nieder auf ſeine Knie, und bat mit Zittern und Beben den Geiſt um Vergebung und ſagte ihm, daß er alles thun wollte, was er nur von ihm verlange.

Dein bloſſes Wort iſt nicht hinreichend — ſagte der Geiſt — ich muß es ſchriftlich haben. Nicole, ziehe aus meinem Buſen das Papier, das du daſelbſt finden wirſt, daß er es unterſchreibe. Nicole gehorchte, ſie zog ein zuſammengerolltes Papier hervor,

vor,

vor, das alle gerichtliche Erfordernisse an sich hatte, welches der arme Patient unterzeichnete.

Ein Theil der Bedingnisse ist erfüllt — sagte der Geist — allein ich kann nicht eher ins Leben zurükkommen, als bis Du mein Sterbekleid mir abgezogen und meinen Kadaver in das Bette deiner Tochter gelegt hast. Wenn ich alsdann ins Leben zurükgekommen bin, soll mein Hochzeitfest feierlich gehalten werden.

Kaprikorne und Nikole fingen jezt an diesen lebendigen Kadaver zu entkleiden und legten ihn ins Bette, allein es dauerte nicht lange, als er einen tiefen Seufzer holte und sagte: Ach! Dank dem Himmel, daß ich mich wieder lebendig auf diesem Planeten und bei meinem lieben Weibchen im Bette befinde, die ich so heftig liebe, daß ich darüber sterben muste. Ei, ei, da sind Sie ja auch, guten Abend Herr Kaprikorne, legen Sie sich immer schlafen. Ein Mann wie ich, der von einer langen Reise zurükkommt, hat Ruhe nöthig, Morgen wollen wir schon weiter von unsern Sachen sprechen.

Den andern Tag, nachdem sie sämtlich, wegen der ausserordentlichen Auftritte ausgeschlafen hatten, trat

trat Agathe ins Schlafzimmer herein *), weckte ihren Liebhaber auf, Nicole nahm indessen aus dem Koffer seine Kleidungsstükke, und so bald er und Agathe angezogen waren, giengen sie beide herunter zum Vater, der sich am frühen Morgen schon damit beschäftigte, die Gestirne um Rath zu fragen, was es mit dieser wunderbaren Auferstehung für eine Bewandniß habe.

La Grange gab, nach dem Morgengruß, seinem Schwiegervater die Versicherung, daß er wirklich wieder lebendig sei, und versprach, das Vergangene ganz zu vergessen. Der Astrologe umarmte zärtlich seinen Schwiegersohn, und es wurde ein Tag festgesezt, an dem die Hochzeit gehalten werden sollte.

Des

*) Gewisser kk.puulöser Leser wegen muß ich erinnern, daß sie sich ums Himmelswillen nicht vorstellen müssen, als wenn der Bräutigam mit seiner Braut die Nacht über in einem Bette gelegen hätte; so bald die Entkleidung vor sich gieng, verstekte sich die Braut unter dem Deckbette mit dem Gesicht nach der Wand gekehrt, als er im Bette war, und ihr Vater das Zimmer verlassen hatte, stand sie in der Stille auf und gieng in ein Kabinet, wo bereits für sie ein Bette zu rechte gemacht war. Diese Folgerung bringt der Zusammenhang der Geschichte mit sich.

Des la Grange Tante, die wirklich geglaubt hatte, er sei gestorben, wollte von ihm das Geheimniß wissen, durch welches Wunder er sein Leben wieder erhalten hatte. Ohne viele Umstände erzählte er seiner Tante den ganzen Spaß und nahm sie mit zur Mamsel Avathe, um dies Frauenzimmer kennen zu lernen, um die man wohl einmal sterben könnte. Dies Mädchen gefiel ihr so gut, daß sie ein neues Testament zum Besten der jungen Eheleute machte, worin sie ihnen beiden den größten Theil ihres Vermögens vermachte, und wünschte, daß sie in ihrem Hause wohnen möchten.

Weil der Herr Astrologe Kapriforne den Tod des la Grange vorhergesagt, und großen Ruhm aus der pünktlichen Erfüllung dieser Wissenschaft gezogen hatte, konnten ihn seine Freunde nie überreden, daß das Ganze eine angestellte Karte sei, sondern er behauptete immer fort in ganzem Ernst, das sein Schwiegersohn wirklich gestorben und auch wirklich wieder aufgelebt sei.

Fünfte Erzählung.

Arnold du Thil,

oder

Der Ehebrecher unter dem Schein Rechtens.

Eine wirklich geſchehene Begebenheit aus dem ſechszehnten Jahrhundert.

Alle Erzählungen, die ich bis jezt meinen lieben Lesern und meinen schönen Leserinnen vorgelegt habe, sind am Ende gut, wenigstens komisch und nicht blutig abgelaufen. Mit der gegenwärtigen, muß ich eine Ausnahme machen, und will es lieber in Voraus sagen, daß das Ende sehr kläglich ist, ehe ich daran Schuld sein sollte, daß einer von unsern empfindsamen, oder was beinah eins sagen will, nervenschwachen Damen darüber in Ohnmacht fiele. Allein die Geschichte ist so sonderbar, daß ich sie unmöglich weglassen kann, wenn ich nicht den gewissen Dank der Damen entbehren will, die alle denken werden: mich hätte er doch nicht betrügen sollen. Beinah glaub' ich es selbst, daß ein ähnlicher Betrug in unserm aufgeklärten Zeitalter schwerer möchte auszuführen sein, daß man ihn wenigstens eher würde entdekken, als damals, wo Betrüger aller Art unter einer angenommenen Maske lange ungeahndet und ungestraft ihr Wesen treiben konnten.

Martin Guerre ein junger Menſch von kaum zwölf Jahren heirathete ein Mädchen von neun bis zehn Jahren, Namens Bertrande von Rols, von Arregat in dem Kirchsprengel Rieux in Languedok. Wem dieſe Heirath zu früh und unwahrſcheinlich ſcheinen mag, der kann die Akten dieſes merkwürdigen nachher entſtandenen Prozeſſes nachſehen, den der Parlamentsrath zu Toulouſe, Johann von Coras, damals in einer beſondern Schrift abdrukken ließ. Ich ſage es noch einmal, alles iſt der ſtrengſten Wahrheit gemäß.

Neun bis zehn Jahr konnte der neue Ehemann mit ſeinem lieben Weibchen recht vergnügt gelebt, auch mit unter manches Ungemach und manche Sorge mit ihr getheilt haben, als er mit einemmal unſichtbar wurde. Kein Menſch wuſte warum er fortgegangen war, keiner konnte die Urſache entdekken, noch weniger die Marſchroute ausfindig machen, die er wahrſcheinlich mochte genommen haben. Das junge Weibchen ſchrie und lermte, daß ſie ihren muntern und raſchen Mann ſo frühzeitig hatte verlieren müſſen. Der einzige Sohn Sanchez heulte eben ſo arg als ſeine Mutter über den Verluſt eines Vaters, den er ſich nicht beſſer wünſchen konnte. Kurz weder die Frau noch der Sohn konnten ſich über die Abweſenheit

oder Entfernung eines zärtlichen Ehemannes und Vaters zufrieden geben, und ſie hätten der Betrübniß und dem Schmerz unterliegen müſſen, wenn ſie ſich nicht den Fall möglich dachten, daß er doch vielleicht über kurz und lang wieder kommen würde.

Die wahre Urſache, warum Martin Guerre ſein väterliches Haus, ſeinen Vater und ſeine Mutter, ſeine Frau und ſein Kind ohngefähr in ſeinem zwanzigſten Jahr verließ, war wohl eigentlich, weil er ſeinem Vater etwas Korn vom Boden entwendet und heimlich verkauft hatte, und nun an die Folgen dachte, wenn der kleine Diebſtahl entdekt würde; denn ſeines Vaters Hizze bei ähnlichen Fällen gieng ſehr weit, und er hätte ihn leicht im Zorn einen Schlag geben können, der ihn entſeelt auf den Boden hingeſtrekt hätte. Dieſe höchſtwahrſcheinliche, oder wenigſtens eine ähnliche Züchtigung wollte er nicht erſt erwarten, ſondern er fand es weit rathſamer, das Freie zu ſuchen, und eine Lebensart zu wählen, die ſchon manchen Wicht durchgeſchleppt hatte. Als ein junger Menſch, der ein empfehlendes Aeuſſere hatte, und der auch nicht ſo ganz ungeſchikt war, war es ſo ſchwer nicht, als Bedienter oder als Soldat unter zu kommen. Er reiſte zu Fuß nach Spanien, weil ſich ſo gleich nicht eine Gelegenheit zu ſeinem Unterkom-

kommen finden wollte, und war am Ende seiner Reise so glüklich, bei dem Kardinal von Burgos und nachmals auch bei dessen Bruder in Dienste zu kommen. Diese Lebensart schien ihm aber doch zu stille und einförmig zu sein, er wählte daher lieber das Militär, wo er durch einige Auszeichnung sein Glük zu machen hofte und dann wollte er nach seinem Plan mit Ehre und Schäzzen beladen, seinem lieben Weibchen eine rechte heimliche Freude machen. Allein dieser Plan und die herrlichen Folgen desselben schlug unglüklicherweise fehl; denn in dem für die Franzosen überhaupt unglüklichen Treffen bei St. Quintin ward dem armen Schelm durch eine Falconetkugel der rechte Fuß abgeschossen, so daß er sich einen hölzernen muste machen lassen, der einigermassen die Stelle des verlornen vertreten könnte.

Ein gewisser Arnold du Thil, mit dem Zunamen Pansette aus Sargians, hatte mit Martin Guerre eine genaue Freund- und Brüderschaft errichtet, als sie beide unter den Truppen Kaiser Karl des fünften, worüber Karl Lamoral, Graf von Egmont *) den Ober-

*) Sohn Johann 4 von Egmont, Fürst von Gavre, Herr von Turnieende, Ritter des goldenen Vliesses, Gouverneur von Flandern und Artois. Er wohnte der Belagerung von Metz 1552 und 1557 der Schlacht bei St.

Oberbefehl hatte, Kriegesdienſte thaten. Ihre Freundſchaft nahm von Tage zu Tage zu und der eheliche Martin Guerre, der nichts Boſes argwöhnte, war ſo offenherzig, daß er dieſem Thil ſeine ganze Geſchichte von Anfang bis zu Ende erzählte. Bei einem ſolchen täglichen Umgang war er mit den Hauptbegebenheiten ſeiner Geſchichte bald fertig und der liſtige Thil fragte ihn nun nach allen kleinen Nebenumſtänden, die der unbeſorgte Guerre ihm auch nicht verſchwieg. Er muſte ihm eine genaue Beſchreibung von ſeiner ganzen ziemlich weitläuftigen Freundſchaft und und Verwandſchaft machen, jedes einzelne Glied derſelben genau charakteriſiren, daß ſie alle vor ihm daſtanden, als wenn er völlig getroffene Gemählde von ihnen vor ſich hätte. Noch eins, er muſte ihm ſeinen

Hoch-

St. Quintin bei und erwarb ſich 1558 durch den Sieg über die Franzoſen bei Gravelingen, einen groſſen Ruhm, ſo wie er ſich dadurch ebenfalls manche Neider zuzog, worunter ſich auch der Herzog von Alba befand. Erſt 1567 da der leztere nach den Niederlanden kam, äuſſerte er gegen den Grafen ſeinen Groll. Durch Liſt ſezte er ihn nebſt dem Grafen Hoorne ins Gefängnis und unter einem nichtigen Vorwande des Verbrechens der beleidigten Majeſtät, ließ er beide 1568 den 5ten Jun. enthaupten. Siehe Thalia herausgegeben von Schiller. 1 Bd. 1 Heft 1789 Seite 42 wo man ein ziemlich umſtändliches Leben dieſes unglüklichen Grafen findet.

Hochzeittag ganz genau beschreiben. Jeden Gast, der auf derselben gewesen war, nach seinen innern und äussern Qualitäten ihm vermelden, und es durften so gar nicht die Kleider der Gäste und der Putz des Ehepaars verschwiegen bleiben. Er verlangte von ihm ein vollständiges Inventarium von allen Geräthschaften und Mobilien seines Hauses. Ja, worüber man sich gewis wundern wird, die Dreustigkeit dieses verstellten Freundes gieng so weit, daß er sogar die äussern und verborgenen Schönheiten seiner Frau von ihm bei einem Glase doppelten Kümmel herauszubringen wuste. Kein Kriminalrichter kann unmöglich auf alle die Fragen fallen, die dieser Thil seinem Freunde vorlegte, und jedesmal richtige Antworten darauf bekam, um sich von seiner ganzen Lage völlig zu unterrichten. Thil bei seinem grossen Gedächtnis und einer lebhaften Einbildungskraft, gieng in Gedanken schon in allen Zimmern des Hauses herum, beim jedes Kleidungsstük seiner Frau, wuste jeden Ort wo es liegen muste, und war von der ganzen häuslichen Einrichtung desselben so vollkommen unterrichtet, daß, wenn man ihn in der Nacht dahin versezt, er sich eben so gut würde haben finden können, als wenn es heller Tag gewesen wäre, oder wenn er schon über zehn Jahr darin gewohnt hätte.

Alle

Alle dieſe Requiſita waren wirklich erforderlich, wenn ihm ſein Plan gelingen ſollte, und wenn er nicht bei ſeiner erſten Repreſentation mit Schimpf und Schande wollte abgewieſen werden. Acht Jahre waren bereits verfloſſen, als Martin Guerre ſeine Frau Bertrande verlaſſen hatte, und in dieſer langen Abweſenheit weder durch Briefe, noch durch Freunde und Bekannten noch durch andere Nachrichten etwas von ſich hatte hören laſſen. Der armen Frau wurde die Zeit nach gerade herzlich lang, ſie wollte ihn ſchon in allen öffentlichen Blättern öffentlich vorladen laſſen, und im nicht Erſcheinungsfall ihn für todt halten und dann — wieder heirathen, wenn ſich ein guter Mann für ſie fände, woran ſie beinah nicht zweifeln durfte, weil eine Frau von ihrem Alter — ſie war damals noch nicht volle dreißig Jahr — von ihrem Vermögen eben nicht lange auf einen Freier warten darf, wenn ſie es ſich merken läßt, daß ſie das Heirathen nicht verſchworen habe: als gerade an einem trüben Herbſtnachmittag ganz unerwartet ein Mann ins Haus und in ihre Stube kömmt, ſie um den Hals fällt und mit Wärme ſagt: Habe ich dich endlich wieder, treues Weib! nach einer Abweſenheit von acht Jahren! nie werde ich zum zweitenmal eine ſolche Thorheit begehen, ein ſo gutes Weib zu ver-

laſſen, ihr ſo vielen Kummer verurſachen, mir ſelbſt ſo viele Gefahren zuziehen, die ich aber doch endlich dem Himmel ſei Dank! glüklich überſtanden habe. Verzeih, Beſte, meine Uebereilung, wozu mich blos meine Jugend und meine Unbedachtſamkeit bringen konnte! Nur du ſchwebteſt mir bei allen meinen Abenteuern ſtets vor Augen, nur an dich dachte ich, wenn ich in die Schlacht eilte, und nur darum den Tod nicht wünſchte, um dich einmal wieder ſehen zu können! Was machſt du beſtes Weib, lebſt du noch geſund, und mein Sanchez lebt der auch noch! —

Kaum wuſte die gute Frau, ob ſie ihren Augen trauen ſollte oder nicht. Sie bemerkte zwiſchen dieſem Mann, der ſich durch dieſe Anrede als ihren Ehemann ankündigte, auſſerordentlich viel Aehnlichkeit mit ihrem Guerre. Im Taumel der Freude war der Gedanke, er möchte es vielleicht doch nicht ſein, blos ein ſchnell verfliegender Gedanke, der eben ſo ſchnell den weit angenehmern Plaz machte: nun haſt du ihn doch einmal den ſo lang erwünſchten, ſo ſehnlich erwarteten, den für verloren gehaltenen, nun iſt keine gerichtliche Citation, keine Ehescheidung, keine zweite Heirath nöthig. Alles dies durchkreuzte ſich im Kopf der vergnügten, mistrauiſchen und beſtürzten Frau. — Erſt nach einer langen Pauſe fragte ſie: Beſter

Mann

Martin — ſie wollte ſich doch nicht den Schimpf anthun, daß ſie auch nur das geringſte Mißtrauen in ſeiner Behauptung ſezte, daher ſie alle ihre Zweifel untertrükte, hiezu kam noch die Freude, nun wieder im Beſiz eines Mannes zu ſein, der wirklich ſehr liebenswürdig war, der durch die Kriegesſtrapazen nicht ſchwächlich geworden, ſondern dadurch ein martialiſches Anſehen bekommen hatte — Beſter Martin — ſagte ſie daher mit wahrer Theilnahme, wie freue ich mich, dich wieder den Meinigen nennen zu können! Wie vielen Kummer koſtete mir deine Entweichung, wie viele ſchlafloſe Nächte deine achtjährige Abweſenheit! Täglich ſchwebte dein Bild vor meinen Augen. Wenn ich zu einer ungewöhnlichen Stunde jemanden vor der Thür hörte, dann war dies mein erſter Gedanke: Das iſt er! Wenn in der Nacht mich das kleinſte Geräuſch aufwekte, ſo glaubte ich dich in der Nähe und mein Herz ſchlug vor Freude. Laß dich umarmen, mein beſter Martin, es iſt alles vergeſſen und vergeben.

Verſöhnt waren alſo beide Eheleute, und die erſte Nacht auf dieſem frohen Tag vertrieb der Bekannte alle Zweifel und Bedenklichkeiten, die ſie ſich über die unerwartete Wiederkunft ihres Mannes machte. Den andern Tag ſtattete Herr du Thil bei

den vier Schwestern, dem Vetter und den sämtlichen Verwandten des Guerre seinen Besuch ab. Spielte da so unvergleichlich seine Rolle, daß ihn alle für ihren Bruder, ihren Vetter und Verwandten hielten, ohne daß nur einem einzigen von diesen Blutsfreunden einfiel, sich Zweifel und Bedenklichkeiten zu machen, da ein Betrug von der Art kaum für möglich gehalten wird. Wer durfte sich von allen diesen Freunden wohl unterstehen, seine Vermuthungen, daß hier ein Betrug könnte vorgegangen sein, bekannt zu machen, da die Frau, welche doch vor allen andern ihn am besten kennen mußte, ihm erlaubt hatte, die erste Nacht bei ihr zu schlafen und ihm ein Recht verstattet, welches sie als eine rechtschaffene, ehrliche Frau blos allein ihrem Ehemann verstatten konnte. Man könnte sagen, es wäre von der Frau Uebereilung gewesen, weil er sie so schnell überrascht, und ihr keine Zeit gelassen hätte, sich zu besinnen. Es konnte Uebereilung sein, ich will den Fall setzen, aber sie ward immer mehr durch so deutliche Beweise überzeugt, daß dieser Mann kein anderer sein könnte, als ihr Ehemann Martin Guerre. Mußten nicht alle Zweifel, alles Mistrauen von selbst aufhören, so bald sie mit einem Manne sprach, der nicht blos in ihrem eigenen Hause so gut Bescheid wußte,

wuſte, als ſie ſelbſt, der ihr ſo viele kleine Familiens umſtände erzählen und von ihrem ganzen Vermögen die genauſte Rechnung ablegen konnte, ſondern der ſo gar ihren Hochzeittag beſchreiben konnte, wie nur von einem Augenzeuge zu erwarten war, und der ihr die fröhliche Brautnacht nach dieſem veranügten Tage auf die frappanteſte Weiſe ſchildern konnte? Wer in aller Welt wuſte dies beſſer, als ihr Ehemann? Kein einziger Fall ereignete ſich, er mochte entweder mit ſeiner Frau, oder mit ſeinen Geſchwiſtern, oder mit ſeinen übrigen Verwandten zuſammen kommen, daß er nicht jede Frage richtig beantwortete und von allen Familiengeheimniſſen ganz genau unterrichtet war. Wenn auch einer oder der andere ſich über dies und jenes Zweifel gemacht hatte, ſo widerlegten ſie ſich jezt von ſelbſt und von allen und jeden in der ganzen Stadt wurde Arnold du Thil für Martin Guerre, Ehemann der Bertrande von Rols gehalten. Selbſt die alten Tanten, die jede Phiſionomie ſich recht ins Auge faſſen und nur ſo ſelten in der Art hintergangen werden, dachten hier an keinen Betrug, vermuthlich weil ihnen ein ähnlicher Fall noch nie vorgekommen war.

Dieſer blinde Glaube behagte Arnold du Thil ſehr wohl; kaum hatte er ſich die Ausführung ſeines

Plans

Plans so kinderleichte gedacht, denn im Fall Schwierigkeiten und Hindernisse eingetroffen wären, hatte er sich schon auf andere Betrügereien gerüstet, und im allerschlimmsten Fall stand eine schnelle Flucht mit in seinem Plan. Nun aber da er von seiner Frau geliebt, von seinen Verwandten geehrt und geschätzt ward, dachte er schon auf Projekte, wie er Martin Guerre, wenn dieser ja noch einmal nach Hause kommen sollte, aus der Familie stoßen und ihn zum Betrüger machen wollte.

Indessen behagte es dem du Thil, der nie recht viel gehabt und sich immer schlecht hatte behelfen müssen, daß er ohne viele Mühe und Anstrengung einen guten Tisch, eine hübsche junge Frau und ein artiges Vermögen erobert hatte. Mit dem leztern gieng er so um, als wenn es sein eigenes wäre. Sein Hang zum lustigen und liederlichen Leben, wozu er schon von Jugend auf geneigt gewesen war, gab ihm jezt die schönste Gelegenheit seine Lieblingsleidenschaft zu befriedigen. Die Frau Bertrande von Rols hatte von ihrem Ehemann Martin Guerre so wohl zu Artegat, als in dessen Geburtsort Andaye, in der Grafschaft Bacque ganz artige Güter, wovon eine Familie ganz bequem und anständig leben konnte. Allein du Thil wollte sehr gros und prach-

tig

tia leben, dazu die bloſſe Einnahme von den Gütern nicht reichte. Er wuſte aber auch hier Mittel zu zu ſeinem Zweck zu kommen, er verkaufte ein Gut nach dem andern, um ſeinen Hang zur Verſchwendung zu befriedigen.

Drei Jahr lebte Bertrande von Rols mit dem du Thil als ihren wirklichen Ehemann, hielt ihn für Martin Guerre, zeugte mit ihm Kinder, und würde vielleicht nie darauf gefallen ſein, daß ein Betrüger die Maſke ihres Ehemannes angenommen und ſie ſo gewaltig hintergangen habe, wenn die Verſchwendung des du Thil ihr und ihren Verwandten nicht die Augen geöfnet hätte. Von dieſer Leidenſchaft wuſte Martin Guerre nichts, und es war nicht wahrſcheinlich, daß er ſie nach einem achtjährigen Feldzug, wobei er die Hörner genug abgeſtoßen hatte, erſt angenommen habe. Vielmehr war von Jugend auf ſein Karakter eine gewiſſe Häuslichkeit, eine ſparſame Oekonomie, ein Trieb ein kleines Vermögen ſich zu erwerben, um ſeine Kinder erziehen und ausſtatten und ſelbſt in ſeinem Alter ruhig und gemächlich leben zu können. Dieſe ganz entgegengeſezte Aufführung des du Thil war der Bertrande ſo auffallend, daß ſie zuerſt Gelegenheit gab, Verdacht zu ſchöpfen. Sie theilte dieſe Vermuthungen ihren

Ver-

Verwandten mit, und jezt, da die Frau gerechte Urſach zu haben ſchien, ihren vermeintlichen Ehemann für einen Betrüger zu halten, wurden von Bekannten und Verwandten wahre und falſche Gründe aufgeſucht, die Frau in ihren Muthmaßungen zu beſtärken, und ſie zu einer gerichtlichen Klage gegen dieſen falſchen Ehemann zu bewegen.

Die Gerichte zu Rieux nahmen die Klage an, und nach genauer Unterſuchung fand ſich wirklich, daß der angebliche Martin Guerre kein anderer ſein könnte, als ein gewiſſer du Thil. Er wurde daher verurtheilt, ſein ſchweres Verbrechen Gott, dem Könige und ihr ſelbſt abzubitten, im bloſſen Kopf, barfuß mit einer brennenden Fakkel in der Hand, und reumüthig zu bekennen, daß er die Bertrande von Rois ſchändlich hintergangen, unter dem Schein ihres wirklichen Ehemanns ſie gemißbraucht habe, dafür er die härteſte Ahndung und Strafe verdiene; auch ſollte er ihr gewiſſermaßen zur Schadloshaltung 1000 Livres — etwas über 500 Rthl. — auszahlen.

Du Thil unterzog ſich nicht ſo gutwillig der ihm angekündigten Sentenz, als anfangs die Richter glaubten. Er proteſtirte dagegen feierlich, daß vielleicht nie ein Menſch unter der Sonne ſo unſchuldig

ohne

ohne alle Veranlaſſung zum gröſten Verbrecher wäre gemacht worden. Kein Menſch hätte bei ſeiner Zurükkunft gezweifelt, daß er Martin Guerre, Ehemann der Bertrande Reis ſei. Mit den liebvollſten und zärtlichſten Bewillkommnungen und Umarmungen empfangen von ſeiner Frau, mit den gröſten Freundſchaftserweiſungen von ſeinen Geſchwiſtern und nächſten Verwandten aufgenommen, wäre es keinem von Freunden und Feinden eingefallen, nur einen Augenblik daran zu zweifeln, daß er Martin Guerre wäre. Aber meine geſtrengen, hochgebiethenden Herren, — redete er ſeine Richter an — der Geiz iſt die Wurzel alles Uebels und alles Unheils, das in der Welt geſchiehet. Ich ward bei meiner Nachhauſekunft von allen meinen Verwandten für Martin Guerre gehalten, und kein Menſch dachte daran, daß ich ein Betrüger ſein könnte; aber ſo bald ich meinen Vetter, Peter Guerre, an Abtragung eines Kapitals von 7 bis 8000 Livres erinnerte, das er gern behalten hätte, war ich nicht weiter Martin Guerre, ſondern ein Betrüger und Böſewicht. Zu dieſem Komplott geſellten ſich noch mehrere von meinen Verwandten, weil ſie die Abſicht hatten, dieſes artige Summchen unter ſich zu theilen. Es koſtete ihnen auch wenig Mühe meine gutwillige und leichtgläubige

ge Ehefrau Bertrande de Rols in ihre Verſchwörung hineinzuziehen, weil ihr Projekt augenblicklich ſcheitern muſte, ſo bald ſie dieſe nicht gewonnen hatten. Nach einer ſechs bis achtjährigen Abweſenheit, da ich theils im Kriege, theils zum Vergnügen in Spanien mich aufhielt, ändert man ſich freilich etwas, allein meine Hauptzüge müſſen von Jedem, der mich vorher gekannt hat, erkannt werden. Sie können ſich, meine Herren, kaum den Fall möglich denken, daß eine Frau ihren Mann, der Sohn ſeinen Vater, Vetter und Schweſtern ihren Bruder, der Freund ſeinen Freund gleich beim erſtem Anblik erkennen, und dieſer doch ein liſtiger Betrüger ſein ſollte. Sie hätten als billige und weiſe Richter eine dergleichen Klage gar nicht einmal annehmen ſollen. Denn es war wohl jedem einleuchtend, daß blos der bitterſte Haß, Durſt nach der fürchterlichſten Rache meinem Vetter zu dieſem ſchrecklichen Komplott, zu dieſer unerhörten Klage bewog. Peter Guerre iſt der verruchteſte Böſewicht, den man ſich nur denken kann, den der Geiz dermaſſen beſeſſen, daß er zu allen möglichen Verbrechen fähig iſt. Ich, meine hochzuehrende Herren, habe dies leider an mir erfahren müſſen. Weil mein Vetter und ſeine Schwieger-ſöhne die vorher genannte anſehnliche Summe Gel-

des

des gern behalten wollten, erdachten ſie ſich tauſend Plane, mich zu Grunde zu richten. Man hatte den Anſchlag auf mein Leben gemacht, man lauerte mir auf und wollte mich überfallen; aber Gott ſei dank! Gott verhütete dies Unglük und ich blieb am Leben. Man begieng ſo gar Thätigkeiten an meiner Perſon, indem dieſe Rotte mich unverſehens überfiel und in Gegenwart meiner Frau dermaſſen zerſchlug, daß ich halb todt zur Erde niederfiel. Damals würde man mich ſicher todt geſchlagen haben, wenn meine Frau mir zur Liebe ſich nicht auf mich geworfen, und alle die Streiche aufgefangen hätte, die mir zugedacht waren. Jezt dachte meine Frau noch an keinen Betrüger, ich war noch ihr lieber Martin und ſie opferte ſich ſelbſt auf, um mich nur am Leben zu erhalten. Meine Gründe, meine Beweiſe, hochgebiethende Herren, werden einleuchtend genug ſein, mich von einem Urtheil loszuſprechen, das, ich mag nicht ſagen ungerecht, doch gewis unbillig iſt. Meiner Unſchuld mir bewuſt, verlange ich die ſtrengſte Gerechtigkeit. Unterſuchen Sie alles ganz genau, und Sie werden finden, daß alles Verläumdungen meiner Feinde ſind, die ſie blos erſonnen haben, mich zu Grunde zu richten und ſich ein Vermögen zuzueignen, das mir von rechtswegen zukömmt. Und

was wollen Sie, meine Herren, ich soll ein Betrüger sein, der von allen Familienumständen eben so genau, oft besser unterrichtet ist, als meine nächsten Verwandten. Ich kann ihnen das Jahr, den Tag und die Stunde nennen, da ich mit meiner Frau getraut ward, ich kann den Priester, der die Kopulation verrichtete, die Namen aller Hochzeitgäste, die an meinem Ehrentage bei mir waren, Ihnen mit Namen nennen; ich weis mir noch zu erinnern, nach welcher Ordnung sie am Tisch saßen, welche Kleider sie an hatten, was damals gesprochen wurde. Ich kann mir die erste Hochzeitnacht so vorstellen, als wenn sie gestern gewesen wäre, ich wurde des Nachts um zwölf Uhr von Personen aus Hochzeitleute begleitet, die mir alle noch erinnerlich sind, deren Namen ich Ihnen nennen will, und die Sie darüber selbst befragen können, wenn sie noch alle am Leben sind. Ich will Ihnen die geheimsten Gespräche erzählen, die ich damals mit meiner Braut führte. Kann das auch ein Betrüger? Ich kann Ihnen ganz besondere Umstände sagen, die sich bei der Geburt meines erstgebornen Sohnes ereigneten. Kurz ich will doch wissen, ob ich bei solchen deutlichen Beweisen meiner Unschuld, noch ein Betrüger sein soll?

Die

Die Richter muſten bei ſo ſtarken Gründen vor der Hand ihre Sentenz zurücknehmen, und die Sache etwas genauer unterſuchen, ehe ſie aufs neue ihr Urtheil fällten. Du Thil, oder der vorgebliche Martin Guerre, kam nun ins Verhör, wurde nach allen Umſtänden genau befragt, die jedesmal protocollirt wurden, um ſie mit den Ausſagen der Bertrande de Rols zu vergleichen. Alle Ausſagen des du Thil ſtimmten mit den Ausſagen der Bertrande de Rols ganz genau überein. Bertrande de Rols geſtand vor Gericht, daß ſie acht bis neun Jahre mit ihrem Manne ſeines Unvermögens wegen ohne eheliche Beiwohnung gelebt und deshalb von ihren Verwandten wäre zugeredet worden, ſich von ihm ſcheiden zu laſſen, es aber nicht gethan, und als er durch die Kraft verſchiedener Arzneimittel endlich ſeine Mannheit erhalten, ſie auch ſogleich von ihm mit dem jezt noch lebenden Sanchez ſchwanger geworden. Du Thil ward über dieſen Vorfall ebenfalls verhört, und ſeine Ausſage ſtimmte mit der Bertrande de Rols Ausſage ſo genau, daß die Richter ſich nicht genugſam darüber verwundern konnten.

Es wurden nun über dieſen merkwürdigen Vorfall bei den Gerichten du Pin, Sagias und Artegat

die

die Zeugen verhört. Von den hundert und funfzig Zeugen, die gerichtlich abgehöret wurden, waren ohngefehr dreißig bis vierzig, die den Beklagten wirklich für Martin Guerre hielten, indem sie versicherten, daß sie ihn von Jugend auf gekannt, und daß man ihn an gewissen Narben von jedem andern unterscheiden könnte. Andere hielten den Beklagten für Arnold du Thil, sonst Pansette genannt, sie beriefen sich ebenfalls darauf, daß sie ihn von Jugend auf gekannt hätten und mit ihm lange Zeit umgegangen wären. Ueber sechzig Zeugen unterstanden sich wegen der großen Aehnlichkeit, die zwischen beiden herrschte, nichts gewisses zu bestimmen. Nachdem alle Zeugen abgehört, und die Akten noch einmal von den Richtern durchgegangen waren, fällten sie, unangesehen die Sache nicht genau entschieden werden konnte, dennoch folgendes Urtheil: daß Arnold du Thil als ein schändlicher Betrüger sollte geköpft und darauf geviertheilt werden.

Du Thil protestirte, wie man sich leicht vorstellen kann, gegen dieses Urtheil, indem er fest dabei hielt, daß er nicht der du Thil, sondern Martin Guerre, folglich völlig unschuldig wäre. Er appellirte an das Parlement zu Toulouse mit einer weitläuftigen Vertheidigungsschrift, worin er seine Unschuld

ſchuld ſonnenklar bewies. Das Parlament muſte daher die ganze Unterſuchung aufs neue vernehmen, beide Theile beſonders vernehmen, die Zeugen verhören laſſen und alle mögliche Vorſicht gebrauchen, um nicht auf irgend eine Art getäuſcht zu werden. Peter Guerre muſte ſich in Perſon ſtellen und de Reis ſo wohl als du Thil wurden beide beſonders über die wichtigſten Punkte befragt, wobei der letztere weit mehr Standhaftigkeit und Entſchloſſenheit bezeugte, als die erſtere. Dies erregte bei den Richtern ein Zutrauen zu dem du Thil, wodurch er einen groſſen Vorſprung gewann. Es würde vielleicht jedem andern Richter bei dieſem auſſerordentlichen Verfall eben ſo gegangen ſein. Allein bei dem allen, bei der höchſten Unwahrſcheinlichkeit, daß irgend ein Menſch ſo kreuk und verwegen ſein könnte, ſich für den Ehemann einer andern Frau auszugeben, bei der gröſten Uebereinkunft beider gerichtlichen Ausſagen, die in den kritiſchen Fällen jedermal richtig zutrafen und in den kleinſten Umſtänden übereinſtimmten, konnten die Richter doch noch keine Sentenz fällen, indem die Zeugen in ihren Ausſagen auch hier ſo verſchieden waren, daß die Sache mehr verwirrt als aufgeklärt ward. Der dritte Theil der Zeugen ſagte aus, daß der gegenwärtig Beklagte

lich Martin Guerre ist, einige hielten ihn für Arnold du Thil, und noch andere konnten und wollten nichts entscheidendes darüber sagen, wegen der auffallenden Aehnlichkeit, welche beide in ihren Zügen hatten.

Allein hiezu kommen noch manche andere Umstände, wodurch die Sache nicht etwa besser aufgeklärt, sondern noch verwirrter gemacht wurde. Arnold du Thil hatte einen Vetter mütterlicher Seite, Namens Fabian Barras, dieser als der unverwerflichste Zeuge, hatte den Beklagten so wohl vor den Gerichten zu Rieux, als auch hernach vor dem Parlament zu Toulouse gerade unter die Augen, daß er nicht Martin Guerre, sondern kein anderer als Arnold du Thil sey. Dieser sein Vetter fieng auch bitterlich zu weinen an, als er den Beklagten gefesselt vor Gericht stehen sah und alle Hofnung aufgab, daß man ihm das Leben retten würde. Alle Zeugen, die Martin Guerre sonst gekannt hatten und viele Jahre mit ihm umgegangen waren, sagten von ihm aus, er wäre etwas kleiner von Gesicht, am Körper etwas magerer, von dünnern Beinen, etwas scheef, von kurzem Hals, sein Kinn wäre etwas aufgeworfener und gespaltener, er habe kleinere Zähne, eine ziemlich grosse hingebogene Nase, eine Beule im Gesicht und über der rechten Seite der Augen-

braun.

braunen eine Narbe; allein der Beklagte hatte nichts von dieſen karakteriſtiſchen Abzeichen, denn er war klein, etwas unterſezt, ſein ganzer Körperbau ſtark, er war weder ſchief, noch hatte eine eingebogene Naſe, noch ſonſt im Geſicht eine Narbe. Der Schuſter, der für Martin Guerre immer gearbeitet hatte, ſagte aus: Martin habe zwölf Stiche gewieſen, der Beklagte aber hätte nur neun. Martin konnte gut fechten, den Ballon ſchlagen; von beiden Leibesübungen verſtand der Beklagte beinah nichts. Noch andere drei Zeugen ſagten vor Gericht von dem du Thil ſehr nachtheilige Dinge aus. Der Gaſtwirth zu Touges, Johann, ein Spanier, geſtand, daß der Beklagte auf ſeiner Rükreiſe bei ihm eingekehrt ſei und ihm insgeheim unter dem Siegel der Freundſchaft und Verſchwiegenheit entdekt habe, daß Marz ein Guerre kurz vor ſeinem Tode ihn zum Erben eingeſezt, mit der Bitte, er möchte die ganze Sache verſchwiegen halten, und bei ſeiner Frau ſeine Stelle vertreten, die ihn gewis für den Verſtorbenen halten würde, wegen der großen Aehnlichkeit, die zwiſchen beiden ſich befand. Einem andern Zeugen Valentin Rougie, gab du Thil ein Zeichen mit der Hand, er ſollte ſchweigen, als er ihn ſo gleich erkannte und beim Namen nannte. Einem dritten Zeugen,

der Pelegrin de Liberos hieß, gab er ein ähnliches Zeichen zum Stillschweigen, schenkte ihm auch zwei Tücher, wovon er das eine seinem Bruder Johann du Thil geben sollte. Noch zwei andere Zeugen sagten aus, daß ein gewisser Soldat von Rochefort, der vor kurzem durch Artegat gegangen sei, sich nicht wenig verwundert, als er gesehen und gehört habe, daß genannter du Thil sich für Martin Guerre ausgebe, der doch in Flandern herumgehe, und der an seinem hölzernen Bein zu kenntlich sei, das er sich habe müssen machen lassen, nachdem ihm der eine Fuß sei abgeschossen worden, in dem Treffen, das in der Gegend von St. Quintin bei St. Laurent gehalten ward.

Diese Menge von unbescholtenen und unverdächtigen Zeugen machten des du Thil Sache sehr übel, hiezu kam aber noch ein summarischer Bericht der Richter zu Rieux, worin dargethan war, daß zwischen Sanchez, Martins Sohn, und dem Beklagten nicht die geringste Aehnlichkeit wäre. Martin Guerre war aus der Provinz Vasque gebürtig, wo eine ganz besondere Sprache gesprochen wird, die von der französischen und gascognischen sehr verschieden ist, diese Sprache wußte er sehr fertig zu sprechen; du Thil wußte nur einige aufgefangene Wörter davon,

davon, und weiter nichts. Auch dieser Umstand machte ihn sehr verdächtig. Zu allen diesen gerichtlichen mit Zeugen bestätigten Aussagen, daß der Beklagte nicht Martin Guerre, sondern höchst wahrscheinlich Arnold du Thil sein müste, kam auch noch hinzu, daß der leztere von Jugend auf als ein unmoralischer Mensch bekannt, der allen Lastern und Ausschweifungen im höchsten Grad ergeben gewesen und schon über manche Verbrechen und Bubenstükke ertappt worden.

Doch alle diese Beweisgründe, die beinah unumstößlich zu sein schienen, konnten die Richter und das Parlament doch noch nicht bestimmen, das über genannten du Thil gefällte Urtheil zu bestätigen; denn nun waren auf der andern Seite wieder dreißig bis vierzig Zeugen, welche gerichtlich aussagten, daß der Beklagte wirklich Martin Guerre sei. Und was konnten auch die Richter gegen das Zeugniß seiner vier Schwestern einwenden, die vor Gericht bekannten, daß sie ihn doch wohl am ersten von jedem Betrüger unterscheiden müsten, da sie ihn von Jugend auf gekannt und mit ihm umgegangen wären, mit ihm viele Jahre gegessen und getrunken hätten. Sie also müsten zuerst vor allen andern alle seine Eigenheiten, alle seine Ma-

nieren, alle seine Gewohnheiten kennen, und in dies
sem Fall der Wahrheit die Ehre geben, und könnten
ihn für keinen andern, als für Martin Guerre ih-
ren Bruder halten. Dessen beide Schwäger oder
die Männer seiner beiden Schwestern bestätigten die-
se Aussage ebenfalls gerichtlich. Hiezu kamen noch
andere Zeugen, die noch auf der Hochzeit des Mar-
tin Guerre gewesen waren und den Beklagten für
den wirklichen Ehemann hielten und dies Geständniß
vor Gericht bestätigten. Unter andern betheuerte
dies eine gewisse Katharine Voere, welche den jun-
gen Eheleuten um Mitternacht, das in der dortigen
Gegend gewöhnliche Frühstük gebracht hatte. Sol-
che Frauensleute geben bei dergleichen Gelegenheiten
auf alles genau acht, die Physionomie der Eheleute
prägt sich ihnen so tief ein, daß sie sie nicht so leicht
vergessen können. Allein diese Zeugen bekräftigten ihr
Zeugniß sogar mit Gründen, die unwiderlegbar zu
sein schienen. Martin Guerre ist vornemlich an zwo
hervorstehenden Zähnen in der obersten Reihe kenn-
bar, am Daumen seiner rechten Hand befindet sich
ein tiefer Nagel, drei Warzen und eine am kleinen
Finger und im linken Auge ein Blutstropfen. Al-
diese Kennzeichen fand man am Beklagten. Z
Gunsten des Beklagten führten seine Freunde ebe-
falls

falls an, daß Peter Guerre ſeine Frau und Schwiegerſöhne ſich verſchworen hätten, den Gefangenen umzubringen, wenigſtens alles beizutragen, ſeinen ſchnellen Untergang zu befördern; ſie hätten ſogar den Bürgermeiſter zu Bathe, Johann Loze zu bereden geſucht, er möchte einen Theil der Koſten und Peter Guerre wollte den andern Theil zum Prozeß hergeben, um es nur ſo weit zu bringen, daß der Beklagte hingerichtet würde, dazu hätte ſich aber der Bürgermeiſter durchaus nicht verſtehen wollen, ſondern zur Antwort gegeben, lieber möchte er dies Geld zur Erhaltung ſeines Lebens anwenden. In Artagat gieng das Gerücht ganz allgemein, Peter Guerre und ſeine Schwiegerſöhne hätten die ganze Klage ohne Einwilligung der de Rols angefangen, andere ſagten ſo gar aus, Peter Guerre hätte ſich öfters verlauten laſſen, Martin Guerre ſei wirklich ſein Vetter. Andere Zeugen ſagten zum Beſten des Beklagten aus, er hätte bei ſeiner Zurükkunft aus dem Kriege alle ſeine Verwandten und die ganze Familie beſucht, jeden ſo gleich erkannt, freundlich angeredet, und wenn einer oder der andere ihn nicht ſo gleich erkannt habe, hätte er ſie auf gewiſſe alte Geſchichten und Vorfälle aufmerkſam gemacht. „Könnt ihr euch nicht mehr erinnern — hätte er

als dann gesagt — daß wir vor zehn oder mehrern Jahren an dem und dem Ort, zu der und der Zeit beisammen waren, was wir da sprachen, was wir da thaten, in wessen Gegenwart alles dies geschah." — Mit der Bertrande de Rols unterredete er sich öfters von den geheimsten Sachen, die zwischen Eheleuten nur vorgehen können, und welche sicher keine andere, als blos diese wissen konnten. So sagte zum Beispiel der Beklagte bald nach seiner Zurükkunft zu der Bertrande de Rols, „sie möchte ihm die weiß taffetne Beinkleider, die bei seiner Abreise im Koffer liegen geblieben, holen." Die Beinkleider fanden sich auch wirklich an dem von ihm bestimmten Ort.

Zu diesen Beweisen, daß der Beklagte wirklich Martin Guerre sei, kam auch noch, die große Aehnlichkeit, die sich zwischen ihm und seinen Schwestern befand, denn in dem darüber aufgenommenen Protokolle heißt es, daß kein Ei dem andern so ähnlich sein könnte. Selbst Bertrande de Rols, so aufgebracht sie auch über den Beklagten war, unterstand sich nicht es zu beschwören, daß der Beklagte nicht ihr Mann Martin Guerre sei, ob sie gleich sich vorher hatte verlauten lassen, daß sie selbst unter den

grö-

gröſten Martern es beſchwören wollte, daß der Beklagte nicht ihr Mann, ſondern ein Betrüger ſei. Es iſt daher höchſt wahrſcheinlich, daß de Rols blos von den Feinden des Beklagten zu dieſem Schritt iſt beredet worden.

Ganze drei bis vier Jahr über, ſeitdem ſie mit dem Beklagten gelebt, hat ſie ſich nie bei Jemanden beſchwert, vielmehr hat ſie die Parthie ihres Mannes genommen, wenn einer oder der andere ſie zweifelhaft machte, ja ſo gar einmal geſagt, wenn es ihr Mann nicht wäre, könnte es kein anderer ſein als der Teufel, der deſſen Geſtalt angenommen. Sie verbat ſich in allem Ernſt dergleichen Geſchwätz, mit der Erinnerung, daß ſie dem erſten die Augen auskrazzen würde, der ihr ſolch dummes Zeug vorſagte. Ihren vertrauteſten Freunden und Freundinnen machte ſie ſo gar mit dem geheimen Plan des Peter Guerre bekannt, wie dieſer ſie mit Gewalt zwingen wollte, ihren Mann anzuklagen, mit der ernſtlichen Bedrohung, ſie bei den Haaren zum Hauſe heraus zu werfen, wenn ſie es nicht thun wollte.

Der Beklagte war nicht deshalb eingezogen worden, weil man ihn in Verdacht hatte, daß er nicht der wirkliche Ehemann der Bertrande de Rols wäre,

ſondern auf Anſuchen des jungen Johann von Eſcornebeuf hatte ihn der Oberrichter von Toulouſe arretiren laſſen, und blos bei dieſer Gelegenheit ſuchte Peter Guerre ſeinen angeblichen Vetter, den er ſelbſt dafür hielt, in eine neue verdrießliche Sache zu ziehen, um ihn ganz zu Grunde zu richten. Der Oberrichter ſtellte den Beklagten wieder auf freien Fuß, er kam nach Artegat zurük, ward von der de Rols freundſchaftlich aufgenommen und es ward der ganzen vorigen Streitigkeit mit keinem Wort erwähnt. Sie behandelte ihn ganz als ihren Ehemann, gab ihm ein weißes Hemde, wuſch ihm die Füße und gieng mit ihm zu Bette.

Dieſe Freude war nur von ſehr kurzer Dauer. Mit Anbruch des folgenden Tages trat Peter Guerre in Geſellſchaft ſeiner Schwiegerſöhne, die alle mit Waffen verſehen waren, ins Haus, und nahmen ihn abermals in Verhaft, ohne daß irgend einer eine Vollmacht, oder einen Befehl zur Verhaftnehmung hätte vorzeigen können, wenn man darnach gefragt hätte, denn ſo etwas wurde erſt gegen Abend deſſelben Tages aufgeſezt und unterzeichnet, wie Peter Guerre nachgehends ſelbſt geſtanden hat.

Be-

Geneigt war in jedem Fall das Parlament derjenigen Meinung beizutreten, wo der Beklagte nicht als Betrüger, ſondern als der rechte Martin Guerre erſchien; denn die Ausſagen der Zeugen von beiden Seiten, aus welchem Geſichtspunkt man auch die Sache betrachten will, waren ſo beſchaffen, daß man zweifelhaft blieb, zu weſſen Seite man ſich ſchlagen ſolite; allein billig war es immer, daß die Parlamentsmitglieder ſich für den Beklagten erklärten. Denn das Zeugniß des Carbon Barrau, Vetter des Arnold du Thil, ſo einleuchtend es auch zu ſein ſchien, war durch andere Beweiſe völlig entkräftet worden. Des Soldaten Ausſage, da ſie nicht gerichtlich geſchehen, wollte auch nicht viel bedeuten. Daß Martin Guerre von dem Beklagten in Anſehung der Länge und Dikke etwas verſchieden ſei, ward in der Art beantwortet, daß auf einer ſo langen Reiſe in einem ſo jungen Alter allerdings eine Veränderung der Art möglich wäre. Daß der Beklagte ſo wenig Aehnlichkeit mit Sanchez, des Martin Guerre Sohn, hatte, konnte zu keinem Beweiſe eines Betrugs dienen, weil ſehr oft zwiſchen Sohn und Vater nicht die geringſte Aehnlichkeit anzutreffen iſt. Daß Beklagter die Landesſprache von Basque nicht ſprach, war gar nicht weiter auffallend, ſo

bald

bald man wuſte, daß Martin Guerre bereits im zweiten Jahr ſein Vaterland verlaſſen. Eben ſo wenig traf dem Beklagten der Vorwurf, daß Arnold du Thil von Jugend auf ein ausſchweifendes Leben geführt, denn es war ja nicht erweislich, daß der Beklagte Arnold du Thil ſei, vielmehr hatte es alles Anſehen, als wenn der Beklagte kein anderer, als der wirkliche Ehemann Martin Guerre ſei. Allein ſelbſt die Zeugen für den Beklagten waren nicht unumſtößliche Beweiſe ſeiner Unſchuld, denn hier kann die bekannte Regel: zwei bejahende Zeugen verdienen mehr Glauben als tauſend verneinende, nicht in Ausübung gebracht werden. Denn ſo gar die Merkmale und Narben, die ſich an den Augen, der Stirne, den Händen und Nägeln des Beklagten fanden, und die an Martin Guerre ebenfalls waren bemerkt worden, waren keine ſo ganz ſichere Anzeigen, als mancher vielleicht denken mag. Zum Theil beruheten ſie blos auf der Ausſage eines einzigen Zeugen, zum Theil konnten die übrigen Merkmale ſehr gut an zwei verſchiedenen Perſonen auf die nemliche Art ſich befinden, wie dergleichen Beiſpiele leicht anzuführen wären. So ward auch der ſtarke Grund der Unſchuld des Beklagten, daß Peter Guerre und deſſen Schwiegerſöhne die de Rols gezwungen, ihren

Ehe-

Ehemann zu verklagen, dadurch sehr geschwächt, daß alles dies auf bloſſe schwankende Gerüchte, die nicht bewieſen werden könnten, beruhe. Eben so wenig konnte man als hinlänglichen Beweis annehmen, daß der Beklagte gleich nach seiner Ankunft, alle Bekannte und Verwandte des Martin Guerre so gleich erkannte, sie an alle Vorfälle erinnerte, denn es war immer ein möglicher Fall, daß er unter der Hand von allen Dingen Nachricht eingezogen hatte, wie es sich hernach wirklich auswies, da die ganze Sache entdekt wurde. Die Aehnlichkeit der Schweſtern des Martin mit dem Beklagten waren eben so wenig untrügliche Beweiſe der Unschuld des Gefangenen, da ich schon vorher erinnert habe, wie leicht Aehnlichkeit trügen kann, und wie leicht man einige Aehnlichkeiten zwiſchen zwei Dingen zu finden glaubt, wo andere nicht so etwas sehen können. Auch selbſt der Grund, daß de Rols es nicht beschwören wollte, der Beklagte sei ein Betrüger, war nicht zureichend, ihn loszusprechen, da manche Leute in Anschung des Eides so gewiſſenhaft sind, daß sie durch nichts zum Schwur gebracht werden können. Gerade auf die nämliche Art konnten die Gründe, daß de Rols drei Jahr lang sich nicht beklagt, ja selbſt den Beklagten vertheidigt, daß er kein Betrüger sei, ihn sogar mit Geld und

andern

andern Nothwendigkeiten unterſtüzte, als bereits die Klage angegangen war, widerlegt und umgeworfen worden.

Das Parlament befand ſich unter ſolchen Umſtänden in keiner geringen Verlegenheit. Einige Mitglieder des Parlaments glaubten, es wäre ſehr billig, daß, da die Sache nicht nach den Rechten entſchieden werden könnte, weil die Gründe auf beiden Theilen ſo ziemlich gleich wären, man hier nach der höchſten Wahrſcheinlichkeit, den Beklagten losſprechen müſte, weil ein Verbrechen der Art bis jezt noch ohne Beiſpiel geweſen, doch könnte man dies Urtheil immer wieder zurüknehmen, wenn mehrere Gründe für die eine oder andere Parthei ſich finden ſollten. Andere Mitglieder wollten nach der Mehrheit der Zeugen den Spruch einrichten und da wäre der Beklagte verurtheilt worden. Vermuthlich wäre der Proceß noch länger verſchoben, die Ausſtellung des Urtheils konnte noch eine geraume Zeit dauren, wenn ſich nicht eine ganz unerwartete Begebenheit ereignet hätte, die mit einemmal den Knoten des Stüks löſte, und die Richter des Parlaments aus der gröſten Verlegenheit rettete, worin ſie ſich nur befinden konnten. Es erſchien nemlich mit einemmal Martin Guerre, mit dem hölzernen Bein, ſo wie der Soldate ihn beſchrieben.

ben. Ueberdrüßig des unruhigen Lebens trat er die weite Reiſe aus Spanien in ſein Vaterland an, die ihm um ſo beſchwerlicher werden muſte, da eine Fußreiſe mit einem hölzernen Bein mit vielen Mühſeligkeiten verbunden iſt, worunter die die gröſte iſt, daß man ſehr langſam vorwärts kömmt. Er freuete ſich ſchon auf den feierlichen Empfang ſeines lieben Weibes und aller ſeiner Verwandten, als er ſein Haus verſchloſſen fand und beim erſten Nachbar die Lage erfuhr, worin ſeine Frau und ihr angeblicher Mann verwikkelt wäre. So gleich ſezte er eine Bittſchrift an das Parlament zu Toulouſe auf, worin er ſeine Schikſale umſtändlich erzählte und um die Erlaubnis bat, daß man ihn hören möchte. Das Parlament bewilligte gern alles, weil es um deſto eher das Ende dieſes Proceſſes erwarten konnte. Es wurde nun eine Verordnung bekannt gemacht, daß Martin Guerre in Gegenwart des angeblichen du Thil, des Peter Guerre, der Bertrande de Rols, ingleichen der Schweſtern des gedachten Martin Guerre und anderer bereits abgehörter Zeugen verhört und ihre Ausſagen mit einander verglichen werden ſollten.

Martin Guerre erſchien vor dem Parlament, aber er konnte die ihm vorgelegten Fragen nicht ſo genau

nau und pünktlich beantworten, als ſie du Thil beantwortet hatte. So bald du Thil in den Parlamentsſaal trat, um mit Martin Guerre zugleich verhört zu werden, waren die Augen aller Parlamentsräthe auf ihn gerichtet, um eine auffallende Beſtürzung oder Erröthung zu bemerken, allein wie wunderten ſie ſich alle, als du Thil eine ganz auſſerordentliche Hartnäkkigkeit bewies, die er vorher nie geäuſſert hatte. Er gab dem Martin Guerre den ſchönen Namen eines Landſtreichers, eines verwegenen, niederträchtigen, nichtsnuzzigen Kerls und ſagte in Gegenwart des Präſidenten und der Räthe, er wollte ſich hängen laſſen, wenn er nicht darthun könnte, daß der gegenwärtige der ärgſte Betrüger ſei, den man ſich nur denken könne. Er erkundigte ſich nach verſchiedenen Dingen, die der Fremde wirklich nicht ſo gut beantworten konnte, als der Beklagte gethan hatte.

Die Richter kamen hiebei in eine neue Verlegenheit. Sie befragten jeden beſonders über verſchiedene Punkte, und ſie erſtaunten nicht wenig, als beide dieſelben ganz richtig beantworten konnten. Man hielt den Beklagten für einen Zauberer, wofür man zu den damaligen Zeiten ſehr viele hielt.

Das

Das Parlament muſte jezt zu andern Hülfsmitteln ſeine Zuflucht nehmen, um hinter die Wahrheit zu kommen. Alle Verwandten des Martin Guerre und alle ſchon längſt abgehörte Zeugen lies es vor ſein Tribunal fordern. Martin Guerre erſchien zuerſt im Parlamentsſaal, lange ſah ſeine Schweſter den Fremden ſtarr und unbeweglich an, endlich erkannte ſie ihn, mit Thränen umarmte ſie ihn und ſagte laut: ja wahrhaftig dies iſt mein Bruder Martin Guerre, ich ſeh jezt meinen Irthum ein, wozu mich meine übrigen Schweſtern, alle meine Verwandten und dieſer ruchloſe Böſewicht verleiteten und ſo liſtig darin einige Jahre lang erhalten konnten. Die andern Schweſtern erkannten ihn ebenfalls, eben ſo die Zeugen, die vorher gegen ihn bekannt hatten.

Bertrande de Rols muſte nun hereintreten. Im Augenblik erkannte ſie ihren Mann. Seine unerwartete Gegenwart brachte ſie aus aller Faſſung, Thränen entfloſſen ihren Augen, zitternd fiel ſie ihrem Mann in die Arme, bat ihn tauſendmal um Vergebung, weil ſie blos doch den Fehler aus Unvorſichtigkeit, nicht mit Fleiß und Ueberlegung begangen habe. Alle Schuld ſchob ſie auf Martins Schweſtern, weil

dieſe

dieſe ihr die Verſicherung gegeben hätten, dieſer Betrüger ſei wirklich ihr Ehemann. So bald ſie aber den Betrug entdekt, hätte ſie ſich geſchämt und würde ſich ſelbſt umgebracht haben, wenn Gott ihr nicht beigeſtanden hätte. Den Betrüger überließ ſie den Händen der Obrigkeit und drung ſelbſt darauf, daß nun die erſte ihm zugedachte Strafe für ihn noch zu gering ſei, und bat daher das Parlament, man möchte das erſte Urtheil noch ſchärfen.

Martin Guerre war bei dieſer langen Deklamation ſeiner Frau, die mit vieler Lebhaftigkeit ſprach ganz unempfindlich. Bei Erblikkung ſeiner Schweſtern hatte er Thränen vergoſſen, hier war er nicht blos kalt, ſondern er blieb ernſthaft und that ordentlich böß. „Schweig mit deinen Klagen — ſagte er — ich will und mag davon nichts hören. Du darfſt nicht erſt die Schuld auf meine Schweſtern, noch auf meinen Vetter ſchieben. Eine Frau ſollte doch wohl ihren Mann von allen übrigen Mannsperſonen am allererſten unterſcheiden können, als Vater, Mütter, Eltern, Schweſtern oder Brüder ihre Kinder, Geſchwiſter und Vettern. Kurz du darfſt Niemanden anders das Unglük zuſchreiben, das uns begegnet iſt. Umſonſt ſuchten die Richter die de Viols zu entſchuldigen,

digen, umſonſt den aufgebrachten Ehemann zu beſänftigen. Dieſer erſte Auftritt war für ihn zu empfindlich und kränkend, als daß er nachgiebiger hätte ſein ſollen.

Der Proceß war auf die Art zu Ende, Martin Guerre ward von allen und jeden für den wirklichen Ehemann der Bertrande de Rolé gehalten und das Parlament machte folgendes Urtheil in Abſicht des angeklagten du Thil bekannt, das ich des beſondern Vorfalls wegen ganz herſezzen will.

„Das Parlament zu Toulouſe verwirft Kraft dieſes die Appellation des Arnold du Thil, mit dem Beinamen Panſette, nebſt dem Urtheil, von dem ſolche geſchehen. Da nun der Betrug, die Argliſt, die Annehmung eines falſchen Namens und einer fremden Perſon, der Ehebruch, Raub, Frevel, Diebſtal und andere aus erwähntem Rechtshandel ſich ergebende Laſter des gefangenen du Thil eine ſcharfe Ahndung und Genugthuung erfordern; ſo wird derſelbe hiemit verurtheilt, vor der ganzen Gemeine zu Artegat die gebührende Strafe zu erdulden, und daſelbſt auf den Knien im Hemde, mit bloſſem Kopf und Füſſen, mit einem Strik um den Hals und einer brennenden Wachsfakkel in der Hand, ſo wohl

Gott als den König und die Obrigkeit, ingleichen gedachte Eheleute Martin Guerre und de Rols, um Vergebung zu bitten. Hierauf soll er, du Thil, dem Scharfrichter überliefert, und von demselben durch alle Gassen und Kreuzwege von Artegat geführet werden. Zuletzt soll er ihn mit dem Strik um den Hals für gedachten Martin Guerre Haus führen, wo er an einem zu dem Ende daselbst aufgerichteten Galgen gehangen und sein Körper sodann verbrannt werden soll. Aus gegründeten Ursachen hat das Palament die Güter des gedachten Arnold du Thil, nach Abzug der Gerichtskosten, der Tochter zuerkannt, die er mit vorgemeldeter Bertrande de Rols in dieser erdichteten Ehe, da er sich fälschlich für den Martin Guerre ausgegeben, und die de Rols solchergestalt hintergangen, erzeugt hat. Endlich werden auch Kraft dieses Martin Guerre, Bertrande de Rols, nebst gedachtem Martins Vetter, Peter Guerre, völlig frei und losgesprochen; so wie auch hiemit du Thil an gedachten Richter zu Rieux zurükgeschikt wird, um gegenwärtiges Urtheil gehörigermaßen, seinem völligen Inhalt nach, an ihm vollziehen zu lassen. So gerichtlich gegeben werden, den 12ten September 1560.

Arnold

Arnold du Thil wurde zufolge dieſes Urtheils aus dem Parlamentsgefangniß nach Artegat gebracht, wo die Sentenz an ihm vollzogen werden ſollte. Der Richter zu Ricur verhörte ihn noch einmal, wo er ſein ganzes niederträchtiges Projekt erzählte und ausſagte, daß er vornemlich dadurch auf dieſen Einfall gekommen, weil ihn einige für den Martin Guerre gehalten, wovon er den Dominicus Pujol und Peter Guillet, einen Gaſtwirth zu Mane nannte. Da nun genannte Perſonen die vertrauteſten Freunde des Martin Guerre geweſen, und dieſe ihn nicht erkannt, habe er geglaubt, daß er auch wohl andere betrügen könnte. Die auffallenſte Aehnlichkeit zwiſchen ihm und Martin Guerre, ſeine vertrauteſte Freundſchaft mit demſelben, wodurch er ſo manche Geheimniſſe herausbekommen, habe ihm den Betrug ſehr erleichtert.

Unter dem Schein der Freundſchaft und durch liſtige Fragen habe er nach und nach von gedachten Freunden des Martin Guerre, Pujol und Guillet ſo manche Familiengeheimniſſe erfahren und ſich die genaueſte Kenntniß von der ganzen Verwandtſchaft verſchaft. Verſehen mit ſo viel Materialien, daß Entdeckung des Betrugs beinah nicht möglich war, habe

er ſich bei der Bertrande de Rols für ihren wirklichen Ehemann Martin Guerre ausgegeben, und ſei von ihr als Ehemann aufgenommen worden. Er geſtand, daß dies ein groſſes Verbrechen wäre, aber die Beſchuldigung, als wenn er ein Zauberer wäre, wälzte er von ſich ab. Noch vor ſeiner Hinrichtung ſezte er ſeine Tochter Bertrande als Erbin ſeines ganzen Vermögens ein, beſtimmte für ſie Vormünder und brachte alle ſeine Sachen in Ordnung. Vermöge des Urtheils wurde er vor dem Hauſe des Martin Guerre aufgehangen. Er gieng mit vieler Reue dem Tode entgegen und bezeugte viel Reue; ſein Körper wurde vom Galgen abgenommen und verbrannt.

Sech-

Sechste Erzählung.

Der Unvermögende,

Wozu ein Jeder

sehr leicht ein Beispiel aus der Nachbar-

schaft nehmen kann.

In einem der ſchönſten Herbſttage des vergangenen Jahres, gieng eine Geſellſchaft von fünf bis ſechs Perſonen in einem öffentlichen Garten ſpazieren; ſie unterhielt ſich von mancherlei Gegenſtänden, wozu theils die Jahreszeit, theils die gegenwärtigen Zeitläufte, theils manche Familienverbindungen Veranlaſſung gaben. Mit einemmal machte einer aus der Geſellſchaft die andern auf eine gewiſſe Mannsperſon aufmerkſam, die hinter ihnen mit ſtolzen Schritten einhergieng; die ganze Geſellſchaft drehete ſich auf dieſe Erinnerung um, und der junge Mann war es wirklich werth, daß man ihn anſah, denn es war, was man eigentlich ſagen kann, eine ſchöne Mannsperſon. Zu der Geſellſchaft ſtieß gerade jezt ein Bekannter, der öfters eine Parthie mitmachte, und der bei der Geſellſchaft vorzüglich deshalb angenehm war, weil er ein guter Geſellſchafter, ein munterer, junger aufgewekter Mann war.

Ohne Komplimente, meine ſchöne Herren und Damen frage ich Sie — war des Neuangekommenen

nen

nen Anrede — warum Sie so viel nach einer Mannsperson mit so viel Interesse und Nachsicht umsehen, die sie wahrscheinlich nicht kennen?

Sollte man wohl glauben, — sagte einer aus der Gesellschaft, daß dieser Mann das wäre, was er doch wirklich ist? Ich muß gestehen, seine Miene, sein Ansehen, sein feuriger Blik, sein Wuchs und seine Statur trägt gewaltig; ein solcher gewaltiger Verlust verdient eine exemplarische Strafe.

Wie! — versezte der erstere — dieser schöngepuzte Herr, mit der sanften Miene sollte ein Spizbube sein, der den Strang verdient hatte?

Er verdiente ihn um einer ganz andern Ursache — entgegnete jener — weil er ein junges Mädchen von unendlichen Verdiensten betrogen hat.

Wie das konnte er thun? — frägt der erstere — hat er ihr etwan die Ehe versprochen? Sein Wort nicht gehalten? — Ihr ein Kind gemacht?

Sie erweisen ihm viel zu viel Ehre — entgegnete der, welcher ihn genauer kannte — er würde es von Herzen wünschen, wenn dies geschehen wäre, wenn dies geschehen könnte. Seit einem halben Jahr hatte er eine schöne Frau, die ihn verloren hat, die aber

die-

dieſen Verluſt blos in ihrem Herzen betrauern kann. Dieſe Herren wiſſen etwas von meiner Geſchichte — fuhr er fort — aber das, was ſie davon wiſſen, wiſſen ſie ſehr unzuſammenhängend; Sie werden mir daher erlauben, daß ich Ihnen die ganze Geſchichte mit allen den Umſtänden erzähle, wodurch ſie eine der intereſſanteſten wird, die ſich in unſerm Jahrhundert zugetragen hat.

Dieſer Mann heiſt A**, er iſt aus einer der beſten, reichſten und angeſehenſten Familien in H**. Man hielt ihn von Jugend auf für einen aufgeweckten, munteren und feurigen jungen Mann der ſehr frühzeitig ſich ein einnehmendes Weſen angewöhnte, wodurch er ſich in jeder Geſellſchaft beliebt machte und in ſeiner Geburtsſtadt für den liebenswürdigſten Jüngling gehalten ward. Er ward ſehr früh in die groſſe Welt eingeführt und ſtellte ſeine Perſon vortreflich vor. Er war was man eigentlich ſagen kann der Liebling der Damen, ein Adonis ſeines Zeitalters und manches Mädchen ward um ſeinetwillen vor Liebe krank, ſtarb auch wohl eines elenden Todes.

Wie freueten ſich die Mädchen nicht, wenn dieſer angebethete treue Schäfer ſie in die Komödie, auf

den

den Ball und die Pikniks führte. Ein Hochroth bedeckte ihre Wangen, wenn sie Liebesbriefe von ihm erhielten, die so süß, so zärtlich waren, daß sie nicht süßer nicht zärtlicher geschrieben werden können. Die meisten armen Kinder würden vor Eifersucht gestorben sein, wenn er eins von ihnen ganz besonders begünstigt hätte; zum Glück schien dieser zärtliche Schäfer in alle Mädchen und Weiber verliebt zu sein, ohne sich unter diesen großen Korps eine besonders zur Schäferin gewählt zu haben.

Sein ganzes Betragen war gerade so, wie es Mädchen und Weiber wünschen, er besuchte viele Familiengesellschaften, aieng wenig mit Mannspersonen um, und man hörte nie, daß er irgend in einer Sache ausschweifte. Bei so vielen Vollkommenheiten, die sich in einer einzigen Person vereinigten, daß sich alle Koketten je eher je lieber ihn zum Liebhaber, alle Mütter zum Schwiegersohne, alle Mädchen zum Manne wünschten.

Gerade damals, als er sein Herz noch Keiner geschenkt hatte, und da er ohne alle Affektation die gleichgültigste Mannsperson zu sein schien, kamen zu einer gewissen Dame in H** Namens L** verschie-

ſchiedene Verwandten aus B** zum Beſuch, worun-
ter ſich auch ein junges Mädchen befand, die auſſer-
ordentlich ſtille war, welche ihre Eltern bei ſich hatten.
An dem nemlichen Tage ihrer Ankunft ſprach man
Nachmittags von den Vergnügungen der Stadt, von
den Galanterien die hier geſpielt würden und von
dem Geiſt und Wiz aller Galans. Es konnte nicht
fehlen, A** kam bei dieſer Gelegenheit mit auf's Ta-
pet, man machte von ihm das vortheilhafteſte Ge-
mählde, daß C** Mutter des Mädchens, wovon
ich ſchon geſprochen habe, ſo ſehr von ihm einge-
nommen ward, daß ſie ſich ihn zum Schwiegerſohn
wünſchte, ohne daß ſie ihn einmal geſehen hatte. Sie
ſagte ohne allen Rüthalt lächelnd, daß ſie nun endlich
einmal hier in H** die Parthie für ihre Tochter C**
gefunden, wornach ſie ſich ſo lange vergebens be-
mühet hätte.

Ein Verwandter der Mutter, der mit von der Ge-
ſellſchaft war, und der wizzig, beiſſend und unterhal-
tend zu ſein ſich dünkte und eben dadurch die Freiheit
hatte, alles zu ſagen, was er nur wollte, entgegnete
der Madam C**: Sie riſkiren aber, beſte Couſine, daß
Sie ihre Tochter unglüklich verheirathen. Nach dem
Gemählde zu urtheilen, das von A** gemacht wird,

halte

hatte ich ihn für sehr klug, ich möchte beinah sagen, für zu klug, daher ich auch nicht ohne Ursache besorge, daß meine Cousine ganz mit ihm zufrieden sein möchte.

Schweigen Sie, ich sage es Ihnen — versezte C** mit einem etwas beißenden Ton — Scherz und Spott hat so wie alles auch seine Zeit. Den andern Tag war die ganze B***sche Gesellschaft auf einem Ball. A** war mit dabei, wie man leicht denken kann, in einem Anzuge, der ihn ungemein gut kleidete, und den er darum an zu haben schien, um alle Herzen der Schönen zu bezaubern und sie die schöne C** hatte sich so gepuzt, als wenn dieser Tag ihr Verlöbnißfest sein sollte. Mit ihrem Tanzen erregte sie Neid und Aufsehen, weil man überhaupt in der Provinz alles bewundert, was aus der Königsstadt kömmt, es mag Mode, Tanz oder Spiel sein. A** bezaubert von dem Geist der Schöne, die hier alle Kräfte aufbot, um doppelt im Glanz zu erscheinen, ward von ihrem Körperbau, von ihren Talenten so eingenommen, daß er sich in seinem ganzen Leben zum erstenmal verliebte.

Der Gott der Liebe treibt mit uns armen Menschenkindern leider oft genug sein Spiel. Wer auch

noch

noch ſo gewapnet iſt mit ſtälernen Panzern, daß er alle Pfeile zu verachten ſcheint, Cupidos Pfeile dringen durch die Fugen des ſtärkſten Panzers durch, verwunden das Herz, oft zu einer Zeit, wenn man es am wenigſten denkt und in der gröſten Sicherheit lebt.

Der junge Liebhaber fand einen Verwand — und welcher Liebhaber ſollte den nicht finden, ihr den andern Tag ſeine Aufwartung zu machen. Jezt fand er neue, vorher unbemerkte Reizze ihres ſchönen Verſtandes, daß er heute ſie noch weit verliebter verließ als geſtern. Als er nach Hauſe gehen wollte, ſagte er Madam L** etwas ganz ſachte, welche es Madam C** ſo gleich als eine groſſe Neuigkeit entdekte, die ihr gewis lieb ſein würde. Madam C** freuete ſich recht herzlich, daß dieſe Sache eine ſo gute Wendung nahm, noch weit ſchneller als ſie anfangs geglaubt hatte. Sie bat ihre Verwandtin, vor der Hand die Sache noch geheim zu halten, damit ſie nicht zu frühzeitig ins Publikum kommen möchte. Sie erkundigte ſich auch gelegentlich nach den Vermögensumſtänden des jungen Mannes, die ſie den eben ſo anſehnlich fand, als die andern Vorzüge, die ſein Anſehen, ſein ganzer Körperbau und ſein Verſtand ihm gaben.

Diese verschlagene Verwandtin brachte Mansel C** in verschiedene Gesellschaften, so bald sie wuste, daß A** dabei sein würde. Um ihn noch verliebter zu machen — ein gewöhnlicher Kunstgrif, der selten den Zwek verfehlt — erlaubte sie ihm nicht, zu allen Zeiten, wenn er wollte mit seiner Schöne zu reden. Und wenn er das Geständniß seiner Liebe ihm erlaubt, machte sie so viele Schwierigkeiten und Umstände, ließ ihm aber doch noch immer die Hofnung übrig, daß er endlich alle diese Schwierigkeiten überwinden und seinen Zwek erreichen würde.

Unter andern sagte sie ihm, daß Mansel C** schon viele ansehnliche Parthien in Vorschlag gehabt hätte; allein ihr Vater hätte noch keinen wählen wollen, diese Zögerung würde sie gut zu benuzzen suchen. Seine Liebe wurde dadurch nur noch immer stärker, und der Wunsch stieg in ihm auf, sich mit ihr zu vermählen. Seine Liebe würde wenn schwächer gewesen, und vielleicht nach und nach ganz erkaltet sein, wenn er gewuß hätte, wie viel Mühe man sich gab, ihn in die Netze hereinzuziehen, die man ihm so listig gelegt hatte.

Eben so wenig als er, daß weder C** noch ihr Vater anfangs etwas von diesen Kabalen wusten; daß blos Ma-

Madam L** und C** dieſe Intriguen für ſich ſpiel-ten, und nicht einmal Mamſel C** etwas davon ſag-ten, weil ſie befürchteten, ſie möchte ihn etwan nicht mit der freundlichen Miene empfangen, ſo bald ſie ſeine Abſichten wüſte. So wie aber die ganze Sache immer mehr und mehr in den Zug kam, entdekten ſie ſich dem Vater der Mamſel C**, welcher über dieſen Heirathsvorſchlag keine geringe Freude hatte. Auch A** entdekte ſich ſeinem Vater und geſtand ihm, wel-che leidenſchaftliche Empfindungen er für Mamſel C** hätte, daß er ohne ſie nicht leben zu können glaubte, und ſo manche andere Sachen, die Liebhaber ihren Eltern zu ſagen pflegen, wenn ſie ihre Abſichten ſchnell erreichen wollen. Er bat ihn um ſeine Ein-willigung, und geſtand ihm dreuſt, wenn er ſie ihm auch verſagen würde, er ihn doch nicht hindern könnte, den Gegenſtand ſeiner Liebe eben ſo inbrünſtig zu lie-ben als jezt.

Allein dieſe weitläuftigen Deklamationen hätte der Sohn nicht nothig gehabt. Der Vater liebte ſeinen Sohn zärtlich und gab ohne Umſtände ſeine Einwilligung in die Heirath. Er erbot ſich ſogar in ſeinem Namen bei Mamſel C** den Freiwerber zu machen, wenn er von der gegenſeitigen Liebe des

Mäd-

Mädchens und der Einwilligung ihrer Eltern nicht ganz überzeugt wäre.

A** lief so schnell als möglich zu Madam L**, erzählte ihr die ganze Unterredung, die er mit seinem Vater gehabt hatte und bat sie, sich für ihn durch ihr mächtiges Vorwort bei seinem Mädchen zu interessiren. Sie sagte ihm, die ganze Sache wäre so gut als ausgemacht; man habe einen sehr grossen Vorsprung, wenn man für einen so geistreichen und so wohlgemachten Mann spräche und zuletzt gab sie ihm die Versicherung, daß, wenn sein Vater um Mamsel C** für ihn bäte, er gewiß keine Fehlbitte thun würde. In jedem Fall sind Sie mir einige Verbindlichkeit schuldig — fuhr sie fort — denn ich habe von Ihnen so viel Gutes gesagt, daß ich aufrichtig gestehen muß, daß ich nicht wenig zu dem geneigten Willen beigetragen zu haben glaube, den Sie gewiß bemerkt haben müssen.

A** bedankte sich bei Madam L** für diese Gefälligkeit, umarmte sie freundschaftlich und empfahl sich, weil er ans Madam C** die Fortschritte seiner Liebschaft, die Einwilligung seines Vaters erzählen wollte. Ueber alles dies hatte sie eine unbeschreibli-

che

ihr Freude. Nachdem ſie ihrem Gemahl alles umſtändlich erzählt hatte, machte ſie auch ihre Tochter, Mamſel C* mit der ganzen Lage der Sache bekannter und befahl ihr von jezt an den Hrn. A* als ihren Liebhaber anzuſehen, der bald ihr Gemahl werden würde. Mamſel C* wollte anfangs einige Einwendungen machen, allein mit der gröſten Beſtürzung bemerkte ſie, daß die Sache bereits ſo weit gediehen, daß es beinah unmöglich wäre, dieſe Heirath zu hintertreiben. Einigen Kummer machte ihr nun freilich dieſe unerwartete ſchnelle Veränderung der Sache, weil ſie in B* einen Liebhaber gelaſſen hatte, für den ſie nicht wenig Neigung zu haben ſchien. Als eine verſtändige, blöde und gehorſame Tochter, ſuchte ſie ihren Kummer zu unterdrükken und ließ ſich weder bei ihren Eltern, noch bei ihrem neuen Liebhaber etwas merken.

Den andern Tag erſchien bei ihr, ihr Liebhaber als Liebhaber. Er wuſte die Gelegenheit zu treffen, daß er allein mit ihr ſprach und nun deklamirte er ihr eine Liebeserklärung vor, die eben ſo galant, als geiſtreich war. Er gab ihr zugleich die Verſicherung, daß er blos allein von ihr ihre Hand und ihr Herz verlange. Alle ſeine Komplimente waren ohne die

gerwäste Affektation, ganz natürlich, mit Achtung und Liebe verbunden, daß sie fast in diesem Augenblick den Liebhaber in P** vergaß, der jezt noch sie seufzen konnte. Die Ueberraschung — versezte sie — worin ich mich jezt befinde, hindert mich, meinem Karakter und ihrer Liebe gemäß zu antworten, doch kann ich Ihnen schon so viel sagen, daß ich die Ehre, diese mir erweisen, nicht zu verdienen glaube. Allein ich würde auch bereit sein, blindlings der Wahl meiner Eltern zu folgen, und mit Freuden gehorche ich ihre Befehle, da sie auf eine Person von ihren Verdiensten gefallen sind.

Diese Antwort war mit so viel Ueberlegung und Anständigkeit gesagt, daß der Liebhaber weit verliebter wegging, als er gekommen war. Ehe er nach Hause gieng, sprach er mit Madam C** und ihrem Gemahl von seiner Liebe, von der günstigen Antwort seiner Geliebten. Man begegnete ihm mit vielen Beweisen von Zartlichkeit, gegenseitiger Liebe und Zuneigung, daß er noch nie mit so völliger Zufriedenheit ein Haus verließ, wo er immer so gut aufgenommen ward. So wie er nach Hause kam, erzählte er seinem Vater, wie weit er schon sei, und daß es jezt hohe Zeit wäre, um Mamsel C**

für

für ihn anzuhalten. Der Vater that es den andern Tag.

Man empfieng ihn ſo, wie man einen Freiwerber empfangen muß, von dem man weis, daß er Freiwerber iſt, daß man ihn als Freiwerber gern ſiehet; und bald nachher verbreitete ſich in der ganzen Stadt das Gerücht, daß Herr A** mit Mamſel C* Brautleute wären. Da bis jezt dieſe Verhandelung ganz insgeheim betrieben war, verwunderten ſich die meiſten auſſerordentlich, die dabei intereſſirt waren, und denen die Verheirathung des Hr. A** nicht ſo ganz gleichgültig war. Die Mütter, welche ſich bereits ganz ſichere Rechnung auf ihn für ihre Töchter gemacht hatten, wollten beinah von Sinnen kommen. Die Mädchen, die ihn in der Stille liebten und ſeine Gegenliebe für gewis hielten, wollten närriſch werden. Und ſelbſt die, welche dabei gar nicht intereſſirt waren, weil es ihnen gleichgültig ſein muſte, wen er nur immer heirathete, ärgerten ſich darüber und wuſten ſelbſt nicht weshalb. Alle ſeine Freunde waren darüber verdrüßlich, denn ſo bald er verheirathet war, muſte er ſich in B* eine Bedienung kaufen, weil ſeine Frau es ſich wohl ſchwerlich gefallen ließ, in der Provinz mit ihm zu leben. Die

ganze Stadt trauerte über den Verlust eines Mannes, woran sie ihre Freude, ihr Vergnügen hatte und der ihr so viel Ehre machte.

Alle Verwandte des Herrn A** erklärten um die Wette seine zukünftigen Schwiegereltern, die durch diese Verbindung auch zugleich ihre Verwandten wurden. Den ganzen Monat so lange sie sich noch in H* aufhielten, wurden wechselseitige Festins angestellt, und die ganze Freundschaft divertirte sich auf den Bällen, in den Komödien und auf den Spaziergängen. Die ganze Zeit über war A** der schwache Seite Liebhaber, er war der Liebhaber einer einzigen Manchens, zum größten Verdruß aller übrigen.

So lange alle diese Festins dauerten, so lange ihr neuer Liebhaber bei ihr war, dachte sie nicht an A—e — so hieß der Liebhaber, den sie in B* zurückgelassen hatte — allein als sie abreisen sollte, verneulich da sie schon unterwegens war, dachte sie in allem Ernst an ihn; und als sie sich so vorstellte, wie sie ihn wiedersehen, wie sie ihn liebenswürdig finden würde zweifelte sie keinen Augenblik, daß diese Liebe ihr manchen Kummer verursachen würde Tausend verschiedene Gedanken durchkreuzten sich unterwegens

in

in ihrem Köpfchen; dieſe Vorſtellungen machten ihr manche unruhige Stunde, eine finſtere melancholiſche Miene verbreitete ſich unverſehens über ihr ſo fröhliches Geſicht, und Niemand konnte die Urſache davon ergründen.

Die ganze Geſellſchaft kam endlich glüklich und geſund in B* an, wo der zukünftige Schwiegerſohn in des angeblichen Schwiegervaters Wohnung einlogirt ward. A—e machte ſeine Aufwartung gleich den andern Tag als ein alter Freund des Hauſes und der ganzen Familie. Das Gerüchte von der Verheirathung, oder vielmehr eigentlich wohl nur blos von der Verſprechung der Mamſel C* war auch bis zu ſeinen Ohren erſchollen; weil er aber die ganze Sache nur für ein bloßes Gerüchte hielt, gieng er lieber ſelbſt hin, um ſich von der Wahrheit der Sache unterrichten zu laſſen, die er eben ſo ſehr fürchtete, ſo ſehr er wünſchte, daß es erdichtet ſein möchte.

Der Vater der Mamſel C* ließ ihn nicht lange in der Ungewisheit; denn nach den gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen, erzählte er ihm ohne Umſtände, welche wichtige Veränderung in H* mit ſeiner Familie vorgegangen ſei. Dies geſchah in Gegen-

genwart des Herrn A**. Er empfahl sich also dem Unbekannten, als er bald merkte, daß er der vertrauteste Freund des Hauses sei, und bat ihn, auch ihn schon jetzt als Zweig der Familie zu halten. A—e schwieg zu dem allen und blieb so stumm, als eine Bildsäule, wohl hundertmal ward er bald blau, bald roth, und sagte zu allen den Höflichkeiten kein Wort, als ein Mensch, der entweder äusserst furchtsam ist, oder der die Kunst zu leben nicht versteht. Er suchte aber doch den dummen Streich auf der Stelle wieder gut zu machen, indem er mit Recht befürchtete, man möchte ihn in Verdacht haben, daß ihm die Sache zu sehr interessire. Seine Unruhe und Bestürzung nahm sichtbar auf seinem Gesicht ab, und seine Stimme wurde nach und nach fester und vernehmlicher, als Mamsel C* ins Zimmer hereinkam.

Bei dem Anblik dieses schönen Mädchens, ward er blutroth im Gesicht, Haß und Verachtung bemerkte man jezt so deutlich in seinem Blik, daß er sich genöthigt sah, einige Schritte zurüktzutreten, und dann erst auf das junge Frauenzimmer loezugehen und sie wegen ihrer glüklichen Zurükkunft von ihrer Reise zu beglükwünschen. C* ward nicht wenig über diese ihr gar nicht unerwartete Zusammenkunft bewegt;

wie

wie ſie ihn nur an der Thüre bemerkte, ſchlug ſie die Augen nieder, weil ſie beſorgte, man möchte die Veränderung auf ihrem Geſicht bemerken. Indem A—e ihr ſein Kompliment machte, ſagte er ganz ſachte zu ihr: O! Mamſel! ich hole mir jezt ſelbſt meine Todesbotſchaft, und Sie ſind Schuld daran. Darauf ſezte er ſich wieder auf ſeinen Plaz hin, unterſtand ſich nicht Mamſel C* anzuſehen, aus Beſorgnis, er möchte es ihr an den Augen anſehen, was in ihrer Seele vorgieng. Mamſel C* koſtete es in der That nicht wenig Mühe, ihre Unruhe zu verbergen und ſie konnte wahrhaftig nicht länger A—e Gegenwart aushalten, und muſte einen ſchiklichen Vorwand gebrauchen, um die Geſellſchaft verlaſſen zu können.

Bald nachher empfohl ſich A—e, gieng nach Hauſe und überlegte da auf ſeinem einſamen Zimmer alles, was vorgefallen war, um die nöthigen Maasregeln und Gegenanſtalten zu treffen, wenn er es für dienlich halten würde. Er legte ſich ſogleich aufs Bette, um keinem beſchwerlich fallen zu dürfen, und verwünſchte nach ſeiner Manier das ganze weibliche Geſchlecht, weil ſeine Gebietherin ihm ungetreu geworden. Tauſendmal veränderte er die Nacht über

seinen Entschluß; bald wollte er seinem Nebenbuhler das Lebenslicht ausblazen, bald blos an seine Geliebte Rache nehmen und dann wollte er sich wieder selbst entleiben, um seinem Elende mit einemmal ein Ende zu machen. Nach vielen Ueberlegungen, gefaßten Entschlüssen, die immer wieder verworfen wurden, behielt folgender, der vielleicht unter allen genommenen der klügste war, die Oberhand. Ich will mich verstellen — dachte er — da ich einmal sehe, daß die Sache schon so weit gediehen, der Lermen und der Spektakel den ich machen würde, würde mich nur auf immer aus dem väterlichen Hause meiner Geliebten verbannen, ohne meinen Zwek im Geringsten zu erreichen, die Heirath der C* zu hintertreiben und rükgängig zu machen. Ich sollte mich entschließen, sie nie wieder zu sehen! Sie nie wieder zu sehen, die ich so sehr liebe, und die ich jezt noch weit mehr liebe, da mir unübersteigliche Hindernisse und Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden, Gegenliebe zu erwarten. Meine Seele soll sich blos an ihrem Anblik weiden; ich will fortfahren, als Freund wie vordem, sie und ihre Eltern zu besuchen, und mich nichts von dem merken lassen, was in meinem Innern vorgegangen.

Bei diesem Selbstgespräch dachte A—e, daß C* auch noch nach ihrer Vermählung ihn lieben würde. Er bildete sich ein, daß sein Nebenbuhler Herr A** ihr Herz unmöglich in so kurzer Zeit hatte gewinnen können, daß sie blos aus Gehorsam gegen ihre Eltern sich mit ihm vermählte, und daß er in der That nicht so unglüklich wäre, als er sich anfangs vorgestellt. In dieser guten Hofnung besuchte er an seinen gewöhnlichen Tagen, als Freund vom Hause, Mamsel C*; und aus der vertrauten Unterredung mit seiner Freundin schloß er sehr bald, daß er sich nicht betrogen habe; es konnte sein, daß sie ihn entweder noch wirklich liebte, oder daß sie es nicht öffentlich wissen lassen wollte, daß sie ihn geliebt habe; kurz sie sagte ihm die zärtlichsten, empfindsamsten Dinge von der Welt. Sie gab ihm die Versicherung, daß sie sich blos aus Gehorsam vermähle, und ließ ihn glauben, daß sie ihn weit glüklicher machen würde, als ihren Bräutigam.

Er verließ sich auf die schmeichelhafte Versicherung seiner Geliebten, und glaubte sicher, daß er mehr geliebt würde, als sein Nebenbuhler; und er war jezt blos darauf bedacht vor der ganzen Familie das gute Verständniß geheim zu halten, worin er mit Mamsel

C* ſtand. Aber doch waren die Zubereitungen zu ihrer Vermählung ihm eben ſo verhaßt und niederſchlagend, als wenn man welche zu ſeinem Tode gemacht hätte. Er ſah ſie bei weitem nicht mit der Ruhe an, als er ſich anfangs vorſtellte, und die Unruhe und der Kummer, die ſie ihm verurſachten, ſtand mit ſeinem Seelenzuſtande in demſelben Verhältniß, als C* von H* wieder nach B* kam.

Einige Tage vor der Hochzeit gab er vor, daß er nöthiger Geſchäfte wegen über Land verreiſen müſſe, natürlich um nicht bei dem Hochzeitsſchmauſe zugegen ſein zu dürfen, und er kam erſt einige Tage nach den Feierlichkeiten wieder zurük. Er fand nicht, daß Madam C* nach ihrer Verheirathung ihrem Gemahl hätte geneigter ſein ſollen als vorher. Ja in der That ihre Liebe zu ihm hatte ſich noch eher vermindert, als vermehrt. Allein ſie handelte in manchen Stükken gegen ihren Liebhaber nach ihrer Verheirathung nicht klug genug. Sie gab ihm z. B. die Verſicherung, daß ſie ihn nie vergeſſen würde; aber gerade in dem nemlichen Augenblik, da ſie ſo zärtlich, ſo liebvoll mit ihm ſprach und da man ihre Liebe in ihren Augen leſen konnte, ſuchte ſie ängſtlich ſeine Gegenwart zu meiden. Dies war

wohl

wohl der ſtärkſte Beweis, mehr als alle ihre Reden, daß ſie ihn ſo zärtlich liebte, als er nur wünſchen konnte. Von Seiten der Liebe würde er alſo wenig Hinderniſſe gefunden haben, wenn er nicht von Seiten der Tugend und Sittlichkeit ſich noch manche Bedenklichkeiten hätte machen müſſen.

So ſtand die Lage der Sache ſeit einem Jahr. Indeſſen fragten die Verwandtinnen und Freundinnen der Madam C* beinah alle Tage, ob ſie nicht bald ſchwanger wäre; man fragte ſie über dieſen Punkt ſo oft und ſo ungeſtüm, daß ſie zulezt ganz unwillig und dabei etwas aufgebracht allen ihren Freundinnen und Anverwandten folgenden Beſcheid gab: Woraus ſoll ich dies ſchlieſſen? Seit meiner Verheirathung iſt zwiſchen mir und meinem Mann nichts vorgefallen, daß ſo etwas zur Folge haben könnte. Sie ſchwieg, ward roth und ſchlug die Augen nieder. Niemand glaubte, daß ſie dies abſichtlich geſagt habe, ſondern blos darum, ſich von den ungeſtümen Fragern zu befreien, welche ſo höflich waren, ſie alle Tage um die nemliche Sache zu fragen.

Eine von den Freundinnen, welche die ſo deutliche Erklärung der Madam C* mit angehört hatte,

war so freundschaftlich, ihrer Mutter sogleich Nachricht davon zu geben. Die Mutter nahm ihre Tochter ganz besonders; that an sie verschiedene Fragen, welche die meisten meiner Leser von selbst werden errathen können, woraus sie schloß, daß sie noch wohl Jungfer sein müsie und jezt nun blos darauf bedacht war, den Fehler wieder gut zu machen, den sie durch eine gar zu schnelle Uebereilung bei der Verheirathung ihrer Tochter mit A ** begangen hatte.

Das Gerücht seines Unvermögens verbreitete sich sehr bald im ganzen Hause, aus dem Hause in der ganzen Familie, aus der Familie in dem ganzen Viertel und aus dem Viertel in der ganzen Stadt. Die Klatschschwestern hatten den herrlichsten Stof, diese Geschichte, die nicht alle Tage geschieht, wenigstens nicht alle Tage laut bekannt wird, mit ihren Zusäzzen, Bemerkungen, Vermuthungen und Folgerungen ganz herrlich auszustaffiren. Die Kuplerinnen wurden vorsichtiger gemacht, nicht jede schöne Mannsperson für vollgültig zu halten und sie bei ihren Kunden zu rekommendiren, sondern mehr nach dem Grund zu fragen und stärkere Beweise, als ein paar gute Lenden und Waden und eine muntere Gesichtsfarbe zu fordern.

A—e

A—e hörte mit dem herzlichſten Vergnügen noch an dem nemlichen Tage auf dem Coffeehaus, das er täglich zu beſuchen pflegte, dieſes Hiſtörchen. Erſt hielt er es für blos erdichtet, nachgehends ſchloß er aber aus manchen Aeußerungen ſeiner Gebietherin, daß es wohl völlig richtig ſein möchte. Jezt ſtellte er ſich recht lebhaft in Gedanken vor, daß ſeine Gebietherin noch Jungfer, ſelbſt nach einer halbjährigen Ehe wäre, und er konnte das Vergnügen, das er darüber empfand, nicht bergen, es gieng ſehr bald in Ausgelaſſenheit über. Zugleich dachte er: du wirſt geliebt, du kannſt C* heirathen, ein ſo tugendhaftes Madchen wirſt du nie bekommen, denn weder ihre Liebe zu dir, noch das Unvermögen ihres Mannes konnte ſie vermögen, den geringſten Schritt zu thun, der ihrer Ehre zuwider wäre. A—e ſagte es ſich wohl hundertmal ſelbſt, daß er der glüklichſte Sterbliche wäre, da C* ihn ſo hochſchäzze, daß er ihr nie Vorwürfe machen würde, wenn er ſie geheirathet habe, wenn nemlich die Heirath mit A** umgeſtoßen würde, welches nach aller Wahrſcheinlichkeit geſchehen muſte. A—e mit ſich ſelbſt und mit ſeiner Gebietherin zu frieden, machte in dieſer fröhligen Stimmung ſeines Herzens der leztern ſeine Aufwartung.

Er wollte mit ihr von dem Gerücht sprechen, daß in der ganzen Stadt herumgieng, um auf die Art das Gespräch auf ihren Gemahl zu leiten; allein sie kam ihm zuvor, und bat es sich als die gröste Gefälligkeit aus, kein Wort von dieser Sache mit ihr zu sprechen; dieser Zug verschafte dem Liebhaber neue Gelegenheit ihren grossen Verstand und ihre Tugend zu bewundern.

Indessen machten der Vater und die Mutter der Mamsel C* den Eltern des Herrn A** bekannt, daß sie bedauerten, daß die Ehe von ihrem Sohn mit ihrer Tochter nicht wirklich vollzogen wäre, und vielleicht nie vollzogen werden möchte; sie bäten daher vorläufig, daß sie in die Scheidung der Ehe ihre Einwilligung geben möchten, damit auf die Art die Trennung der Ehe desto schneller zu Stande kommen könnte.

A** wuste sehr gut, welche zweideutige Gerüchte von ihm in der Stadt herumgiengen; er glaubte es recht klug zu machen, wenn er der erste wäre, der diese Dinge, dessen er beschuldigt ward, unter das Publikum brächte, weil man, seiner Meinung nach, alsdenn die ganze Sache für Schalerei halten würde, die man blos zum Spaß erdacht hätte.

Die

Die Antwort der Eltern des Hrn. A** blieb aus; C* Eltern ſchrieben daher zum zweitenmal, daß ſie vermutheten, weil ſie keine Antwort erhielten, ſie willigten in die Trennung der Ehe. A** Vater ſchikte alle Briefe zurük, welche er in dieſer Sache von B* bekommen hatte. Der Ehemann ohne Kraft, der blos dieſen leeren Titel führte, zog ſich dieſe Sache wirklich zu Gemüth, welches man doch kaum denken ſollte. Um die Eheſcheidung zu verzögern, erdachte er ſich eine Liſt, welche ihm bald geglükt wäre, und wodurch viele Leute ungewis gemacht wurden.

Eine von den Kammerjungfern ſeiner Frau Gemahlin ward mit einemmal ſchwanger; jeder wuſte dies, aber keiner konnte errathen von wem. A** allein wuſte es, daß ſein Kammerdiener Vater zum Kinde war; dieſem Menſchen war er herzlich gut, und er hätte ihn fortjagen müſſen, wenn die Sache herauskam. Es ſollte alſo ein Geheimniß bleiben. Er gieng daher hin zum Mädchen, bot ihr ein anſehnliches Stük Geld, daß ſie vor Gericht gehen und ihn anklagen ſollte, daß er ihr das Kind gemacht hätte. Dies ſchlaue Mädchen ſpielte ihre Rolle ganz vortreflich. Die ganze Stadt wuſte nicht was ſie von dieſer

ser wunderlichen Klage denken sollte, daß ein Unvermögender einem Mädchen ein Kind machen sollte, der doch nicht einmal im Stande war, seiner Frau ehelich beizuwohnen. Nun gieng das Klatschen von neuem an, alle Weiber und Mädchen zerrissen sich beinah die Mauler, wie dies ohne ein Hauptwunder wohl zugehen möchte. A—e war am meisten dabei interessirt; er zweifelte beinah keinen Augenblik, daß hinter der ganzen Sache ein Geheimniß versiekt wäre, das er schlechterdings heraus haben müste, es möchte kosten was es nur wollte. Er gieng zum Kammermädchen hin, die er recht gut kannte, in der Voraussezzung, daß, wenn sie aus Interesse gelogen hätte, er sie durch einen weit ansehnlichern Gewinn sehr leicht dahin bringen wollte, die Wahrheit zu gestehen. Er stellte sich gleich anfangs, als wenn er bereits von der ganzen Sache unterrichtet wäre; allein das Mädchen war viel zu klug, als daß es solchen leeren Vorspiegelungen blinden Glauben beimessen sollte. Darauf versprach der galante junge Herr ihr weit mehr, als ihr Herr ihr versprochen hatte, wenn sie die Wahrheit entdekken wollte. Anfanglich verwarf sie alle seine Versprechungen, weil sie besorgte daß, es ihr schlimm gehen möchte, wenn man erfahren würde, daß sie so dreust eine Unwahrheit behauptet habe. A—e

sezte

ſezte in dieſem Fall ſeine Ehre zum Pfande, und gab ihr zu verſtehen, daß er mächtige Freunde hätte, um ſie gegen alle Beleidigungen und Beſchimpfungen zu beſchüzzen, die man ihr zufügen könnte. Dieſe Gründe mit einer artigen Summe baaren Geldes, beſtimmten ſie ſehr bald, ſich zu ergeben.

Nun wuſte das ſchlaue Mädchen die Sache ſehr liſtig zu drehen, ſie gab Herrn A—e einen Brief, den ihr Herr an ſie geſchrieben hatte; doch gab ſie ihn blos allein unter der einzigen Bedingung, daß er ſagen müſte, er habe ihn gefunden. Hr. A* befahl in dieſem Briefe dem Kammermädchen ihn ganz dreuſt anzuklagen, daß er ihr das Kind gemacht hätte, und er gab ihr darin die Verſicherung, daß er ſie reichlich beſchenken wollte, wenn ſie die Sache höchſt wahrſcheinlich machen könnte, er würde gewis nicht ermangeln ihr das zu geben, was er ihr verſprochen hätte, und wohl gar noch mehr. Ich weis wohl, daß er die Unverſchämtheit hatte, ihr dieſen Brief abſchreiben zu laſſen; aber er konnte es nicht ändern ihn einmal dort zu laſſen, als er nöthige Geſchäfte hatte, und ſie nicht zu Hauſe fand. Der Fehler war begangen, und er war ja nicht der erſte Mann von Verſtand, der nicht einen Fehler begehen ſollte. Kurz es mag ſein wie

es will, dieſen Brief bekamen viele Leute zu leſen, und er war die einzige Urſache, daß A* ohne die geringſte Weigerung ſeine Einwilligung in die Trennung der Ehe gab. Dieſe Geſchichte iſt erſt ſeit acht Tagen vorgefallen und ich bin gewis, daß keiner alle Umſtände ſo genau weis, als ich ſie ihnen erzählt habe. Er ſchwieg, da er lange genug geredet hatte; und da es ſchon ſpät war, gieng ein jeder nach Hauſe, nachdem ſie Mamſel C* mit Herrn A—e verheirathet hatten.

Siebente Erzählung.

Olimpia und Clearch

oder

die Feinſten werden oft hinter-
gangen.

Nein, Treuloſer, ich mag nicht länger bei Dir in B* bleiben, ich kann Deine üble Behandlung nicht weiter ertragen, ich will zurük zu meinen Eltern, wo ich weit ruhiger und zufriedener leben kann, als hier bei einem Henker, wo ich mein Leben in Noth und Kummer zubringen muß — ſagte Olimpia zu Clearchen ihren Herrn Gemahl mit ſehr vieler Hizze.

Clearch antwortete mit einer angenommenen Leutſeligkeit, die er annehmen konnte, wenn er nur wollte: Allein liebes Kind, ſchönſter Engel, meine Geſchäfte erlauben mir nicht dort hin zu reiſen; das übrige, was Sie mir ſagen, iſt blos Ihr höflicher Spaß.

Liebſchaften ſind es, willſt Du ſagen — verſezte ſie mit lauter Stimme, dabei ihr die Augen im Kopf funkelten — die Dir eine ſolche Reiſe nicht erlauben; Du kannſt Dich nicht entſchließen Dein Schäzchen zu verlaſſen, woran Du mit Leib und Seele hängſt.

Mögen Sie doch immer davon denken, was Sie wollen, — entgegnete der Mann ganz frostig — aber ich bin nun einmal jezt nicht in der Verfassung, daß ich mich nach ihrer Laune richten, und reisen kann.

Du kannst deshalb nicht reisen, weil Du nicht willst — versezte die Frau — aber ich will reisen.

Das können Sie in Gottes Namen thun — antwortete der Mann noch eit kälter, als vorher.

Sie, die liebe Madam, fieng an zu toben und zu lermen, daß das Haus davon wiedertönte, und machte ihm den Kopf so warm mit Wiederkäuung so vieler unangenehmen längst vergessenen Vorfallen, daß der ehrliche Mann am Ende selbst in Hizze gerieth, so fest er sich auch vorgenommen hatte, bei seiner verstellten Kälte zu bleiben, wenn der Teufel selbst in seine Frau fahren sollte. Er machte nun einen Versuch, weit stärker zu schreien als sie, um sie dadurch zum Stillschweigen zu bringen; allein dieser Versuch schlug ihm unglüklicher Weise fehl, es war schlechterdings nicht möglich, sie zu überschreien, denn sie konnte immer weit stärker schreien als er. Dies gewaltig fürchterlich erschallende Geschrei brachte alle Nachbarn aus ihren Häusern auf die Straße, und

nach

nach der Gegend hin, wo das Geschrei herkam. Sie giengen ins Haus und Zimmer der Schreienden, weil sie ganz sicher glaubten, daß diese zärtlichen Eheleute sich bei der Kehle hätten, und im Begrif wären, sich einander zu erwürgen.

So bald Clearch die Nachbaren ins Zimmer hereintreten sah, schlich er sich in sein Kabinet, weil er nicht länger Lust hatte, sich zu zanken, nachdem er vorher einige Gründe zu seiner Vertheidigung angegeben. Olimpia machte es nicht so, sie schwazte zwei ganze Stunden zwei von ihren Nachbarinnen etwas vor, welche gerade Laune hatten, sie ruhig anzuhören. Sie machte eine weitläuftige Erzählung von ihrer Geschichte, welche darauf den andern Tag die ganze Stadt wuste. Folgendes habe ich davon erfahren:

Clearch, ein Edelmann, der eine sehr gute Person vorstellte, heirathete seine jezige Frau, blos seinen Eltern zu gefallen, ohne Liebe oder Abneigung für sie zu haben. Dieser Fall ereignet sich noch jezt bei sehr vielen Heirathen, und man glaubt gemeiniglich, daß die Liebe wohl noch hintennach kommen würde, ohne zu bedenken, daß auch wohl Abneigung an die Stelle der Liebe treten könnte. In den

ersten Jahren seines Ehestandes hatte er noch manche alte Liebschaften, welches Olimpia nicht verhindern konnte. Weil aber diese Galanterien von keiner Erheblichkeit waren, und er übrigens mit seiner Frau ganz vergnügt lebte, sah sie sich genöthigt dazu stille zu schweigen, ob sie gleich darüber höchst mißvergnügt war.

Vier Jahr war bereits Clearch verheirathet, als ihn ein Prozeß nöthigte, nach B* zu reisen. Seine Frau Gemahlin war darüber herzlich froh, weil sie glaubte, daß er durch diese Reise seine Inclinationen vergessen würde, die er in der Provinz hatte. Ob sie ihn gleich dem ungeachtet sehr zärtlich liebte, hätte sie doch nicht geglaubt, daß seine Abreise ihr so nahe gehen würde, als es wirklich geschah, da sie ihn abreisen sah.

So bald Clearch in B* angekommen war, betrieb er seine Geschäfte sehr emsig; weil sie ihn aber doch nicht stets beschäftigten, so weitläuftig und verwikkelt sie auch waren, machte er zum Zeitvertreib mit einer jungen Witwe Bekanntschaft, die er alle Abend zu besuchen pflegte, um mit ihr die Zeit zu verplaudern. Diese junge Frau hatte wirklich viel Verstand, ihr Umgang war höchst angenehm und

ihre

ihre Reizze waren von der Güte, daß ſie das Herz eines jungen Mannes feſſeln konnten; daher man ſich nicht wundern darf, daß Herr Clearch ſich in ſie verliebte. Wenn er ſie beſuchte, machte er ihr hochachtungsvoll ſeine Aufwartung, ſein Betragen war höchſt anſtändig und zeigte ſeine ganze Unterwürfigkeit, ſeine Geſpräche verriethen einen klugen und bedachtſamen Mann, daß es kein Wunder war, wenn ſich die junge Wittwe ebenfalls in ihn verliebte.

Sehr bald merkte er, daß er nicht umſonſt und unerhört liebte, ſondern daß er ebenfalls geliebt ward; dies geſchah gerade zu einer Zeit, da ſeine Geſchäfte den beſten Ausgang zu gewinnen ſchienen, und allem Anſchein nach bald geendigt ſein muſten. Er wurde darüber ganz unruhig, und die Liebe murmelte ihm ins Ohr, gegen ſein eigenes Intereſſe zu handeln; er begieng mit Fleiß Fehler, deren ſich die Gegenparthie bediente, ihm Chikanen zu machen, wodurch er noch lange in B* aufgehalten werden konnte.

Er freute ſich darüber herzlich, und erzählte ſeiner Gebietherin den ganzen Vorfall, welche ihn um deſto mehr liebte.

Indeſ-

Indeſſen wurde der armen Olimpia die Zeit ſehr lang, da ſie ihren Mann noch nicht zu ſehen bekam; ſie entſchloß ſich daher kurz, weil ſie einmal ſah, daß ſeine Geſchäfte ihn lange in B* aufhalten könnten, an ihn den zärtlichſten Brief zu ſchreiben, daß es ihr nicht möglich wäre, länger ohne ihn zu leben, ſie würde ſich daher beim Abgang des Briefes zu ihrer Reiſe anſchikken, und ſo lange bei ihm bleiben, bis ſeine Geſchäfte geendigt wären.

Clearch zitterte bei Erbrechung des Schreibens und glaubte ſich zu Tode zu ärgern, als er ihn geleſen hatte, er hätte gern geſehen, wenn ſeine Frau nie nach B* gekommen wäre; allein jezt war es nicht mehr zu ändern. Er glaubte, er dürfte ſeiner Gebietherin dieſe ihm unangenehme Nachricht nicht verhelen, weil ſie doch einmal wuſte, daß er verheirathet war, und ſie ihn auf den Fuß liebte. — Celiane — ſo hieß die Witwe — betrübte ſich über eine Nachricht, die ihr in jedem Fall unangenehm ſein muſte. Clearch war es unangenehm, daß ſie ſich darüber Kummer machte. Sie hielten nun zuſammen Rath, was ſie unter ſolchen Umſtänden machen ſollten, und Folgendes war das Reſultat ihrer Berathſchlagungen:

Cle-

Clearch soll seine Frau bei Celinen einmiethen, ohne daß er sich merken läßt, daß er auch nur die geringste Bekanntschaft mit ihr hat. Celiane soll sie gleich nach ihrer Ankunft als Nachbarin besuchen, ihr alle Freundschaft erweisen, alle Dienste anbieten, die jemand verlangt und nöthig hat, der als Fremder an einem Ort lebt. — So wie die Sache vorher projektirt war, ereignete sie sich wirklich. Olimpia kömmt an; ihr Mann empfangt sie auf das freundschaftlichste, wie man sich vorstellen kann; sieben bis acht Tage vergehen, ohne Celianen zu sehen, wenigstens nicht in ihrer Behausung; indessen hatte er aber noch andere Mittel und Wege sie zu sprechen, die aber für beide Theile nicht sonderlich bequem waren.

Nach Verlauf dieser Zeit macht Celiane als Nachbarin Olimpien einen Besuch; und die schlaue Frau spielte dabei ihre Rolle so vortreflich, daß sie das Herz der Frau gewann, wie sie schon längst ihres Mannes seines im Besiz hatte. Er der lose Vogel stellte sich, als wenn er die junge Witwe blos von Ansehen kenne. Nach einigen Tagen macht Olimpia einen Gegenbesuch; und da sie nicht blos sehr freundschaftlich empfangen, sondern sogar recht prächtig

trak-

traktirt ward, bat ſie nach ihrer Zuhauſekunft ihren Mann, daß er doch hingehen möchte, ſich für alle die Gefälligkeiten zu bedanken, die man ihr erwieſen hätte. Er ſchlug es anfänglich ab, um beſſer ſein geheimes Verſtändniß zu verbergen, und ſagte Olimpien ganz kurz, daß er ſich nicht gern in Weiberaffairen miſchen möchte, und ſie ihn daher diesmal von ſeiner Pflicht diſpenſiren möchte. Sie bat ihn inſtändig, herzte, küſte und drükte ihn an ſich, ſie beſchwur ihn, dieſe Pflicht doch nicht zu unterlaſſen, ſondern hinzugehen. Endlich that er es auf vieles Bitten, und gab ſeiner Frau die Verſicherung, daß blos die Gefälligkeit, die er für ſie hätte, ihn dazu bewege, dieſen Beſuch zu machen.

Als er wieder nach Hauſe kam, ſprach er viel mit ſeiner Frau von den vortreflichen Eigenſchaften der Madam Celiane; aber doch ſprach er im Grunde von weiter nichts als von ihrer Höflichkeit, von ihrer Leutſeligkeit und ihrem Verſtande; denn er befürchtete, wenn er von ihren Reizzen etwas ſagen würde, Olimpia leicht etwas von Liebe muthmaßen könnte; oder ſie könnte wenigſtens vermuthen, daß eine Frau von ſo vielen vortreflichen Reizzen und Eigenſchaften, die immer für eine Schönheit

heit noch galt, die wenig ihres Gleichen hatte, leicht einem Mann von dem feurigen Temperament, das ihrer hatte, Liebe einflößen könnte.

Olimpia war noch nicht damit zufrieden, daß sie ihren Mann bewegt hatte, bei Celianen einen Besuch abzustatten; einige Zeit nachher zog sie ihn beinah mit Gewalt hin, in ihrer Gesellschaft zu diesem liebenswürdigen Weibchen zu gehen. Die Bekanntschaft ward immer genauer, endlich entstand zwischen beiden Frauen die zärtlichste Freundschaft, die zwischen zweien Frauenzimmern nur statt finden kann. Sie speisten alle drei zusammen den Abend bei Celianen und nach Tische wurde zum Zeitvertreib ein Spielchen gemacht. Beide Theile befanden sich in der wonnevollesten Lage. Denn da der Wohlstand verbiethet, daß ein Mann in der Gesellschaft stets um seinem Weibe ist, mit ihr spricht und scherzt, sondern da es vielmehr Sitte ist, daß man ein ander Frauenzimmer bedienen muß, so erwies der galante Clearch seiner Celiane noch manche kleine Gefälligkeiten, die seine Frau Gemahlin ihm unmöglich übelnehmen konnte; sie nöthigte ihn vielmehr selbst dazu, erinnerte, daß er dies und dies thun müste, und der schlaue Mann stellte sich öfters

mit

mit Fleiß, als wenn er etwas vergeſſen habe. Dies Spiel dauerte eine ganze Weile, und beide Liebende lebten dabei ganz zufrieden, ohne ſich im geringſten Zwang anthun zu dürfen oder in Verdacht zu gerathen.

Olimpia kannte keine beßre Freundin als Celiane; und da Frauenzimmer gewöhnlich ſehr leicht mit einander vertraut werden, und keine Geheimniſſe für einander bei ſich behalten können — weil dies einmal ihrem Geſchlecht angeboren zu ſein ſcheint — eröfnete ſie ebenfalls Celianen ihr ganzes Herz und ihre geheimſten Gedanken. Sie erzählte ihr, wie ſie zu ihrem Mann gekommen, wobei die kleinſten Umſtände nicht vergeſſen wurden, wenn es gleich nur erſt bloſſe Muthmaſſungen waren, alle Liebſchaften ihres Mannes und ſie entdekte ihr, wie vielen Kummer es ihr mache, daß ihr Mann jezt noch immer in ihrer Vaterſtadt ein Frauenzimmer unterhielte, Namens Clarine, an die er ſogar noch von hieraus geſchrieben hätte; wie ſie dies aus ganz ſichern Nachrichten wüſte. Sie betrog ſich wirklich nicht in Abſicht der Briefe, die ihr Mann an dies Frauenzimmer geſchrieben hatte; aber an Liebe von Seiten Clearchs war nicht mehr zu denken, und er ſchrieb

blos

blos noch an Clarinen, als an ein Frauenzimmer, für die er noch immer Freundschaft hegte, und mit der er als ehrlicher Mann gleichsam gebrochen hatte, weil er nicht länger auf den vertrauten Fuß mit ihr zu leben willens war.

Diese Zeitung war Celianen höchst unangenehm, weil sie unter den Umständen als sie ihr erzählt ward, für Wahrheit galt. Sie warf daher bei der nächsten Zusammenkunft Clearchen seine Liebe zu Clarinen vor, und machte ihm da eine weitläuftige Erzählung, als wenn sie die ganze Sache von seinen Landsleuten, die aus demselben Ort gebürtig waren, gehört hätte, damit er seine Frau nicht etwan in Verdacht des Ausplauderns haben möchte, weil sie durch den nemlichen Kanal noch manche andere Geschichtchen des Clearchs zu erfahren hofte.

So stand die ganze Lage der Sache, als Celiane eine neue Eroberung machte. Sie hatte einen Liebhaber in der Komödie kennen gelernt, oder er hatte sie vielmehr kennen gelernt, war ihr auf dem Fuß nachgegangen, und hatte auf die Art ihre Wohnung erfahren, und fand nachgehends Gelegenheit, mit ihr genau bekannt zu werden. Und zulezt wuste er

ein

ein Mittel ausfindig zu machen, ſie auf ihrem Zimmer zu ſprechen; doch geſchah dies ſo ganz in der Stille, er wuſte die Zeit ſo abzupaſſen, wo ſie allein war, daß er verſchiedene Mal bei ihr war, ohne Clearchen dort anzutreffen, der doch ſelten einen Tag überſchlug, daß er die ſchöne Witwe nicht ſprach; ſeiner Frau wegen konnte er wohl beſtändig bei ihr ſein. Olimpia entdekte ſehr bald, daß Celiane von dieſem ſüßen Herrn geliebt ward; und weil ſie beſorgte, ſie möchte den Liebenden nur hinderlich ſein, war ſie nicht mehr ſo oft auf ihrem Zimmer als ſonſt. Indeſſen brauchte ſie dazu einen andern ſchiklichen Vorwand, ohne den rechten Grund zu ſagen. Ihr Mann bemerkte dies bald, und erkundigte ſich nach der Urſache; ſie ſagte ſie ihm ohne Rükhalt. Die Beſtürzung hierüber machte ihn beinah ſtumm und unbeweglich, aber er verbarg ſeine Verlegenheit vor den Augen ſeiner Olimpia ſo viel er nur konnte, welche ſie auch zum Glük nicht bemerkte, weil ſie nicht die geringſte Veranlaſſung bis jezt hatte, von dem geheimen Verſtändniß ihres Mannes mit Celianen etwas zu muthmaßen.

Celianen wollte er von dieſer Entdekkung nicht das geringſte ſagen, bis er ſie ſelbſt einmal mit dem

Galan

Galan würde überraſcht haben. Da er hierauf abſichtlich ausgieng, durfte er nicht lange auf eine Gelegenheit warten, ſeinen Zwek zu erreichen. So bald er nun gewis wuſte, daß ſich der junge Herr im Zimmer ſeiner Geliebten befände, gieng er ſogleich nach und trat beinah zugleich mit dem Galan ins Zimmer bei Celianen. Er machte ſeine Verbeugung, und fieng an, ſich mit ihr zu unterhalten, ohne Celianen etwas merken zu laſſen; allein gewiſſe verſtolene Blikke drükten ganz ſeinen Unwillen aus und gaben deutlich genug zu erkennen, daß er ſich erklären würde, ſo bald der Galan fort wäre. Er gieng, weil er vielleicht ſo klug war, den Wink zu verſtehen und ſo bald er mit ihr allein war, ſagte er mit einem Ton und einer Miene, die ſo ganz den Eiferſüchtigen und den beleidigten Liebhaber karakteriſirte: Treuloſe! wer ſollte das glauben — ſeine Augen rollten dabei im Kopf herum, ſein Blik war wild und drohend — wer ſollte das glauben, daß Sie mich verrathen; daß Sie mir untreu werden könnten, nach ſo vielen Verſicherungen einer ewigen Liebe, einer unwandelbaren Treue.

Ich ſollte Sie verrathen' — entgeanete ſie ſtandhaft und unerſchrokken — Ihnen ungetreu

werden? Sie irren ſich wahrhaftig, mein Herr, und ich habe das Zutrauen zu Ihrem Verſtande, daß Sie mich ſelbſt in dieſem Augenblik für unſchuldig halten, ſo bald Sie meine Gründe hören.

Unſchuldig! — rief er halb wüthend — unſchuldig!

Ja! unſchuldig, mein Herr — fiel ſie ihm ins Wort. — Ich ſage nicht, daß der, den Sie eben haben herausgehen ſehen, mich nicht lieben ſollte, — fuhr ſie fort — denn er hat es mir mehr als hundertmal geſagt, daß ich daran wohl nicht zweifeln kann; da ich aber ſeine Liebe nie erhört, kann er von mir das nicht ſagen, was ich von ihm ſage. Herzlich gern will ich Ihnen geſtehen, um Ihnen nichts zu verhelen, daß er mich zu der und der Zeit zum erſtenmal geſehen hat, daß er ſo und ſo oft zu mir gekommen iſt, und daß ich ihm Sachen geſagt habe, die er gewis keinem Menſchen wiederſagen wird. Nichts konnte ihn abhalten, bei allen dieſen niedrigen Behandlungen, immer wieder zu kommen, und immer die nemlichen Vorwürfe von mir aufs neue zu hören. Ich habe ihn ganz kennen gelernt, daß man ihn zu der Klaſſe der ungeſtümen Liebhaber rechnen muß, die ſich durch nichts abſchrekken laſſen, und die glauben, daß man ſich für glüklich ſchäzzen müſte,

müſte, wenn ſolche Geſchöpfchen, ſolche Dratpüpchen einen lieben. Hundertmal ſchwebte es mir auf den Lippen, Ihnen die ganze drolligte Geſchichte zu erzählen; aber da ich merkte, daß der junge Herr etwas hizzig iſt, und immer von hauen und ſtechen ſpricht, that ich es wirklich nicht, weil ich für Ihr Leben beſorgt war; denn aus dem Spaß kann zuweilen, ehe man es ſich verſieht, Ernſt werden. Ich zweifle deshalb nicht an Ihrer Geſchiklichkeit und an ihrem Muth; aber man iſt immer beſorgt für den, den man liebt, ſo tapfer und geſchikt er auch ſein mag. Jezt wiſſen Sie alles — fuhr ſie fort — weil ich ſelbſt nicht mehr weis. Sie können mir befehlen, was Ihnen nur immer gefällig ſein mag, das ich thun ſoll. Ich verſpreche es Ihnen, mich ganz nach Ihren Befehlen zu richten, und nur Sie allein zu lieben. Nach einem ſo aufrichtigen Geſtändniß glaub' ich ſchwerlich, daß Sie Urſach haben, ſich über mich zu beklagen; und ſollten Sie es doch thun, ſo verdienten Sie wahrhaftig, daß ich Sie nicht weiter liebte.

Clearch hörte dieſen langen Sermon der ſchönen Witwe mit der geziemenſten Aufmerkſamkeit an, und ſagte darauf ſeufzend:

Ich will herzlich gern alles glauben, was Sie mir sagen, Sie mögen mich nun betriegen, oder mir die Wahrheit sagen. Sollte ich finden, daß ich doch wäre hintergangen worden, könnte mich dies zu einem Schritt verleiten, der mir vielleicht das Leben kosten möchte. So lange will ich das Beste von diesem Vorfall denken, und bitte Sie, zum Beweise meiner aufrichtigen Gesinnungen, um Vergebung.

Jezt fiel er auf seine Knie, umarmte die schöne Witwe in der demüthigsten und verliebtesten Stellung, als höchst unerwartet und zu der ungelegensten Zeit seine Frau Gemahlin ins Zimmer trat, Madam Celianen einen längst versprochenen Besuch abzustatten. Alle drei, einer so gut wie der andere, waren über diese unvermuthete Zusammenkunft nicht wenig erschrokken; aber Clearch war es doch am meisten. Er stellte sich zwar, als wenn er unversehens auf die Erde gefallen wäre, und sagte dies auch, da er aufstand; allein die Röthe, die man ganz sichtbar auf seinem Gesicht bemerkte, sagte zu deutlich das Gegentheil. Olimpia war bei diesem Auftritt so klug, daß sie sich nichts merken ließ und im geringsten nicht aus ihrer Fassung kam. Sie hielt es unter diesen Umständen für schiklicher, wenn sie sich stellte,

als

als wenn ſie die Liſt nicht merke, weil die beiden Liebenden alsdann noch dreuſter werden, und ſie noch mehr mit der Zeit von ihren Liebſchaften entdekken würde. Sie hatte jezt doch den ſtärkſten Verdacht, und die Hofnung noch größere und gewiſſere Anzeigen von der Untreue ihres Gemahls nach und nach zu bekommen, weil ſie allem Anſchein nach vermuthete, daß die Liebesunterhandlungen ganz in der Stille müſten vorgenommen ſein, da ſie bis jezt nicht die geringſte Spur entdekt hätte. Dies war daher auf jedem Fall das Beſcheidteſte, was ſie thun konnte, denn ſo bald man ganz ſicher zu ſein glaubt, giebt man nicht genau auf alle Handlungen und Reden Achtung, und kann ſich ſelbſt, ehe man es denkt, verrathen, oft durch Kleinigkeiten, die man nicht immer in ſeiner Gewalt hat.

Clearch erholte ſich bald von ſeiner großen Beſtürzung, ſo bald er merkte, daß ſeine Frau keinen Verdacht habe. Er nahm ſich vor, von jezt an beſſere Maasregeln zu nehmen, um nie auf eine ähnliche Art überfallen zu werden, wo es ihm vielleicht ſchwerer ſein möchte, ſich auf eine ſo gute Manier herauszureden. Aber ſo viel der Mann, der auf Liebſchaften ausgehet, ſich öfters vornimmt, iſt es

ihm

ihm gemeiniglich ſchwer, ſich vor den Augen einer eiferſüchtigen Frau zu verbergen. Olimpia glaubte ſicher, daß ihr Mann öfters von der ſchönen Witwe Liebesbriefe, als Antworten auf ſeine Billets doux würde erhalten haben, weil ſie aus eigener Erfahrung wuſte, daß Liebende das Schreiben nicht gut laſſen können, wenn ſie ſich vornemlich an einem Ort aufhalten und nicht immer Gelegenheit haben, ſich zu ſprechen. In dieſer Vorausſezzung ſtand ſie einmal des Nachts auf, als ihr Mann ganz feſt ſchlief. Sie nahm die Schlüſſel zu ſeinem Schreibpult aus ſeiner Hoſentaſche, ſchloß den Schrank auf, und ſtellte mit ſeinen Schriften und Briefſchaften eine fiſcaliſche Unterſuchung an. Sie fand wirklich drei bis vier Briefe von Celianen. Sie brachte alles in den vorigen Stand, ſtekte die Schlüſſel dahin, wo ſie ſie gefunden hatte, und legte ſich zu ihrem Mann ins Bette.

Den andern Tag ließ ſie ihren Mann ausgehen, ohne ihm ein Wort zu ſagen, weil ſie erſt die Briefe mit Muße leſen wollte. Wirklich hatte ſie auch Muße genug und volle Zeit auszuraſen, denn er kam erſt gegen Abend wieder in die Stadt und nach Hauſe. Sie hielt ihm die ſtärkſten Beweiſe ſeiner

Un-

Untreue vor die Augen; fieng das fürchterlichſte Lermen an, das je ein raſendes Weib gemacht hat, und drang mit ſo vieler Hizze darauf, augenbliklich nach Hauſe in ihr Vaterland zu reiſen.

Dies war eben die Veranlaſſung des großen Lermens und des hizzigen Wortwechſels, womit ich dieſe Erzählung angefangen habe; wodurch nemlich alle Nachbaren und Nachbarinnen aufmerkſam gemacht wurden, herbeiliefen, ins Zimmer der Lermenden und Schreienden traten, um ſich nach der Urſache dieſes ſeltſamen Auftritts zu erkundigen.

Ungeachtet des großen Geſchreies, das Olimpia erhob, behielt Clearch als Mann und Herr vom Hauſe doch immer die Oberhand; doch unterſtand er ſich nicht, ſo viel Authorität er über ſeine Frau auch zu haben ſchien, ſo oft Celianen zu beſuchen; er ſchämte ſich gewiſſermaßen über ſein unkeuſches und ehebrecheriſches Leben, weil durch die Abendſzene ſein Umgang mit der ſchönen Witwe im ganzen Viertel, wo er wohnte, laut bekannt war; jeder von den Nachbaren ſah ihn nun recht bedenklich an, ſo bald er ſeine ſchöne Witwe beſuchte.

So wie er ſie immer weniger und ſeltener zu ſehen bekam, verminderte ſich auch nach und nach ſei-

ne heftige Liebe. Einige Wochen nach dieſem Vorfall erreichten ſeine Geſchäfte ihre Endſchaft, er reiſte gleich darauf mit ſeiner Frau nach Hauſe, der er von dieſer Zeit an nie wieder ungetreu ward.

Celianen ward es anfangs ſauer, ihn zu vergeſſen. Allein es giebt wohl kein beſſeres Heilmittel für die Liebe, als die Liebe ſelbſt, daher ſie auch bald Gelegenheit hatte, einen andern zu lieben, von dem ſie zärtlich geliebt ward; doch wollte ſie dieſen neuen Liebhaber ſchlechterdings keine Gunſtbezeugungen verſtatten, wenn er ſich nicht entſchlöſſe, ſich mit ihr zu vermählen. Nachdem der feurige Liebhaber ſechs Monat um das ſchöne Weib gebuhlt hatte, ohne ſeinen Zwek zu erreichen, blieb ihm weiter kein Mittel übrig, als durch prieſterliche Einſegnung zu ihrem Beſiz zu gelangen.

Achte Erzählung.

Dom Remond,

oder

die Begebenheiten einer Nacht.

Eine ſpaniſche Novelle.

Ich weis sehr wohl, gnädiges Fräulein — sagte einmal Don Remond in den Zimmern des Appartements der Königin von Spanien, zu einem wohlgebildeten Frauenzimmer, Namens Dona Eugenia — daß, ob wir gleich lange uns kennen und mit einander umgehen, ihre Liebe zu mir jezt nicht so ist, als vordem. Ich bin ein Galan bei der Nacht, indessen ein Anderer es bei Tage ist; und sollte ich eine Nacht einmal meine Schuldigkeit nicht beobachten, würde sicher ein anderer meine Stelle vertreten.

Wie können Sie so etwas glauben, was einer von meinen Feinden Ihnen vielleicht gesagt haben mag — versezte Dona Eugenia — nichtigen Verläumdungen Glauben beimessen, nachdem ich so viel für Sie gethan habe, nach so vielen sichern und unläugbaren Beweisen meiner Zärtlichkeit und Liebe, wovon ich Ihnen noch täglich neue Proben ablege, die so groß und von Wichtigkeit sind, daß, wenn sie öffentlich bekannt würden, ich gezwungen wäre in ein

Klo-

Kloſter zu gehen, um da den Reſt meines Lebens zuzubringen, wenn meine Eltern mich nicht nöthigten, ein Leben aufzuopfern, das ich um Ihrentwillen entehre.

Dom Remond war im Begrif, ſich mit dem Fräulein wieder auszugleichen, als die Mutter der Dona Eugenia hinzutrat, und ſich ins Geſpräch miſchte, die Vertheidigung ihrer liebenswürdigen Tochter übernahm und zwiſchen beiden Frieden ſtiftete. Der Liebhaber war aber mit dieſer Rechtfertigung, die ihm etwas gezwungen zu ſein ſchien, nicht ſo ganz zufrieden; er unterhielt ſich noch eine ganze Weile mit der Mutter und der Tochter und nahm alsdann ſeinen Urlaub. Als er unten in den Schloßhof kam, begegnete ihm einer von ſeinen Freunden, der ihn mit vielen Umſtänden erzählte, wie er ſichere Beweiſe in Händen hätte, daß Dona Eugenia ihm untreu wäre, er zeigte ihm darauf alle Briefe, die ſie an einen Mann geſchrieben, der ſie nicht liebte und in den ſie bis zum Närriſchwerden verliebt war. Nach dieſen einleuchtenden und überzeugenden Beweiſen, konnte er beinah keinen Augenblik länger zweifeln, daß Dona Eugenia ihm untreu wäre; allein er tröſtete ſich darüber ſehr bald, denn er hatte ſich ſchon längſt eine andere Gebietherin gewählt, ſo bald er der erſtern Leichtſinn und Flatterhaftigkeit bemerk-

merkte, mit der er dieſen Abend eine geheime Zuſammenkunft verabredet hatte.

Indeſſen wollte er ſich doch rächen und dieſer Untreuen einen Streich ſpielen, an den ſie eine Weile gedenken ſollte. Als ihn ſein Freund verlaſſen hatte, blieb er noch etwas auf dem Plaz ſtehen und gieng darauf mit ſtarken Schritten im Schloßhof ſpazieren. Da es finſter zu werden anfieng, bemerkte Niemand mehr ſeine Unruhe. Dom Carlos, der ganz ſein Freund war, als man es nur ſein kann, wenn man zuſammen am Hofe lebt, und in keinem Stük mit einander koncurrirt, erkannte ihn, als er von Hofe nach Hauſe gehen wollte, redete ihn an, und unterhielt ſich eine ganze Weile mit ihm von den Galanterien der Hofdamen. Er ſprach ſodann von der Dona Eugenia, deren Schönheit er im Ton eines Liebhabers erhob, und der er herzlich gern für eine Nacht zwei tauſend Piſtolen geben wollte.

Wenn Du ſie mir geben willſt — entgegnete Dom Remond lächelnd — verſpreche ich dir, daß ich Dir noch heute Abend das Vergnügen verſchaffen will, ſie zu beſizzen.

Dom Carlos nahm den Vorſchlag an und verſprach, noch vor Ausgang der Sache ihm die Zahlung in Wechſeln zu leiſten. Dom Remond war

mehr

mehr darum zu thun, ſich auf eine eklatante Weiſe zu rächen, als die zweitauſend Piſtolen zu beſizzen. Er nahm ſeinen Freund mit nach Hauſe, und inſtruirte ihn gehörig, wie er es anzufangen habe, ſicher zum Zwek zu kommen. So bald er mit ſeinem Freunde auf ſeinem Zimmer war, ſchloß er die Thüre ab und verriegelte ſie zur Vorſicht noch überdies; darauf händigte er ihm zwei Schlüſſel ein, zu einem kleinen Kabinet der Dona Eugenia, erklärte ihm den Gebrauch dieſer beiden Schlüſſel, mit der Verſicherung, daß er ſicher das erlangen würde, was er zu beſizzen wünſche, indem er vermittelſt dieſer Schlüſſel bis zum Bette der Dona Eugenia gelangen könnte. Er bezeichnete ihm genau alle Eingänge, beſchrieb ihm die Thüren, welche er mit dieſen Schlüſſeln öfnen müſte, und gab ihm zwei Filzſchue mit, damit ihn Niemand im Hauſe bemerkte. Zur Nachricht und Vorſicht gab er ihm die Regel kein Wort zu reden, weil er ſeine Stelle eigentlich vertreten ſollte und dann auch, weil er ſehr leicht von ihrer Mutter könnte gehört werden, welche in einem Nebenzimmer ſchlieſe, deſſen Thüre offen ſtünde. Dom Carlos bedankte ſich ſchon im voraus für dieſen großen Dienſt, empfohl ſich, und nahm ſich feſt vor, noch in dieſer Nacht ſein Glük zu verſuchen.

Dom

Dom Remond dachte nun auch an ſeine verabredete geheime Zuſammenkunft, welche aber weit gefahrvoller war, weil er ſich einer Strikleiter bedienen muſte, um in das Zimmer ſeiner neuen Gebietherin zu gelangen. Die Mitternachtsſtunde, worin dergleichen geheime Conferenzen gehalten werden, war vorbei, und ein jeder ſuchte nun den geliebten Gegenſtand auf, womit er ſich den noch übrigen kurzen Reſt der Nacht vergnügen wollte.

Dom Carlos brauchte keine weite Tour zu machen, er kam zuerſt an die Wohnung ſeiner ſchönen Dona Eugenia. Seine Schlüſſel öfneten ihm alle Zugange und er bediente ſich derſelben nach der Anweiſung ſeines Freundes und er befand ſich früher und glüklicher als er glaubte, vor dem Bette ſeiner Göttin Dona Eugenia.

Sind Sie da, Dom Remond? — ſagte ſie zu ihm, als ſie ihre Bettgardinen raſcheln und ein kleines Geräuſch im Zimmer hörte —

Dom Carles ſprach kein Wort. Daher fragte ſie ihn zum zweitenmal und etwas lauter als das erſtemal. Abermals keine Antwort. Die Schöne ſah ſich auf die Art genöthigt, zum drittenmal ihn zu fragen ob er nicht Dom Remond wäre. Sie ſprach dabei ſo laut, daß ihre Mutter über dem

Geräusch erwachte und schon einige Fußtritte zu hören glaubte.

Sie fragte ihre Tochter, was sie mit ihrem Dom Romond sagen wollte? Die Tochter antwortete, daß sie an Dom Remond nicht gedacht, noch weniger ihn genannt hatte, sie müste etwan im Schlaf gesprochen haben.

Du denkst nicht an Dom Remond — versezte die Mutter — und ich will wetten, daß Dom Remond hier bei Dir im Zimmer ist, denn ich höre Jemanden gehen. Darauf stand die Mutter selbst aus dem Bette auf, und gieng an das Bette ihrer Tochter hin, hörte auch noch stärker gehen und die Thüre zumachen.

Dom Carlos gieng nemlich wieder weg, so bald er die Mutter aufstehen hörte. Die gute alte Frau schimpfte gewaltig auf ihre Tochter, welche dabei blieb, daß sie träumen müste, so wie sie vielleicht von ihm geträumt hätte.

Ich träume nicht — entgegnete die Mutter — denn ich schlafe ja nicht; und ich weis ja recht gut, wo ich jezt bin, denn ich bin weder in meinem Bette, noch in meinem Zimmer.

Es soll ja aber doch Leute geben — versezte die Tochter — die aufstehen, sich anziehen und dabei im-

mer

mer ſchlafen. Wie leicht wäre es möglich, daß Sie die nemliche Krankheit hätten, die ſo viele Menſchen haben, die täglich das thun, was Sie jezt thun.

Ja mein Kind — war der guten alten Frau Antwort — die das thun, thun es gewis nicht in meinem Alter.

Indeſſen legte ſie ſich in der Stille in das Bette ihrer Tochter, und ſchlief mit ihr zuſammen, machte auch ſonſt nicht das geringſte Lermen, weil ſie befürchtete, ihre Leute möchten etwan aufwachen. Sie wuſte recht gut, daß man gewiſſe Dinge, welche Aergerniß geben können, geheim halten müſſe, und in dieſem Stük handelte ſie als eine ſehr kluge Frau.

Ihre Tochter konnte es ihr doch nicht aus dem Kopf bringen, daß der Remond nicht wirklich in ihrem Zimmer geweſen wäre, daß ſie ihn bei ſeinem Namen genannt hätte, daß er darauf wieder fortgegangen und die Thüre verſchloſſen habe; allein die Mutter ſchwieg, weil ſie erſt den andern Tag ihr Möglichſtes thun wollte, die eigentliche Wahrheit aus dem Munde ihrer Tochter zu hören.

Keine von dieſen beiden Frauensleuten ſchlief; denn Dona Eugenia befürchtete, ſie möchte von ihrer Mutter übel begegnet werden, ſie möchte ihr

die Wahrheit entdekken oder nicht; und ihre Mutter konnte kaum den fürchterlichen Gedanken ertragen, daß ihre Tochter ihre ganze Familie entehrt oder wenigſtens den Entwurf dazu gemacht habe.

Erſt bei Anbruch des Tages überfiel beiden ein kleiner Schlummer, daher ſtanden ſie ſehr ſpät auf, weil ſie vor langer Unruhe die Nacht durch nicht hatten ſchlafen können. Als ſie mit ihrem Anzuge beſchaftigt waren, hinterbrachte man ihnen die Neuigkeit, daß Dom Remond ſich mit Dona Elvire vermählen würde, oder vielmehr, daß ſie ſich bereits auf die feierlichſte Art, in Gegenwart einiger Zeugen verſprochen hätten. Ueber dieſe Nachricht waren ſie alle beide ſehr beſtürzt, wie man ſich leicht vorſtellen kann. Die Mutter der Dona Euaenia erforſchte alſo weiter, durch welchen Zufall aber die Sache ſo ſchnell abgethan wäre; und ſie bekam zur Antwort, daß Dom Remond in der geſtrigen Nacht in dem Schlafzimmer der Dona Elvire wäre überfallen worden, worin er vermittelſt einer Strikleiter gekommen wäre. Dieſe Strikleiter wäre geriſſen, und herunter gefallen, da er eben im Begrif geweſen, herabzuſteigen, allein ſich noch zum Glük am Fenſter gehalten hätte. Durch dieſen Zufall wäre

der

der Liebhaber genöthigt geweſen, ins Zimmer der Dona Elvire zurük zu kehren, welches einiges Geräuſch gemacht habe; durch dies Geräuſch wären verſchiedene Domeſtiken munter geworden, und dieſe hätten bei dem Alten Lärmen gemacht. Der Vater dieſes reizzenden Mädchens ſei als ein wilder und jachzorniger Mann bekannt, der wirklich anfangs die Abſicht gehabt habe, Dom Remond und ſeine Tochter umzubringen; blos ſeine Frau habe ihn von dieſer abſcheuligen That zurükgehalten, und ihm den Rath gegeben, ſie lieber mit einander zu vermählen. Dom Remond hätte hierin herzlich gern ſeine Einwilligung gegeben, weil Dona Elvire ſehr ſchön und reich ſei, und er auf die Art ein anſehnliches Glük gemacht habe: noch in der Nacht habe man Dom Remonds Eltern kommen laſſen, um auch ihre Einwilligung zu haben, und darauf hätten ſich Dom Remond und Dona Elvire verſprochen.

Bei ſo vielen genauen Umſtänden, womit man dieſe Stadtneuigkeit erzählte, war es beinah unmöglich, daß ſie blos erdichtet wäre. Die ganze Sache war wirklich in der That ſo geſchehen, als ich ſie erzählt habe. Dona Eugenia war dabei in der übelſten Lage; denn nun konnte ſie gar nicht errathen, wer wohl in der Nacht in ihrem Schlafzimmer ſollte geweſen

weſen ſein, indem ſie nun aus dem Vorfall, der dem Remond begegnet war, wohl ſah, daß dieſer es unmöglich ſein konnte; daher verſicherte ſie ihre Mutter ſtärker als vorher, daß ſie alle beide geträumt hätten; ſie ſelbſt als ſie den Namen Dom Remond genannt, und ihre Mutter, da ſie ſich eingebildet, als wenn einer in ihrem Schlafzimmer herumgienge.

Die gute alte Mutter muſte es ſich gefallen laſſen, ſolche Gründe gelten zu laſſen; denn ſie konnte nicht gut begreifen, wie Dom Remond hier und an einem andern Ort zugleich hätte ſein ſollen. Nach einiger Zeit erzählt Dom Carlos in einer luſtigen Geſellſchaft das nächtliche Abentheuer, das er beſtanden hatte, ohne die Perſonen zu nennen und verſezte die Szene einige Jahre früher hinaus. Dies kam der Mutter der Dona Eugenia zu Ohren, welche ſehr bald den eigentlichen Standort enträthſeln konnte. Nach Verlauf von einigen Monaten erfuhr ſie noch andere Liebſchaften ihrer Tochter, deren Zahl endlich immer größer ward, daß ſie ſelbſt nicht wuſte, was ſie davon denken ſollte, und ſah nun leider ein, daß das Glük ihrer Tochter ſcheitern müſte, wenn ſie noch länger in der Welt bleiben ſollte.

Dieſe

Dieſe kluge Mutter gerieth darüber in Verzweiflung; und da ſie ſah, daß ihre Tochter die ganze Familie beſchimpfte, zwang ſie ſie, in ein Kloſter zu gehen, wo ſie, wie ich glaube, ihre Sünden der Galanterie bereuet hat; würde ſie es eben ſo gemacht haben, als Dona Elvire, und nur einen einzigen Liebhaber gehabt haben, wäre ſie vielleicht nicht genöthigt worden, der Welt zu entſagen, in einem Alter, wo ſie noch viele unſchuldige Freuden und Vergnügungen genießen konnte, die manche freilich zwiſchen den Kloſtermauern zu finden hoffen, allein gemeiniglich zu ſpät eine That bereuen, wenn die Sache nicht mehr zu ändern iſt.

Komiſche
Erzählungen
im
Geſchmak des Boccaz.

Sechſter und lezter Theil.

Halle, 1791.
In Kommißion bei Joh. Friedr. Doſt.

Vorerinnerung.

Leidenſchaften nach ihren mannichfaltigen Verhältniſſen zu ſchildern, ſie nach ihren Abſtufungen, Veränderungen und Folgen recht anſchaulich darzuſtellen und das Ganze in ein Gewand der Erzählung einzukleiden, wird man ſchwerlich tadeln können. Allein — höre ich hier Jemanden einwenden — wenn dies der Verfaſſer der komiſchen Erzählungen im Geſchmak des Boccaz zur Abſicht gehabt hatte, muſte er nicht gerade die Leidenſchaft der Liebe wählen, durfte er in ſeine Erzählungen nicht ſo viel ſchlüpfriche Stellen einmiſchen, kurz er mußte ſeine Sache ganz anders einrichten.

Dieſer Jemand bedenkt nicht, daß, ſo wie es mir freiſtand, dieſe oder jene Leidenſchaften, warum nicht auch die der Liebe zu ſchildern, woran die meiſten Menſchenkinder laboriren. Zu gut weis ich, daß ich meine Abſicht nicht erreicht, die ich mir vorgeſezt, ſo wenig verdiene ich aber auch die hämiſchen Urtheile, welche ſich einige rüſtige Recenſenten über dieſe Erzählungen

zu fällen erlaubt haben. Obscöne Stellen, die ich nicht gut unterdrükken konnte, suchte ich entweder durch .... blos zu bezeichnen, oder wenn ich sie ja ausschreiben muste, suchte ich sie durch die Einkleidung völlig unschädlich zu machen. Der Recensent der allgemeinen deutschen Bibliothek *), der von vielem Unheil spricht, das diese Bogen anrichten könnten, wenn sie in die Hände der neugierigen und reizbaren Jugend fielen, bedenkt nicht, daß diese Erzählungen sehr unschädlich sind, wenn man sie mit ältern Schriften vergleicht, wovon ich nur die Kantharіden, und das Frauenzimmer vom Vergnügen nennen will. Und wie viele dergleichen ähnliche Schriften mit den obscönsten Kupfern haben nicht die Engländer, Franzosen und Italiener aufzuweisen, welche zum Theil durch elende Uebersezzungen den Deutschen sind in die Hände geliefert.

Doch urtheilen zu meiner Rechtfertigung nicht alle Recensenten von diesen Erzählungen so, als der berlinische. So sagt zum Beispiel die Allgem. Jenaische Litteraturzeitung vom ersten Theil **). „Die Frage, ob der Geschmak des Boccaz so wohl in Ansehung des Abentheuerlichen, als der Unmoralität seiner Erzählungen soll-

*) Band 93. Seite 151 des ersten Stüks.

**) Jahrgang 1788. No. 212.

ſollte nachgeahmet werden, beantwortet ſich von ſelbſt, aber eben ſo leicht läßt ſich auch die Frage beantworten, ob Erzählungen ſo ſchlüpfrichen Inhalts, und ſo fließend erzählt, wie gegenwärtige, den Gaumen eines großen Theils der jezzigen Leſewelt behagen werden.“ Und in der Oberdeutſchen Litteraturzeitung *) iſt das Urtheil des Recenſenten vom erſten Theil: „Recenſent muß bekennen, daß in gegenwärtigen Erzählungen wenigſtens nach den beſten Stükken des Dekameron gearbeitet ward, und daß man das Langſchweifige der boccaziſchen Erzählungen hier ſorgfältig vermieden ſiehet. Die erſte, vierte und ſechſte Erzählung haben das Verdienſt ganz beſonderer Anzüglichkeit und einer ſehr unerwarteten Peripatie.“

Da ich in meiner Lage unmöglich alle gelehrte Zeitungen und Journale leſen kann, weis ich nicht, wie hin und wieder über dieſe Erzählungen geurtheilt ſein mag, und es gehet mir im Grunde auch nicht viel an, weil ſie ungeachtet einiger ſchlechten Recenſionen, doch ſind gekauft und wie ich von vielen weis, mit Vergnügen geleſen worden. Freilich wird ſie kein Herrnhuter, kein Pietiſt leſen, noch weniger ſie empfehlen; allein dieſe Leute ſind auch nicht für unſe-

*) Jahrgang 1788. Junius. Stük 49. Seite 1184.

unsere Welt, wie sie jezt ist und wie sie vor vielen Jahrhunderten gewesen ist. Sie halten ja — wie es bekannt ist — viele unschuldige Vergnügungen für grobe Verbrechen, und sind doch eben so wenig von Lastern und Fehlern frei, als andere Weltmenschen, nur daß sie die große Kunst verstehen, sie vor ihren Vorgesezten und Obern verborgen zu halten. Die Leidenschaften der Menschen bleiben immer die nemlichen, wenn sie auch andere Formen und Gestalten anzunehmen scheinen. Kein Gesez, keine Religion vermag sie einzuschränken. Und wenn man sie den Menschen ganz nehmen wollte, hörte der Mensch auf Mensch zu sein.

Ohne Leidenschaften würde der Mensch nichts thun. Ohne Leidenschaften verlöre er seinen Adel und das, was ihn von den Thieren auszeichnet. Ohne Leidenschaften würden wir keine Helden, keine rühmliche Regenten, keine Staatsmänner, keine Gelehrte, keine Künstler haben. Nicht immer die Leidenschaft des Ehrgeizes und des Stolzes treibt die Menschen zu rühmlichen Handlungen an, sondern es ist auch öfters — vornemlich bei den Dichtern — die Leidenschaft der Liebe, wodurch sich Einer vor Andern durch irgend ein Kunstwerk rühmlich auszeichnet.

Vorerinnerung.

Sehr gern räume ich ein, daß die Leidenschaft der Liebe vor vielen andern Leidenschaften den Menschen verderblich wird, weil die wenigsten hierin Maaß halten können. Diese Leidenschaft ist es, welche so viele Jünglinge in der Blüthe ihrer Jahre aufrafft, da ihr Alter und ihre dauerhafte Gesundheit ihnen ein Patriarchenalter zu versprechen schien. Tödtet diese gefährliche Leidenschaft der Liebe den Menschen nicht gleich, so macht sie ihn doch öfters siech und ungesund auf seine ganze Lebenszeit. Sie ist schuld, daß viele ihre Berufspflichten versäumen, andere ihre Wirthschaft vernachläßigen, noch andere sich um die Erziehung ihrer Kinder nicht bekümmern können.

Nichts weniger als Wollust zu empfehlen oder Wollust zu predigen war die Absicht, warum ich diese Erzählungen sammelte. Und keiner wird so etwas darin finden, als der berlinische Recensent. Ich wollte die Gewalt der Liebe durch eine Reihe von Erzählungen, — wovon sich viele wirklich mit einiger Zeit- und Ortveränderung zugetragen haben — dergestalt schildern, daß sie als Warnung, nicht als Nachahmung dienen sollten. Wer sie aus einer andern Absicht liesst, den bedaure ich und erkläre hiemit öffentlich, daß ich keinen Theil an den Verführungen habe, die dadurch ohne meine Schuld angerichtet werden könnten.

Ich

Vorerinnerung.

Ich ſchlieſſe zwar mit dieſem ſechſten Theil, aber nicht auf immer, weil ich willens bin nächſtens mit meinen Leſern in einem andern Büchelchen wieder zu ſprechen, ohne den Tadel und die Verunglimpfungen der Recenſenten zu ſcheuen, denen man dreuſt unter die Augen treten kann, wenn man ohngefähr weis, wie ihre meiſten Arbeiten gemacht werden. Die billigen und vernünftigen Recenſenten, für die ich alle Achtung habe, nehme ich allerdings aus. Geſchrieben den dritten Tag des Jahr 1791.

*** Urſi ***

Komi-

Komiſche Erzählungen.

Im Geſchmak des Boccaz.

Erſte Erzählung.

Orphiſe und Bellinde,

oder

die unerfüllten Erwartungen bei den Liebſchaften.

Vielleicht iſt kein Land in der Welt, wo die Damen die Galanterie mehr lieben, als in Frankreich, wo ſie mehr auf den Puz ſehen, und ſich den Augen der ganzen Stadt zur Schau ausſtellen. Sie erheben ſich ſehr ſpät aus ihrem Lager, und bringen den gröſten Theil des Tages mit Anpuzzen zu, um vielleicht nur eine Stunde Parade machen zu können. Wenn irgend wo ein Ball iſt, wird ſogleich alles in Bewegung geſezt, um den nöthigen Modepuz und alle die unbedeutenden Kleinigkeiten anzuſchaffen, welche ſo ſehr ins Auge fallen, und öfters eher Eroberungen machen, als das kleine Ding, das damit behangen iſt. Die alten Weiber, welche die unausſprechlichen und tiefverborgenen Geheimniſſe wiſſen, häßliche Geſichter ſchön und alte wieder jung zu machen, werden als vertraute Freundinnen bei dieſen Herzensangelegenheiten zu Rath gezogen, und man giebt ihnen gern, was ſie nur fordern, um gewiſſe Waſſer und Pomaden habhaft zu werden, von denen eine groſſe Kraft

ge-

gerühmt wird; vornemlich deswegen, weil man vorgiebt, daß zur Verfertigung derselben sehr theure und kostbare Ingredienzien genommen werden. Allein die meisten Frauenzimmer, welche diese Wasser und Salben gebrauchen, gewisse Fehler zu verbergen, ihre Haut zarter und weisser zu machen, ihre Gesichtsfarbe zu veredlen, werden gewöhnlich finden, daß man sie getäuscht hat. Sie mögen alle diese gerühmten Küsteleien noch so vorschriftsmäßig gebrauchen, so werden sie doch sehr bald gewahr werden, wenn sie anders gegen sich selbst gerecht sein wollen, daß diese Schmierereien und Uebertünchungen unmöglich ihre Schönheit erheben, daß sie allenfalls auf dem Theater bei dem Glanz unzähliger Lichter ins Auge fallen, aber in der Nähe mit ihren geschminkten Gesichtern unmöglich die Wirkung thun können, die sie doch so gern zu erreichen wünschten.

Zwei Damen von Stande hatten sich von Jugend auf angewöhnt, alle Morgen ihre Gesichter zu bemahlen, weil sie ohne weisse und rothe Farbenstriche nicht schön zu sein sich dünkten. Sie waren einmal zu einem grossen Ball gebeten, den ein vornehmer Herr in seinem Pallast zu Paris gab, und dazu alle Standespersonen eingeladen hatte. Beide waren mit ihrem ganzen Anzug so wohl zufrieden, daß

sie

ſie mit rechtem innigen Behagen in den Verſamm-lungsſaal hereintraten, in der ſichern Vorausſezzung, daß ſie alle Herzen der Mannsperſonen erobern wür-den. Wäre ein jeder von den Herren eben ſo ge-ſinnt geweſen, ſo wie ſie, würde ihnen auch nicht ein Einziger entgangen ſein; allein zum Unglük hatten noch alle zuſammen recht gute Augen.

Die Schönen — man nennt ja einmal alle Frauenzimmer, die ſchönen und häßlichen, mit dieſem vielverſprechenden Namen, warum ſollte ich es nicht auch thun — nannten ſich Orphiſe und Bellinde. In der Nachbarſchaft ihrer Wohnung kannte man ſie recht gut, ja man will behaupten, daß ihre näch-ſten Nachbaren ſie ſo gar noch beſſer ſollen gekannt haben, als ſie ſich ſelbſt kannten. Man wuſte ſich ins Ohr und ganz laut ſo viele artige Hiſtorietten zu erzählen, daß ich ſelbſt Luſt hätte, mir ſie von dieſen guten Leuten erzählen zu laſſen, wenn ſie noch am Leben wären, blos aus dem einzigen Grunde, um ſie meinen neugierigen Leſern und Leſerinnen wieder-erzählen zu können. Ich kann nichts mehr und nichts weniger ſagen, als mir von ihnen iſt zu Oh-ren gekommen. Sie waren alle beide von gleichem Alter. Von Jugend auf als Geſpielinnen aufge-wachſen, hatten ſie ſich alle ihre Herzensangelegen-

heiten

heiten entdekt, und blos die verſchwiegen, wozu ſie hinlängliche Gründe hatten, ſie Niemanden zu entdekken, weil ſie ſelbſt nicht gern daran denken mochten. Jede war etwan nach dem Kirchenbuch, das nun einmal nicht lügen kann, fünf und dreißig Jahr alt, ob ſie gleich hoch und theuer ſchwuren, ohne daß man darnach fragte, ohne daß man ihr Alter wiſſen wollte, daß ſie noch nicht zwanzig Jahr alt wären. Ihr Teint fiel von Natur ins Braune und war ziemlich gleich über das Geſicht verbreitet, durch Kunſt wuſten ſie ihn alle Tage in Roſen- und Lilienfarbe zu verwandeln. Sie hatten beide Männer nach ihrem Geſchmak, die nie das Zimmer verlieſſen. Dieſe Angewohnheit der Männer, die entweder aus Bequemlichkeit, oder der Geſchäfte wegen herrühren konnte, weil ſie um ſo weit mehr alles nach ihrem Sinn einrichten konnten. Zwei Tage in der Woche wählten die Weiber, wo ſie ſich durch den geſchmakvollſten Modeanzug auszeichneten, und weit mehrere Stunden dazu beſtimmten, um ja nicht etwas zu verſehen, um jeden Flekken zu überſtreichen und ſich vor dem Spiegel in dem ganzen Mienenſpiel zu üben, das gerade auf den Tag ſeine Wirkung thun ſollte. Sie hatten es wirklich in diesen Künſten der Verſtellung ſo weit gebracht, daß ſie jeder für ſchön und artig hielt, der

ſie

ſie nie in ihrem Zimmer bei der Toilette geſehen hatte.

Gewiſſe Herren, welche die Abſichten der Damen merkten, näherten ſich ihnen, und ſagten ihnen ſo viele ſchöne Sachen und ſo manche Süßigkeiten vor, die man bei dieſen Gelegenheiten wohl zu ſagen pflegt, z. B. daß ſie in ihrem ganzen Leben noch kein ſchöneres Frauenzimmer geſehen hätten, auch wohl ſchwerlich eins ſehen würden, das alle die Reizze in dem hohen, vollkommenen Grade vereinigte. Sie glaubten alles dies ſehr leicht, weil dies ein Artikel iſt, wozu man nicht viel Ueberredungskunſt anzuwenden nöthig hat. Man kann ſich leicht vorſtellen, daß ſie mit dieſem Tage vollkommen zufrieden geweſen, und daß ſie dies Glük mit nichts auf der Welt würden vertauſcht haben. Freude und Fröhlichkeit blizten beiden aus den Augen, woraus man ſchon auf ihre Liebe den Schluß machen konnte. Tauſend Blumen wie Roſen entſtanden auf ihren Geſichtern, welche die Natur entſtehen ließ, um der Kunſt nachzuhelfen.

Der Ball war beinah geendigt, als ein junger Mann, von ſchönem Anſehen, deſſen prächtiger Anzug gewaltig auffiel, mit einer blonden Perükke, von mehr als einer Million Lokken oder vielmehr Buk-

keln,

kein, Belinden unvermuthet etwas ſchüchtern anredete, er that dies in einem Ton, daß er mit dem Herzen des Frauenzimmers Mitleiden zu haben ſchien, und worüber die andern herzlich lachen muſten, denn er drükte ſich folgendergeſtalt aus:

Göttlicher Gegenſtand, ich zweifle keinen Augenblik, daß nach ſo vielen Eroberungen, die ſie unter ſo vielen rechtſchaffenen Männern, die hier zugegen ſind, gemacht haben, ſie einen Mann ebenfalls nicht verſchmähen werden, der ihnen nicht ganz genau bekannt iſt. Allein die Gewalt und der Zauber ihrer Augen wirkt einmal ſo gewaltig, ſo wie auf die andern, alſo auch auf mich, und wenn ſie meine Wünſche nicht erfüllen, wenn ſie die Anerbiethungen meines Herzens nicht erwiedern, ſo ſtürzen ſie mich ſicher ins Grab.

Faſt zur nemlichen Zeit gieng ein wohlgekleideter und wohlgemachter junger Mann, der, nach ſeinem Anſehen zu ſchlieſſen, erſt kürzlich ein Amt in den Gerichten bekleidete, zu Madam Orphiſe, drükte ihre Hand, führte ſie zum Munde, küſte ſie feurig, unter dem Vorwande, daß er ſie in ſeinem Wagen nach Hauſe begleiten wollte, und ſagte zu ihr in einem Ton, den er für galant hielt, und der zugleich ſehr artig ſein ſollte:

Auf

Auf meine Ehre, Madam, ich mag nicht erſt meine Zeit damit verſchwenden, bei allem was heilig iſt, ihnen zu betheuren, daß ich in ſie ſterblich verliebt bin. Wenn ſie es für gut finden, will ich es ihnen dieſen Abend ganz deutlich ſagen; und wenn ſie meinen Worten trauen, mögen ſie ihre Maasregeln darnach nehmen. Ich bin nicht ein Mann, den man ſo ohne Umſtände ausſchlagen kann. Ich habe ohne Eitelkeit Vermögen, auch etwas Verſtand und ſtelle dabei nichts geringes in der Welt vor.

Unſere beiden Damen hörten dieſe deutliche Liebeserklärungen von ihren Galanen zu gleicher Zeit an; doch ſahen ſie mit dem äußerſten Verdruß die andern weggehen, welche entweder aus Achtung für die neuangeworbenen Liebhaber, oder aus Verachtung den Verſammlungsſal verlieſſen, ohne von unſern Schönen Abſchied zu nehmen, oder ſie nur mit einer Miene zu bemerken. Sie tröſteten ſich indeſſen ſehr bald darüber, wegen des Eindrucks, den ſie auf diejenigen gemacht hatten, die ihnen treu geblieben waren, denen ſie dann auch ihre volle Liebe bewieſen. Sie ſchwuren hoch und theuer, daß man nicht mehr und ſtärker lieben könnte, und daß dieſe Liebe ewig dauren würde.

Der erſte hier aufgeſtellte Liebhaber nennte ſich Silindor. Er war reich, beſaß wirklich viel groſſe Eigenſchaften, war von hohem Stande, aber jung, ohne Erfahrung und der leider ſeinen Verſtand durch das häufige Romanenleſen verdorben hatte. Der andere nannte ſich Alcidor, er ließ ſich lieber von einem gewiſſen Rittergut nennen, um ſeinen eigentlichen Namen dahinter zu verbergen, der den Salzverkäufern und in der Straſſe St. Denys weit bekannter war, als am Hofe.

Silinder führte ſeine Gebietherin an ſeinen Wagen, ſezte ſich ihr zur Seite, und durch einen Glüksfall, den er gar nicht erwartete, bat ſie ihn, ſo bald ſie vor ihrer Wohnung ſein würden, zu ihr zu kommen. Er war auſſer ſich vor Freude, blieb beinah unbeweglich, und er muſte es ſich immer ſelbſt ſagen, was er eigentlich thun ſollte. So bald er mit Bellinden allein war, ſuchte er ſich die ſchönſten und rührendſten Stellen wieder ins Gedächtnis zu bringen, die er in ſeinen Büchern geleſen hatte, und ſagte ſie ihr denn alle durch einander, ſo wie ſie ihm gerade einfielen. Seine Gebietherin ſchien an allen dieſen Deklamationen ungemein viel Vergnügen zu finden, weil ſie ſo etwas Schönes in ihrem ganzen Leben noch nicht gehört hatte.

Wie

Wie groß iſt mein Glük! — rief er aus. — Wodurch ſoll ich dieſe Gunſtbezeugung erwiedern! Ein ſo groſſes, ſo unerwartetes Glük überſteigt alle meine Hofnungen und Wünſche, und ich muß ſo gar befürchten, daß dies eine Vorbedeutung zu irgend einem baldigen Unglük ſein möchte. Dieſe Betrachtungen ſchlugen ihn ganz darnieder, allein die liebenswürdige Bellinde wuſte ihn wieder aufzuheitern und ſprach ihm Muth zu.

Der Wagen hielt vor Bellindens Wohnung und Silindor machte ſich fertig, ſeiner Gebietherin zu folgen, ſich in ihrem Zimmer ihr zu Füſſen zu werfen — eine Ceremonie, die, wie er glaubte, bis jezt noch an der förmlichen Liebeserklärung gefehlt hatte — als eine Kammerfrau ihrer Herrſchaft mit einem Wachsſtok entgegen kam, um ſie ins Zimmer ihres Gemahls zu leuchten, der ſich noch mit ihr unterhalten wollte, ehe ſie ſich zu Bette legen würde. Sie ſahen ſich daher genöthigt, ſich zu trennen, mit vielem Misvergnügen und groſſer Betrübniß, wie man ſich leicht vorſtellen kann.

Unſer armer Liebhaber fuhr ganz niedergeſchlagen nach Hauſe und legte ſich unglaublich ſchnell zu Bette. Er vergaß in der Angſt ſo gar dieſen Abend

die

die Schminke vom Gesichte abzukrazzen, und eine neue Salbe aufzutragen, welche ihm eine Frau um schweres Geld verkauft hatte. Er zog so gar nicht einmal ein Nachthemde an, weil er besorgte, es möchte ihn zu lange aufhalten. Ausserordentlich ungeduldig war er, bis er allein war. Er jagte einen Diener fort, der sonst gewöhnlich bei ihm im Zimmer schlief, aus Furcht er möchte ihn hören, wie er jezt im emphatischen Ton bald seiner Gebietherin Vorwürfe machte, bald sie wieder um Vergebung bat. Er behandelte sie als eine Grausame, ohne zu bedenken, daß sie das sanfteste Geschöpf von der Welt sei; dann gieng er in sich und bat sie schnell um Vergebung. Unter diesem Selbstgespräch brach der Tag an, ohne daß er ein Auge zugethan hatte. Er trank eine Tasse Chokolade, um seine matten Geister zu stärken. Sein bestes Kleid läßt er sich aus der Garderobe bringen. Es kommen bei ihm viele Besuche, allein alle sind ihm lästig. An diesem Tage speist er seine Gläubiger, deren Zahl Legion ist, auch nicht einmal mit guten und schmeichelhaften Worten ab und macht sich von allen diesen ungebetnen, ihm höchst fatalen Geistern, so bald als möglich los, wenn er sie auch durch Grobheiten sich vom Halse schaffen sollte. So bald er sich hatte ankleiden lassen, schreibt er folgenden Brief, nachdem er ihn

wohl

wohl hundertmal angefangen, ehe er mit ihm zufrieden sein konnte:

„Wenn ich nicht alle Mannspersonen für meine Nebenbuhler halten müste, würde ich weniger unglüklich sein. Aber, Madam, wie groß, wie unbegreiflich ist mein Unglük! Sie können nicht die liebenswürdigste Person auf der Welt sein, ohne daß ich nicht zugleich der unglüklichste Mensch bin. Was soll ich in dieser äussersten Verlegenlegenheit machen? Sie allein sind mein Schuzengel, dem ich mich anvertraue.“

Hoch erfreut war er, als er diesen Brief so glüklich und schön geendigt hatte. So bald er ihn recht nett couvertirt und versiegelt hatte, klingelte er seinem vor[illegible]sten Kammerdiener, den er zu dem wichtigen Geschäft des Ueberbringers an den geliebten Gegenstand gebrauchen wollte.

Der Brief ward von Bellinden so gut aufgenommen, als man allenfalls vermuthen kann, und sie beantwortete ihn auf der Stelle. Da es aber zu der damaligen Zeit sehr gefährlich war, dergleichen Briefe zu zeigen, weis man nicht recht genau, wie der Inhalt desselben mochte beschaffen sein. So viel ist ganz gewis, daß sie ihm durch den Bothen

sagen

ſagen ließ, daß er, ſo bald als es ihm möglich wäre, kommen möchte, weil ſie ihn mit vieler Ungeduld erwartete. Er durfte jezt gar nicht daran gedenken, ſich lange aufzuhalten, nahm ſich nicht einmal ſo viel Zeit den Mittag zu eſſen, ſondern lief pfeilſchnell zu ſeiner Gebietherin, und kam weit verliebter an, als er jemals geweſen war.

Wie ſeine Aufnahme bei ſeiner Geliebten geweſen iſt, kann ein Jeder ſich ſelbſt vorſtellen. Was ſie thaten, was ſie ſprachen, kann ich unmöglich alles erzählen, wenn ich nicht zu weitläuftig ſein wollte. So viel muß ich aber denn doch ſagen, daß Bellinde endlich das Reden und die Verſicherungen einer ewigen Treue überdrüßig ward, und von ihrem jungen und raſchen Liebhaber noch etwas mehr erwartete, daher ſie ihn auch zu ganz geheimen Unterredungen in einem Nebenkabinet einladete. Allein alle dieſe Einladungen brachten ihn noch nicht zum Schweigen, er muſte ihr erſt die Serenaden, Bälle, und Gaſtmahle zu St. Clou erzählen, wo er mit Mühe die ſchlechteſten Muſikanten aus Paris fand, die ihn eben ſo viel koſteten als die guten.

Bellinde konnte es kaum mehr aushalten, ſo viele unnüzze Sachen weiter zu hören; endlich faſte ſie

Muth,

Muth, ſie zog ihn in ihr Kabinet herein, welches an ihr Schlafzimmer ſtieß. Hier umarmte ſie ihn zuerſt, ohne ſich an die eingeführte Mode zu kehren. Er machte einigen Widerſtand, indem er wohl wuſte, daß er dazu noch immer früh genug kommen würde. Aber endlich machte er Anſtalten und fühlte ſehr bald, daß er jezt der glüklichſte Menſch unter der Sonne ſei. Bellinde war aber in dieſem Stük nicht gleicher Meinung; ihre Liebe nahm ſichtbar ab, und ſie wünſchte, daß ein anderer ſeinen Poſten eingenommen hätte. Dieſer arme unglükliche Liebhaber war untröſtbar, er verfluchte die Weiber allzumal; aus Verdruß gieng er nach Italien; wo er die einmal gegen ſie gefaßte Abneigung beibehielt und davon bei allen Gelegenheiten Beweiſe gab.

Alcidor war nicht ſo ehrfurchtsvoll als Silindor; allem Anſchein nach war der Anfang der glüklichſte von der Welt. Beim Herausgehen aus dem vorherbeſchriebenen Ball, bot er ſich bei ſeiner Gebietherin an, ob ſie ihn nicht mitnehmen wollte, und ſtieg zu ihr in den Wagen, ohne einmal zu wiſſen, ob es ihr angenehm ſein würde. Orphiſe war eine gute Frau und verſtand Lebensart. Was ihr Liebhaber wollte, das wollte ſie auch. Alcidors Reichthümer hatten auf das Herz dieſer rechtſchaffenen

Frau einen groſſen Eindruk gemacht. Er ſchien ihr die liebenswürdigſte Mannsperſon zu ſein, die ſie jemals geſehen hat, und ſie machte ganz ſichere Rechnung, daß, wenn ihre Liebe erſt recht im Gange wäre, ſie feine Spizzen, Armbänder, Ringe und viele andere dergleichen Kleinigkeiten von ihm würde geſchenkt bekommen, wie alle Liebhaber den Damen zu ſchenken pflegen, wenn ſie einmal wiſſen, daß ſie ſo etwas von ihnen gern annehmen. Das, was ſie ſich einander ſagten, war ganz luſtig, denn er war ein Spaßvogel und ſie war ziemlich grob. Dergleichen Auftritte ſind lächerlich mit anzuſehen, wenn man zuweilen Gelegenheit hat, ſie mit anzuſehen, ſie ermüden aber, wenn man ſie gar zu oft mit anſehen muß.

Von ihren Unterhaltungen hat man eigentlich nichts mit Gewisheit erfahren, weil man daraus Geheimniſſe zu machen ſchien. Allein ſo viel weis man von einer Kammerjungfer, welche Orphiſens Dienſt ziemlich unzufrieden verlies, weil ſie ihr hinderlich ſein wollte, ihn eben ſo zu genieſſen als ihre Gebietherin, daß Alcidor mit einemmal ernſthaft und melancholiſch, gleich darauf ſo verliebt geworden, als ausgelaſſen und grob er vorher geweſen war. Nichts verdirbt einen Narren ſo ſehr als

die

die Liebe, und macht einen närriſch, der es noch nicht iſt.

Orphiſe wuſte dieſen Liebhaber ſo gut zu lenken, daß ſie ihn zu überreden ſuchte, daß er zu ſeinem Glük in ihre Hände gerathen ſei. Er glaubte es und that ſehr unrecht daran, weil er ſehr bald zu ſeinem Schaden das Gegentheil erfuhr. Nachdem ſie verſchiedene Tage ſehr blöde in der Liebe mit ihm gethan, und immer zu ihm ſagte, daß ſie aus gar zu groſſer Liebe zu ihm, für ihn ſterben wollte, ließ ſie ihn einen Abend einmal zum Fenſter herein, vermittelſt einer Strikleiter, die ſie mit einem Strik am Fenſterrahmen befeſtigt hatte. Dieſe Gunſtbezeugung rechnete ſie ihm ſehr hoch an, indem ſie zu ihm ſagte, daß ſie ihre Ehre und ihr Leben ihm zur Liebe aufs Spiel ſezte, und wenn dies ihr Mann erfahren ſollte, wäre es um alle beide geſchehen. Sie wuſte ſich des Fenſters, der Strikleiter und aller der ſchönen empfindſamen Geſpräche bei mehr als einer Gelegenheit zu ihrem Vortheile zu bedienen.

Der arme Liebhaber glaubte alles, wovon ſie nur wollte, das er glauben ſollte. Er ſprach mit ſeiner Gebietherin in einem Ton, als wenn er ſie nie wieder ſehen würde. Dieſer Beſuch nebſt zwei

andern von der nemlichem Art, koſteten ihm ſehr viele Steine von groſſem Werth und eine Bruſtkolik, die ihn ins Grab brachte.

Seine Gebietherin, die ſehr bald merkte, daß ſie an ihm viel verlohren habe, ward über dieſen Verluſt ſehr niedergeſchlagen und traurig, und vielleicht würde ſie in dieſem unangenehmen Zuſtande noch länger geblieben ſein, wenn ſie nicht zum guten Glük einen andern Liebhaber gefunden hätte, der eben ſo reich und gerade ein eben ſo groſſer Narr war, als den ſie verloren hatte.

Zweite Erzählung.

Der Enkel des Herkules,

oder

die Vergnügungen der pariſer Matronen vor der Revolution.

Von ihm ſelbſt beſchrieben.

Ich lebte in dem Alter der Einfalt und der Dummheit, welches man das Alter der Unſchuld zu nennen pflegt, weil einmal die Menſchen ſo thöricht ſind, die Sachen nie bei ihrem rechten Namen zu nennen, als ich nach Paris kam, mit wenig Geld in der Taſche, aber mit deſto mehr Begierde, recht viel ausgeben zu wollen. Ich hatte einmal ſo etwas gehört, daß in Paris alte Gräfinnen leben ſollen, welche die Vergnügungen der jungen Leute theuer bezahlen, indem ſie nicht ſo wohl auf Liebe, als auf Geſundheit ſehen. Aber wo ſollte ich dieſe edelmüthigen Wohlthäterinnen auskundſchaften? Durch den Vater der Induſtrie, durch das Bedürfniß gedrükt, ſah ich mich genöthigt, mich an eine von den dienſtfertigen Frauen zu wenden, welche Liebesbriefe beſtellen, Pommaden und Waſſer verkaufen, die Ehemänner betriegen, in die Nonnenklöſter ſich einſchleichen und die höchſten Mauern erſteigen können. Man nennt ſie öfters in der artigen Welt, Gelegenheitsmacher, wir nennen ſie gewöhnlich ſchlechtweg Kupplerinnen.

Sie

Sie sah mich von oben bis unten an, ohne auf meine Fragen zu antworten, gieng um mich herum und murmelte etwan folgendes zwischen den Zähnen: Die Figur geht an; die Schultern sind breit genug; die Schenkel sind schwach; auch die Waden nicht stark; die Augenbraunen dik, die Zähne schön; die Manieren links. Nach diesem Examen that sie an mich folgende Fragen: Wie alt? Zwanzig Jahr. Von welcher Familie? Von einem neuen Adel. Keine bestimmte Beschäftigung? Nein. Ohne Geld? Ja. Freund vom andern Geschlecht? Zuweilen. Nie verbrannt? Nie. Nie schöne Jungens geliebt? Fui doch. Wie oft? Sechs, siebenmal. Mein lieber Herr, fuhr sie fort, ich will herzlich gern zu ihrem Glük etwas beitragen, aber versprechen sie mir, daß sie weder undankbar, noch weniger abgeneigt sein wollen, sich belehren zu lassen. Ihr Glük stehet ganz in meinen Händen. Ich verlange weder Eidschwüre noch andere Versicherungen. Wenn sie sich sollten einfallen lassen mich zu betrügen, so bedenken sie, daß ein junger Mensch, der in die Welt tritt, nur auf wenigen Weisen reich werden, aber daß man sich an einen Verräther und Betrüger auf hundertfache Art rächen kann. Sehen Sie, dort ist meine Wohnung, kommen Sie Morgen Abend um sechs Uhr zu mir. Dann werden Sie schon erfahren, was ich aus Ihnen machen will.

Ich freute mich über die erſte ſo günſtige Gelegenheit zu meinem Glük und ich verſprach mir davon den beſten Erfolg. Den folgenden Tag gieng ich zur beſtimmten Zeit zur Kupplerin und wollte hier mein Schikſal erwarten, wozu mich mein neuer Mentor beſtimmte. Ich wurde in ein gut ausmeublirtes Zimmer geführt. Man ſchließt die Thüre hinter mir zu. Man bringt mich in ein Kabinet, worin eine Badewanne ſtehet. Ich muß mich auskleiden. Ich ſteige in die Badewanne. Man begießet mich mit wohlriechenden Waſſern. Zwei nette Kammerjungfern reiben mich mit Schwämmen vom Kopf bis auf die Füſſe. Nachdem ich auf die Art gebadet, gewaſchen und gerieben war, goß die Hausfrau einen ſehr köſtlichen und wohlriechenden Likeur über mich, daß meine Haut ſo fein und zart ward als ein Sammet; man verſchnitt mir die Haare, was ſage ich die Haare. . . . . Nach dieſer erſten Ausſtaffirung ward ich nach der neueſten Mode friſirt, es lagen für mich ſchon Kleider in Bereitſchaft, nach dem beſten Geſchmak, ſo wie ein Oberhemde mit den feinſten Kanten beſezt, eine koſtbare Diamantnadel an den Buſenſtreif zu ſtekken und Ringe von groſſem Werth. Meine dienſtfertige Wirthin legte mir noch etwas Roth auf die Bakken, umarmte mich und ſagte:

Iſt es Ihnen gefällig, Herr Chevalier, herunter zu gehen.

Nach einer Minute kam ein groſſer, magerer Mann, mit einer ernſthaften Miene ins Haus. Er hatte einen ratinen Rok an, einen alten Federhut in der Hand, und an ſeiner Seite prangte das St. Ludewigskreuz. Die Dame ſagte ihm ein paar Worte ins Ohr, und wir ſtiegen in einen Miethswagen: er, ohne zu mir ein Wort zu ſagen, ich, ohne zu wiſſen, wo mich mein Glükſtern hinbringen würde. Nachdem wir eine gute Viertelſtunde konnten fortgerollt ſein, hielt der Wagen in einer ziemlich abgelegenen Straſſe, ich vermuthete, daß es in der Gegend von der Straſſe Pot de Fer ſein mochte.

Wir kamen in ein prächtiges, aber nur ſchwach erleuchtetes Zimmer. Er ſtellte mich vor; allein er hatte vergeſſen, mich nach meinem Namen zu fragen. Er nennte mich Herr Vicomte und die Dame gnädige Frau Gräfin. Nachdem einige Minuten mit Unterhaltungen verſtrichen waren, die im Grunde nichts ſagen, ſondern die gleichſam eine Einleitung abgeben, um deſto geſchwinder zum Zwek zu kommen, gab man dem Herrn Chevalier höflich zu verſtehen, daß er gehen könnte. Er gehet. Ich befand mich mit der Frau Gräfin daher allein. Sie war eine Frau etwan von ſechzig Jahren. Sie ſah

geſund

geſund und munter aus, ihr Auge war lebhaft, ſie liebte die Unterhaltung und gab immer Stof zu neuen Geſprächen her. Ich als ein furchtſamer junger Menſch, knetete vor Angſt meinen Hut in meinen Händen, erſtaunte und war beſtürzt zugleich über meine Perſon, über meine Rolle, über meinen Titel.

Sie treten vermuthlich jezt zum erſtenmal in die groſſe Welt — ſagte ſie zu mir, indem ſie meine Verlegenheit merkte. — Iſt es Ihnen etwan gefällig Triktrak zu ſpielen. Ich nahm den Vorſchlag an. Sie ſezte gleich hinzu, ſie ſpielte gewöhnlich das Loch um einen Louisd'or. Weil ſie mit Fleiß ſchlecht ſpielte, weil ſie einmal ſchlecht ſpielen wollte, verlor ſie am Ende dreiſſig Louisd'or. Meine Gewohnheit iſt es nicht — ſagte ſie nach Endigung des Spiels — meine Spielſchulden an einen ſo artigen jungen Menſchen als ſie ſind, in Gelde zu bezahlen. Erlauben Sie mir daher, daß ich Ihnen dieſen Ring ſchenken darf. Ich bringe mancherlei Komplimente und Entſchuldigungen vor, ich verwikkele mich darin ſo ſehr, daß ich am Ende ſelbſt nicht weiß, wie ich mich wieder heraus finden ſoll. Ich ſehe es ein, daß ich es dumm gemacht habe, und ich tröſtete mich blos damit, daß ich nach dem Abendeſſen es wohl beſſer machen würde.

Eine

Eine Kammerjungfer meldet, daß der Tiſch gedekt und das Eſſen bereits darauf ſtünde. Was war das vor Eſſen? Gerichte, die ich noch nie hatte zu ſehen bekommen, alle ſo köſtlich zubereitet, daß dieſer Wohlgeſchmak viel zu anlokkend war, daß man nicht verleitet wurde, ſich von allen ſatt zu eſſen. Die feinſten und köſtlichſten Weine ſtanden da, ihre Farbe war zu einladend und ihr Geſchmak zu lieblich, daß man nicht recht viel davon trinken ſollte. Sie konnten weit ſchlechter ſein, ohne daß ich es bemerkt haben würde. Denn ich ſchmachtete recht ſehnlichſt nach Eſſen und Trinken. Kein Diener war im Zimmer. Alles ſtand bereits auf der Tafel, daß wir uns leicht ſelbſt bedienen konnten. Die Unterhaltung ward immer munterer und lebhafter, das Zutrauen nahm zwiſchen uns beiden ſichtbar zu. Die Gräfin that tauſend Fragen an mich, über meinen Geſchmak, über meine Verbindungen und Bekanntſchaften. Ich antwortete auf alles ohne Unruhe, weil ich immer die Wahrheit ſagte.

Und dieſen Abend, wo ſchlafen Sie da Vicomte? — ſagte ſie ganz unerwartet zu mir. Hier, gnädige Frau — verſezte ich mit einer Dreuſtigkeit, die ich blos dem Champanerwein zu danken hatte. Sie erhob ein lautes Lachen, ſtand auf und ſagte, Kommen Sie, wir wollen unſer Triktrak wieder vor-

vornehmen, oder ich will ihnen vielmehr meine Schuld abtragen, wir wollen unſere Sache ſchon machen. Ich erinnerte ſie daran, daß die Schuld ſchon längſt getilgt wäre, allein ſie warf mir ihre Börſe zu, welche auf die Erde fiel. Ich bükte mich, um ſie aufzuheben.

In dem nemlichen Augenblik that ſich die Erde unter mir auf; eine Fallthüre öfnete ſich und brachte mich wohlbehalten in ein erwärmtes und gut erleuchtetes Schlafzimmer. Auf einem Ottomanne lag ein Schlafrok und alles, was zu einem völligen Nachtanzug erforderlich iſt. Auf einem keinen Tiſchchen ſtanden wohlſchmekkende Likeurs und auf einem andern lagen verſchiedene Bücher, deren Inhalt Wein und Liebe war. Hier ſtellte ich die ernſthafteſten Betrachtungen an, und ſagte bei mir ſelbſt: Wie thöricht ſind die Mannsperſonen, daß ſie ſich oft einer eingebildeten Schönhet aufopfern und an ihr zum Märtirer werden. Alles dies iſt Erſaz genug für die eingebildeten Vorzüge eines jungen, reizzenden und liebenswürdigen Mädchens.

Mitten unter dieſen Betrachtungen trat die Gräfin ganz unerwartet aus ihrer Boudoir ins Schlafzimmer, worin ich war; ſie hatte ein leichtes Nachtkleid an, welches ihr ungemein gut ſtand. Ich muſte mich ſezzen, ſie kleidete mich ſelbſt aus, ſie bedekte,

dekte mich mit Küſſen und führte mich an ihr Bette. Sie zog die Gardinen vollends zurük, welche ihr einen Theil dieſer Vergnügungen zu rauben ſchienen.

Sie ſchien allem Anſchein nach zufrieden zu ſein. Jezt konnte ſie auch mit vollem Recht auf meine Erkenntlichkeit rechnen. Je weniger ſie ſich ihre Begierden wollte merken laſſen, je mehr bemerkte man es an ihrem feurigen Blik. Der einzige Sinn, deſſen ich mich nach meinem Gefallen bedienen konnte, ſprach ſehr zu ihrem Vortheil, und es war von mir nichts verdienſtliches, wenn ich ihre Liebkoſungen erwiederte. Allein es lieſſe ſich auch ſehr gut erklären, daß ſie nicht ganz ſo feurig ſein konnten, weil das Alter gewiſſermoſſen den Genuß erſchwert und wenn auch die Liebkoſungen nicht ganz kalt ſind, ſo ſind ſie doch ſehr gemäßigt. Endlich ſollte ich ſie umarmen, und ich empfand dabei wirklich ein größeres Vergnügen, als ich mir vorgeſtellt hatte. Sie ſchien überdies ein ſehr gutes Temperament zu haben und ihre muntere und lebhafte Geſichtsfarbe kündigten etwan eine Frau von vierzig Jahren an.

Der erſte Augenblik von Ruhe, welcher auf die wechſelſeitige genaue Verbindung folgte, widmeten wir einer Unterredung, wovon mir auch kein Wort entfallen iſt, deren öffentliche Bekanntmachung mir vielleicht die Nachwelt verdanken wird. Ich ſage

die

die Nachwelt, denn gegenwärtige Schrift kommet doch ſicher in die Hände ſehr vieler Menſchen.

Ich bin eine Hofdame — ſagte ſie zu mir — dies erräthſt Du vielleicht gleich an meinen etwas freien Manieren. Ich habe alles nach einander ausprobirt, was wirkliches Vergnügen macht, ob es Glüksgüter, Ehre und Gunſt der Vornehmen iſt; ich habe in der Welt nichts reelles gefunden, als den mäßigen Gebrauch der Vergnügungen und nach Verhältniß die öftere Wiederholung dieſer Vergnügungen. Bei zunehmenden Jahren ſind meine Sinne nichts weniger als ſtumpf geworden. Ich habe ſie immer gewiſſermaſſen in Thätigkeit erhalten, ſie aber nie angeſtrengt. Mein Herz iſt gut und mehr denn zu empfindſam. Nie habe ich etwas von auf, brauſenden hizzigen Leidenſchaften erfahren, weil ich immer mit dem Genuß den Anfang gemacht. Bei der auſſerordentlichen Menge von Verſuchen, die ich in der Art angeſtellt, bin ich nun auf ſieben Mannsperſonen geſtoſſen, die mir dieſen Dienſt ausſchlugen. Ich glaubte, Du würdeſt der achte werden, ſo ſchloß ich wenigſtens aus Deinem Anſtande und Deiner Phiſionomie. Warum der Herbſt gewöhnlich bei den Weibern ſo frühzeitig eintritt, das kömmt nicht von den häufigen Opfern der Liebe her, ſondern vielmehr von den martervollen Qualen der Eiferſucht,

von der Wuth, welche auf die Treuloſigkeit folgt, von unruhigen und ſchlafloſen Nächten, von getäuſchten Hofnungen, von Vorwürfen, womit man die Untreue und Unbeſtändigkeit bezahlt. Doch, was weis ich alles. Alle Uebel folgen einer unglüklichen Liebe auf dem Fuß nach. Um mich aus dieſer Hölle von Uebeln zu retten, wählte ich eine ganz andere Methode, welche ich bis jezt probat gefunden habe. Sie machen mir nicht die geringſte Furcht, oder Beſorgniß, weil Sie mich nur blos aus meinen Wohlthaten kennen, Sie wiſſen aber nicht, und werden es nie erfahren, wer ich eigentlich bin. Ehe Du in mein Haus kommen, ehe Du mich umarmen durfteſt, mußte ich erſt genaue Kundſchaft eingezogen haben von Deiner Geſundheit, von Deinen Vermögensumſtänden, ſelbſt von Deiner Schönheit. Deine Unerfahrenheit, die Dir ſo viel Unruhe verurſachte, war in meinen Augen ein groſſes Verdienſt. Ich empfinde über meine Lebensart, die ich bis jezt führe, nicht die geringſten Gewiſſensbiſſe, weil ich doch nur blos Gold, das ich verachte, gegen Vergnügungen, die ich liebe, vertauſche.

Sie machen mich traurig, — verſezte ich — Sie nehmen gewiſſermaſſen den Wohlthaten, die Sie mir erweiſen, einen Reiz, indem Sie mir ſagen, daß ich nicht der Einzige bin, der Ihnen das

für

für Dank ſagt. Die Moral und Empfindung würde ſich unvermerkt in alle dieſe Unterhaltungen eingemiſcht haben, wenn die Gräfin dieſe moraliſchen Reflexionen nicht in Liebkoſungen verändert hätte, welche der gegenwärtigen Lage weit angemeſſener waren. Ihr junger lehrbegieriger Menſch hatte freilich in ſeiner Sprache noch nicht viel Einnehmendes und von eigentlicher Beredſamkeit verſtand er gar nichts; dafür verſtand er eine andere Art von Beredſamkeit, die gewöhnlich die Oberhand behält.

Dieſe Nacht ward mit moraliſchen Geſprächen, mit Chokolattrinken, mit Schlaf, mit erneuerten Angriffen, mit Geſchenken, mit Verabredungen zu anderweitigen Zuſammenkünften zugebracht. Es ward beſchloſſen, daß ich um zwölf Uhr nach Hauſe gehen ſollte, durch den nah daran ſtoßenden Kloſtergarten und daß ich eine neue Einladung zu erwarten hätte. Kaum war ich in der kleinen Straße, als ich den Ritter vom St. Ludwigsorden ſtehen ſah, eben den nemliche, der mich bei der Frau Gräfin eingeführt hatte. Er ſtieg in einen Miethswagen, und bat mich, bei ihm Plaz zu nehmen. Er brachte mich zu der Frau zurük, wo ich mich hatte anpuzzen laſſen.

Sie fragte mich, ob ich zufrieden wäre. Meine Antwort war, daß ich es in einem hohen Grad wä-

re, und daß ich es für meine Schuldigkeit hielt, mich wegen der Gefälligkeit zu bedanken, die ſie mir erwieſen, daß ich auch nicht ermangeln würde, meinen Dank in der That ihr zu erweiſen. Ich zog den Beutel aus der Taſche, den ich von der Gräfin bekommen hatte, zählte das Geld, und fand ſechzig Louisd'or darin. Ich bot ihr an, daß wir uns darin theilen wollten. Sie wars zufrieden, ohne ſich lange bitten zu laſſen. Ich werde Ihnen bei Gelegenheit eine kleine Note darüber geben. Dieſes Stük von Rechnung iſt ſo merkwürdig, daß ich ſie hier abſchreibe:

	Louisd'or.
Für das Baden und Reinigen des Hr. N.	3
Für das köſtliche Oel, womit die Salbung geſchehen	2
Für das Leihen der Kleider, der Ringe, der Spizzen ꝛc.	10
Ein Douceur für die Vorſtellung bei der Dame	5
Für einen Miethswagen	2
Für ein Liebesſäkchen	3
Ein kleines Geſchenk für die glükliche zufällige Begegnung	2
Die Summe von	27 L.

Ich

Ich ſtellte der Kuplerin vor, daß meine Grosmuth eine weniger jüdiſche Rechnung verdiene. Sie ſchwur mir hoch und theuer, daß ſie an dieſer Rechnung nicht zwei Louisd'or verdient habe, weil ſie dem Policeiinſpektor, deſſen Maitreſſe, ihrem Kammerdiener, den Kammerfrauen und den Schweizzern bei der Gräfin, habe anſehnliche Geſchenke geben müſſen; vornemlich habe ſie die Habſucht des Chevaliers kaum befriedigen können, welcher mich unter zehn Louisd'or nicht habe der Gräfin vorſtellen wollen. Ich fragte ſie, ob ſie nicht mit andern freigebigen Damen bekannt wäre, bei denen ich zuweilen ein kleines Abendeſſen bekommen könnte. Ihre Antwort war bejahend. Allein der Ueberfluß an jungen Leuten mache, daß ſelten einmal eine Nacht frei wäre, daß indeſſen mein ganzes Betragen allerdings eine Ausnahme verdiene, und daß ſie ganz gewis bei der erſten beſten Gelegenheit an mich denken würde, wenn bei einer Kunde recht viel zu verdienen wäre. Ich gieng nach Hauſe, an Geld ziemlich leicht, aber deſto beſſer mit guter Wäſche und ſchönen Kleidern verſehen, welche ich von meiner grosmüthigen Freundin für Geld und gute Worte bekommen hatte.

Ein Theil meines Gewinnſtes metamorphoſirte ich auf die Art in Kleidungsſtükke und verwendete ihn zugleich auf verſchiedene andere Kleinigkeiten, die

mir bei meiner neuen Laufbahn nüzlich ſein konnten. Ich habe vergeſſen zu bemerken, daß die Kuplerin mir verbothen hatte, kein ſchönes Weib zu ſehen, deſſen Andenken oder Bild ſchlimme Folgen auf mich haben konnte, wenn meine Dienſte mir übel belohnt würden.

Meine vornehmſte Bemühung war, das Hotel meiner Gräfin zu entdekken; ich erkundigte mich deshalb unter der Hand, ohne hierüber etwas mit Gewisheit erfahren zu können. Ein Brieſchen von Madam Darmand — ſo hieß meine Unterhändlerin — überhob mir alles weitere Nachforſchen. Ich gieng zu ihr. Für diesmal — ſagte ſie zu mir — werden Sie keine groſſe Note bekommen. Nehmen Sie dieſen Mantel um, nachdem Sie ſich vorher eine Abbeekleidung angezogen haben, und gehen Sie dieſem Mädchen auf dem Fuß nach. Ich that, was ſie mir befahl. Wir giengen drei gute Viertelſtunden und blieben endlich bei einem Blumengärtner ſtehen. Meine Begleiterin lieſi mich allein bei ihm. Er ließ mich in ein Gewölbe herunten ſteigen, welches nach einer Allee führte. Hier fanden wir eine Nonne eingeſchlafen. Der Gärtner wekte ſie auf. Sie riß ſich ihren Schleier herunter und machte daraus eine Binde, womit ſie meine Augen verband, dann führte ſie mich bei der Hand in ein kleines ſehr nett meublir-

tes Zimmer. Sie ſchloß die Thüre hinter mir zu und ließ mich allein. Ich blieb nicht lange allein. Zwei junge Nonnen kamen ins Zimmer, und ladeten mich zum Abendeſſen ein und ſagten mir, daß ihre Mutter bald kommen würde. Ich bat um die Erlaubniß meinen Mantel und mein Abbeekleid ablegen zu dürfen. Ich hatte darunter ein weiß ſeidnes gepükkeltes Jäkchen, welches mir zu der Rolle, die ich einmal ſpielen ſollte, weit ſchiklicher zu ſein ſchien. Dieſe Töchter Gottes hatten kein furchtſames ſcheues Weſen an ſich und doch beobachteten ſie ein tiefes Stillſchweigen, welches ich mit ihrer Munterkeit nicht reimen konnte.

Allein wie groß war mein Erſtaunen, als ich die hereinkommen ſah, für die ich eigentlich da war. Es war ein kleines, troknes und runzlichtes Ding, bukklicht, das nach ſeinem Aeußern zu urtheilen viel üble Launen haben muſte. Wahrhaftig, das iſt ganz herrlich — ſagte ſie — die Darmand weis nicht, was ſie macht. Ich wollte einen . . . . . und nicht einen Petitmaiter.

Hat ſie Ihnen meinen Preiß geſagt? Nein, Madam — Fünf Louisd'or für jedesmal — Ein Abendeſſen, Likeur, Chokolate ſo viel Sie nur wollen. Sind Sie damit zufrieden? Sehr gern, Madam, allein ihr Ton, womit Sie dies ſagen, verdirbt etwas

was die Sache. — Sie ſehen, daß die Bezahlung mir etwas ſchwer fällt. — Das hätte nicht viel zu ſagen, aber eine andere Sache iſt es, daß ich bei dem beſten Willen von der Welt doch nicht ihre Wünſche befriedigen könnte. — Oh! wann es weiter nichts iſt, dafür weiß ich noch Mittel. Hurtig meine Schweſtern!

Im Augenblik zogen ſich die beiden ſchönen Mädchen nakkend aus und ich bekam zwei Meiſterwerke der Natur zu ſehen, die die Hand des gröſten Künſtlers ohne Original nicht hervorbringen kann. Die Alte legte ſich auf ein Ruhebette rükwärts mit dem Kopf etwas hoch und zog mich über ſich her, ſo daß die ſchönen Mädchen mir ſtets vor Augen waren. Sie kamen ſo gar dichte an mich heran, um jene Empfindungen bei mir hervorzubringen, welche die Alte bei mir nicht erregen konnte. Mit Händedrükken und feurigen Küſſen wurde ich von dieſen Göttinnen in Menſchengeſtalt überhauft, daß endlich die Natur ſiegte und durch die Täuſchung erreichte die Alte ihre Wünſche, indeſſen die armen Mädchen leer ausgiengen. Ihre feurigen Küſſe flößten mir neuen Muth und neue Lebhaftigkeit ein, und ich ſtarb beinah vor Verdruß, daß ich ihnen die Wunder nicht mittheilen konnte, die doch blos ihr Werk waren.

Auf ein andres gegebenes Zeichen, machten ſie ſich unſichtbar. Stehen Sie auf — ſagte die Aebtiſſin zu mir. — Sie entfernte ſich ebenfalls, indem ſie mir ſagte, daß ich mich zum Abendeſſen fertig halten ſollte, welches man ſogleich im Nebenzimmer auftragen würde. Jezt hätte ich die Schwämme und die wohlriechenden Waſſer der Darmand brauchen können. Indeſſen fand ich auch bald in einem Seitenkabinet alles, was ich nöthig hatte. Nachdem ich alles in Ordnung gebracht und mich wieder angekleidet hatte, gieng ich in ein Nebenzimmer, wo bereits gedekt war und wo ich nebſt der Aebtiſſin und drei artigen Nonnen unſer Abendeſſen einnahmen. Die Aebtiſſin hatte jezt ihre wunderlichen Launen abgelegt, ſie zeigte im Gegentheil viel liebenswürdige Seiten, ſo daß ich ſie kaum wieder erkannte. Warum — ſagte ich — verbinden Sie mit ſo vielen Reizzen des Geiſtes, mit Ihren wizzigen Einfällen einen ſo wunderlichen Humor? — Sie haben vollkommen recht, — verſezte die Aebtiſſin — aber auch da hat es die Darmand worin verſehen. Sie hat mich drei Tage lang ohne eine Mannsperſon gelaſſen. Eben daher bin ich ſo ganz anders, ſo mürriſch und verdrüßlich geworden. Ich habe Sie, ich geſteh' es offenherzig, ſehr ſchlecht empfangen, und es war wahrhaftig von Ihnen groß

gedacht, daß Sie ihr Mißvergnügen ſich nicht merken lieſſen.

Ich unterſtand mich nicht ſie zu fragen, wem ſie dieſe Veränderung zu verdanken hätte, noch weniger mich bei ihr nach der Urſache zu erkundigen, warum die erſten beiden ſo intereſſante Schönheiten nicht mehr da wären. — Da Sie eine gute ehrliche Haut zu ſein ſcheinen — ſagte die Aebtiſſin zu mir — mögen Sie unſern vorigen Zeitvertreib wiederholen. Meine einzige Glükſeligkeit ſezze ich darin, dieſe armen jungen Geſchöpfe zu vergnügen, welche Aberglaube, oder Barbarei der Eltern in dieſe Einſamkeit geworfen hat.

Sie klopfte dreimal. Drei reizzende Nonnen kamen ſogleich ins Zimmer, ſie zogen eben ſo wie die erſtern ſehr ſchnell ihre Kutten aus und warfen ſich auf einen Ottomann, mit dem Rükken gegen die Wand, und ſuchten ſo viel ſie nur konnten, den Mangel an Mannsperſonen zu erſezzen. Die eine hatte die Augen nur halb offen, die andere ſahe gen Himmel und die dritte hatte ſie ganz geſchloſſen.

Mitten unter dieſer angenehmen Beſchäftigung zog die Aebtiſſin einen grünen taffentnen Vorhang weg, und man bekam ein herrliches Gemälde zu ſehen, welches die bekannte Geſchichte des Mars und der Venus vorſtellte, wie beide mit einem Nez eingeſchloſ-

geſchloſſen waren. Der Anblik dieſes ganz nach der Natur gezeichneten Gemäldes verdoppelte alle Bewegungen und mitten unter den Stöhnen und verliebten Seufzern, fiel ich über die Aebtiſſin und mitten unter dem bezaubernden Geräuſch aller dieſer Bewegungen, nahm ſie ſelbſt an dieſer allgemeinen Fröhlichkeit Theil.

Andere Mädchen im wollüſtigſten Anzuge traten ins Zimmer und fiengen einen Tanz an, der darum erfunden zu ſein ſchien, um alle Empfindungen aufs höchſte zu ſpannen und mich aufs neue zu den Umarmungen der Aebtiſſin anzufeuern. Die halb nakkenden Mädchen brachten es wirklich durch ihren Tanz dahin, daß ich der Göttin der Liebe ein neues Opfer brachte, das eigentlich für eine von den ſchönen Mädchen, nicht aber für die häßliche Aebtiſſin beſtimmt war.

Auf ein gegebnes Zeichen verſchwanden die Jungfrauen. Wenn ich mich nicht irre — ſagte die Aebtiſſin etwas abgemattet — bin ich Ihnen fünf und dreißig Louisd'or ſchuldig. Hier ſind ſie. Es ſtehen noch fünfhundert zu ihren Dienſten; es iſt ſpät. Ich will Sie bis zum Gärtner begleiten.

Ich zog meinen Ueberrock an und ſtieg hinab in das Gewölbe. Welches Glück für mich! Ich fand hier die ſchöne Nonne, welche mich ſo ganz entzükt

hat-

hätte. Meine Liebe ſtieg bis zum höchſten Gipfel, ich konnte mich nicht länger halten, ich legte ſie auf eine Tonne und ..... Ich wollte ihr alle mein Geld geben, das ich von der Aebtiſſin bekommen hatte. Ich bekam den Korb, indem ſie zu mir ſagte, daß ſie einmal das Gelübde der Armuth gethan hätte, und daß es ihr einmal verboten wäre, Geſchenke zu nehmen. Ich traf meinen Begleiter und begab mich nach der Wohnung der Darmand, der ich tauſendmal für die vergnügte Nacht dankte, die ſie mir verſchaft hatte.

Die folgenden waren der Ruhe gewidmet. Im Schlaf kamen mir doch immer die ſchönen Nonnengeſichter vor, welche mir manche unangenehme und angenehme Empfindungen verurſachten, ſo daß ich zu mir ſelbſt ſagte: die Natur iſt doch vortreflich. Sie hat uns ein Geſchenk gemacht mit Etwas, das Manche nicht für Glüksgüter, nicht für Ehrenbezeugungen der Könige, nicht für Täuſchungen eitler Größe hingeben würden.

Ich war an einem Abend in der Oper. Es wurde zum erſtenmal ein Stük gegeben, das die Aufmerkſamkeit aller Zuſchauer erregte. Das griechiſche Koſtum, welches wirklich äußerſt wollüſtig war, ward in den meiſten Logen für unanſtändig erklärt. In der Loge über mir erhob ſich mit einem-

mal

mal ein gewaltiger Streit über die Naktheit der griechiſchen Mädchen. Es kam mir vor, als wenn ich eine von den Stimmen, die ſich in dieſen Streit miſchte, kennen ſollte. Ich ſah herauf und glaubte wirklich eine Dame zu bemerken, die ich ſchon irgendwo geſehen hatte. Sie ſchien lebhaften Antheil an dem Streit zu nehmen. Weil ich ſie aber für eine Dame vom erſten Rang hielt, glaubte ich wider den Reſpekt zu handeln, wenn ich ſie ſtarr anſehen wollte.

Indeſſen biegte ich mich bei einem Zwiſchenakt doch ganz zu meiner Loge heraus, um ſie genauer anſehen zu können. Jezt erkannte ich meine Gräfin, und fragte den Grafen B. meinen Nachbar um den Namen dieſer Dame. Er nannte mir die Herzogin von * * *. Ich ſprach jezt von dem Damengeſpräch, daß ſie ſich vom griechiſchen Koſtum unterredet hätten, und wuſte am Ende die Unterredung ſo zu drehen, daß ich mich nach der Wohnung der Herzogin erkundigte.

In Fauxbuy in der Straſſe St. Honori, ſagte er zu mir, in der kleinen Straſſe ſtehen ihre Seitengebäude. Ueber dieſen glüklichen Zufall war ich ſehr erfreut, und ich verſprach mir allerdings ſehr viel Vergnügen davon: ich wollte nemlich an ſie ſchreiben, daß ſie mir eine zweite Nacht vergönnen möchte,

wenn

wenn ich ihr gut genug gewesen wäre, oder es möchte dabei bleiben, und dann würde ich mich auch nicht grämen. Kurz ich hatte meinen Brief so eingerichtet, daß ich weder in der Gestalt eines kriechenden Schmeichlers erschien, noch ihr selbst in einem nachtheiligen Lichte vorkommen muste.

Indem ich über den Inhalt meines Briefes noch zweifelhaft war, erhielt ich ganz unvermuthet ein Briefchen, das ich schnell erbrach, weil meine Neugierde über den Inhalt desselben so gespannt war, daß ich an meinen Brief an die Herzogin weiter gar nicht dachte.

„Der S** nach der Mode wird eingeladen, „diese Nacht zu zwei Damen zu kommen, welche „entschlossen sind, sich nicht zu trennen; Er darf sich „nur des Abends um neun Uhr auf der Pont tour„nant einfinden, da wird ein Miethswagen stehen, „der ihn an den Ort seiner Bestimmung bringen „wird."

Ich folgte der Einladung, und alles traf richtig zu, wie man es mir vorher bestimmt hatte. Eine alte Hexe stand an der Brükke, führte mich an einen Miethswagen und sezte sich zu mir herein. Der Wagen hielt, wir stiegen aus, die Alte brachte mich in ein Zimmer. Als ich darauf mit ihr in einen Saal gieng, sagte sie zu mir: Wenn die Glokke an

die-

dieſer Wanduhr ſchlagen wird, ſo nehmen Sie das auf dem Tiſch ſtehende Wachslicht und kommen in dies Nebenzimmer, wozu dieſe Thür führt.

Zehn Minuten wartete ich, die Uhr ſchlug, ich trat in ein auf das hellſte erleuchtete Zimmer, worin mir am erſten ein Bette auffiel, wovor ein Schirm von beinah durchſichtigen Zeug ſtand. Ich trete näher ans Bette, und ſehe zwei nakte Frauenzimmer darauf liegen, deren Geſichter mit Tüchern bedekt waren. Das eine Frauenzimmer konnte in Anſehung ihrer auffallenden Schönheit dem Bildhauer und Mahler zum Model dienen, um eine Venus darnach zu kopiren. Nie haben Wolluſt, die Gracien und Venus ſelbſt nicht ſo geſchikt alle einzelne Theile zum vollkommenſten Ganzen zu vereinigen gewuſt. Das andere Frauenzimmer, das ihr zur Seite lag, war mager, die Knochen ragten weit hervor und die gelbe Haut ſchrekte ſo gewaltig vom Vergnügen ab, daß man zurükbeben muſte und gewis ſie nicht würde haben genieſſen können, wenn gleich mit ihrem Genuß auch der Genuß der dabei liegenden Schönheit verbunden geweſen wäre.

Als ich beide Frauen lange genug beobachtet und meine ſtillen Betrachtungen über ſie angeſtellt hatte, hörte ich eine Stimme, die mir zurief:

„Ver-

„Verlaſſen Sie das Zimmer, wenn Sie die Uhr „ſchlagen hören, und öfnen Sie die Thüre des Ne„benzimmers, das Ihnen gerade entgegen ſtößt.“

Der Schlag der Uhr kündigte mir den Zeitpunkt an, wenn ich die Thüre des Nebenzimmers öfnen ſollte. Ich kam in ein nettes Zimmerchen, worin zwei Damen auf einem Sopha ſaßen. Die eine von dieſen Damen konnte gewiſſermaßen das Ideal von Schönheit übertreffen, welches die Dichter mit ſo groſſem Feuer beſungen haben. Die zweite war gerade in dem nämlichen Grad häßlich, daß man hätte mögen izum Stein verwandelt werden. Eine ſchmale Stirne, eine geſpaltene und aufgeworfene Naſe, ein groſſer weiter Mund, ein breites Kinn, rothe Augen, eingefallene und blaſſe Wangen; das wäre noch die erträglichſte Zeichnung, wenn man von dieſem Frauenzimmerchen ein Bild entwerfen wollte.

Die Schöne und Reizende fieng die Unterredung an: „Man ſpricht von Ihnen in Paris ſo viel, mein Herr, daß wir wirklich neugierig ſind, ob Sie auch das in der That leiſten können, was das Gerücht ſo allgemein von Ihnen verbreitet hat. Wir ſind zwei Frauen, welchen ihre Männer mit Fleiß das L. erlauben, die Gründe werden Sie von ſelbſt errathen. Dieſer Erlaubniß bedienen wir uns

mit

mit Vergnügen und wir befinden uns wahrhaftig nicht übel dabei.

Dürfte ich mich wohl unterſtehen, Sie, meine ſchönen Damen zu fragen, wem ich dieſen ſo allgemeinen Ruf zu danken habe, und woher ich ſo glüklich gtworden, Ihnen bekannt geworden zu ſein.

Ihre ſieben glorreiche Siege über die Aebtiſſin * * * konnte Sie allein unſterblich machen — ich kam hierüber ganz auſſer aller Faſſung, indem ich von dieſem Saturnalfeſt mit weiter keinem als mit der Darmand geſprochen hatte. — Weil Sie nun einmal davon unterrichtet ſind — fuhr ich fort — habe ich nicht nöthig, Ihnen etwas zu verheelen.

Sie können hier völlig frei handeln. Bedienen Sie die beiden Frauenzimmer, von denen Sie eben kommen, oder wählen Sie eine von beiden und dann wollen wir uns zum Abendeſſen ſezzen. — Meine Wahl iſt ſchon längſt entſchieden, ich brenne vor Verlangen die Schöne mit dem blauen Bande in meinen Armen zu haben.

Bei dieſer Erklärung kehrte mir das artige Frauenzimmer den Rükken zu, ſtand auf und gieng fort. Ihre häßliche Geſellſchafterin fiel mir mit einer Hizze und einem Feuer um den Hals, überſtrömte mich mit Küſſen, daß ich hätte ohnmächtig werden mögen, indem aus ihrem Halſe ſolche garſtige Ausdünſtun-

ſtüngen giengen, daß ich glaubte in der Hölle zu ſein. Als ſie ſah, daß ich einen Betrug wähnte, machte ſie eine Nadel los, und überzeugte mich wirklich, daß unter dieſem ſo gräßlichen Geſicht, Grazien und Reizze verborgen wären.

Meine Damen — ſagte ich jezt — wir wollen uns zu Tiſche ſezzen, und es wird ſich da leicht ein Mittel ausfindig machen laſſen, alles wieder ins Geleiſe zu bringen. Ich habe ſo wie Herkules einen Geſellſchafter bei meinen ſchweren Arbeiten. Erlauben Sie mir, daß ich ihn darf kommen laſſen. Ich verſpreche Ihnen, daß Sie mit ihm gewiß zufrieden ſein werden. Ich ſchrieb an ihn ein Billet; er kam gleich nach Empfang deſſelben.

Bei dem Abendeſſen wurden recht muntere Geſpräche geführt. Durch meine Freimüthigkeit und Luſtigkeit hatte ich mir ihr Zutrauen erworben. Nach einigen ziemlich derben Erzählungen im Geſchmak des Boccaz und einigen eben ſo luſtigen Liedern im Geſchmak des de la Fontaine, ladeten wir uns einander zum Vergnügen ein, und flogen mit einander auf ein groſſes ungeheures Bette. Ich umarmte das reizzende Weib, machte der häßlichen eine Maſke vor, ſo daß ich die erſte küßte und die andere . . . . . Weil aber dieſe Taubenliebe der erſtern nicht ſo ganz recht war, rief ich meinen Beiſtand,

ſtand, der indeſſen auch bei ihr ſeine Schuldigkeit verrichten muſte.

Vom Liebeskampf ermüdet ſezten wir uns hin, und erzählten uns Hiſtörchen. Mein Freund machte den Anfang und erzählte uns eine luſtige Geſchichte, die ihm begegnet war.

Des Abends um halb neun Uhr kamen zu mir auf mein Zimmer — ſo fieng er ſeine Erzählung an — drei groſe ſtarke Bediente, welche ſich zu mir an den Tiſch ſezten, und mich zwangen ſie in ein unbekanntes Haus zu begleiten. Sie führten mich in ein Zimmer, worin ſich eine Dame befand, die über meine Gegenwart beſtürzt zu ſein ſchien. Sie fragte mich nach meinem Namen, nach meinem Stande, nach meinen Eltern. Gerade ſo wie du mir das Zimmer deiner Gräfin beſchrieben haſt — ſagte er zu mir — fand ich das Zimmer dieſer Dame ausmeublirt, und ich erſtaunte wirklich über die groſſe Aehnlichkeit zwei ſo verſchiedener Sachen. Ich beſann mich jezt keinen Augenblik. Ich ſagte geradezu, daß mein Bruder indeſſen das Haus bewachte, wenn ich auf irgend ein Abentheuer ausgienge. Ich glaubte, daß ich meine Perſon noch eben ſo gut vorſtellen könnte, als mein Bruder. Mein entſcheidender Ton gefiel der Gräfin, weil aber die Darmand nichts von mir geſagt hatte, wollte ſie ſich

nicht mir überlassen. In diesem Fall konnte ich mir ein ander Vergnügen machen, welches jedes andere, wenigstens in diesem Hause, übertraf. Dies war ein artiges, junges, gewandtes Kammermädchen, die eben so frei und auch beinah eben so artig als Kolumbinchen war. Sie muste herunter kommen, sie gab mir ein Zeichen, daß ich jezt mit ihr machen könnte, was ich wollte. Röschen wehrte sich und doch kostete es mir nur ein paar Küschen, um sie zum Gehorsam zu bringen. Jezt mache ich Versuche, ihr ein Kleidungsstück nach dem andern weg zu nehmen, bis sie endlich ganz nakend vor mir stehet. Röschen hat jezt nicht mehr ihre natürliche Stärke, ihre Küsse athmen schon Wollust, ihre Hand verliert sich unvermerkt an einen Ort, den sie nicht betasten sollte, jezt wird sie schon durch ihre Leidenschaften mehr besiegt, als durch die Uebermacht ihres Feindes. Sie unterliegt den Küssen, sie ließ ihren Busen befühlen, und indem sie sich noch mit einem Kleidungsstück bedekken will, ergreift sie in der Angst ihren ärgsten Feind, der ihr aber jezt unendliches Vergnügen machen soll. Nun war sie entwafnet, und überließ sich ihrer muthwilligen Hizze. Jezt läßt sie sich alles gefallen, ohne zu bedenken ob es anständig ist, oder nicht. Sie sinkt in diesem Augenblik von Vergnügen in den Armen ihres Sie-

gers,

gers, indeſſen die Gräfin athemlos, mit bangem Herzen in ihrem Armſtuhl ſaß. Ihre Augen waren voll Waſſer vor Freuden, ſie konnte weder anfangen zu reden, noch wagte ſie es, uns zu unterbrechen.

Die Erzählung meines Freundes machte einen ſo gewaltigen Eindruk auf die Signora Viktoria, daß wir unſere vorige Plázze wieder einnehmen und unſere Siege erneuern muſten. Mitten unter meinen Arbeiten muſte ich indeſſen gewiſſermaſſen eine Art von Treue ſchwören und ich verſprach an dem Buſen meiner ſchönen Unbekannten an der andern die Beweiſe meines Danks zu wiederholen.

Ich ward für die Darmand ein ſehr wichtiger Gegenſtand. Sie kam einmal den Morgen früh zu mir und ſagte, daß ſie jezt für mich eine ganz vortrefliche Gelegenheit ausgefunden hätte, die einzig in ihrer Art wäre. — Wie? Wenn? Wo? Sagen Sie mir doch gleich? Bei wem? — Nur einen Augenblik Geduld — ſagte ſie zu mir — Sie müſſen nicht ſo hizzig ſeyn? Hören Sie aufmerkſam zu. In Paris lebt eine Markiſin, die durch ihre ſeltſamen, abentheuerlichen Begebenheiten allgemein berühmt iſt. Vornehme und Geringe ſind ihre Liebhaber geweſen. Könige und Kutſcher, Kardinäle und Musketirs, Präſidenten und Seiltänzer; ja ſo gar einen Savoyarden hatte ſie einmal, von dem ſie krank

wurde. Sie ist jezt siebenzig Jahr alt, aber in ihren Adern fließt noch das nämliche warme Blut, als in ihren jüngern Jahren. Sie behauptet, daß nicht Blut, sondern Feuer in ihren Adern flösse. Ich habe sie schon lange gekannt; aber sie war in ihrem Betragen so mürrisch und verdrüßlich, daß ich nichts mit ihr anfangen konnte. Zeigen Sie sich doch einmal und ihr von mir diesen Brief. Sie wird vielleicht ihre Launen vergessen, indem sie an die verübten Auftritte denkt, die sie mit Ihnen haben kann.

Ich nahm den Vorschlag an. An dem nemlichen Tage ließ ich mich bei der Marquisin melden. Sie war eine große, lange, magere Frau, sehr kenntbar durch ihre Adlersnase und durch ihren ernsten Blik. Sie schien wirklich in dem Augenblik freundlicher und sanfter zu werden, da sie mich genau betrachtete und ihre Hand auf meine Schulter legte. Nach einigen Fragen, die eine gewisse Unentschlossenheit verriethen, sagte sie zu mir, wollen Sie den Posten eines Vorlesers bei mir annehmen; die Marquisin schreibt in ihrem Briefe, daß Sie ganz vortreflich lesen könnten. Ich weis nun freilich nicht, ob man sich auf den Geschmak dieser Frau verlassen kann, die jeden lobet und empfiehlet, den sie einmal in Schuz genommen hat, und dabei immer auf ihr eigenes Interesse bedacht ist.

Kons

Kommen Sie in meine Bibliothek, ich will ihr Führer sein. Sie ist zwar nur klein, aber nach meinem Geschmak sehr erlesen. Ich kam auf theologische und moralische Bücher, und machte dabei die Bemerkung, daß diese schon so ziemlich aus der Mode wären. Sie haben vollkommen recht — sagte sie — zum Unglük kommen Sie auch gerade auf die unrechten, die ich blos zur Schau aufstelle. Hier habe ich eine köstliche Sammlung, da suchen Sie sich eins aus, doch ich will Ihnen lieber selbst das kräftigste geben. Lesen Sie hier diese Novelle.

(Der Herausgeber hat gute Gründe, warum er diese Erzählung hier weg läßt. Sie würde beinah so viel Plaz einnehmen, als eine ganze Erzählung aus diesem Buche. Es kommen Stellen darin vor, welche manchen Leser nicht lieb sein würden, vornemlich wenn sie es fühlten, daß sie getroffen wären. Diese könnten vielleicht meinen, daß das, was der Zufall that, absichtlich geschehen sei.)

Bei der lezten Erzählung bat ich um die Erlaubniß, jezt aufhören zu dürfen, weil ich es beinah nicht mehr aushalten konnte. Sie sind Meister im Lesen — sagte sie zu mir — ich zweifle, daß man besser lesen könnte. Lassen Sie Ihre Hand immer da, wo sie war. Sie thun Unrecht, daß Sie so viel auf einmal machen. Blos von Ihnen hängt

es ab, daß Sie bei der Aufwallung Ihres Bluts die Früchte von Ihrer Lektüre auf eine angenehme Art einsammlen. Ich habe nicht das geringste Interesse bei diesem Vorschlag, weil ich nur einen gewissen bestimmten und einmal festgesezten Dienst verlange, übrigens hängen Sie hernach ganz von sich ab. Allein noch einmal muß ich gestehen, Sie lesen ganz vortreflich, und wenn Sie sich entschliessen können, bei mir die Stelle eines Vorlesers anzunehmen, würde ich Sie mit Freuden aufnehmen, weil ich keinen bessern jungen Mann dazu finden könnte.

Dieser Vorschlag erregte ganz meine Eitelkeit und meine Eigenliebe, ich war neugierig zugleich, um mein ganze Funktion zu erfahren. Bleiben Sie heute zum Abendessen bei mir und Sie sollen von Allem Zeuge sein; denn diese kleinen Ergözlichkeiten finden erst nach dem Abendessen statt. Der Abend ist dem Spiel, die Nacht dem Schlaf gewidmet; für die Gesundheit wird bei allen diesen Vergnügungen am meisten gesorgt.

Diese Einrichtung gefiel mir. Wir sezten unsere Lektüre bis zum Abendessen fort. Nie habe ich mit gröſſerm Appetit gegessen, als nachdem ich mich auf die Art müde gelesen hatte. Nach demselben Verhältniß trank ich Ungar, Champagner, Kapwein, Likeur, Punsch, Kaffe u. s. w.

Nach-

Nachdem wir von Tiſch aufgeſtanden waren, hörte ich eine göttliche Muſik. Die Dame führte mich in ein Zimmer, das ſie ihr Serail nannte. Dies war ein großer Salon, mit zwölf Gemälden ausgeziert, welche Gegenſtände aus den zwölf Strophen der Ode an den Priap enthielten. Die Strophe der Ode, welche das Gemälde darſtellte, war jedesmal mit goldenen Buchſtaben darunter geſchrieben. Nie habe ich die neun Muſen auf die Art in ihren eigentlichen Funktionen abgebildet geſehen. Damit ſich meine Leſer einen deutlichen Begrif von dieſen Gemälden machen, muß ich ſie ſchon bitten, dieſe Ode etwan in einer Ueberſezzung nachzuleſen, weil ich ſie nicht auswendig weiß; dann werden ſie ſich erſt den Reichthum der Einbildungskraft und die Schönheit des Gegenſtandes verſinnlichen können.

Indeſſen ich gierig die Schäzze des Luxus und der Wolluſt durchlief, hielt die Dame, wie ſie zu ſagen pflegte, ihre Specialrevüe. Sechs und ſechs ſtanden ganz nakkend in einer Linie, wovon jede insbeſondere entweder in Anſehung des Haars, oder der Augen, oder des Mundes, oder des Buſens, ausgezeichend ſchön war. Eine einzige war mit einem leichten Gewand bis an den Gürtel bedekt. In dem Augenblik, da die Dame ins Zimmer trat, ließ die einzigbekleidete auch das leichte Gewand fallen.

Nun

Nun gieng die Dame die Reihe durch, gab der einen eine kleine Ohrfeige, die andere umarmte sie, der dritten streichelte sie die Backen und eine vierte hob sie in die Höhe. Wenn sie merkte, daß eine etwan ohnmächtig werden wollte, reichte sie ihr eine Stärkung, wonach sie sich wieder erholte.

Das Concert nahm nun seinen Anfang. Anstatt der Kantaten wurden Stellen aus Dichtern gesungen, welche Wein und Liebe zu Gegenständen ihrer Gedichte gewählt. Hier wuste man nichts von jenen verhaßten Kastraten, die in Italien so sehr geschäzt, von den übrigen Erdenbewohnern verachtet werden. Nach dem Gesang wurde getanzt auf eine Manier, die völlig mit der übrigen Feierlichkeit übereinkam.

Dieser Tanz, der in puris naturalibus geschah, war freilich nicht anständig, wenigstens unsern Sitten nicht angemessen; allein er war doch auch nicht so schandlich, als unsere Mystiker und Träumer uns überreden wollen.

Jezt ereigneten sich Szenen, die ich lieber nicht schildern will, weil sie manche keusche Ohren beleidigen möchten. Es waren Nachahmungen der bekannten Orgien der Alten, mit einigen Zusäzzen vermehrt, welche die Markisin nach ihrem feinen Geschmak erfunden hatte. So viel weis ich noch, daß

ich

ich das schönste Mädchen von allen diesen Buhlerinnen durchs Loos bekam.

So bald das Bacchusfest geendigt war, gieng ich mit der Markisin in ihre Bibliothek zurük. Dies sind — sagte sie zu mir — meine unschuldigen Zeitvertreibe. Bei mir finden keine Verläumdungen statt, keine ehrgeizzigen Projekte; bei mir strebt man nicht nach dem Regiment; verboten sind bei mir alle gottlose Lehren, die schon so viel Unheil in der Welt angerichtet haben; ganz unbekannt ist der Wucher, wodurch schon so viele Menschen unglüklich geworden sind; die blinde Rache, den unersättlichen Geiz trift man bei mir nicht an. Wenn alle Menschen uns folgen wollten, hätte man keine Gerichtsstühle, keine Gefängnisse, keine Blutgerüste nöthig. Die Thränen und die Langeweile würden auf der Erde völlig unbekannt sein. Der einzige Schatten von Mühseligkeit, die wir kennen, ist die Ruhe; allein auch dies wird durch die Hofnung ersezt, daß wir unsere Vergnügungen bald wieder anfangen können.

Aus zwei Gründen wünschte ich sie in meine Dienste zu nehmen. Ich schäzze einmal ihr grosses Talent des Vorlesens und dann hätte ich ein Projekt, daß sie ein Tagebuch von unsern mannigfaltigen Vergnügungen hielten. Vielleicht würden wir alsdann

dann darin Nachahmer bekommen, und dieſe neue Verbindung würde ſicher dahin zwekken, daß die Erde von den gröſten Laſtern gereinigt würde, welche ſie bis jezt verunehren.

Ich verſezte, daß es für mich allerdings ſehr ehrenvoll ſein würde, wenn ich zu einem für die Menſchheit ſo nüzlichen Projekt auch mein Scherflein beitragen könnte. Dieſer Ruhm — fuhr ich fort — wäre ganz über meine Erwartung; ich wollte daher, bis ſich mein Stil gebildet hätte, Meiſterwerke leſen, damit ich nach und nach mit dem Ganz ihrer Ideen bekannt würde; ſonſt hätte ich immer gezweifelt, daß die Praxin vor der Theorie voran gehen könnte.

Ein bloſſer Irthum — ſagte ſie zu mir — Ovid, Horaz, Juvenal, Terenz, waren die gröſten Freigeiſter ihres Jahrhunderts. Sie dürfen nur auf unſer jeziges erleuchtetes Europa einen Blik werfen, und ſie werden vom Throne bis zur Hütte groſſe Dichter finden, deren Gedichte eine gewiſſe Ungezwungenheit athmen, die jezt überall Mode iſt. Die Markiſin überredete mich wirklich bei ihr zu bleiben.

Indeſſen ſtieg mein Ruf zuſehens. Alle Elegan-ten in Paris wollten mich ſehen und haben. — In dieſem Taumel von Vergnügungen und abwech-

ſeln-

ſelnden Luſtbarkeiten lebte ich eine zeitlang. Doch kamen auch gewiſſe Epochen, worin mir nichts Merkwürdiges begegnete. Ganz unvermuthet ward ich von meinen Freunden zu einer Landparthie eingeladen, wo mir der Zeitvertreib, den ich haben ſollte, völlig unbekannt war.

Wir kamen auf ein ſogenanntes Jungfernhaus — eine Benennung, die jezt äußerſt unanſtändig und ſchon lange aus der Mode gekommen iſt; obgleich dergleichen Häuſer dergeſtalt jezt Mode ſind, daß einige ſogar behauptet haben, daß der Staat Bordelle halten müſte, damit die Bürger keinen Schaden an ihrer Geſundheit leiden könnten. Ja es gehet jezt ſo weit, daß dem Anſchein nach ganz rechtliche und tugendhafte Frauen dergleichen Häuſer — oder welches immer eins iſt, die Häuſer der Gelegenheitsmacher und Conſorten — beſuchen, da eſſen, tanzen, ſpielen und zulezt ſich ganz öffentlich berühmen, daß ſie da geweſen ſind. Unſer Jahrhundert iſt ein ganz närriſches Jahrhundert, im politiſchen Fach ſowohl als im moraliſchen. Die Bedürfniſſe des Genuſſes bei dem weiblichen Geſchlecht haben ganz unglaubliche Fortſchritte gemacht; dies Geſchlecht iſt in dieſem Fall ganz unaufhaltſam und weit lüſterner als die Mannsperſonen. Nach dieſen Vergnügungen ſterben alle Menſchen ohne Unterſchied des

Stan-

Standes, so lange sie sie noch geniessen können, indessen nur einigen Menschen der Wein gut schmekt, nur einigen die Jagd interessirt, das Spiel beschäftigt, ein schönes Buch divertirt, der Ehrgeiz tiranisirt, eine böse Frau beherrscht u. s. w.

In diesem Hause, das wir besuchten, herrschte ein sehr guter Geschmak, die Wollust war seine Gesellschafterin und überall erblikte man eine Pracht und einen Reichthum, der von den Besizzern eine sehr gute Vorstellung im Voraus erregte. Mit Bewunderung und Entzükung trat man in einen Saal, dessen Dekke ein einziger Spiegel war. Vier grosse Gemälde hiengen an den Wänden und formirten gleichsam eine einzige Tapete. Das erste stellte die Liebe zweier jungen Mädchen vor. Das Ganze war auf die wollüstigste Art ausgeführt. Das zweite Gemälde war eine Prozession von Liebesgöttern welche während ihres feierlichen Zuges junge Mädchen verführten, die als Zuschauer umher standen. Auf dem dritten sah man abgebildet das Blutbad der Unschuldigen, oder die Entjungferung der Jungfern. Der Raub der Sammiter war dabei der Hauptgegenstand. Zehn junge Römer waren in der schönsten Blüte ihres Lebens vorgestellt. Die Jungfern wurden bei ihrer Erblikung roth, strekten die Hände nach diesen liebenswürdigen Siegern aus und

mach-

machten eine sehr reizende Vordergruppe. Das lezte Gemälde stellte den Olymp in Wollüsten schwimmend vor. Jupiter lag bei seiner Tochter Venus, Apoll scherzte mit seiner Schwester, Mars vernachläßigte Minerva, Ganimed that was Außerordentliches der Hebe zu Gefallen. Man sah, wie die grösten Hurenjäger im Olymp koßten. Philipp lag auf der Herzogin von Berri, Vulcan hatte ein nagelneues Glied vor Ludwig den . . . gemacht, Pabst Clemens der . . . lag bei einer Karmeliternonne. Mit einem Wort, dies scandaleuse Gemälde stellte ein himmlisches Bordell vor.

An der einen Seite des Salons war ein kleines Nebenkabinet, das gewissermaßen unentbehrlich war, man nannte es das Praparantenzimmer. Hier stand in Flaschen Weinessig, um gewisse Dinger enge zu machen; hier fand man Pomaden, welche die Haut erweichen, Elixire, welche gewisse Glieder stärken, und Wohlgerüche, welche die Wollust unterhalten. Man sah hier Bidets von einer ganz neuen Form; sie stellten Dianenbäder vor. Ein kleiner Endymion, welcher beim Druk einer Feder zum Vorschein kam, schien mehr den Siz der Liebe mit einem Schwamm zu küzzeln, als abzuwischen.

Als ich alle diese nüzlichen Zubereitungsörter besehen hatte, gieng ich in den Saal zurük, wo man

mir

mir ſagte, daß ich etwas warten möchte. Die Dekke des Saals theilte ſich in zwei Theile und ich konnte nun eine Gruppe nakkender Frauenzimmer tanzen ſehen, die ſich allen den Empfindungen überlieſſen, die die ausgelaſſenſte Luſtigkeit nur hervorbringen kann. Ich glaube es waren neun Stük. Ich rief ihnen zu, ob ich mich nicht auch unter ihre Tänze miſchen könnte. Die eine nahm das Wort und ſagte: Wenn Sie der einzige glükliche junge Mann ſind, ſo können Sie die Frage entſcheiden. Wenn Sie uns alle auf einmal vergnügen können, ſo mögen Sie kommen, ſonſt dürfen Sie auch nicht eine einzige berühren. Wir ſind Jungfern wie die Muſen. Wagen Sie es, eine ſolche Arbeit zu übernehmen, welche Ihrem Urgroßvater Ehre machen würde!

Gottheiten, Muſen oder Grazien, denn ihr müßt doch eins von dieſen ſein — verſezte ich — laßt mich zu euch und verſucht meine Methode. Ich gieng in das Vorbereitungszimmer und nach einer Verweilung von fünf Minuten war ich wieder da. Alle thaten einen lauten Schrei — Gerechter Himmel — rieſen alle zugleich — das iſt eine wahre Herkuleskeule! — Junge Schönheiten — ſagte ich zu ihnen — das, was Sie eine Arbeit zu nennen belieben, iſt wahres Spiel, erlauben Sie mir nur, daß ich Sie zu rechte legen darf.

Das

Darauf nahm ich drei Mädchen von gleicher Gröſſe und Höhe und brachte ſie in eine ſolche Lage, wie van Loo die Grazien abgebildet hat. Jezt fieng ich meine Operation an. Alle waren mit mir zufrieden, weil ich alle nach Wunſch befriedigte. Alle dieſe tugendhafte Perſonen erhielten endlich nach dem gewaltigen Taumel ihrer Sinne nach und nach ihre Vernunft wieder. Ich wünſchte dieſe Göttinnen nun näher kennen zu lernen, denn es konnte ja ſein, daß ich die eine oder die andere ſchon geſehen hatte. Nakkende Menſchen ſehen ſich ſo ziemlich alle ähnlich, es ſind gleichſam Maſken, worunter man ſie nicht ſo geſchwind wieder erkennen kann; ſobald ſie aber in ihren Kleidern erſcheinen, fällt einem ſogleich das Bild wieder ein, wenn man es anders vorher geſehen hat. Vornemlich die eine von ihnen hatte mir ein ſo unnennbares Vergnügen gemacht, daß ich mich nach ihrer genauern Bekanntſchaft wirklich ſehnte. Ich that ihr daher den Vorſchlag, ſie möchte ein leichtes Gewand umwerfen und wir wollten zuſammen in den naheliegenden herrlichen Garten gehen. Sie ließ ſich meinen Vorſchlag herzlich gern gefallen und Arm in Arm geſchlungen traten wir in eine Laube, die zu einer freundſchaftlichen Unterhaltung ſehr herrlich war. Ich umarmte ſie feurig, drükte einen Kuß nach dem andern auf ihren

rothen

rothen Mund und erfuhr nun als ein Vertrauter ihres Herzens folgende Geheimniſſe:

Wir ſind — ſagte ſie zu mir — alle neun Landſtreicherinnen, die auf Eventhener ausgehen. Die eine von uns hat einen Vater, den Beſitzer dieſes Hauſes. Sie nutzte, vermittelſt ihrer Behendigkeit, ihm den Hauptſchlüſſel zu ſtehlen. Wir übrigen ſind durch ihren Beiſtand aus dem Kloſter entwiſcht, um ſie hier zu beſuchen. Die Gemälde, die in dem Saal aufgeſtellt ſind, und die unſere ganze Aufmerkſamkeit an ſich zogen, haben bei uns den Wunſch erregt, dieſe ſchönen Fabeln aus der Mythologie zu realiſiren. Das erſte Frauenzimmer, das Ihnen zu Theil ward, iſt die Nichte der Aebtiſſin eines gewiſſen Kloſters, wo Sie bereits ſind eingeführt worden, ſie iſt die Schweſter der Nonne, die, wie Sie wiſſen, aus einer Tonne einen Sopha machte. Dieſe erzählte ihrer Schweſter die angenehme Schäferſtunde, die ſie bei Ihnen gehabt; wir traten daher alle gemeinſchaftlich in Verbindung, wir wuſten Sie hieher zu locken, und damit Sie keine von uns erkennen mochten, warfen wir unſere Hüllen ab und giengen lieber im Kleide der Natur, wie unſere erſten Eltern im Paradies.

Die Erzählung der Nonne war ſo wahrſcheinlich, daß ich ſie wohl glauben muſte. Ich dankte indeſſen

ſen für ihre Freundſchaft und wollte noch mehr erfahren. Ich machte mancherlei Verſuche, den Schleier des Geheimniſſes wegzureiſſen: allein ſie waren alle vergebens. Ich kam mit meinem Mädchen wieder zur Geſellſchaft und ſagte: Meine ſchönen Damen, ein einziges Wort von ihrer Seite, würde mir Stillſchweigen aufgelegt haben, allein ihre auffallende Zurükhaltung wird machen, daß ich dieſe luſtige Geſchichte in Paris öffentlich erzähle. Für mich ſelbſt iſt das Ganze zu ſchmeichelhaft, daß ich mich nicht dieſer Sache berühmen ſolte. Ich merke mir genau ihre Phiſionomien und es wäre wahrlich ſchlimm, wenn ich nicht mit der Zeit das erfahren wollte, woraus ſie mir jezt ein Geheimniß machen. Nach dieſer Erklärung verließ ich dies Haus, ohne es je wieder zu betreten, ohne je zu erfahren, wer eigentlich dieſe Mädchen waren, und wo ſie mochten hingekommen ſein. Alles blieb mir, meinen emſigen Nachforſchungen ungeachtet, ein unauflöſsliches Räthſel.

Als ich ſah, daß Jeder auf mich achtete, bekam ich einmal den tollen Einfall, das ſchönſte Weib zu beſizzen. Am Hofe wollte ich mein Meiſterſtük machen. Ich machte Bekanntſchaft mit einem alten Herrn, der äußerſt boshaft war; er verſprach mir, daß er mich bei den wollüſtigſten und ſchönſten Hof-

damen einführen wollte. Er that es wirklich. Er führte mich bei der Herzogin von * * ein — Gnädige Frau — sagte er zu ihr — ich habe die Ehre Ihnen einen jungen Mann vorzustellen, der sehr geschikt ist — — — Sie gab ihm einen kleinen Schlag mit dem Fächer und reichte ihm darauf ihre Hand zum Küssen dar. — Man spricht von Ihnen, mein Herr, überall — sezte sie hinzu — und ich weis wahrhaftig nicht, wie er in so grossem Ruf gekommen ist. —

Meine Beredsamkeit — versezte ich — hat nichts mit des seel. Cicero seiner gemein. — Ich stand augenbliklich auf, nahm die Herzogin bei der Hand und erbot mich, sie in ein Nebenzimmer zu führen. Sie folgte maschinenmäßig. Kaum war ich mit ihr im Zimmer, als ich ganz wunderliche Experimente mit ihr vornahm. Ich küßte ihr die Zunge im Munde, faste sie in den Busen, drükte sie an den Nabel, stieß sie in die Nieren, reihete sie an wie eine Perle, sprang mit ihr herum, als mit einer Operntänzerin. — — — Aber lieber junger Mann, was haben Sie gemacht? Wissen Sie wohl, daß eine Frau von meinem Stande — — — Nicht so leicht befriedigt werden kann — sezte ich hinzu. — In dem Augenblik nahm ich die vorige Operation mit der jugendlichsten Kraft wieder vor. Auch auf

ihrer

ihrer Seite war sie äußerst dankbar, und ich muß gestehen, sie that alles mögliche, um mir selbst recht viel Vergnügen zu machen. Sie drükte mich recht verliebt zwischen ihre Lenden und frug im traulichsten Ton, was sie denn eigentlich für mich thun sollte. — Was anders, als daß Sie erlauben, daß ich Sie noch einmal umarme und mit Ihnen zugleich neue Vergnügungen genieſſe. Mein Talent in dieſer den Damen ſo angenehmen Sache machte mich völlig unabhängig. Ich habe weder eure Miniſter, noch eure Damen, noch den Schwarm von Patronen nöthig, welche das Hofleben ſo traurig machen, und die Bewerbung um Aemter ſo ſehr erſchweren. Die Natur hat mir einmal einen geſunden Schlund, einen vollen Beutel, eine nie erſchöpfende Kraft, ein munteres, ſtets aufgewektes Temperament und einen guten Magen verliehen. Ich ſtrebe alſo weder nach der Gunſt dieſes Miniſters, oder jener königlichen Maitreſſe, oder nach der Gnade eines Beichtvaters. — Doch ich empfehle mich Ihnen, meine gnädige Frau Herzogin, in der künftigen Woche ſtehe ich wieder zu Dero Befehl, ich habe noch dieſen Abend eine Prinzeſſin und zwei Markiſinnen zu rechte . . . . . .

Dieſe Prinzeſſin hatte ich ſchon einmal geſehen; ich wuſte mir zu ihrem Zimmer einen Zugang zu ver-

ſchaffen und überreichte ihr das Billet der Darmand. Ich traf ſie in einem nur ganz ſchwach erleuchteten Boudin. Ihr Deshabille war außerordentlich einladend und reizzend; ihre ganze Figur etwas mager, aber äußerſt verliebt; ihre Bruſt war noch feſt; ihr Auge voll Feuer.

Ich muß es Ihnen nur geſtehen, mein ſchöner Herr — ſagte ſie zu mir — ich bin etwas eigen und furchtſam. Ich bin ſechs und zwanzig Jahr alt, und was Sie vielleicht nicht denken werden — noch eine Jungfer. Da ich aber immer unter Frauenzimmern und mit Frauenzimmern gelebt habe, möchte ich vielleicht nicht mehr die Kennzeichen der Jungfrauſchaft haben. Die Darmand kennt einmal meinen unſchuldigen Geſchmak in dieſem Stük und hat mir Sie vorgeſchlagen, daß Sie ein gutes Mittel wüßten, den Schaden zu heilen, den ich mir durch meine Lebensart zugezogen habe. Ich bin auch völlig davon überzeugt. Doch ehe ich mich Ihnen anzuvertrauen wage, möchte ich wohl erſt ſehen, mit wem ich eigentlich zu thun hätte.

Ich verſezte auf dieſe unerwartete Anrede: Ihre Klugheit und Vorſicht, Prinzeßin, iſt allerdings zu loben. Es iſt ſehr billig, daß Sie von dieſer Seite wiſſen, woran Sie ſind. Hier ſehen Sie mei-

nen

nen . . . . . Ich glaube Sie werden damit zufrieden sein.

Bei diesem höchst unerwarteten, noch nie gesehenen Anblik stürzt sie auf einen Sopha und bleibt beinah ohne alle Besinnungskraft liegen. Ich will diesen Augenblik benuzzen, sie auf die Probe zu nehmen; allein . . . . . Der andere Versuch gelingt besser — Sie verlangt von mir eine andere Operation, die ich nie vorher gemacht hatte. Sie ist mit mir zufrieden, macht tausend Entschuldigungen über ihr Betragen und beschenkt mich reichlich.

Indessen war die Zeit verflossen. Es fiel mir eben ein, daß ich zwei Markisinnen noch diesen Abend einen Besuch versprochen hatte. Mein Wort muste ich halten. Ich empfahl mich, bis aufs Wiedersehen und flog nach der Wohnung meiner Schönen. Die eine war so verliebt als eine Braut und dabei schön wie eine Venus. Ich kam wie gekocht zu ihr ins Zimmer.

Großer Gott, rief sie mir entgegen — Was soll das bedeuten! Ich glaubte einen jungen Mann zu sehen zu bekommen, so schön als Endimion. Sie können sich nur packen. Ich kann weit bessere bekommen. —

Ich ließ sie immer fort reden, und war schon auf den Punkt aus der ganzen Sache einen Spaß

zu machen, um einen ſchiklichen Vorwand zu haben, die Sache bis auf morgen zu verſchieben. Als ſie bemerkte, daß ihr Sarcaſmen mich weder aus der Faſſung brachten, noch mich erzürnten, ſtimmte ſie ihren Ton ſehr herab. Ich mache jezt die Rolle des Beleidigten und will mich zurükziehen. Sie ſcheint dies übel zu nehmen. Ich geſtehe ihr drauf, daß ihr Verſtand mehr Eindruk auf mich gehabt habe, als ihre Figur. Sie ſcheint unſinnig werden zu wollen. Ein Wort giebt das andere. Wiſſen Sie wohl, mein artiger kleiner höflicher Herr, daß man einen Menſchen wie Sie, ſehr bald den Abſchied geben kann? Wiſſen Sie wohl, gnädige Frau Marliſin, daß man auch das artigſte Weibchen, wenn es zu eigenſinnig iſt, in den Stich laſſen und ſich nach einem andern Subjekt von koſtbarer Güte umſehen kann? — Sie müſſen mir Gründe von ihren unſinnigen Behauptungen angeben. Wie? — Ich verlange ein vor allemal Gründe. — Aber wenn ich nun keine wüſte! — Das ſoll mir ganz gleich ſein, denn müſſen Sie widerrufen. — Herzlich gern. Nehmen Sie nur wieder ihre ſo ganz eigene Munterkeit an, denn wird ihr Feuer, das ihr Auge belebt, von ſelbſt erſcheinen, entblößen Sie Ihren Buſen, der mir die herrlichſte Augenweide verſpricht, ſprechen Sie nur ein Wort, ſo müſſen Ihre drei

leich-

leichten Röckchen verschwinden und dann werden Sie wohl schon von selbst Anstalten zu unserm Fest machen.

Sie ließ sich meinen Vorschlag gefallen. Ihre Freundlichkeit, ihr liebvoller Blik, das Feuer, das aus ihren Augen strahlte, alles dies gab mir ganz neue und ungewohnte Kräfte, da ich bereits glaubte ganz erschöpft zu sein. Ich überlies ihr allein die Zubereitung des Geschäfts und die Lage, welche sie dabei beliebeu würde. Ich bewunderte selbst bei den kleinsten Bewegungen die Frau, der man es gleich ansehen konnte, daß sie lange am Hofe gelebt hatte. Sie haben Ihre Sache ganz vortreflich gemacht — sagte sie zu mir — vielleicht treffe ich weit und breit keinen solchen Helden, als Sie sind, und doch muß ich Ihnen sagen, daß Sie ein Unverschämter sind und das kann ich schlechterdings nicht leiden. —

Ich könnte Ihnen, wenn ich sonst wollte, das nemliche Kompliment machen — versezte ich — eben so wie die nemlichen Vorwürfe. Warum können Sie denn nicht vergessen, daß Sie von spanischer Abkunft sind. Die Natur hat mir einmal eine so grosse Kraft verliehen, die sie den meisten Mannspersonen versagt hat. Ich kann mir darauf etwas rechts einbilden und mich über die meisten Ducs,

Vicomts und Ritter von deutſchen Orden aufhalten. Sie bleiben doch ein liebenswürdiges, ſchönes Weib, das Männerkraft zu ſchäzzen weiß und gern den ſtolzen Schwächlingen ihre eitle und unbedeutende Titel und Würden läßt.

Ich merkte bald, daß meine Lektion die herrlichſte Wirkung that. Sie fiel nieder zu meinen Füßen. Ich hob ſie mit einer Empfindſamkeit aber zugleich mit einem edlen Stolz auf, umarmte ſie feurig und fieng mit ihr ein neues Spiel an. Dies Spiel kenne ich ſehr wohl — ſagte ſie zu mir — allein das erſtere iſt mir lieber, doch auch dieſes iſt beſſer wie nichts.

Ich verließ ſie bald nachher mit dem Verſprechen, ſie den dritten Tag gewis wieder zu beſuchen. Ich hielt Wort. Weit mehr Entzükken fand ich diesmal an ihren Veranügungen, als das erſte mal, weil ſie jezt alle Neckereien ſorgfältig vermied, und durch Miene und Blik ihr ernſtes Beſtreben zu verſtehen gab, mir zu Gefallen zu leben.

Indeſſen hatte ich durch dieſe drei Geſchichtchen die eigentlichen Hofdamen ſo ziemlich kennen gelernt. Man muß ihnen in aller Abſicht Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß ſie den Ruf, worin ſie allgemein ſtehen, wirklich verdienen. Sie haben einen beweglichen Hin ...., etwas Erhabenes in ihren

Gen-

Sentimens, eine zarte, feine Haut; der Ton ihrer Sprache hat sehr viel reizendes. Nach ihrem feurigen Temperament bedenken sie nicht immer, was sie sagen und sagen zuweilen etwas, was sie wünschten nicht gesagt zu haben. Mir fiel am meisten ihre Undreustigkeit, ihr entscheidender Ton, ihre Schwade, ihre ganze Deklamation und überhaupt alle ihre Bewegungen dergestalt auf, daß ich mich nicht genug darüber wundern konnte. Bei den geheimsten Umarmungen mit den Mannspersonen verstehen sie tausend Künste, die sie gewis nicht in der Schule gelernt haben. Man muß den Dienst sehr wohl verstehen, wenn man will, daß sie zufrieden sein sollen. Diese Damen übertreffen im Punkte der Galanterie und in der Ungenügsamkeit alle Frauen aus dem Bürgerstande, selbst die man die verliebtesten zu nennen pflegt.

Sehr bald merkte ich, daß ihre Beherrschung und Tirannei doch am Ende, selbst bei meinem starken Körperbau, meiner Gesunheit nachtheilig ward. Ich faßte daher mit einemmal den Entschluß diese Damen insgesamt, nebst den schönen Verdienst, den ich noch immer bei ihnen haben konnte, ganz aufzugeben und mich an bürgerliche Frauen zu halten. Allein hier hatte ich mich gewaltig betrogen, denn ich fand, daß schon alles überall besezt

war

war. Jede hatte ſchon ihren Hahn, der alles that, damit ich nicht in den Korb hereinkam. Doch ich muß hier abbrechen, weil ich einmal blos verſprach die Galanterien oder Vergnügungen der vornehmen pariſer Matronen zu beſchreiben. So viele tauſend Liebſchaften, die ich ſowohl in Paris und Frankreich, als vornemlich auf meinen weiten Reiſen durch Deutſchland nach Rußland, gehabt habe, werde ich bei einer andern ſchiklichen Gelegenheit, vielleicht einmal übers Jahr erzählen. Indeſſen gehaben ſich meine Leſer und Leſerinnen wohl, und nehmen nichts vor ungut.

Dritte Erzählung.

Viktoria,

oder

bei einer einzigen Untreue bleibt es nie.

Gewöhnlich hält man die ſpaniſchen Damen für die gröſten Koketten in Europa, welche die Kunſt die Mannsperſonen zu berükken aus dem Grunde ſcheinen gelernt zu haben. Es giebt aber auch Italienerinnen, welche ihnen in dieſem Stük nichts nachgeben, und welche die Kunſtgriffe und feinen Betrügereien bei den Liebſchaften eben ſo gut verſtehen, als irgend das koketteſte Weib in Madrid, in Sevilla, oder in irgend einer andern groſſen Stadt von Spanien.

Nur erſt vor kurzem war in dieſem Stük eine junge Demoiſelle, Namens Viktoria in Rom allgemein bekannt, welche gewis in dieſer Art von Betrügerei alle Frauen in dem groſſen Gebiet des katholiſchen Königs weit übertraf. Dies könnte unmittelbar bewieſen werden, wenn ſich jemand die Mühe geben wollte, alle Umſtände ihres merkwürdigen Lebens aufzuſchreiben.

Nach

Nach dem dasigen Landesgebrauch wollte sie noch immer für eine Jungfer gehalten sein, ob sie gleich mehr als einmal ihre Jungferschaft theuer verkauft und es noch nicht verschworen hatte, sie noch öfters zu verkaufen, vermittelst eines wunderthätigen Wassers, das ihre Mutter als das gröste Arkanum zu machen wuste.

Die Tochter hatte Singen und Klavierspielen gelernt, und darin solche Fortschritte gemacht, daß man sie für einen Virtuosen hielt. Jeder, der dies Mädchen sah, bewunderte ihre Stimme und ihre Schönheit. Sie hatte in ihrem Gesicht und ihren Augen eine so himmlische Güte und eine unverkennbare Freundlichkeit, welche sie zur Ausführung ihres grosen Plans sehr wohl gebrauchen konnte, daß man sie für eine Person hielt, deren Gedanken blos nach dem Himmel gerichtet wären. Diese Maskerade verbirgt das wunderbare Geheimniß, die Mannspersonen zu berükken. Selten hat der Erfolg der Erwartung entsprochen.

Sie spielte jedesmal die Rolle ganz vortreflich, die sie sich zu spielen vorgenommen und viele Personen von Stande, die sie alle Abend sahen, glaubten in vollem Ernst, daß sie sich dem Klosterleben widmen wollte, und daß sie blos den Zeitpunkt erwartete, wie ihre Mutter zu sagen pflegte, bis sie

die

die nöthige Summe beisammen hätte, um sich dafür in ein Kloster einzukaufen.

Zu dieser Zeit hielt sich in Rom eine junger Mensch auf, von dem man eigentlich nicht wuste wovon er lebte und womit er sich beschäftigte. Ueberall, wo er nur hinkam, vertheidigte er die Ehre dieses Frauenzimmers, die bei allem Ruhm und Liebe, das zu ihrem Besten erschallte, sich auch manche üble Nachrede muste gefallen lassen. Alle Verläumdungen der ganzen Stadt, die in Rom so gut, als in andern grossen Städten Mode sind, wuste er zu widerlegen und er rettete die Ehre des Mädchen jedesmal auf eine so schikliche Manier, daß jeder ihm Beifall gab und die Verläumdungen nicht weiter anhören mochte.

Dieser junge Mann schien sich alle Mühe zu geben, für sie ein Kloster zu suchen, und er gab ihr reichlich Geld, wovon sie die Lektionen ihrer Lehrmeister bezahlen konnte, welche sie angenommen, um sich immer mehr in der Musik zu vervollkommnen. Allein das Geld, das sie empfing, kam nicht aus ihren Händen, und die Maitres machten sich auf eine andere Art bezahlt. Meine Leser werden mich schon verstehen, daß sie sich mit Etwas bezahlt machten, weil sie keine Kostverächter waren, und welches Etwas dem Mädchen nicht viel kostete.

Er

Er nahm freiwillig die Beſorgung über ſich, daß er alle Zuhörer ihres göttlichen Geſangs bei Zeiten gegen Abend zum Weggehen erinnerte, damit, wie er ſagte, die zu lange ſich Verweilenden nicht ein Aergerniß geben möchten, welches der Ehre der Familie zu keinem geringen Nachtheil gereichen könnte. Es ſchien ihm höchſt unangenehm zu ſein, wenn man dem Mädchen Schmeicheleien vorſagte, wenn man ſie wegen ihres Geſangs, wegen ihrer Schönheit lobte.

Einem von den Herren, der immer bei dem Konzert einen Zuhörer abgab, und der auf das Mädchen ſelbſt ein Auge geworfen hatte, kam das ganz auffallende Intereſſe, das der Fremde an das Mädchen nahm, äußerſt befremdend vor. Er glaubte daß etwas anders dahinter verborgen ſein müſte. Es ſchien ihm unmöglich zu ſein, daß ſein Zudringen zu dem Mädchen blos aus geiſtlicher Freundſchaft geſchehen ſollte. Er konnte ſich nicht vorſtellen, daß der Unbekannte darum blos Viktorien ſchäzte, weil ſie ſich vorgenommen hatte, eine Nonne zu werden; da er und mit ihm alle Liebhaber des ſchönen Mädchens einmüthig wünſchten, daß ſie nie dieſen Vorſaz ausführen möchte. Sie wünſchten insgeſamt, daß ſie nie ein Kloſter betreten möchte, weil ſie ihren Umgang, ihre Unterhaltungen, ihren Geſang in

dem

dem hohen Grad ſchäzten, daß ſie ſie ungern miſſen würden. Wenn man einmal ein Kloſter betreten hat, hat man nicht die Freiheit es eben ſo geſchwind zu verlaſſen, als ein gewöhnliches Haus.

Dieſer ſtille Liebhaber der Viktorie, der etwas weiter ſah, als die übrigen, hatte ſich einmal in den Kopf geſezt, den vorher beſchriebenen treuen Diener ſeines Mädchens genauer zu beobachten und theilte ſein Projekt ſeinen Freunden mit, welche gewohnt waren, mit ihm zugleich das Mädchen ſingen zu hören.

Sein Plan wurde von allen mit Beifall aufgenommen. An einem Abend, da ſie zuſammen das Haus des Mädchens verlaſſen und von der gewiſſenhaften Mannsperſon, die ſich ſtellte, als wenn ſie ebenfalls nach Hauſe gehen wollte, Abſchied genommen hatten, verſtekten ſie ſich in einem abgelegenen Winkel um alles deſto genauer bemerken zu können, was vorgehen möchte. Der Scheinheilige war in kurzer Zeit durch kleine Straſſen nach der Wohnung ſeines Mädchens gekommen. Jeder von den Herren, die auf der Lauer ſtanden, ſahen es ganz deutlich, wie er ins Haus hereingieng.

Eine gute Viertelſtunde konnte er wohl ſchon darin geweſen ſein, als einer der Herren aus der Geſellſchaft bemerkte, daß die Fenſter wegen der ſchwülen

Witterung offen ſtanden und den Vorſchlag that, daß man vermittelſt einer Strikleiter ſehr leicht hineinſteigen und ſeine Neugierde ganz befriedigen könnte.

Jeder billigte dieſen Einfall und die einzige Schwierigkeit war nur noch, wie man ſogleich eine Strikleiter bekommen ſollte. Allein einer aus der Geſellſchaft, der öfters auf dergleichen verliebte Abentheuer ausgieng, hatte zum Glük eine bei ſich. Dafür hatte er denn auch den Vorzug, daß er zuerſt hineinſtieg. Die ganze übrige Geſellſchaft kam auf dem nemlichen Weg ins Fenſter und in das Zimmer, gerade in dem Augenblik, da das tugendhafte Mädchen in das Bette ſtieg, worin bereits der Liebhaber lag und ſie mit Sehnſucht erwartete.

Ihr Schrekken bei dieſer unerwarteten Ueberraſchung war groß. Der Spott und die Schadenfreude war auf der andern Seite nicht geringer. Nachdem beide Theile ſich von ihrem Erſtaunen erholt hatten, verſprachen die Herren unter der einzigen Bedingung Stillſchweigen und Vergeſſenheit deſſen, was ſie geſehen, wenn die Mamſel Viktorie ſich entſchlieſſen könnte, auch ihnen die Gunſtbezeugungen zu erlauben, die ſie jezt nur dem einzigen geliebten Gegenſtande vergönnt hätte. Der Liebhaber muſte wider ſeinen Willen ſeine Einwilligung geben und das Mädchen that es herzlich gern.

Die

Die Wahrheit zu geſtehen, muß man ihr die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß es ihr ſelbſt äußerſt mühſam wurde, den Schein der Tugend und Sittſamkeit beizubehalten, weil ſie weit mehr Hang und Trieb zu einer Buhlſchweſter, als zu einer tugendhaften Nonne hatte.

Einige Tage nach dieſer luſtigen Begebenheit verließ der ſcheinheilige Herr, der einige angebliche Liebhaber der Viktorie, ſeine Geliebte und Rom, um eine Stelle anzutreten, welche ihm in einem fremden Lande angebothen ward. Kaum war dieſer Geliebte verſchwunden, als ſich ſehr bald ein anderer fand, der deſſen Stelle wieder einnahm. — Ein Abbe — oder wenigſtens ein Menſch, der die Kleidung und den Karakter eines Abbes annahm, um deſto ungeſtörter ſeine Rolle ſpielen zu können — verliebte ſich bis zum Todſchießen oder bis zum Närriſchwerden, in dies Mädchen, die jezt ſchon vielen Mannsperſonen äußerſt gefährlich ward. Sie war in ſeinen Augen ſchöner als ein Engel, und der Sterne Glanz war nichts gegen das Blizzen ihrer Augen.

Er entdekte ſeine heiße, ſchmelzende Liebe ihrer Mutter, weil er vielleicht gehört haben mochte, daß ſie noch geneigter wäre ſo etwas anzuhören, als die Tochter, oder daß man durch ſie leichter zum Zwek

kommen könnte. Die Mutter, welche sein Anliegen zu errathen schien, nahm ihn äußerst freundlich auf, mit der zuvorkommensten Gefälligkeit. Sie rühmte ihm die Verdienste ihrer Tochter, stellte ihm die Schwierigkeiten vor, mit den er zu kämpfen hätte, wenn er das von ihr erlangen wollte, was er so sehnlichst wünschte, und versprach ihm, daß sie sie doch zu seinen Absichten zu stimmen gedächte, wenn er eine namhafte Summe jezt gleich erlegte, dafür sie sich in ein Kloster einkaufen könnte.

Der Abbe hatte Geld und war dabei im höchsten Grad verliebt, folglich zahlte er ohne Widerrede die verlangte Summe und würde vielleicht noch mehr bezahlt haben, wenn man eine grössere von ihm verlangt hätte. Die Mutter war herzlich froh, da sie sah, daß ihre Hofnung sie nicht getäuscht hatte, daß die Schönheit ihrer Tochter sie zu einem jährlichen anständigen Gehalt verhelfen könnte. Der Herr Abbe wurde recht warm gehalten, man streichelte ihm das Kinn und was man nicht alles streichelte und das Madchen liebkoſete ihn so inbrünstig, als wenn sie in allem Ernst in ihn verliebt wäre. Der Abbe ließ sich alles gefallen, ja er versprach außer den gewöhnlichen Geschenken beinah bei jedem Gang noch außerordentliche Geldsummen seiner Dulcinea, wenn

sie

ſie keinen andern lieben wollte, als ihn, und wenn ſie ihn von ihrer Treue die augenſcheinlichſten Beweiſe würde gegeben haben.

Alles ward ihm für ſein Geld verſprochen und nichts gehalten. Verſchiedene Prinzen, welche die ſchöne Viktorie zu ſehen bekamen, wollten für ihr Geld ebenfalls ihre Reizze benuzzen, ehe ſie dahin welkten. Es war ihnen äußerſt verdrüßlich, da ſie hörten, daß ein Abbe allein, dies ſchöne Mädchen beſizzen ſollte. Sie ſuchten ihre Bekanntſchaft, erhielten ſie auf die nemliche Manier, als der Abbe, nemlich durch Geld. Erhielten auch wie der Abbe den Genuß des Mädchens, doch hat ſich die Mutter von ihnen aus, daß ſie in der Stunde ihre Tochter nicht beſuchen möchten, wenn der Abbe gewöhnlich zu kommen pflegte, damit ihre Viktorie dem Abbe das Verſprechen einer unverlezten Treue halten könnte.

Man muß bedenken, daß der Abbe nicht nur kein liebenswürdiger Menſch war, ſondern daß er auch ſo viel Abſchrekkendes in ſeinen Mienen, in ſeinem Aeußern und ſeinem ganzen Betragen hatte, daß er wirklich eine jede Gunſtbezeugung bei einem Frauenzimmer um hundert, ja öfters um noch mehrere

rere pro Cent bezahlen muste als ein jeder andere. Aus eben dem Grunde, weil er so gut bezahlte, hatte die Mutter und die Tochter so viel Achtung für ihn, und er ward immer mit der grösten Schonung behandelt. Das Versprechen einer unveränderlichen Treue ward freilich alle Tage, öfters mehr als einmal gebrochen, aber man nahm sich sehr wohl in Acht, daß er etwas davon merkte, und man gieng stets auf eine Manier mit ihm um, daß er wirklich stets glauben muste, er wäre allein der begünstigte Liebhaber, und Viktorie wies alle ab, die es etwan wagen wollten, bei ihr Versuche zu machen. Er lebte auf die Art in der behaglichsten Ruhe und Zufriedenheit und keiner hielt sich vielleicht bei seinen grossen Mangeln und Gebrechen, selbst bei den täglichen Betrügereien, die ihm gespielt wurden, glüklicher als der Abbe.

Alle Mannspersonen, die er vor dem Fenster der Viktorie vorbeigehen sah, hielt er für eben so viele unglükliche und bejammerswürdige Menschen, die ihr Unglük gröstentheils ihm zu danken hatten und freuete sich insgeheim über seine gute Wahl und hielt sich im Herzen über alle diese Herren auf, ohne zu wissen, daß alle diese Vorübergehenden mehr Ursach hatten, sich über ihn aufzuhalten, da sie den

Zusam-

Zuſammenhang dieſer geheimen Geſchichte weit beſſer wuſten, als er ihn zu wiſſen ſich einbildete.

Eine einzige unerwartete Begebenheit ſtörte in etwas ſeine Freude und brachte ihn aus der gemächlichen Lage, darin er ſich ſo lange recht wohl befunden hatte. Die Mutter ſeiner Schönen hatte eine Zankerei um einige Groſchen mit einer Hökerin oder Grünenwaarenfrau aus ihrer Nachbarſchaft; weil dieſe Frau, welche neben ihrem kleinen Handel auch das ehrliche Geſchäft einer Kuplerin trieb, und in dieſer Qualität der Viktorie manchen fetten Braten verſchaft hatte, für dieſe Gefälligkeit, wie es äuſſerſt billig war, auch eine kleine Belohnung verlangte. Allein die alte Matrone, die jezt Kundſchafter genug hatte, gab der Frau für ihre Mühe nichts, weil ſie glaubte, ſie jezt nicht weiter nöthig zu haben. Die Hökerfrau ſchwur jezt Rache, und ſie hielt ihren Schwur. Ein aufgebrachtes Weib rächt ſich auch ohne Schwur.

Einmal des Abends wartete ſie an einer Straſſenecke auf den Abbe, da er eben im Begrif war, ſeine Geliebte zu beſuchen. Kaum erblikte ſie ihn, als ſie auf ihn loß gieng, ihn beim Ermel zupfte, ihm den Kopf etwas nach ſich hindrehete, um ihn

bei

bei einer Blendlaterne zu erkennen, damit ſie ſich nicht etwan in der Perſon irren möchte. Als nun der etwas erſtaunte Abbe fragte, was das zu bedeuten hätte, redete das Weib, die von Rache gluhete, ihn folgendergeſtalt an:

Gott grüße und ſegne Sie, mein Herr, er ſei Ihr Schuz und Schirm. Es iſt wahrhaftig das gröſte Unrecht, daß man noch länger einen ſo artigen und ſchönen Mann im gröſten Betrug ſtekken läßt. Sie ſind verrathen und verkauft, mein Herr, Viktorie, der Abgott Ihres Herzens, die Sie lieben als ihren Augapfel, der Sie ſo viele Wohlthaten erzeigt haben und noch erzeigen, iſt ihr Verräther, nicht erſt jezt, ſondern ſchon längſt. Sie glaubten von den Armen eines unſchuldigen Mädchens umſchlungen zu werden, die blos aus Liebe zu Ihnen ihre Ehre aufgeopfert. Ach! Sie betrügen ſich, mein Herr. Sie hält ſich Galane zu Duzzenden, die Sie nicht kennen, und ſie weis durch ihre Scheinberedſamkeit Ihnen einen blauen Dunſt vorzumachen, der Sie umnebelt und Sie dergeſtalt betäubt, daß Sie bei allem Licht nicht ſehen können. Könnten Sie einmal Augenzeuge ſein, mit welcher Anmuth, mit welcher Grazie ſie ihre Liebhaber empfangt, wie zärtlich ſie ſie behandelt und wie ſie ſich

auf

auf ihre Unkoſten über Sie luſtig machen kann. Könnten Sie alles dies mit anſehen, Sie würden Viktorien fliehen, mehr als eine Schlange.

Der Abbe glaubte kein Wort von alle dem, was die Hökerin zum gröſten Nachtheil ſeiner Gebiethe: rin ihm ſagte, er ſchwieg; doch gieng er mit in das Haus der geſchwäzzigen Alten.

Es iſt noch nicht alles, mein Herr — fuhr ſie fort — was ich Ihnen von dem unkenſchen Be: tragen Ihres Mädchens geſagt. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen noch mehr ſagen darf, damit Sie ſie mit einem mal ganz kennen lernen. Mat: theus, Ihr Bedienter, iſt Viktoriens eigentlicher erklärter Liebhaber. Wenn Sie bei ihr geweſen, und bereits nach Hauſe gegangen ſind und ſich zu Bette gelegt haben, gehet er erſt aus dem Hauſe, um den Plaz im Bette Ihrer Schönen einzuneh: men, den Sie erſt kürzlich verlaſſen haben.

Dies ſchien dem armen Abbe unglaublicher zu ſein, als alles vorhergehende Unglaubliche. Mit merk: lichem Unwillen verließ er das Haus und ſchloß hin: ter ſich die Thüre zu, damit die Alte ihn nicht noch einmal verfolgen könnte. Unterwegens, bis nach der Wohnung ſeiner Geliebten ſtellte er manche Be: trachtungen über die Bosheit der meiſten Frauens:

leute

leute an, über ihren Hang nach Veränderungen, wie wenig man ſich in dieſem und andern Punkten auf ſie verlaſſen könnte. Er trat eben in dem Augenblik ins Zimmer der Viktorie, als dies liebenswürdige Kind mit ihrer Mutter einen kleinen Streit wegen ihrer Nachbarin hatte, die doch ſo viel von ihr gezogen und nun zum Dank ſie belogen und betrogen hätte.

Es kann ſein, daß die Mutter mit der Tochter aus gutem Vorbedacht dies Geſpräch angefangen, da ſie geſehen, daß der Abbe in das Haus dieſes verzweifelten Weibes gegangen war; oder ſie können blos in der Abſicht davon geſprochen haben, damit, wenn das Weib mit dem Abbe davon etwan noch einmal reden ſollte, der leztere mißtrauiſch werden und nicht alles glauben möchte, was ſie ihm vorſchwazzen könnte.

Sobald nur der Abbe ins Zimmer getreten war, ſchwiegen beide. Die Tochter beſänftigte die Mutter und that ſogleich den Vorſchlag zu einer kleinen Luſtreiſe auf morgen, nach einem berühmten und wunderthätigen Ort, wo zum Andenken des heiligen Anton von Padua eine kleine Kapelle erbaut iſt. Der Abbe verſprach ihnen ſeinen Wagen zu ſchikken,

ent-

entſchuldigte ſich aber, daß er wegen ſehr dringender Geſchäfte nicht von der Parthie ſein könnte.

Viktorie war gerade diesmal ſehr vergnügt und heiter und machte durch ihr aufgewektes Weſen ihren Liebhaber ganz luſtig, der aus bekannten Urſachen im Anfange ſehr mißmüthig war; er gieng vollkommen zufrieden nach Hauſe und dachte beinah nicht mehr an all' das Geſchwäz der Hökerfrau. Doch kaum war er zehn Schritt von der Wohnung ſeiner Gebietherin entfernt, als ihn der angenehme Schwindel zu verlaſſen ſchien. Die ganze Erzählung der Hokenfrau fiel ihm wieder ein. Er wollte doch ſehen, in wie fern die Nachrichten dieſes Weibes gegründet wären, kehrte ſchnell wieder zurük, öfnete vermittelſt eines Hauptſchlüſſels — den ein jeder Miethsmann eines Hauſes in Rom hat, und den die Mädchens ihren Galanen gewöhnlich zu geben pflegen, damit ſie ohne viele Umſtände herein und heraus können — die Thüre, und verſtekte ſich, ohne daß man ihn gewahr ward, ſelbſt in dem Zimmer ſeiner Gebietherin, als gerade dieſe etwas draußen zu thun hatte und die Mutter zu Bette gegangen war. Seine Gebietherin kam ſehr bald wieder und hatte ſchon ihren getreuen und lieben Matthens am Arm.

Zu seiner gröſten Aergerniß muſte er mit ansehen, wie ſie ſich beide auszogen und ins Bette legten, er muſte es mit anhören, wie viele luſtige Hiſtorien ſie von ihm erzählten und als ſie ſich müde genug gelacht hatten, wie ſie denn zum Hauptwerk ſchritten und . . . . . Dies hatte ſich wirklich der Abbe nicht vorgeſtellt; ja ſelbſt als Augen- und Ohrenzeuge, wuſte er nicht, ob er ſeinen Augen und Ohren trauen ſollte. Sein Bedienter ſchien ihm ein keuſcher, geſitteter und treuer Menſch zu ſein und er ſah ſich eben ſo gut in dieſem betrogen, als in ſeiner Gebietherin, welche er ehedem für das höchſte Ideal von Sittſamkeit und Tugend hielt, welche nur ihm allein ihre Jungferſchaft und ihre Ehre Preis gegeben hätte. Nicht blos in Italien, nicht blos in Rom, ſondern auch in Deutſchlands Reſidenz- und andern Städten gehen dergleichen Betrügereien vor, daß die Herren das Geld bezahlen und die Bedienten genüßen dafür die Gunſtbezeugungen der Damen mit gröſſerer Muße, mit gröſſerm Vergnügen und ſelbſt mit gröſſerer Theilnahme und Behagen der Frauenzimmer.

Der Abbe ward wegen dieſer ihm höchſt fatalen Geſchichte in die äuſſerſte Verlegenheit geſezt. Er glaubte vorher, daß ſeine Perſon, ſeine Schönheit,

ſeine

seine Reizze ihm Viktoriens Liebe verschaft hätten und sah nun mit Verdruß, daß sie sich blos durchs Geld zu diesem Schritt mit ihm hatte verleiten lassen. Tausendmal war er im Begrif aus seinem Hinterhalt vorzuspringen und beide zu erstechen — nein, das gieng nicht, er war ja ein Priester, und trug keinen Degen bei sich — oder sie wenigstens zu erschrekken; aber er merkte zu bald, daß er zu diesem Schritt nicht herzhaft genug war. Er that sehr weislich, daß er sich in der Stille weg machte, da beide fest eingeschlafen waren. Die wenige übrige Zeit der Nacht, die er noch zu Hause in seinem Bette verschlafen konnte, brachte er höchst unruhig zu; ja es war nicht möglich, daß er ein Auge zuthun konnte.

Den andern Morgen schikte Viktorie bei guter Zeit hin und ließ sich versprochenermaßen den Wagen zu ihrer Andacht ausbitten; allein der Abbe ließ ihr darauf zur Antwort zurük sagen: daß die langen Reisen, die sie in der vorigen Nacht mit seinem Bedienten Mattheus gemacht hätte, eine Ruhe für den ganzen Tag erforderten, daß er also aus guten Gründen ihr den Wagen abschlagen müste.

Sie hatte nun weiter keine grosse Mühe zu errathen, daß ihr ganzes Verkehr mit ihren Galanen

verrathen sei, und sie sah vorher, daß nichts im Stande wäre das vorige gute Vernehmen zwischen dem Abbe und sich wieder herzustellen; weil sie aus zu vielen Gründen muthmaßen muste, daß keine andere als dies Hokenweib ihr diesen fatalen Streich gespielt hätte.

Hiebei blieb es nicht, die Geschichte ward allgemein bekannt, die Liebhaber der Viktorie erfuhren es beinah noch eher als sie, die sich eben so sehr darüber freuten, als sich das arme Mädchen ärgerte und vielen gab das Betragen des Abbes eine grosse Aergerniß. Viktorien entschuldigte Jeder der sie kannte wegen ihrer grossen Jugend und wegen der gewissenhaftesten Versicherung, daß sie nie den Matheus wieder sehen wollte; allein sie versprach im Grunde etwas, das sie gar nicht halten konnte, denn dieser Mattheus war ihrem Herzen zu theuer, als daß sie ihn so bald hätte fahren lassen können.

Der Abbe war über die ganze Geschichte am meisten aufgebracht, und konnte die Sache in langer Zeit nicht vergessen, noch weniger sich entschliessen, seine so angebetete Viktorie wieder zu besuchen. Endlich nachdem die erste Hizze verraucht war, nachdem sich viele Mittelspersonen gefunden hatten, welche die Leutchens wieder auszusöhnen versuchten, machte

er

er einmal aufs neue ſeinen Beſuch bei ſeinem Mädchen. Mutter und Tochter thaten ihm die gröſten Schwüre, daß ſie ihre Aufführung ſchon izt geändert hätten, und daß ſie alles nach ſeiner vollkommenen Zufriedenheit einzurichten bereit wären.

Sie hielten wirklich ihr Wort bis ſie eine beträchtliche Geldſumme von ihm abgelokt hatten, dann belohnten ſie ihn, wie manches Mädchen ihren Liebhaber ſchon belohnt hat. Der Bediente Mattheus hatte ſich während der Zeit, da er die Viktorie nicht beſuchen konnte, an ein armes Schuſterweib gehangen, die ihn mit einer häſslichen Krankheit angeſtekt, die er Viktorien mittheilte, von der der Abbe und ihre meiſten Liebhaben auch ihren gemeſſenen Theil bekamen.

Ihre Krankheit und die Urſache derſelben ward ſehr bald allgemein ruchtbar. Einige Liebhaber, vornemlich ſolche die angeſtekt waren, wollten gleich närriſch werden, andere, die noch mit heiler Haut davon gekommen waren, äußerten ihr Mitleiden über das arme Mädchen, die ſelbſt auf die unſchuldigſte Art zu dem Uebel gekommen war, noch andere, die dem Mädchen wirklich herzlich gut waren, trugen ſelbſt Sorge für ihre baldige Geneſung in der ſichern Vorausſezzung, daß, wenn ſie ihr einen

der-

dergleichen Dienst geleistet, sie blos hernach allein für sie leben und alle andere Liebhaber fahren lassen, oder wenigstens nicht achten würde.

Der Abbe war unter den leztern gerade der mitleidigste. Allein was that sie, indessen ihr Liebhaber sie so gut behandelte? Sie hatte sich indessen mit der Hofenfrau, die im Grunde an allem Unglük schuld war, wieder ausgesöhnt und brauchte sie nun dazu, ihrem einzig geliebten Mattheus die Hälfte von den Arzneimitteln und von den Speisen zu schikken, womit sie der Abbe hinlänglich versorgte.

Sobald sie vollkommen wieder hergestellt war, glaubte der Abbe immer, daß er jezt nun der einzige begünstigte Liebhaber wäre, weil er sich überhaupt alles sehr leicht überreden ließ. Er betrog sich immer, so lange er in der Meinung beharrte, daß er — so wie auch andere junge Herren eben so dachten — nur der einzige erhörte Liebhaber seiin, dessen Mattheus doch beständig der eigentliche Günstling blieb. Indessen war seine Bekanntschaft und sein geheimer Umgang mit der Viktorie so versteckt und ward so geheim gehalten, weil er sich zu sehr vor den Schlägen fürchtete, welche ihm die Edelleute zugedacht hatten, so bald sie ihn ertappen würden; so bald man aber doch sein geheimes Verständniß mit

Viktorien abermals entdekt hatte, beſchloß man ſeinen völligen Untergang. Er ward in ein Gefängniß in Verwahrung gebracht, vermittelſt eines Spions, eines Gerichtsdieners und eines falſchen Zeugen. Er ward zur Galeerenſtrafe verdammt.

So lange er im Gefängniß ſaß beſuchte ihn Viktorie beinah alle Tage. Bald fuhr ſie zu ihm im Wagen des Abbe, bald im Wagen eines von ſeinen Nebenbuhlern, denen ſie weiß machte, daß ſie irgend eine Viſite zu machen habe, oder blos auf der Promenade ſpaziren fahren wollte. Mit ihren eigenen Gunſtbezeugungen an den Kutſcher muſte ſie das Stillſchweigen bezahlen, das er ihr unter keiner andern Bedingung verſprechen wollte. Allein dies geheime Verſtändniß mit dem Kutſcher dauerte nur ſo lange, bis dieſer nach Civita-Vecchia abgeführt wurde.

Viktorie ward über den Verluſt und über das harte Schikſal ihres Geliebten beinah untröſtbar; allein am Ende fand ſie ſich doch darin, und die Zeit, die alles Böſe wieder gut machen kann, minderte ihre Betrübniß, indem ſie ſich mit der Hofnung ſchmeichelte, daß ſie noch einen andern Matheus wieder bekommen würde.

Seitdem man alle ihre Kunstgriffe entdekt und selbst ihre geheimen Verständnisse mit den geringsten Klassen von Menschen erfahren hatte, verliesen sie nach und nach alle ihre Liebhaber, von denen sie schon so viel gezogen hatte und sich noch Rechnung machte weit mehr zu ziehen. Doch über diesen Verlust tröstete sie sich leicht; denn es kam nun darauf an neue Kunstgriffe sich zu erdenken, um neue unerfahrne Mannspersonen in die nemlichen Schlingen zu ziehen, wovon sich die ersteren noch bei Zeiten losgemacht hatten.

Sie machte die Scheinheilige; alle Messen, alle Predigten, alle Segensprechungen wurden von ihr besucht. Durch dies neue Metier bekam sie noch mehr Anbeter als auf die erste Manier. Ein ehrwürdiger Geistlicher, der unter der nemlichen Maske viele Rechtschaffene hintergieng, viele Redliche anschwärzte, war der Mann, den sich unsere Devote zu ihrem geistlichen Führer und Rathgeber wählte. Eben dieser Mann hatte die Einkünfte eines reichen Spitals zu administriren, und vergaß Victorien halber seine Keuschheit und seine Ehrlichkeit und die rechte Verwendung der Güter, welche blos den Armen gehörten. Victorie gewann bei deser neuen Bekanntschaft unendlich, indem sie von diesem Einzigen mehr Genuß hatte,

als von allen ihren vorigen Liebhabern zuſammen genommen.

Doch dieſe Herrlichkeit währte nicht lange. Der geiſtliche Patron hatte das Spital in kurzer Zeit dergeſtalt heruntergebracht, daß er bei der nächſten Abnahme der Rechnungen den Defekt gar nicht verbergen konnte. Er konnte den Diebſtahl nicht leugnen und ward als ein Dieb gehangen. Viktorien aber wurde Alles, was ſie mit Recht und Unrecht hatte, genommen und ihr nichts weiter als das Hemde auf dem Leibe gelaſſen.

Ein Korporal der Sbirren, der bei der gänzlichen Plünderung der Viktorie zugegen war, hatte Mitleiden mit ihrem bejammerswürdigen Zuſtande, ſie mit den geraubten Kleidungsſtükken und goldnen Ketten der öffentlichen Huren ausſtaffiren zu können, und erhielt dafür das gewöhnliche Gratial *). Sehr bald ward dieſer Korporal von einem ſogenannten Braven verdrängt, deren gewöhnliches Geſchäft es iſt, die jungen Leute, Frem-

*) In Rom darf ſich zur Carnevalszeit keine öffentliche verdächtige Weibsperſon mit der Maſke ſehen laſſen. Die Sbirren lauren wie die Schießvögel darauf. Entdekken ſie eine, ſo geben dieſe herzlich gern alles, was ſie nur geben können, um ſich dadurch von einer ſchimpflichen Strafe loszukaufen.

de und Einheimische an Vergnügungsörter, in Spielhäuser, bei Mädchens und Frauen, welche für Geld sich brauchen lassen, einzuführen, und dann in allen Stükken ohne Zeche durchzukommen und so gar dann und wann noch ein Stükchen Geld zu erhaschen. Dieser Brave war wirklich in Viktorien verlebt und sie ebenfalls in ihn, so daß er alles, selbst Essen und Trinken bei ihr frei hatte und dafür rechte reiche junge Leute in ihr Haus zog. Die Freude mit diesem neuen Galan war aber ebenfalls nur von kurzer Dauer, denn er ward zu sehr schlimme Händel verwikkelt und sah sich genöthigt nach Venedig zu gehen.

Viktorie hatte sich bei ihrer neuen Lebensart einiges Geld gesammelt, so daß ihr der Verlust ihres Liebhabers nicht so nahe g'eng. Ein Zufall machte, daß sie ihn sogar sehr bald ganz vergaß. Um die nemliche Zeit kam ein reicher unerfahrner Jude nach Rom, der sich an sie machte, ihr prächtige Mobilien anschafte, kurz ihr Haus durch den Glanz des Aeußern und durch die wirklichen unverkennbaren Reizze ihrer Besizzerin sehr in Aufnahme brachte. In wenigen Wochen sprachen die jungen Leute von weiter keiner Buhlerin als von der schönen Viktorie. Wie viele fremde Franzosen, Engländer und Deutsche,

ſche, vornemlich die leztern, brachten nicht ihr Vermögen bei ihr durch und opferten öfters dabei auch ihre Geſundheit auf.

Umgeben von ſo vielen ihrer Mitſchweſtern, die doch alle ihr Handwerk eben ſo gut verſtanden, muſten ſie doch einmüthig geſtehen, daß Viktorie ein ganz auffallendes Beiſpiel, von den ſonderbaren Veränderungen einer Buhlſchweſter, wäre.

Meine Leſer werden ſich vermuthlich wundern, daß ſie gar nichts weiter von der Mutter dieſer berühmten Buhlerin hören; allein deswegen iſt ſie noch nicht eingeſchlafen, ſondern wirkt immer fort. Sie wuſte ein ſehr gutes Zeug für die Klöſter zu verfertigen, und konnte darin durch gewiſſe eingewirkte Zeichen zu verſtehen geben, was ſie zu haben wünſchte; ſelten traf ſie an einen Unrechten, der ſie entweder nicht verſtehen wollte, oder nicht verſtehen konnte. Allein ſie machte noch mit einer andern Sache einen groſſen Profit, wodurch ſie in kurzer Zeit ſehr reich hätte werden können, wenn ſie nicht ein gewiſſes Unglük dabei gehabt hätte. Sie verſtand ſich nemlich auf die Verfertigung eines gewiſſen Gifts von der wunderbarſten Compoſition und Wirkung, welches einen Menſchen gerade zu der beſtimmten Zeit tödtete, wenn man es haben wollte. Dies Gift hat keinen Geſchmak,

ſchmak, iſt ſo klar wie das reinſte Waſſer, und nach dem Tode läßt es nicht die geringſte Spur einer gewaltſamen Ermordung zurük *). Viktoriens Mutter

*) Dies Gift iſt kein anders, als das bekannte und berüchtigte Gift Aqua Toffania. Die Erfinderin war aber nicht Viktoriens Mutter, ſondern ein anders berüchtigtes Weib, die in Neapel lebte, welche Toffania hieß. Sie verkaufte dies Gift in kleinen, glatten, gläſernen Flaſchen, welche die Ueberſchrift hatten: Manna von St Niclas von Bari. Das Bild dieſes Heiligen, von dem man erzählt, daß aus ſeinem Grabe zu Bari, im Neapolitaniſchen, ein gewiſſes wunderthätiges Oel fließt, war an die Gläſer geklebt, und dienete zu keiner geringen Empfehlung des Inhalts deſſelben. Wer hätte geglaubt, daß hinter einem ſo heiligen Aushängeſchild eine ſo verderbliche Sache verborgen wäre. Lange trieb die Frau ihr Unweſen, ohne daß die Sache entdekt ward. Endlich bekam der Vicekönig 1709 einige Nachricht davon, ließ das in ein Kloſter geflüchtete Weib herausholen. Sie geſtand alles und ward alles Lermens der Geiſtlichkeit ungeachtet erdroſſelt, doch warf man ihren todten Körper in den Kloſterhof, um den Erzbiſchof zu befriedigen. Obgleich die Erfinderin längſt tod iſt, wird doch dies verderbliche Gift noch immer gemacht und findet ſtarke Abnehmer. Die Zubereitung dieſes Giftes bleibt bis jezt noch ein Geheimniß. An gewiſſen geheimen Oertern in Italien wird es gemacht. Einige halten dies Gift für ein arſenikaliſches Mittelſalz, gewöhnlich glaubt man jezt, daß es aus Mohnſaft und ſpaniſchen Fliegen bereitet werde, noch andere ſind

der

zer hatte durch dies ehrliche Gewerbe bereits ansehnliche Reichthümer zusammengebracht, wodurch sie sich die Vermittelung bei den vornehmen Damen ungemein erleichterte, indem kein ander Weib, als sie, zu dergleichen geheimen Verhandlungen gebraucht wurde. Ein junger liebenswürdiger Mann, der seine Gebietherin, die an einen alten Mann verheirathet war, gern allein besizzen wollte, schafte vermittelst des Wassers der alten Kuplerin den Ehemann sehr leicht aus dem Wege. Ein Sohn, dem sein Vater zu lange lebte, fand durch das Mittel das Geheimniß das Leben seines Vaters abzukürzen und der Mann machte sich von seiner Frau los, wenn er ihrer überdrüßig war; auf der andern Seite schaften die Weiber auch ihre alten oder häßlichen Männer aus dem Wege.

Dies Gewerbe war sehr einträglich, aber es konnte nicht lange Bestand haben. Man hieng drei

Wei-

der Meinung, daß der Schaum eines bis zum äuſſersten Wahnsinn gebrachten Menschen ein Hauptbestandtheil desselben sei. Dies Gift tödtet langsam, aber gewis. Niemand kann sich davor hüten, denn es ist ohne allen Geschmak, und siehet so klar und hell aus, wie reines Wasser. Die Wirkungen erfolgen unvermerkt und langsam. Der Arzt weis nie recht wo es dem Patienten fehlt. Am Ende erschlaffen die edlen Theile und gewöhnlich wird die Lunge am ersten angegriffen.

Weiber auf, von denen es heraus kam, daß sie sich dieses Verbrechens schuldig gemacht, und welche Viktoriens Mutter anklagten. Es waren die gröſten Anzeigen des Verbrechens vorhanden. Ihr ganzes Vermögen ward confiſcirt. Viktorien rettete ihre Schönheit das Leben. Allein die Mutter ward aufgehangen. Die Tochter ward aus dem Kirchenſtaat verwieſen. Die Baarſchaft, die ſie mitnahm, war ſehr gering und reichte kaum ſo weit, bis ſie nach Livorno kam. Hier war eben ein Kaper angekommen, der türkiſche Sclaven loskaufen wollte. Er ſah Viktorien, verliebte ſich in ſie und konnte ſie leicht bereden, mit ihm zu reiſen. Sie wartet noch jezt auf eine Gelegenheit ihren Herrn zu beſtehlen und mit einem ſchönen Chriſtenſclaven die Flucht zu nehmen.

Vierte Erzählung.

Clidaris,

oder

die Frauen verſtehen die Verſtellungs-kunſt im höchſten Grad.

Ein altes Weib, die nach ihren Jahren noch recht hurtig marſchiren konnte, blieb mit einemmal vor einer Kirchthüre ſtehen, um mit einer von ihren Bekannten, die ſie von fern auf ſich zukommen ſah, ein halbes Stündchen verplaudern zu können. Kaum war ihre Freundin von der Alten noch ſo weit, daß ſie ihre Stimme hören konnte, rief die leztere ihr zu:

Wißt ihr was! unſere junge Frau Clidaris will ins Wochenbett kommen.

Daran zweifle ich noch ſehr — verſezte die andere — daß ſie ſchwanger ſein ſollte. Noch kein einziger Menſch hat dies bis jezt gemerkt. Sie ſagt mir da eine Neuigkeit, über die ich billig erſtaunen muß. In ſo kurzer Zeit ſchwanger, ins Wochenbette! Ha! ha! ha!

Nichts iſt richtiger als das — entgegnete die Alte — aber nehmt euch ja in Acht, daß ihr etwas davon ſprecht, man will die Sache bis jezt aus ſehr

guten

guten Gründen noch geheim halten. Ich würde euch wahrhaftig kein Wort gesagt haben, wenn ich nicht wüste, daß ihr verschwiegen wärt.

Ihr Geheimniß — antwortete die Freundin — ist eben so sicher, als wenn sie es Niemanden offenbart hätte, und bleibt ewig in meinem Herzen verschlossen. Von mir hat sie wahrhaftig nicht zu befürchten, daß ich es ausplaudere, oder daß ich mir nur etwas verblümet davon merken lasse. Sie kennt mich ja zu gut und weis, daß ich nicht zu jenen Klatschschwestern gehöre, die halbe Tage auf den Strassen stehen und indessen ihre Herrschaften immer umsonst auf sich warten lassen.

Nach diesen heiligen Versicherungen, nach den starksten Betheurungen an die Alte ein ewiges Stillschweigen zu beobachten, gieng die andere Frau mit dem Geheimniß in die Kirche. Es war ihr so wunderlich zu Muthe, ohngefähr wie einem, dem eine Uebelkeit zustößt, aber sich nicht brechen kann; es überfiel sie eine Angst, von der sie befreit zu werden wünschte. Zum Glük traf sie in der Kirche eine gute Bekannte, der sie ihr ganzes Herz und zugleich das junge Geheimniß ausschüttete. Doch geschah dies mit einiger Vorsicht, daß die gute Bekannte ihr die gröste Verschwiegenheit angeloben muste. Nun war sie etwas leichter ums Herz.

Sie

Sie verließ ihre vorige Stelle, gieng etwas weiter vor, und traf zum Glük zwei Herzensfreundinnen an. Zwiſchen beiden nahm ſie ihren Plaz ein, neigte ſich nach der Seite der einen, und nachdem ſie ſich überall umgeſehen, ob ſie etwan von einem Fremden belauſcht würde, ſagte ſie ihrer Freundin folgendes ganz ſachte ins Ohr:

Wenn du mir verſprechen willſt, nichts wieder zu ſagen, von dem, was ich dir anvertrauen will, ſollſt du ein Geheimniß hören, das ich erſt vor ein paar Minuten erfahren habe, worüber du wahrhaftig erſtaunen wirſt.

Die Freundin verſicherte hoch und heilig, daß ſie nichts wieder ſagen würde, und damit erfuhr ſie das wichtige Geheimniß.

Kaum hatte dieſe verſchwiegene Frau — welche ſich von Verſchweigung eines Geheimniſſes eine ganz beſondere Idee machen muſte, indem ſie davon glaubte, daß ſie ihr Geheimniß noch immer verſchwiegen hätte, wenn ſie es einem Andern, unter dem nemlichen Verſprechen einer heiligen Verſchwiegenheit anvertraute — ihr Geheimniß ihrer Freundin zur Rechten offenbart, als ſie ſich zu der zur Linken wendete, und nach Einholung einer ähnlichen Verſicherung, auch dieſe zur Theilnehmerin deſſelben machte.

Eine

Eine andere Frauensperson, die hinter diesen beiden saß, brannte vor Begierde Etwas zu wissen, das nach allen Anzeigen ein grosses Geheimniß sein muste. Sie war nur halb und halb mit den Fordersten bekannt; allein wenn eine Frau gern ein Geheimniß wissen möchte, macht sie sehr bald Bekanntschaft. Sie stieß also die Mittelste von den drei Frauen an, und fragte ganz höflich, ob sie das, was sie da so geheim für sich murmelten, nicht auch wissen könnte. Mit den stärksten Versicherungen eines ewigen Stillschweigens fragte sie zum zweitenmal, ob sie die Neuigkeit nicht erfahren könnte.

Sie bekam ein trokues Nein zur Antwort. Damit ließ sich die neugierige Dame nicht sogleich abweisen, weil sie vielleicht aus der Erfahrung wissen konnte, daß sie durchs Ertrozzen manches Geheimniß herausgebracht habe. Aufs neue versicherte sie, daß sie sehr verschwiegen wäre, und daß sie so manches wichtige Geheimniß erfahren, aber nie etwas davon weiter gesagt habe. Jezt schlug auch dieser Kunstgrif fehl, der so selten fehlzuschlagen pflegt. Doch nach einiger Zeit, gleichsam als wenn die Geheimnißvolle es erst überlegt, ob sie der Fremden auch wohl eine Sache von so grosser Wichtigkeit anvertrauen könnte, sagte sie dieser das nemliche ins Ohr, was ihre beiden Herzensfreundinen schon wuste.

So wie ein einziger Schwefelfaden ein groſſes Feuerwerk in einem einzigen Augenblik entzünden kann, indem das Feuer vermittelſt des Schwefelfadens von einer Etage zur andern fortläuft und alles zugleich auf einmal in Feuer ſezt; eben ſo verbreiteten die beiden Herzensfreundinnen in wenigen Minuten das ihnen anvertraute Geheimniß in der ganzen Kirche. Beide ſagten ihren Nachbarinnen das Geheimniß, dieſe der Folgenden und ſo kam es von Ohr zu Ohr, bis keine einzige Frauensperſon in der Kirche mehr war, die es nicht wuſte. Die Kirche lag in dem Quartier der Stadt, wo Clidaris wohnte, jede der Kirchengängerinnen kannte ſie alſo genau; jeder war dies Geheimniß äuſſerſt wichtig, weil ſie es von ihrer Nachbarin unter dem Verſprechen einer Verſchwiegenheit empfiengen. Und welche Kleinigkeit iſt da nicht wichtig, ſo bald man ſie von einem guten Freund mit dem Zuſaz hört: ich bitte Sie, ſagen Sie es aber keinen Menſchen. Gewöhnlich iſt eine ſolche Bitte das ſicherſte Mittel, daß eine geheime Sache in wenigen Stunden in der ganzen Stadt bekannt wird.

Noch dieſen Abend unterhielten ſich fünf bis ſechs Perſonen in einem öffentlichen Garten mit einander, als ein Neuigkeitenjäger bei ihnen ſchnell vorbei lief und ihnen zurief: Erſchrekken Sie nicht, die

ſchöne, junge Madam Clidaris iſt in den Wochen geſtorben. Pfeilſchnell ſprang er weiter fort, um dieſe Neuigkeit allen Gäſten in dem Garten zu erzählen. So wie er damit fertig war, machte er die Tour herum in allen öffentlichen Gärten, denn in allen Aubergen und Tabagien. Auf die Art war das wichtige Geheimniß von der Niederkunft der Clidaris und von ihrem unerwarteten und frühzeitigen Tod in der ganzen Stadt bekannt.

Die erſte Gartengeſellſchaft machte hierüber noch manche ernſthafte und luſtige Betrachtungen. Einige zogen die ganze Sache in Zweifel, andere machten über die geſchwinde Niederkunft der Verſtorbenen ihre ſatiriſche Anmerkungen, noch andere fielen auf gewiſſe Vermuthungen, wer wohl Vater zu dem Kinde ſein möchte. Als die Herren und Damen hierüber gloſſirten, kam ein zweiter Bothe in den Garten, der eine noch unerwartetere Neuigkeit mitbrachte, daß nun auch das Kind der Madam Clidaris geſtorben ſei. Einer von der Geſellſchaft ließ ſich merken, daß ihm die ganze Sache nicht intereſſire, weil er zu wenig mit den Familienumſtänden der Verſtorbenen bekannt wäre, ja er könnte ſich nicht einmal erinnern, daß er je den Namen der Seligen gehört habe. Der Fremde ſagte gleich mit vieler Theilnahme, ſie ſollen dieſe Familie ganz genau

ken:

kennen lernen, wenn ſie und die ganze Geſellſchaft mir erlauben, daß ich die nähern Umſtände derſelben erzählen darf. Denn ich muß ihnen nur ſagen, daß Niemand mit den geheimſten Verbindungen in dieſer Familie bekannter iſt, als ich, daß Niemand die erſten Liebſchaften genauer weis. Ich kann ihnen daher die ganze Geſchichte von Anfang erzählen, wenn ſie mich anhören wollen.

Jeder von der Geſellſchaft bat den Fremden, er möchte die Gefälligkeit haben, dieſe unterhaltende Geſchichte ihnen zu erzählte. Er fieng alſo folgendergeſtalt an:

Ich werde mich nicht weitläuftig bei der Familie der Clidaris aufhalten, weil ſie zu bekannt iſt und weil ich vorausſezze, daß Jeder von Ihnen davon eben ſo viel Kenntniß hat, als ich. Es iſt genug, wenn ich Ihnen ſage, daß ihr Vater ein Geſchäftsmann iſt, und daß ihre Mutter, ob ſie gleich ſchon bei Jahren iſt, doch noch immer eine ſchöne Perſon vorſtellt. Sie weis dies auch recht ſehr gut, und eben deshalb wollte ſie ihre Tochter im vierzehnten oder funfzehnten Jahr in ein Kloſter ſtekken, damit ſie von ihr in der Folge nicht ausgeſtochen werden möchte. Da die Mutter aber aller Mühe ungeachtet die Tochter zu dieſem Schritt nicht bringen konnte, muſte ſie es ſchon geſchehen laſſen, daß ſie in der Welt blieb.

Ohngefehr ein paar Jahr mochte Clidaris im Kloster als Kostgängerin gelebt haben, und nun da sie herauskam, muste sie die Manieren der feinen Welt lernen, um durch eine ehrenvolle Heirath ihr Glük zu machen. Die Mutter, selbst eine Frau, die viel Welt hatte, leitete die Tochter dazu an. Sie führte sie in die grösten Gesellschaften ein. Allein selbst dies wäre nicht einmal nöthig gewesen, weil ihr Haus bekanntlich eins der glänzensten in Paris ist, welches mit Recht ein kleiner Sammelplaz von der so genannten bon Monde genennt zu werden verdient.

Unter den Mannspersonen, die dies Haus am häufigsten besuchten, zeichnete sich besonders ein Onkel und ein Neveu aus. Sie machten beinah alle Tage ihre Aufwartung, banden sich an keine bestimmte Besuchsstunde und kamen gewöhnlich zu einer Zeit, wo alle übrigen nicht wären vorgelassen worden. Der Onkel hatte einen sehr ansehnlichen Rang in der Welt und konnte durch seine Freunde am Hofe sehr viel ausrichten. Es war ihm etwas leichtes, seinen Bekannten durch sein Vorwort eine einträgliche Hofbedienung zu verschaffen, oder ihre Prozesse durch seine Kreaturen gewinnen zu lassen, oder ihnen zu gewissen Privilegien beförderlich zu sein. Sein Neveu war ebenfalls ein Geschäftsmann; als

lein er ſtand noch nicht in ſo groſſen Verbindungen, daß er viel hätte ausrichten, ſeine Bedienung war auch noch nicht von der Beſchaffenheit, daß er ſich dabei hätte vermählen können.

So bald Clidaris aus dem Kloſter zu ihrer Mutter gezogen war, empfand der junge Mann gewiſſe Empfindungen für das ſchöne Mädchen, die er ſogleich für Liebe hielt. Durch ſeine Unterhaltungen mit ihr merkte er, daß ſie nicht ſo ganz abgeneigt ſein möchte, ihn mit einer Gegenliebe zu beglükken, wenn er ſich nur noch eine zeitlang gedulden wollte. Er war feſt überzeugt, daß er nach Erhaltung eines anſehnlichern Amts, gewis keinen Korb bekommen würde, wenn er förmlich um ſie angehalten hätte. Bis jezt läſt er ſich noch nichts von ſeinem Vorhaben merken. Als ein kluger Mann ſtudirte er erſt den Karakter ſeiner Gebietherin und dazu hatte er Gelegenheit genug, da er beinah alle Tage im väterlichen Hauſe und öfters durch einen Zufall mit dem Mädchen allein zu ſprechen kam. Bei ſeinen häufigen Unterredungen mit ihr bemerkte er ſehr bald, daß ihr Herz noch ganz unſchuldig war und daß ſie keinen bis jezt liebte; er bemerkte, daß ſie jezt nur noch an ſolchen Vergnügungen Geſchmak fand, die ihr keine Unruhe verurſachten. Zuerſt ſollte ſie ſeine Liebe an gewiſſen Aeußerungen von

Gefälligkeit, von zuvorkommender Dienſtbeeiferung merken. Nur blos das, was ſie wollte, das wollte er auch. Er nahm nichts vor, als wovon er wuſte, daß es ihr Vergnügen machte, er ſpielte mit ihr und verlor: er führte ſie in die Komödie und auf die Promenade und kaufte ihr blos ſolche Erfriſchungen, die ſie gerne hatte.

Clidaris, welche alle dieſe Vergnügungen mit vieler Begierde wünſchte, konnte lange die Beweggründe nicht errathen, die Cleander — ſo hieß ihr Liebhaber — haben mochte, daß er ihr ſo viele Divertiſſements verſchafte. Im Grunde ſtellte ſie hierüber nicht einmal Bemerkungen an; denn ſie bildete ſich im ganzen Ernſt ein, daß er es blos darum thät, um ſich ſelbſt zu divertiren. Daher kam es, daß die andern ſeine Liebe zu dieſem Mädchen nicht einmal wähnten, da ſie kein geheimes Verſtändniß unter ihnen gewahr wurden.

In der Folge ſuchte er ſie daher bei Gelegenheit aufmerkſam darauf zu machen, daß er alles dies blos und allein für ſie thät. Er ſprach mit Mienen und Blikken, er ſeufzte auch bei Gelegenheit, und ſie muſte es merken, daß alle ſeine Seufzer blos um ihrentwillen geſchahen. Sie antwortete durch gefällige Mienen und durch artige Antworten, die ihn nur noch mehr in Feuer ſezten. Das Herz des

Mäd-

Mädchens, das bis jezt noch nichts von Liebe empfunden hatte, ward unvermerkt von einer Leidenſchaft angeſtekt, die die groſſe Kunſt verſtehet, ſich nur zu leicht bei den Menſchen einzuſchmeicheln. Nachdem ſie mehrmalen ſich durch Seufzer, durch Blikke und durch mehrere andere Zeichen ihre Liebe einander zu verſtehen gegeben hatten, legten ſie zulezt ihr Geſtändniß laut und öffentlich ab.

Auf dieſem Fuß lebten ſie lange in dem gröſten Einverſtändniß, als Philiſte, die ſeit einiger Zeit blos in der Abſicht das väterliche Haus der Clidaris beſuchte, um das ſchöne Mädchen einmal heirathen zu können, und jezt eben im Begrif war, ſeinen Vortrag bei dem Vater anzubringen, nur erſt Verdacht ſchöpfte, daß vielleicht ſchon ein Anderer ihm zuvorgekommen ſein möchte. Beide Liebende bemerkten dies und nahmen ſich vor, dieſen eiferſüchtigen Liebhaber recht anzuführen. Sie bewieſen von jezt an gegen einander eine verſtellte Gleichgültigkeit, ja es gieng ſo gar ſo weit, daß dieſe Gleichgültigkeit in Verachtung überzugehen ſchien. Bei der geringſten Kleinigkeit widerſprachen ſie ſich heftig und es hatte ganz das Anſehen, daß dieſe beide junge Leute, welche noch vor kurzem auf den vertrauteſten Fuß mit einander umzugehen ſchienen, bald völlig brechen würden.

Zulezt gieng die Verſtellung noch weiter. Sie verabredeten ſich beide, daß Clidaris gegen den Philiſte ſich freundlich betragen, ſo wie Cleander ihm alle Höflichkeiten erweiſen ſollte. Dieſe Liſt glükte ganz vortreflich. Nach vieler geäußerter verſtellter Kälte von beiden Theilen, nach vielen kleinen Nekkereien ohne Gründe, welches alles Philiſte mit wahrer Wolluſt bemerkte, ſtellte ſie ſich, als wenn ein weſentlicher Zank unter ihnen obwaltete, und obgleich nur eine Kleinheit die Veranlaſſung dazu gegeben, ſezten ſie die Zänkereien darüber ununterbrochen fort.

Philiſte, der alles mit angeſehen und angehört hatte, ſuchte ſie mit einander zu verſöhnen und bat Cleandern, daß er doch mit Mamſel Clidaris vertraulicher leben möchte, und entdekte ihm ſogar ganz im Vertrauen die Leidenſchaft, welche er für ſie hätte, da die Sache noch nicht ruchbar war. Er ſezte hinzu, daß er anfänglich über ihn eiferſüchtig geweſen wäre, daß er aber gar nicht begreifen könnte, wie er ſich ſo gewaltig hätte betriegen können.

Cleander erwiederte: daß er nie für ſie einige Liebe empfunden habe, allein es wären viele durch ihr gefälliges Weſen, das ſie gegen ihn geäußert, irre geführt worden, und hätten wirklich geglaubt, ſie liebten ſich; dieſe Meinung anderer Leute hätte er gewünſcht durch eine völlige Antipathie, die er nicht

blos

blos gegen ſie geäußert, ſondern auch wirklich gegen ſie hätte, zu vertreiben; freilich müſte er geſtehen, daß er ſelbſt nicht wüſte, woher dieſe Anthipatie gegen ein ſo ſchönes Mädchen käme, es müſte ihm alſo wohl in der Natur liegen.

Es iſt gar nicht nöthig — verſezte Philiſte — daß Sie mir etwas von ihrer Liebe ſagen, oder daß Sie mir entdekken, daß Sie nicht lieben können. Ich zweifle gar nicht daran, und würde es ungeachtet aller Vorſtellung doch noch entdekt haben. Die Liebe bleibt ſich immer gleich, und wenn zwei Liebende ihre Liebe verborgen halten, ſo haben ſie immer ihre guten Urſachen dazu. — Er bat ſich darauf ſeine Freundſchaft aus und erſuchte ihn, ſeine Liebe geheim zu halten, wenn er ſein einziger Vertrauter bleiben wollte.

Cleander verſprachs, daß er zu niemanden davon ſprechen und daß er blos ihm zu gefallen mit Mamſel Clidaris verträglicher leben wollte. An dieſem Tage ſprachen ſie von der Sache nicht weiter und nahmen unter Verſicherungen einer ewigen Freundſchaft Abſchied. Den folgenden Tag erzählte Cleander dieſe ganze Unterredung ſeiner Gebietherin, worüber ſie ſich alle beide recht divertirten. Sie verabredeten Zeit und Ort, wo ſie ſich ſehen und ſprechen konnten, ohne von Jemanden bemerkt zu werden.

Clidaris nahm indeſſen vor der Welt immer eine abſcheuliche Miene gegen ihren Liebhaber an. Sie ſtellte ſich, als wenn ſie ihn gar nicht ausſtehen könnte und behandelte Philiſten als einen jungen Mann, für den ſie ganz beſondere Hochachtung hätte. Sehr viele Leute bemerkten dies, und man ſagte es ſich nicht mehr ins Ohr, ſondern ganz laut, daß zwiſchen beiden jungen Leuten ein heimliches Verſtändniß wäre. Ihre Eltern waren darüber nicht böſe, weil dieſe Parthie für ihre Tochter ſehr vortheilhaft geweſen wäre. Allein ſie hätten vieler Urſachen wegen gewünſcht, daß ſie mit Cleandern glimpflicher umgegangen wäre, vornemlich ſeines Oheims wegen, welcher, wie ich bereits vorher geſagt hatte, am Hofe ſehr viel vermögend war. Sie machten auch in dieſem Punkt bei ihrer Tochter Clidaris Gegenvorſtellungen und baten Philiſten ſeine Bitten mit den ihrigen zu vereinigen und ſie wenigſtens dahin zu bringen, ihn nicht ſo ſchlecht zu behandeln.

Das Mädchen ſagte ihnen: daß ſie ihr möglichſtes thun und alles anwenden würde, ihren Wunſch zu erfüllen. Sie wollte ihn durch ihr Betragen nichts übels zufügen, ſie haßte ihn auch nicht, allein ſie hätte gegen ihn eine unerklärbare Antipathie, die ſie durch nichts vertreiben könnte. Darauf baten ſie ihre Eltern, ſie möchten doch von jezt an, mit ihm

auf einen beſſern Fuß leben und ſich ſelbſt etwas Gewalt in dirſem Stük anthun.

Dies hatte für beide Liebende den guten Erfolg, daß ſie in Gegenwart Anderer ganz ſachte mit einander ſprechen konnten, ohne einigen Verdacht befürchten zu dürfen. Philiſte war über dieſe neue Einrichtung ſehr vergnügt, weil die Eltern mit dem gröſten Eifer das wahre Wohl dieſer beiden Leute zu wünſchen ſchienen. Der ſcheue Liebhaber unterſtand ſich nicht, ihnen zu nahe zu kommen, wenn ſie mit einander ſprachen, weil er immer befürchtete, er möchte ſie unterbrechen. Dieſer gutwillige Liebhaber ließ ſie auf die Art von ihrer Liebe mit einander ſprechen, wobei ſie denn ihn und alle übrigen auslachten, die ſie auf die Art hinter das Licht führten, indem ſie nicht befürchten durften, daß der, gegen den das ganze Geſpräch gerichtet war, ihre Unterredung ſtören würde.

Nach einiger Zeit beſorgten ſie denn doch, daß das gar zu gute Verſtändniß etwas auffallend ſein möchte; ſie fiengen daher, als ſie gerade alle beiſammen waren, einen gewaltigen Streit um nichts an und erhizten ſich dermaßen über das Urtheil einer Kameradin, indem Cleander behauptete, daß das Stük ſchlecht und Clidaris daß es gut geweſen wäre. Ein jeder behauptete ſeine Meinung von der Geſellſchaft mit einem ſolchen Eigenſinn, jeder ſprach

dabei

dabei so hizzig und mit unter entfuhren auch wohl den Streitenden Schimpfworte, daß es ganz das Ansehen hatte, als wenn sie beide sich so ziemlich wieder überwerfen würden.

Dieser Streit ereignete sich gerade zu einer Zeit, als die Eltern der Clidaris, Cleanders Onkel bei einer sehr wichtigen Sache, welche die ganze Familie betraf, um sein mächtiges Vorwort ersuchen wollten. Die Eltern klagten gewaltig über ihre ungezogene Tochter und beschwerten sich deshalb bei Philisten, Philiste beklagte sich darüber bei seiner verschlagenen Gebietherin, er stellte ihr das Interesse ihrer ganzen Familie vor, und beschwur im Namen alles dessen, was ihr auf der Welt lieb ware, sich mit Cleandern wieder auszusöhnen, und sich etwas nach seiner Laune zu richten. Anfänglich stellte sie sich, daß sie gar nichts weiter von ihm wissen wollte und endlich schien sie etwas seinen Bitten nachzugeben. Er bedankte sich tausendmal dafür bei ihr und glaubte wie viele Verbindlichkeiten er sich selbst, und ihr schuldig wäre, daß er so viel über dies eigensinnige Frauenzimmer ausrichten könnte. Er führte selbst den andern Tag seinen Nebenbuhler ihr zu und nachdem er sie mit einander ausgesöhnt, entfernte er sich, ließ sie allein, damit ihre Versöhnung noch inniger unter vier Augen geschehen möchte.

Bei

Bei dieſen geheimen Unterredungen lachten ſie recht herzlich über ihre kleine Betrügereien, die ihnen immer ſo glükten, und ſie klatſchten ſich immer Beifall zu, daß ihre Liſt noch nie ihnen fehlgeſchlagen war.

Einige Zeit nach der lezten Ausſöhnung, baten Clidacis Eltern den Cleander, daß er doch mit ſeinem Oheim wegen einer gewiſſen Familienſache immer im Voraus ſprechen möchte, weil ſie ihn nach einigen Wochen ſelbſt darum bitten wollten. Dieſe Gefälligkeit brachte ihn in dem elterlichen Hauſe noch ein gröſſeres Anſehen zuwege, als er je vorher gehabt hatte. Alle Domeſtiken betrachteten ihn auf Befehl ſeines Vaters als ihren Herrn. Und Clidaris Vater empfahl ſeiner Tochter, daß ſie ſich wohl in Acht nehmen, je mit ihm in Streit zu gerathen. Dieſe väterliche Empfehlung blieb nicht ohne Wirkung, wie man aus dem Verfolg der Erzählung ſehen wird.

Philiſte freute ſich, da er ſie alle vergnügt ſah, und ſagte der Tochter ſo viele Schmeicheleien vor, als er nur immer konnte, um den Eltern ſeiner Gebietherin zu Gefallen zu leben. Er machte ſie zur Vertrauten ſeiner Liebesangelegenheit, und erzählte alles, was zwiſchen ſeiner Gebietherin, ihren Eltern und ihm vorgefallen war. Man wollte, daß er an allen Luſtbarkeiten, die im väterlichen Hauſe gege-

gegeben wurden Antheil nehmen sollte und wenn er zuweilen ausblieb, ließ man ihn gleich holen.

Man kann wohl sagen, daß unter allen Mannspersonen vielleicht keiner dem Anschein nach weniger Ursach hatte eifersüchtig zu sein, ob er gleich in der That den größten Grund dazu hatte. Indessen ward Elidaris schwanger und verbarg ihre Schwangerschaft dergestalt, daß kein Mensch etwas davon merken konnte. Sie war am Ende des neunten Monats und glaubte noch Zeit genug zu haben, weil man eigentlich nicht die geringsten Zeichen der Schwangerschaft sah. Daher kam es auch, daß sie sich nicht scheuete auf einige Tage mit ihrem Vater und ihrer Mutter auf ein Landgut zu reisen, das nur eine Meile von der Stadt entfernt lag.

Die Geburtsschmerzen überfielen sie an diesem Ort gerade da sie am wenigsten daran dachte. Die Mutter war noch in dem nemlichen Zimmer und die Tochter konnte es bei aller Anlage zu Ränken doch nicht verhindern, daß sie in Gegenwart der Mutter niederkam. Ich glaube man kann es sich leicht vorstellen, wie zuerst das Entsezzen einer Mutter sein mag, wenn ihr eine ähnliche Geschichte begegnet.

Der Fremde, welcher der Gartengesellschaft diese Geschichte erzählte, wuste sie nicht weiter, weil er damals unmöglich errathen konnte, was unmittelbar

bar nach dieſem Vorfall aus den ſpielenden Perſonen geworden wäre, oder in der Folge noch werden könnte. Ich habe hernach den Verfolg dieſer Geſchichte erfahren, und halte es für ſehr billig, daß ich ſie meinen Leſern auserzähle. Ich gebe ſie ſo wieder, wie ich ſie bekommen habe, und hoffe, daß man es mir nicht zuſchreiben wird, wenn ich ſollte hintergangen worden ſein.

Kaum hatte Cleander — als Vater des Kindes der Clidaris — dieſe unangenehme Nachricht von der Niederkunft ſeiner Gebietherin erfahren, als er ſich an einen ſichern Ort begab, und von da aus der Clidaris Heirathsvorſchläge that, doch mit der Erinnerung, daß er nach dieſem Unglüksfall nun nicht weiter den Poſten eines Geſchäftträgers bekleiden könnte, ſondern von nun an als Privatperſon leben müſte. Sein Vermögen ſezte er hinzu — wäre von der Beſchaffenheit, daß er auf einen anſtändigen Fuß ein Haus machen könnte; er verlangte aber doch zu wiſſen, wie viel ſeine künftigen Schwiegereltern ihrer Tochter mitzugeben gedächten. Die Eltern der Clidaris waren mit dieſem Vorſchlage gar nicht zufrieden, und wollten von einer Mitgabe nicht das geringſte wiſſen, indem ſie in der Meinung ſtanden, daß Cleanders Oheim, ihm einmal ſein ganzes nicht unbeträchtliche Vermögen vermachen

chen würde. Allein sein Oheim wollte von keinem Vermächtniß etwas wissen, weil er den einfältigen Streich — wie er ihn immer zu nennen pflegte — den ihm sein Neveu gespielt, nie vergessen konnte. Sobald Cleander sah, daß man von seinen Heirathsvorschlägen nichts wissen wollte, daß sein Oheim ihn noch überdies enterben wollte, reiste er nach Italien zurük, wo er eigentlich her war. Was dort eigentlich aus ihm geworden ist, habe ich so genau nicht erfahren können, doch aller Wahrscheinlichkeit nach wird er unter der herrlichen Abbeskleidung seine Liebschaften beim schönen Geschlecht fortgesezt, und wie wir hoffen, nicht einmal so viel Unglük als mit der armen Clidaris gehabt haben.

Philiste hätte sich beinah vor Verdruß aufgehangen, daß er sich so hatte bei der Nase herumführen lassen. Clidaris starb vor Betrübniß über den Verlust ihres Geliebten, an dessen Zurükkehr nicht weiter zu denken war. Die Mutter gab sich am leichtesten über den Tod ihrer Tochter zufrieden, weil sie sich selbst noch für so jung hielt, daß sie leicht Eroberungen machen könnte, die ihre Tochter ihr nur weggeschnappt hätte.

Fünfte Erzählung.

Helene,

oder

die Erzgaunerin und Buhlſchweſter.

Es war gerade in der angenehmſten Jahrszeit, als eine Dame nach Toledo kam, einer ſehr alten und eben ſo berühmten Stadt in Spanien. Dieſe Dame war ein ſehr ſchönes Frauenzimmer; ſo liſtig und verſchlagen; ſo ränkevoll und kabalenreich; eine abgeſagte Feindin aller Wahrheit, daß ganze Jahr verflieſſen konnten, ehe ein einziges wahres Wort auf ihre Zunge kam. Nie ließ ſie ſich über eine Lüge ertappen. Ihren Erzählungen wuſte ſie ein Gewand von höchſter Wahrſcheinlichkeit zu geben, daß ſie nicht blos bei Jedem Glauben fanden, ſondern daß ſie ihr ſo gar in ihrem naiven und rührenden Ton geſagt, nicht ſelten Goldſtükke einbrachten.

Man denke ſich das ſchönſte Geſicht von der Welt, wenn man ihr Gemälde entwerfen wollte. Ihre ſchönen, groſſe, ſchwarze Augen ſprühten ein Feuer aus, das nur zu leicht entzündete, und nicht ſo bald zu löſchen war, wenn es einmal gezündet hatte. Dieſe ſchelmiſchen Augen hatten vier bis fünf erwie-

sene Todschläge bezangen, etliche vierzig angebliche, die aber noch nicht erhärtet waren, die Verwundeten gar nicht mitgerechnet, deren Zahl nicht bestimmt werden kann. Ihr Anzug geschah mit einer Grazie, daß so gar eine jede Nadel, von ihrer Hand angesteckt, einen gewissen Reiz hatte. Nicht die Mode bestimmte ihren Anzug, sondern sie selbst wählte und alles was sie trug, ward dadurch schon zur Mode. O wahrlich ein gefährliches Weib, die man schlechterdings lieben muste und die man doch nicht lange lieben konnte, weil sie zu veränderlich war!

Diese Dame kam in der Nacht nach Toledo, gerade zu einer Zeit, als alle vornehme und nicht vornehme Herren der Stadt sich auf einem maskirten Ball befanden, den ein vornehmer fremder Herr an seinem Hochzeittage gab, da er sich mit einem Fräulein aus dem besten Hause vermählte. Die Fenster des Saals, worauf der Ball geschah, waren durchaus mit Lampen erleuchtet und inwendig brannten so viele Lichter, daß der Schein derselben die Strasse dermassen erhellte, als wenn es Mittag wäre. Die Damen vom Mittelstande hatten sich mit ihren Mänteln bedekt, daß sie eben so wenig als die maskirten Damen von ihren Galans erkannt werden konnten. Verschiedne Brave oder vielmehr

Psla-

Pflastertreter fanden sich auch hier ein, mit einer Miene, die zu verstehen gab: Sehet, wen ihr vor euch hat! Gleichsam als wenn diese armseligen Geschöpfe, wovon es freilich in großen Städten wimmelt, völlige Gerechtsame über das Leben eines andern hätten, als wenn alle Frauen vor Liebe und alle Männer vor Furcht sterben müsten, so bald sie sich nur sehen liessen.

Vor andern zeichnete sich ein Schulknabe aus, der seit kurzem Page geworden war, welcher unserem Helden die gröbsten Sotisen sagte, und wirklich in diesem Stük seines gleichen suchte. Er hatte die fremde Dame aus ihrem Miethswagen heraussteigen sehen. Ihre Schönheit blendete ihn dergestalt, daß er sich nicht halten konnte, sondern sie bis an ihr Quartier verfolgen muste, wo sie sich ein Zimmer gemiethet. Die Fremde stellte sich an ein Fenster, wo sie alle Masken konnte sehen vorbeifahren. Der Page, der gerade heute weisse Wäsche an hatte und überhaupt reinlicher erschien, als gewöhnlich, drängte sich an den Ort hin, wo das Frauenzimmer stand und nach seiner gewöhnlichen Dreistigkeit kostete es ihm nicht viel Mühe mit der Fremden eine Unterredung anzufangen, die eben nicht sehr auffallend war.

Sie, die Dame, als eine Frau von viel Welt, wuste mit viel Geschiklichkeit und Bosheit einen jun-

gen Laffen in ihre Nezze zu lokken, der nur noch um desto unverschämter ward, je leichter er die Schwierigkeiten zu übersteigen fand, die sich ihm anfänglich entgegenstellten. So bald sie merkte, daß dieser Page ein Schwäzzer war, konnte sie sehr leicht das von ihm erfahren, was sie gern zu wissen verlangte. Alles, was er sprach, erhob sie mit Lobsprüchen und erfuhr durch diesen Kunstgrif so manches, das sie vielleicht ohne dies Mittel nicht würde erfahren haben. Sie hörte von ihm, daß er bei einem alten Edelmann aus Andalusien Page sei, Onkel desjenigen, der so eben sein Vermählungsfest feierte und um des Willen die ganze Stadt voller Freude und Jubel war. Er erzählte ihr, daß er nach seinem Stande ein sehr reicher Mensch wäre, und daß er keinen andern Erben hätte, als diesen Neveu, den er über alles liebte, ob er gleich einer von den ausgelassensten jungen Leuten in Spanien wäre, verliebt in alle schöne Weiber, die er nur zu sehen bekömme, die Buhlerinnen und Weiber ausgenommen, welche er theils durch gute Worte, theils durch Geschenke gewonnen, habe er manchmal auf Mädchens von verschiedenen Ständen Satyren gemacht, die ziemlich beissend gewesen wären.

Er sezte hinzu, daß eben diese Thorheiten seinen alten Oheim viel Geld gekostet hätte, und daß

er

er eben deshalb darauf gefallen sei, seinen Neveu zu verheirathen, um zu versuchen, ob er mit Veränderung seiner Lage nicht auch vielleicht seinen Karakter verändern könnte.

Indessen der Page dieser fremden und unbekannten Dame alle Geheimnisse seines Herrn entdekte, verrükte sie dem jungen Menschen beinah ganz den Verstand, indem sie selbst das Geringste was er sagte lobte; ja sie ließ es den übrigen von ihrer Gesellschaft nur zu deutlich merken, wie viel schöne Sachen er zu sagen wüste, und mit welcher Grazie er diese anbrächte. Mit einem Wort sie that alles mögliche, um einen jungen Menschen, der schon eine gar zu gute Meinung von sich hatte, ganz zu verderben. Lobsprüche und ein lauter Beifall aus einem schönen Munde sind wahrhaftig sehr gefährlich. Kaum hatte der arme Page der Dame zu verstehen gegeben, daß er aus Valadolid sei, als sie diese Stadt sehr rühmte und ihre Einwohner dazu. Nachdem sie ihre Lobsprüche schon genug übertrieben hatte, sagte sie sogar zu dem armen Jungen, daß sie unter allen Mannspersonen keinen so vollkommenen und schönen gesehen hätte als ihn. Dies war der lezte von ihren Streichen, die sie spielte und wovon doch wenigstens einer nach ihrem Wunsch ablaufen muste.

Indessen war es wohl Zeit, daß der Page sich empfehlen konnte. Sie bat ihn diesen Unsinnigen, selbst noch bei ihr zu bleiben und er glaubte, daß er eben so gut als jeder andere ihr noch ein Weilchen Gesellschaft leisten könnte. Er empfand eine innerliche Freude, die er sich selbst nicht erklären konnte, und die wenigstens von Zeit zu Zeit ihr Veranlassung zu närrischen Streichen gab. Er dachte bei sich vielleicht nicht ohne Grund, daß man nie an seinem Glük verzweifeln müste, so wenig Wahrscheinlichkeit man auch hätte, es zu machen. Die Dame — wir wollen sie ins künftige Helene nennen — gebet mit dem jungen Menschen in ihr Zimmer und nöthigt ihn den besten Plaz einzunehmen. Ueber dies grosse Glük, das er so wenig erwartete, war er dermaßen bestürzt, daß er sich noch eher setzen wollte, ehe ihm der Stuhl hingesezt war und darüber dermassen zur Erde fiel, daß sein Mantel, sein Hut und seine Handschue ziemlich zerstreut um ihn herumflogen, ja er hätte sich beinah seinen Dolch in den Leib gestossen, der beim Fallen aus der Scheide gekommen war.

Helene lief gleich zu dies Mordgewehr aufzuheben, sie stellte sich dabei ganz wüthend an, als eine Tyaerin, der man die Jungen genommen. Sie nahm den Dolch von der Erde auf, und sagte zu

ihm, daß ſie es unmöglich zugeben könnte, daß er ihn noch den Tag über tragen könnte, da er bereits ſo viel Gefahr damit ausgeſtanden. Der Page ſammelte voller Beſtürzung die Stükken wieder auf, und machte recht ſeltſame Entſchuldigungskomplimente über ſein gehabtes Unglük. Indeſſen ſtellte ſich Helene, daß ſie ſich von dem Schrekken nicht wieder erholen könnte, und bewunderte noch immer die Schönheit des Dolchs.

Der Page erzählte ihr darauf, daß dies Gewehr eigentlich von ſeinem alten Herrn herkomme, mit dem nemlichen Degengehenke und Zubehör, er habe es unter mehreren andern Dingen heute aus der Garderobe ſeines Herrn hervorgeſucht, um an dieſem feſtlichen Tage ſich damit herauszupuzzen. — Helene ließ ſich merken, daß ſie wohl Luſt hätte, verkleidet die Feierlichkeit mit anzuſehen, weil ſie doch gern wiſſen möchte, was für Ceremonien bei Vermählungen von Standesperſonen vorgiengen. Der Page gab ihr zur Antwort, daß die Vermählungsceremonie erſt um Mitternacht geſchähe, er ladete ſie aber zu einem kleinen Abendeſſen bei dem Wirth des Hotels ein, worin das Hochzeitfeſt gefeiert wurde. Zu ſeinem Unglük ſezte er noch hinzu, daß er genöthigt wäre jezt die ſchönſte Geſellſchaft von der Welt zu verlaſſen, um einige Stunden bei ſeinem

alten Herrn Langeweile zu haben, deſſen Anfälle und Unpäßlichkeiten ihn beinah ſtets ans Bette feſſelten. Eben wegen ſo mancher Zufälle könnte er heute nicht bei der Hochzeit ſeines Verwandten ſein, weil das Hotel des Grafen von Funſalide, worin ſein Herr wohnte, von dem Hochzeithauſe zu weit entfernt wäre. Eben ſtudierte er auf ein artiges und verbindliches Abſchiedskompliment, als Jemand ziemlich heftig an die Thür klopfte.

Helene ſchien darüber beſtürzt zu ſein, und bat den Pagen indeſſen in ein kleines nahſtoſſendes Kabinet zu treten, worin ſie ihn einſchloß länger als er vielleicht dachte. Der Anklopfer war kein anderer, als ein ſo genannter Braver, mit Verlöb Helenens Galan, den ſie aber des Wohlſtands wegen für ihren Bruder ausgab. Er hatte den gröſten Antheil an ihren ſchlechten Streichen ſo wohl, als an ihren Vergnügungen. Sie erzählte ihm gleich, daß ſie einen Pagen eingeſchloſſen hatte, und machte ihm mit dem Plan bekannt, wie ſie die Piſtolen des alten Herrn näher kennen zu lernen wünſche; bei der Ausführung deſſelben wäre aber eben ſo viel Klugheit als Geſchiklichkeit nöthig.

Im Augenblik wurden die Maulthiere, die noch von der Reiſe ganz müde waren, vor den Wagen geſpannt, den ſie von Madrid mitgemacht hatte

Helene und ihre Gesellschaft aus dem braven Montasar, einer alten Kupferin, die ihr Handwerk vortreflich verstand und einem kleinen Lakeien, schifften sich in das wandelbare Fahrzeug ein und liessen sich in die Strasse der neuen Christen bringen, deren Glaube noch weit jünger ist, als die Kleider, die sie verkaufen. Die Masken liefen noch die Strassen auf und ab und der Bräutigam begegnete so gar dem Wagen der Helene, die als ein Stern der ersten Grösse ihm entgegen straite. Der unerwartete Anblik dieser gefährlichen Fremde wirkte auf ihn so stark, daß nur wenig fehlte, er ließ Hochzeit Hochzeit sein und warf sich in die Arme dieser Göttin, die in Menschengestalt ihm erschien. Allein diesmal behielt doch der Verstand bei ihm die Oberhand, daß er noch zur rechten Zeit diese Begierde erstikte, die erst bei ihm entstand. Er fuhr seinen Weg und Helene den ihrigen. Bei dem ersten Kaufmannsgewölbe stieg Helene aus und ohne erst lange zu handeln kaufte sie für sich und ihre ganze Begleitung, den kleinen Lakein nicht ausgeschlossen, Trauerkleider, und alle legten sie sogleich an.

So bald die Gesellschaft im Wagen war, muste der Kutscher nach dem Hotel des Grafen von Funsalide fahren. Der kleine Lakei gieng ins Hotel und erkundigte sich nach den Zimmern des Markis von

Villefagnan und ſo wie er einen von ſeinen Leuten anſichtig wurde, brachte er ſein Kompliment an, ob der Herr nicht eine fremde Dame von den Gebürgen von Leon ſprechen wollte, die ihm ſehr wichtige Dinge zu ſagen hätte.

Der gute alte Mann erſtaunte nicht wenig über den Beſuch einer ſolchen Dame zu einer ſolchen Stunde. So gut er nur konnte, richtete er ſich im Bette auf und brachte ſein Nachtkleid in Ordnung und ließ ſogleich zwei Rebhühner ans Spieß ſtekken, um ſo gut es ſich in der Eil thun ließ einen ſo unerwarteten Beſuch zu regaliren. In dieſer Verfaſſung hatte er die Augen feſt auf die Thüre ſeines Zimmers gerichtet; als er nicht ohne groſſe Verwunderung und nicht geringer Beſtürzung den wilden Montafar in tiefer Trauer hereintreten ſah, ihn erſt ganz allein und dann zwei Frauenzimmer ebenfalls in Trauer, wovon die jüngſte, die er bei der Hand hereinführte, ihr Geſicht zum Theil mit einem Schleier bedekte und traurtiger, aber auch zugleich vornehmer als die Uebrigen zu ſein ſchien. Ein Laket trug einen langen, weiten Schweif nach, der das ganze groſſe Zimmer würde bedekt haben. Schon bei der Thüre machten ſie gegen den alten kranken Mann drei tiefe Verbeugungen. Mitten im Zimmer machten ſie wieder drei dergleichen, und ehe ſie

ihre

ihre Plätze einnahmen, die ihnen von einem Pagen angewieſen wurden, machten ſie abermals drei Verbeugungen. Die Damen ſezten ſich und Montufar und der kleine Lakei ſtellten ſich mit entblößtem Haupt an die Thüre.

Indeſſen machte der Alte ſeine Gegenkomplimente, ſo gut es ſich im Bette thun lieſſe, er äußerte ſein Beileid wegen der Trauer, ohne die Veranlaſſung zu wiſſen, und bat ſich eine Erklärung von ihnen aus, warum Damen von ihrem Stande zu einer ſo ungewöhnlichen Stunde ihn mit ihrem Beſuche beehrten. Helene wuſte ſehr gut, wie viel zwey ſchöne Augen, welche in Thränen zerflieſſen, ausrichten können, ſie bediente ſich daher auch dieſes Mittels, das ſo ſelten fehlſchlägt. Sie ſpielte dabei ihre Rolle ſo vortreflich, indem ſie einen Strom von Thränen vergoß und im fürchterlichſten Ton ihre Stimme durch Schluchzen und Seufzen unterbrach. Sie ließ bei dieſer Gelegenheit öfters ihre ſchöne Hand ſehen, indem ſie ſich abtrocknete, und einen Theil ihres Geſichts, das denn auch wahrhaftig eben ſo ſchön als betrübt war.

Der Alte wartete mit der größten Ungeduld, wenn ſie ihre Erzählung anfangen würde. Der Thränenfluß war auf den Lilien- und Roſenfeldern bereits vertrocknet, als die alte Mendez es für ſchick-

lich

lich hielt, da den Klaggeſang wieder anzufangen, wo die erſte aufgehört hatte und fieng wirklich mit einer ſolchen Heftigkeit zu weinen und zu ſchluchzen an, daß ſie damit ihre gnädge Frau beſchämte. Dies war noch nichts, daß die Alte Helenen im Heulen ausgeſtochen hatte, ſie glaubte, daß ein paar Hände Haare, die ſie ſich ausriß auf ihr Auditorium keinen geringen Eindruck machen müſten. Kaum war dies gedacht, ſo war es auch ſchon ausgeführt. Sie machte in ihren Haaren eine ſchreckliche Verwüſtung, allein zum Glück war kein einziges von dieſen ausgeriſſenen Haaren von ihrem Kopf. Helene und Mendez weinten noch um die Wette, als Montufar und der Lakei nach einem gegebenen Zeichen das Conzert vollſtimmig machten, und ſo ſtark weinten, als ſie nur immer konnten.

Der Alte wollte in Verzweiflung gerathen, da er nicht wuſte, was das viele Weinen zu bedeuten hatte. Er weinte endlich zur Geſellſchaft mit, und ſo heftig als nur immer einer aus der Geſellſchaft, und beſchwur bei allen himmliſchen Mächten die weinenden Damen, ihre Betrübniß etwas zu mäßigen und ihm die Urſache ihrer Traurigkeit zu ſagen, indem er ihnen betheuerte, daß ſein Leben das geringſte wäre, was er für ſie wagen wollte, es thäte ihm blos um ihrentwillen leid, daß er nicht mehr jung wäre,

daß

daß er von der Aufrichtigkeit ſeiner Behauptung ſie nicht völlig überführen könnte.

Dieſe Verſicherung machte ihnen neuen Muth, ihre Geſichter heiterten ſich auf, und ſie glaubten, daß ſie mehr denn zu viel geweint hätten, um ſich keinen Schaden zu thun. Denn ſie wollten die Zeit nicht unnüz hindringen und ſie wußten recht gut, daß ſie keinen Augenblik zu verlieren hatten. Die Alte ſchlug jezt die Kappe, die ihren Kopf bedekte etwas zurük, damit ihr ehrwürdiges Geſicht ihren Reden alle den Kredit geben möchte, den ſie nöthig hatte. Jezt fieng ſie zu reden an.

Gott der Allmächtige behüte Ew. Gnaden, den Herrn Markis vor allem Unglük, und ſchenke Ihnen bald ganz ihre Geſundheit wieder. In allem Ernſt, was wir ihnen jezt ſagen werden, kann ihnen unmöglich Freude machen, welche das Leben der Geſundheit iſt; allein unſer Unglük iſt einmal von der Art, daß wir andere ſchlechterdings Theil daran müſſen nehmen laſſen.

Der Marquis von Ville-Sagnan rieb ſich die Hände und that einen tiefen Seufzer. Wollte Gott! daß ich mich betröge! — ſagte er — es wird gewiß wieder ein neuer jugendlicher Streich, eine abermalige Thorheit meines Neveus ſein. Fahren

Sie

Sie in ihrer Erzehlung fort, Madam, und verge-
ben Sie mir es, daß ich Sie unterbrochen habe.

Die Alte fieng aufs neue zu weinen an, anstatt daß sie forterzählen sollte und Helene fuhr da fort, wo ihre Freundin stehen geblieben war. Da sie es aus Erfahrung wissen — sagte sie — daß ihr Ne-
veu ein Sklave seiner Leidenschaften ist, und daß sie selbst öfters das Aufbrausende derselben erfahren ha-
ben, werden sie um desto eher meinen Worten glau-
ben können. Als sie im vergangenen Frühjahr nach Bern gereist waren, sah er mich in der Kirche und sagte mir anfänglich gewisse Dinge, die ich beynah für wahr gehalten hätte, wir musten beide aus Furcht vor der Gerechtigkeit in der Kirche bleiben, ich als sein Mörder, und er als ein todter Mensch. Er sagte mir wohl tausendmahl, daß meine Augen ihn umgebracht hätten, er vergaß keine von den Schmei-
cheleien anzubringen, womit die Liebhaber die Ein-
falt eines jungen Mädchens öfters zu mißbrauchen pflegen. Er folgte mir bis an meine Wohnung; alle Tage ritte er vor meinem Fenster vorbei und alle Nächte brachte er mir eine Musik; da er am Ende sah, daß alle seine verliebten Grimassen ihm zu nichts halfen, gewann er durch Geschenke eine Negersklavin, der meine Mutter die Freyheit ver-
sprochen hatte, und durch ihre Anschläge überraschte

er

er mich in einem Garten, den wir draußen vor der Stadt hatten. Ich hatte keinen Menſchen, als die untreue Sklavin bei mir. Er hatte einen eben ſo ſchlechten Mann bei ſich, als er ſelber iſt und durch Beſtechung des Gärtners war er nicht blos in den Garten gekommen, ſondern er hatte ihn auch unter mancherlei Vorſpiegelungen zu entfernen gewuſt. Was ſoll ich weiter ſagen, er ſezte mir ſeinen Dolch an die Kehle und da er ſah, daß mein Leben mir nicht ſo lieb war als meine Ehre, wuſte er durch den Gefährten ſeines Verbrechens durch Gewalt das von mir zu erhalten, was ich ihm nie durch Schmeichelei würde eingeräumt haben. Die Sklavin ſtellte ſich raſend und um deſto beſſer ihre Treuloſigkeit zu verbergen, ließ ſie ſich leicht an der einen Hand verwunden und am Ende ward ſie unſichtbar. Der Gärtner kam wieder zurük, ihr Neveu war ſelbſt über ſein Verbrechen ſo erſchrokken, daß er über die Gartenmauer der drohenden Gefahr entkam, allein beim Herunterſpringen ließ er ſeinen Dolch fallen, den ich ſehr begierig aufnahm. Dieſer übermüthige junge Menſch hatte indeſſen bis jezt nichts zu fürchten, denn ich konnte ihn nicht gut feſtſezzen laſſen, doch hatte ich noch immer ſo viel Gegenwart des Geiſtes, um die gewaltige Beſchimpfung mir nicht merken zu laſſen; ich that vielmehr alles, um nur nicht

trauriger und niedergeſchlagener zu ſcheinen als gewöhnlich. Ich verlor meine Mutter, und ich kann wohl ſagen, daß ich mit ihr alles verlohren haben würde, wenn meine Tante, die hier gegenwärtig iſt, nicht großmüthig mich zu ſich genommen hätte, wo ſie zwiſchen mir und ihren liebenswürdigen Töchtern nicht den geringſten Unterſchied macht. In ihrem Hauſe erfuhr ich es, daß ihr Neveu weit entfernt iſt, mir die Ehre wieder zu geben, die er mir geraubt hat, ja ich erfuhr auch, daß er ſogar willens ſey, ſich noch heute in dieſer Stadt zu vermählen. Ich bin ſo ſchnell, als es nur geſchehen konnte, hierher gefahren, damit ſie mir ſogleich, noch ehe ich ihr Zimmer verlaſſe, entweder an Geld oder Edelgeſteinen zwei tauſend Thaler geben, um mich in ein Kloſter zu verbergen; denn nach den Erfahrungen, die ich von dem ganzen Karakter dieſes jungen Edelmanns gemacht habe, könnte ich mich nie entſchlieſſen mich mit ihm zu vermählen, wenn er und alle ſeine Verwandte mich auch dazu bereden wollten. Ich weis es recht gut, daß er ſich noch in dieſer Nacht vermählen wird; aber ich will keinen Einſpruch machen, weil dies ihm doch ſchaden könnte. Und damit ſie ſehen ſollen, daß meine Erzählung ganz Glauben verdient, ſo ſehen ſie hier den Dolch, den er mir an die Kehle ſetzte, und wollte

Gott

Gott, daß es beim Drohen geblieben wäre. Sie fieng, nach Endigung ihrer Erzählung wieder von neuem zu weinen an. Mendez heulte etwas tiefer, und der Lerm der Muſik an der Thüre, wo der kleine Lakei den Diſkant und Montufar den Baß ſang, klang recht allerliebſt und herzbrechend.

Der Alte hätte die ganze Geſchichte vielleicht auch ohne Erblikkung des Dolchs geglaubt, allein nun zweifelte er nicht einen Augenblik weiter, ſo handgreiflich auch die Betrügerei der Erzgaunerin war. Erſt wollte er ſeinen Neveu holen laſſen, um ihm ſein Verbrechen vorzuhalten, allein die Damen drungen ſo gewaltig in den alten Mann, daß ſie bei dem geringſten Aufſchub genöthigt wären, Einſpruch zu thun. Ein Page muſte ſeine Chatulle holen und er zahlte ihnen die zweitauſend Thaler in lauter Zwanzigthalerſtükken aus. Montufar empfieng ein Stük nach dem andern und ſchien es zu wiegen, ob es auch vollwichtig ſei. Der alte Markis machte den Damen noch tauſend Entſchuldigungen, daß er ſie nicht bis an ihren Wagen begleiten könnte.

Ganz zufrieden mit ihrem Beſuch, ſtiegen ſie in ihren Reiſewagen und ließen den nächſten Weg nach Madrid nehmen, indem ſie ſich einbildeten, daß, wenn man ihnen auch nachſetzen würde, dies auf der Route nach Leon geſchehen müſſe. Nachdem

ihre Wirthin indessen lange genug auf sie in Toledo gewartet hatte, und es ihr ahndete, daß die Fremden wohl gar nicht wiederkommen möchten, gieng sie auf das Zimmer, das sie bewohnt hatten, hinauf; sie fand im Kabinet den Pagen, erlöste ihn und ließ ihn laufen, weil sie nicht begreifen konnte, was er verbrochen haben sollte, und weil sie durch die nachgelassenen Sachen der Avanturies sich bezahlt zu machen hoffen konnte.

Helene, Mendez und Montufar befürchteten doch noch, daß man sie verfolgen möchte. Sie bothen dem Kutscher doppeltes Fuhrlohn an, wenn er sie nur recht schnell fortbrächte. Dies that auf den Fuhrmann eine gewaltig schnelle Wirkung, indem vielleicht kein Miethswagen auf der ganzen Madriderstrasse so leicht dahin rollte. Die Gesellschaft hatte keine Lust zu schlafen, ob es gleich mitten in der Nacht war. Montufar war unter allen am meisten unruhig, und schien die ganze unüberlegte Sache zu bereuen. Helene errieth seine Gedanken und glaubte ihn dadurch aufzuheitern, wenn sie ihm ihre geheimen Liebesumstände erzählte, die ihm bis jetzt noch unbekannt waren.

Weil ich dich bei übler Laune sehe — sagte sie zu ihm — will ich deine Neugierde befriedigen, da du schon lange gerne hast wissen wollen, wer ich eigent-

gentlich bin, und welche ſeltſame Begebenheiten mir vor unſerer Bekanntſchaft begegnet ſind. Ich könnte dir freilich ſagen, daß ich von vornehmer Familie wäre, und mir einen ſehr erlauchten Namen geben, wie es heute zu Tage ſo viele zu machen pflegen; allein ich will aufrichtig ſein, und dir meine wahre Herkunft entdekken. Mein Vater war aus Gallicien, ſeiner Profeßion nach ein Lakei, oder eigentlich um ihn doch nicht zu erniedrigen, der vornehmſte Bediente im Hauſe. Das Andenken des Patriarchen Noa war ihm immer ſehr ehrwürdig, blos weil er den herrlichen Gebrauch des Weinſtoks erfunden hatte. Wenn mein Vater nur ſein Gläschen Wein hatte, machte er ſich aus den übrigen zeitlichen Gütern dieſer Welt eben nicht viel. Meine Mutter war aus Granada, frei heraus eine Sklavin; allein wer kann einmal etwas gegen ſein Geſtirn. Ihr Taufname war Marie; doch ließ ſie ſich weit lieber nach ihren alten muhamedaniſchen Namen Zara nennen, denn ſie war aus Gefälligkeit eine Chriſtin geworden und im Herzen hieng ſie an ihrer väterlichen Religion. Sie beichtete aber doch zur geſezmäßigen Zeit, mehr aber die Sünden ihrer Herrſchaft als ihre eigenen, welches ich, nach meinem natürlichen Trieb zur Neugierde, öfters mit angehört habe. So braun oder ſchwarz meine Mutter auch war, hatte

ihr Geſicht ſowohl, als ihre Taille manche Reizze und mehr denn ſechs Ritter vom rothen und grünen Kreuze aufmerkſam gemacht, daß ſie eine Schäferſtunde mit ihr zu halten wünſchten. Sie war ſo mitleidig, daß ſie einem jeden von dieſen Herren einen freien Zutritt verſtattete, und ihnen gern alles gab, was ſie nur geben konnte; ſie war auch dankbar gegen ihre Herrſchaft, und brachte alle Jahr einen kleinen Sklaven zur Welt, welches gewiſſermaſſen Erſaz für die viele Mühe war, die man von Jugend auf mit ihr gehabt hatte. Allein ſie erreichte doch nicht ihren Zwek, denn alle dieſe kleinen Halbneger aus ihrer Fabrik ſtarben jung weg. Sie war glüklicher, anderer Leute Kinder groß zu ziehen. Ihre Herrſchaft verlor beinah alle Kinder noch in der Wiege bis auf einen einzigen Jungen, den die Aerzte ſchon aufgegeben hatten, der aber doch ſehr bald durch die Sorgfalt meiner Mutter und durch ihre gute Milch aus aller Gefahr kam und bald alle Anzeichen einer vollkommenen Geſundheit und die Hoffnung eines langen Lebens erwarten ließ. Dadurch erhielt meine Mutter von ihrer Frau auf dem Todtenbette derſelben ihre Freiheit. Meine Mutter war nun frei und legte ſich jezt auf das Waſchen, weil ſie ein Arkanum verſtand, die Wäſche weiſſer als der Schnee zu machen, dadurch ward ſie in kurzer

Zeit

Zeit ſo bekannt in Madrid, daß kein junger, galanter Herr bei einer andern, als bei dieſer Mohrin wollte waſchen laſſen. Etwan um dieſe Zeit brachte ſie das wieder in Praxin, was ſie ehemals von ihrer Mutter gelernt hatte, nemlich im genauen Umgang mit bereits Verſtorbenen zu ſtehen. Mehr aus Beſcheidenheit, daß man ſie nicht wegen ihrer Kunſt loben möchte, als aus Furcht vor der Gerechtigkeit hatte ſie ſich eine Zeitlang gar nicht damit abgegeben. Endlich auf Zureden ihrer Freunde trieb ſie dieſe ſchwere Kunſt mit dem glüklichſten Erfolg, ſie machte in dem Reiche der Schatten ganz artige Bekanntſchaften und ſezte ſich am Hofe des Fürſten der Finſterniß in einen ſolchen Kredit, daß ein Teufel nicht für einen guten Teufel gehalten ward, wenn er nicht mit meiner Mutter in Freundſchaft und Verbindung ſtand.

Ich bin weder eitel, noch großſpecheriſch — ſezte Helene hinzu — und ich würde meiner Mutter ſicher nicht alle die ſchönen Eigenſchaften zuſchreiben, wenn ſie ſie nicht wirklich gehabt hätte. Die Geheimniſſe die ſie verkaufte, und die ſie bei ſich behielte, und ihr Wahrſagergeiſt, der ſich oft auf der Straſſe in der gröſten Fülle ergoß, waren im Grunde bekannte Talente ihrer Nation, in Verhältniß des Geheimniſſes der Erhaltung und Wiederherſtel-

lung

lung der Jungfrauſchaft. Die verlezte Blüte der Jungfrauſchaft ward im Augenblik wieder herge-ſtellt, ſo bald ſie nur ihre Hand drauf legte und ſie lies ſich zum zweitenmal beſſer verkaufen, als das erſtemal.

Sie konnte ohngefähr vierzig Jahr alt ſein, als ſie ſich mit meinem Vater, den guten Rodrigius verheirathete. Man wunderte ſich im ganzen Viertel, daß ein Mann, der ein ſo großer Liebhaber von Wein war, eine Frau heirathete, die gar keinen trank, weil ſie ihrem Propheten Muhamed getreu blieb. Allein mein Vater ſagte darauf: daß die Liebe alles zu überwinden pflege. Sie ward nach einiger Zeit ſchwanger und ich war die Frucht der zärtlichſten Liebe. Mein Vater ſtarb nach ſechs Jahren bei einem Stiergefecht, wo er das Unglük hatte, von einem raſenden Stier zertreten zu werden. So wie ich immer mehr heranwuchs, redete man von meiner Schönheit ganz laut. Man wollte mich bei Hoffeſten und in die Komödie mitſchleppen, allein meine Mutter beobachtete mich als ein Argus und ich merkte ſehr wohl, daß dies zu meinem Vortheil gereichen würde. Ihr Ernſt und der hohe Preis, den ſie auf meine Jungfrauſchaft ſezte, muſte nothwendig die Waare in ſehr hohen Werth bringen, weil nicht einer, ſondern mehrere waren, die ein Au-

ge

ge auf mich warfen. Ich wurde gleichsam veranctionirt. Die Galans waren hizzig und ein jeder glaubte das gefunden zu haben, was ich nicht mehr hatte.

Ein reicher Genueſer mußte ſeinen Geldbeutel recht oft öfnen, bis daß endlich meine kluge Mutter ſeine Wünſche erfüllte. Er war der Erſte unter meinen Günſtlingen. Man war ihm ſo lange treu, ſo lange man glaubte, von ſeiner Börſe ziehen zu können; ſo bald aber dieſe leer zu werden anfieng, wuſten wir ihm mit guter Manier den Abſchied zu geben. Meine Mutter ließ ſich nur zu leicht durch die Leiden anderer bewegen, und eben daher kam es, daß jezt ſo viele Hofleute, die alle ſehr reich waren, auch bei mir Gehör fanden. Sie verſchwendeten wohl nicht ſo viel Geld bei mir als der Genueſer; allein meine Mutter war mit dem geringen Vortheil eben ſo gut zufrieden als mit dem gröſſern; denn ſie diente mehr aus einem angebornen Trieb zum Mitleiden, als aus Intereſſe. Der Genueſer ward endlich bankerut, ich weis wirklich nicht, ob wir daran Schuld waren.

Es entſtand eine gewiſſe Klage, als wenn ich jemand ſollte angeſtekt haben, die Gerichte viſitirten bei mir mehr aus Höflichkeit als aus Zwang. Allein meine Mutter hatte einmal eine natürliche Abnei-

gung

gung vor allen Gerichtsperſonen, und der Beſuch der Braven und der Narciſſen die uns jezt beſtürmten, ſtand ihr auch nicht an; ſie machte daher alle ihre Sachen zu Gelde und reiſte mit mir nach Sevilla, in einem Wagen, der nach dieſer Stadt zurükfahren muſte. Der Kutſcher war ein Halunke; er fiel uns unterwegens an, nahm uns unſer Geld weg und da ſich meine Mutter wehren wollte, ſchlug er ſie dergeſtalt, daß ſie am Fuß eines Felſen ſtarb, und die erſte die beſte elende Kneipe nicht einmal erreichen konnte.

Ich faßte einen ſchnellen Entſchluß, da ich noch jung war. Ich zog meiner Mutter die Kleider und alles aus, was ihr die Spizbuben — denn der Kutſcher war mit andern einverſtanden — übrig gelaſſen hatten. Ich glaubte, daß gewis einer von den vielen Paſſagieren auf der Straſſe von Madrid nach Sevilla ſo mitleidig ſein und ſie begraben würde. Ich gieng wieder nach Madrid und meine Freunde, die mein Unglük erfuhren, ſchafften bald Rath, und gaben mir Kleider und Meublen ſo viel ich wollte. Um dieſe Zeit bekam ich dich bei einem meiner Freunde zu ſehen, und dein guter Anſtand, noch mehr aber deine bekannten Geſchiklichkeiten gefielen mir ſogleich. Es blieb mir nun in meinem ganzen Leben weiter kein Wunſch übrig. Ich habe keine

Zeit

Zeit beſſer zugebracht, als die ich mit dir verlebte. Du weiſt wie wir nach Toledo gekommen ſind, und wie reich wir wieder zurük kehren. Nie muß man den Muth ſinken laſſen, und jederzeit alle unangenehme Vorſtellungen, ſo viel wie möglich, von ſich zu entfernen ſuchen. Die Erzählung der Schönen that wirklich die Wirkung, die ſie thun ſollte. Montufar ſchlief etwas ein und erwachte erſt mit dem Anbruch der Morgenröthe, da die ganze Schöpfung ein neues Leben zu beginnen anfieng.

Indeſſen legte ſich der Neveu des Markis von Villeſagnan, der empfindſame Don Sancho, an die Seite ſeiner neuen Braut ziemlich matt und müde und vielleicht ſchon der Freuden des Eheſtandes ſatt und überdrüßig. Er hatte ſeinen Kopf voll von der ſchönen Fremde der gefährlichen Helene, die er in ihren Miethswagen hatte vorbeifahren ſehen; er that dadurch ſeiner jungen Frau das gröſte Unrecht, denn ſie war wirklich ein ſehr ſchönes Frauenzimmer und ſo liebenswürdig und reizend, daß mehr als ein Liebhaber in Toledo um ſie ſeufzte, indeſſen ſie nur um ihren einzigen Bräutigam buhlte, da dieſer Unbeſtändige ſein Herz an eine niederträchtige Hure hieng, die ſich jeden um eine Kleinigkeit überließ, der nur zu ihr Luſt hatte. Der Geſchmak iſt öfters in dieſem Stükke ſehr ſeltſam. Der Mann, der ei-

ne ſchöne Frau hat, ſchläft lieber bei ſeiner häßlichen Magd. —

Don Sancho wollte eben aus dem Bette aufſteigen und ſeine junge Frau noch etwas ausruhen laſſen, als der Haushofmeiſter ſeines Oheims ihm ein Billet von demſelben brachte, worin er ihm die Geſchichte der fremden Dame erzählte, aber ſich gleich merken ließ, daß ſie ihn vermuthlich würde gerupft haben, weil er ſie in keinem von allen Hotels in Toledo finden könnte. Der Alte bat ihn zugleich, er möchte ihm ein paar von ſeinen Leuten geben, die dieſe Betrügerinnen auf der Madrider Straſſe aufſuchten; denn auf den übrigen Straſſen von Toledo habe er bereits Leute abgeſchikt, die ſchon zurük wären, weil ſie keine Spur finden könnten.

Don Sancho war gerade an der ſchwächſten Seite ſeiner Seele angegriffen und er war ganz raſend, weil man ihn jezt einer Schwäche beſchuldigte, die er ſich mehr als einmal hatte zu Schulden kommen laſſen. Das geraubte Geld und der ſeinem Oheim geſpielte Betrug erregten ſeinen ganzen Zorn. Er erzählte ſeiner Frau und einigen von ſeinen Verwandten, die ihn des Morgens beſuchten, den Vorfall und nichts konnte ihn abhalten, ſein Vorhaben auszuführen. Er zog ſich in der Geſchwindigkeit an, aß ein paar Biſſen, lief zu ſeinem Oheim hin, und

erkun-

erkundigte ſich bei dem Pagen, der Helenen in das Zimmer des alten Markis gebracht hatte, wie der Wagen ausſähe, wer in ihrer Geſellſchaft wäre und an welchen Unterſcheidungszeichen ſie etwan zu erkennen wären; dann nahm er Poſtpferde nach Madrid, begleitet von zweien Dienern, auf deren bekannten Tapferkeit er ſich hinlänglich verlaſſen konnte.

Schon vier bis fünf Stationen war er vorbei, ohne von der ſchönen Fremden etwas zu erfahren; allein durch die Bewegung hatte ſich ſein Zorn ſehr vermindert und die ſchöne liebenswürdige Helene beſchäftigte jezt ſeine Fantaſie ganz, ſo daß er ſich mehr als einmal vernahm, wieder umzukehren und ſie in Toledo aufzuſuchen. Er verwünſchte tauſendmal den Diebſtal ſeines Oheims, und tauſendmal ſchimpfte er ſich ſelbſt unklug, daß er ſich jezt ſo unnüzzer Weiſe auf den Poſtpferden abängſtigte, da er doch in Toledo ſeine Zeit weit beſſer zubringen könnte, wenn er ſich nach dem Beſiz einer Gattin beſtrebte, die ihn nur allein glüklich machen könnte.

Indeſſen er ſich mit dergleichen verliebten Betrachtungen beſchäftigte, ſprach er vor ſich, als ein Narr und ſo laut, daß ſeine Diener, die vor ihm herritten, nicht anders glaubten, als daß er ihnen etwas beföhle. Warum entferne ich mich, rief er mehr als einmal aus, von einem Ort, wo ich eine

Schön-

Schönheit ſah, die mich nur allein glüklich machen kann und die vielleicht nicht mehr in Toledo iſt, wenn ich zurük komme! Ich weis wahrhaftig nicht, warum ich mich zum Häſcher muſte brauchen laſſen. Wenn ich aber umkehre, wenn ich nach Toledo zurükreiſe, was werden alsdenn die ſagen, die mir einmal dies Geſchäft übertragen haben! Soll ich auch die Spizbuben ungeſtraft laufen laſſen, die meinen Oheim auf die unerhörteſte Art beſtohlen, und meine Ehre beleidigt haben!

Noch durchkreuzten ſich dieſe und andere Reflexionen in ſeinem Gehirn, als mit einmemmal ſeine Diener, die vorausritten zu Xetaffe den Wagen der Helene anſichtig wurden, nach der Beſchreibung die man ihnen davon gemacht hatte. Sie rieſen ihrem Herrn zu, daß ſie die Spizbuben hätten, und ohne erſt auf ihn zu warten, fielen ſie den Wagen mit bewafneter Hand an. Der Kutſcher hielt voller Beſtürzung an, und Montufar war unter allen am feigſten. Helene ſah aus dem Schlag heraus und ſuchte ſo viel es ſich thun ließ, ein ſo großes Unglük abzuwehren. Sie ſah den Sancho mit dem Degen in der Hand und mit einer Miene auf ſie zugeſprengt kommen, die nichts gutes verſprach. Allein kaum hatte der verliebte Edelmann die Augen auf diejenigen geworfen, die er ſo ſehr beleidigte, als er mit ein-

mal ſich bedachte, und nicht anders glaubte, als daß ſeine Leute ſich verſehen hätten; denn man hat immer von denen, die man liebet, eine gute Meinung. Er hieb mit der flachen Klinge ſeines Degens unter ſeine Leute und ſagte ihnen: Ihr Schurken, habe ich euch nicht befohlen, daß ihr euch in Acht nehmen ſollt, fremde, unſchuldige Leute zu beleidigen und verdient ihr nicht, daß ich euch Hals und Beine breche, da ihr den Wagen einer fremden Dame anhaltet und allen Reſpect aus den Augen ſezt. Die armen Bedienten, die ſich blos nach der vom Pagen angegebenen Bezeichnung richteten, wuſten nicht was ſie machen ſollten und waren blos darauf bedacht, der Wuth ihres erzürnten Herrn zu entgehen; in der Stille wuſten ſie, daß ſie doch wohl recht hätten, und daß ihr Herr vor Liebe vielleicht nicht ſehen könnte.

Don Sancho bat Helenen in aller Unterthänigkeit um Vergebung. Er beſchwur ſie, daß ſie ihm dieſe Beleidigung nicht zurechnen möchte, weil blos die Dummheit ſeiner Bedienten an dieſem unüberlegten Streich Schuld wäre. Wäre ich nicht mitgeritten — fuhr er fort — hätten dieſe Flegel unter einem ganz wahrſcheinlichen Vorwand, die ganze Gegend in Rumor bringen können, und ſie wären nach Toledo als eine Diebin gebracht worden. — He-

lene

lene dankte dem Himmel in der Stille, daß er ihr eine so gute Larve gegeben, womit sie alle schlechte Streiche ungestraft begehen konnte. Nachdem sie sich etwas von ihrer Bestürzung erholt, antwortete sie dem Don Sancho mit viel Bescheidenheit, aber ganz kurz, indem sie wohl wuste, daß, wenn man eine Sache, dessen man beschuldigt wird, zu hartnäkkig vertheidigt, man den Verdacht nur noch vermehrt.

Don Sancho war indessen hoch erfreut, daß er das was er suchte, auf eine so unerwartete Weise fand, und er prieß sich sogar glüklich, daß der Himmel sein Unternehmen begünstigte, indem er ihn abgehalten, nach Toledo zurükzukehren, denn wenn er wirklich wieder umgekehrt, würde er nur um so mehr von seinem geliebten Gegenstand entfernt worden sein. Er erkundigte sich bei Helenen nach ihrem Namen und ihrer Wohnung in Madrid und bat sich von ihr die Erlaubnis aus, ihr einmal aufwarten zu dürfen. Helene gab keines von beiden richtig an und sagte ihm blos, daß sie sich glüklich schazzen würde, wenn er sie mit seinem Besuch beehren wollte. Don Sancho erbot sich, sie zu begleiten, allein sie schlug es ihm aus, indem sie die Entschuldigung gebrauchte, daß sie verheirathet wäre, daß ihr Gemahl jezt eben von der andern Seite des Wagens auf sie zukäme und dann sagte sie ihm

ganz

ganz heimlich, daß sie sich eben so wenig auf ihre eigene Leute, als auf die Launen ihres Gemahls verlassen könnte. Aus dieser kleinen Vertraulichkeit schloß Don Sancho, daß er wenigstens nicht gehaßt würde. Er nahm von ihr den zärtlichsten Abschied und mehr auf alle ihm gemachte Hoffnung, als auf seine Postpferde sich verlassend — wenn sich diese Vergleichung schikt — flog er nach Madrid.

Umsonst erkundigte er sich in der Residenzstadt nach dem von Helenen beschriebenen Ort, umsonst liefen seine Leute die ganze Stadt durch, um ihre Wohnung auszufragen, umsonst bemühten sich seine Freunde, ihn bei seinem Nachfragen zu unterstüzzen. Helene, Montufar und die ehrwürdige Mendez waren nicht sobald nach Madrid gekommen, als sie auch schon gleich an ihre Abreise dachten. Sie wusten zu gut, daß sie dem Ritter Toledor nicht entgehen könnten, der ihr erklarter Feind war, weil er schon zu genaue Erkundigung von ihrem ganzen Metier eingezogen hatte. Helene brachte vors erste alle ihre Meubles bei einer guten Freundin in Sicherheit und den andern Tag gieng sie mit ihrer ganzen Gesellschaft in Pilgrimskleidern nach Burgos, wo Mendez her war, und wo sie auch eine Schwester hatte, die von dem nemlichen Schlag war und ebenfalls das Diebeshandwerk trieb.

Indeſſen verlor Don Sancho alle Hofnung Helenen je wieder zu finden und er kam ganz verwirrt und beſchämt nach Toledo zurük, daß er auf dem ganzen Weg von Madrid bis an ſein Haus auch nicht ein einziges Wort ſprach. Nachdem er ſeine Frau, die ihm tauſend Liebkoſungen machte, umarmt hatte, überreichte ſie ihm einen Brief von ſeinem Bruder, des Innhalts: daß er in der ſchönſten Stadt von Spanien, wo er eine von den erſten und beſten geiſtlichen Bedienungen bekleidete, ſein Lebensende erwarte. Don Sancho ſchlief daher nur eine einzige Nacht in Toledo, nahm ſich den andern Morgen Poſtpferde, um ſeines Bruders Geſundheit abzuwarten, oder ſein Erbe zu ſein.

Helene war gerade damals auf dem Wege nach Burgos, ziemlich unzufrieden auf Montufar, den ſie ehemals ſo ſehr geliebt hatte. Er hatte bei dem Angriff der Leute des Don Sancho ſo wenig Herz bewieſen, das ſie ihn ſeit der Zeit für weiter nichts als einen Poltron hielt. Er war ihr auch ſo verhaßt, daß ſie ihn kaum anſehen konnte, und auf ernſtliche Mittel bedacht war, wie ſie ſich dieſen Haustyrannen vom Halſe ſchaffen ſollte. Auch Mendez konnte es nicht leiden, daß ein Montufar überall die Herrſchaft zu behaupten ſuche, er der zu ihrem und ſeinem Unterhalt nicht das geringſte beitrug.

Stets

Stets ſtellte ſie Helenen ihre unglükliche Lage lebhaft vor, ſie verglich dieſelbe mit einer Sklavenarbeit in Bergwerken, wodurch ihre Herren bereichert und ſie gewöhnlich mit Stokprügel abgeſpeiſt würden. Unaufhörlich ſagte ſie ihr vor, daß die Schönheit ein ſehr wandelbares Gut wäre, und daß ihr Spiegel, der ihr jezt das reizendſte Geſicht darſtellte, ſehr bald ihr ganz andere Gegenſtände zeigen würde. Meine Beſte — fuhr ſie fort — eine Frau die über die dreyßig iſt, verliert alle ſechs Monate etwas von ihren Reizzen, und ſieht alle Tage an ihrem Leibe, oder an ihrem Geſicht einen Fielken oder eine Runzel entſtehen. Es würde alſo wahrhaftig ſehr gut ſein, wenn du dich je eher je lieber von dieſem Tyrannen trennteſt, und dir lieber einen ehrlichen, rechtſchaffnen Mann zum Gatten wählteſt; das wäre noch eine Handlung, die Gott und Menſchen angenehm ſein müſte und das Ende deines Lebens würde in etwas den Anfang deſſelben entſchuldigen.

Dieſe Vorſtellungen machten auf Helenen einen ſtarken Eindruk und ſie wünſchte, daß ſich bald eine Gelegenheit finden möchte, wie ſie ſich ihn vom Halſe ſchaffen könnte. Dieſe Gelegenheit blieb nicht lange aus. Montufar fiel in ein hizziges Fieber, ſo daß Helene und Mendez nicht mehr zweifelten, daß

der Tod sie von diesem Ungeheuer befreien würde. Wie er so auf seinem Lager lag, verlangte er mit brüllender Stimme einen Arzt. Er erschien, allein er gab nur wenig Hofnung. Montufar stand viele Schmerzen aus, die er sich durch seine unordentliche Lebensart zum Theil zugezogen hatte. Die beiden Frauenzimmer saßen vor dem Bette. Mit einemmal fieng Helene an, ihn etwas scharf anzureden. Sie stellte ihm alle die schlechte Streiche vor, die er in seinem Leben begangen, dafür er nun bald nach dem Tode seinen Lohn bekommen würde. Sie stellte ihm die Nothwendigkeit ihrer beiderseitigen Trennung selbst dann vor, wenn er auch am Leben bleiben sollte. Doch was halte ich mich mit Reden auf, fuhr Helene fort, da ich bedenken sollte, daß es Zeit wäre, eine Reise anzutreten, die ich mir schon längst vorgenommen habe. Indessen, ehemals so theurer Freund, empfange diese lezte Umarmung, die aus gutem Herzen geschieht; denn ich glaube wohl, daß wir uns nie wiedersehen werden. Sie umarmte ihn zum leztenmal recht zärtlich; Mendez that ein gleiches und alle beide verließen das Zimmer und zugleich das Wirthshaus.

Montufar glaubte nicht anders, als wenn alles dies blos Scherz wäre, denn er war wirklich dergleichen Späße schon gewohnt. Auch er machte dergleichen

gleichen in ſeinen geſunden Tagen öfters, ſo daß er in allem Ernſt glaubte, daß ſie ihn blos aufziehen wollten. Ohne allen Verdacht einer ernſtlichen Scheidung ſah er ſie herausgehen in der Erwartung, daß ſie ihm ein gutes Bouillon beſtellen würden. Er fiel gleich darauf in einen Schlummer, Schlaf mag ich es nicht nennen, welcher ſo lange anhielt, bis die Damen eine gute Meile konnten zurückgelegt haben. Er wachte auf. Er erkundigte ſich bei der Wirthin, wo die Frauenzimmer geblieben wären, welche ihm zur Antwort gab, daß ſie ausgegangen wären, und ihr befohlen hätten, ihn nicht aufzuwekken, weil er Schlaf nöthig habe, da er die ganze vorige Nacht kein Auge zugethan. Jezt fieng Montufar zu glauben an, daß die Damen in allem Ernſt mit ihm geſprochen hätten. Er ſchwur, das ganze Wirthshaus in Grund und Boden zu treten. Er wollte aufſtehen und ſich anziehen und er hätte beinahe das Genik gebrochen, ſo ſchwach war er. Die Wirthin ſuchte die Damen zu entſchuldigen und führte manche ſehr vernünftige Gründe an, allein der Kranke wurde darüber beinahe raſend. Er ward zuſehens ſchlechter, vier und zwanzig Stunden brachte er zu, ohne einen Biſſen zu eſſen. Dieſe Diät ſtillte ſehr ſeinen Zorn und war ihm ſehr heilſam, ſo daß, nachdem er eine gute Fleiſchbrühſuppe zu ſich

nommen, er sich stark genug fühlte, seinen flüchtigen Sklaven nachzujezzen.

Die Pilgrimme hatten zwar zwei Tagereisen vor ihm voraus; allein seine zwei Maulthiere, die er in Burgos gemiethet hatte, machten, daß er diese beiden vorgeblichen Pilgrimme etwan sechs oder sieben Meilen von Burgos einholte. Sie wurden bald blas, bald roth, als sie ihn erblikten, sie stellten sich aber doch an, als wenn sie sich über seine Genesung und über seine unerwartete Gegenwart hoch erfreuten.

Er war der erste, der über den Streich recht herzlich lachte, und er wuste sich so gut zu verstellen, daß die Frauenzimmer ihn für einen rechten dummen Tropf hielten. Er gab ihnen nach einiger Zeit zu verstehen, daß sie auf einem ganz unrechten Wege wären, daß sie schon von Burgos aus den rechten Weg müsten verfehlt haben, und führte sie an einen abgelegenen Ort, der beinah ringsum mit Felsen umgeben war, wo nicht zu vermuthen war, daß so leicht ein Mensch hinkommen würde. Kaum waren sie an diesem Ort, als der Bramarbas blos seine Hand an seinen Degen hielt und in einem gebietherischen Ton den armen verlassenen und bestürzten Frauenspersonen ihr Geld und ihre Kostbarkeiten abforderte. Anfangs glaubten sie, ihre Thränen würden ihn anders bestimmen und er würde diesen Machtspruch

wie-

wieder zurüknehmen. Helene zerfloß beinah in Thränen, ſchlang ihre ſchneeweiſſe Arme um ſeinen Hals und ſuchte dadurch ihn zum Mitleiden zu bewegen; allein der Ritter blieb bei dem einmal gefaſten Entſchluß, wollte von keinen Unterhandlungen etwas wiſſen, kündigte ihnen zum leztenmal in einer fürchterlichen Baßſtimme ſeinen Willen an und gab ihnen nur noch eine Viertelſtunde Bedenkzeit. Sie muſten ſich daher — ſo ſehr ſie ſich auch krümmten — doch entſchlieſſen, um nur ihr Leben zu retten, ihre Baarſchaften abzugeben und ſich von ihrem Mammon zu trennen, ſo ſchmerzhaft ihnen auch dieſe Trennung war.

Montufars Rache war noch nicht abgekühlt. Er zeigte ihnen Strikke, mit denen er ſich recht abſichtlich verſehen hatte, um ſie unter den Armen an Bäume aufzuhängen. Sie hätten an ihn als Verräther gehandelt — ſagte er zu ihnen — es wäre daher nur eine kleine Strafe für ihre groſſen Verbrechen, daß er ſie auf die Art züchtigte. Er vollzog das Urtheil ſehr ſchnell. Er wählte zwei Bäume, die einander gegen über ſtanden und hieng ſie dergeſtalt daran, daß ſie ſich einander anſehen konnten. Er gab ihnen noch einen kleinen Willkommen oder Denkzettel mit ſeiner eigenen Hand, damit ſie ihn nicht ſo bald vergeſſen und wenn ſie ihre Sünden

bereu-

bereueten, auch ihn mit in sein Gebet einschliessen möchten.

Hierauf redete er Helenen zuerst an: Beste Helene, du weist zu gut, daß alles, was unter uns vorgegangen ist, mit meinem guten Willen geschehen, und daß Jeder mit seinem Gewissen verbunden ist, seinem Ruf zu folgen. Deine Bestimmung ist der äußerste Grad von Bosheit, weil einmal die Welt ein Zusammenfluß von Gutem und Bösen ist und meine Bestimmung ist, die Bosheiten zu bestrafen. Du weist besser als irgend Einer, wie viel du eigentlich verdient hast, und aus meiner gerechten Bestrafung kannst du ohngefehr meine Liebe zu dir beurtheilen. Wenn meine Pflicht nicht das Mitleiden unterdrükte, könnte ich es nicht über das Herz bringen, eine so ehrliche und tugendhafte Mamsel ganz nakkend an einen Baum angebunden, dem Willkühr jedes Vorübergehenden ausgesezt zu sehen. Deine erlauchte Geburt, die ich erst kürzlich erfahren habe, verdiente wahrhaftig ein besseres Schikſal; aber du wirst auch selbst gestehen müssen, daß du an meiner Stelle nicht besser würdest gehandelt haben. Allein die gute Mendez könnte sich mit Recht über meine Unhöflichkeit beklagen, wenn ich noch weiter mit dir reden und sie nicht auch ansehen wollte. Die Nächstenpflicht erfordert es, ihr nüzliche

Re-

Regeln zu geben, wenn ich dies bei ihrer dermaligen Lage zu thun im Stande bin. —

Sie ſind wahrhaftig — fuhr er fort, indem er ſich gegen Mendez wendete — weit ſchlechter, als Sie vielleicht ſelbſt denken mögen. Empfehlen Sie ſich ernſtlich der Gnade Gottes, und wenn auch dies zum erſtenmal in ihrem Leben geſchehen ſollte, Ihr hohes Alter kann Sie noch an dieſem Tage wegnehmen. Wollte Gott, daß Sie eben ſo leicht einen Beichtvater haben könnten, als Sie ihn nöthig haben. Ihr exemplariſches Leben müſte etwan allein ihre Seele beruhigen. Sie haben ihr ganzes Leben auf die wohlthätigſte Art zugebracht, und anſtatt die Fehler anderer unter die Leute zu bringen, ſind Sie lieber darauf bedacht geweſen, die Fehler unzähliger jungen Mädchen wieder gut zu machen. Und ſoll denn ihre Mühe, daß ſie ſich auf die geheimſten Wiſſenſchaften gelegt haben, Ihnen für nichts angerechnet werden. Es iſt wahr, die Inquiſition hat Ihre Künſte nicht wollen gelten laſſen und ſie hat Ihnen ſogar öffentliche Beweiſe ihrer Unzufriedenheit gegeben. Aber Sie wiſſen es recht gut, daß dies ehrwürdige Kollegium aus gelehrten Männern beſtehet, welche öfters über andere neidiſch ſind, die ihnen ins Handwerk fallen. Sie thun ſehr wohl daran, daß Sie an Ihrer Seligkeit zweifeln. Allein

lein daran iſt auch nicht viel gelegen, mit der Zeit wird man alles gewohnt, und auch die Hölle, vornemlich werden Sie mit den dortigen Einwohnern auf dem vertrauteſten Fuß leben, da Sie ſchon bei Ihrem Leben mit ihnen umgegangen ſind. Nun nur noch ein paar Worte. Ich könnte Sie freilich auf eine ander Art beſtrafen; allein es fiel mir ein, daß ſehr alte Perſonen zuweilen wieder kindiſch werden. Doch möchten Sie dazu wohl ſchon zu alt ſein, daß Sie in den Stand der Unſchuld noch treten ſollten, daher wird dieſe Strafe der kleinen Jugendſünde, die Sie mir ſpielten, wohl am angemeſſenſten ſein. Ich empfehle mich Ihrem geneigten Andenken und der Aufnahme mitleidiger Perſonen.

Der Bramarbas verließ ſie. Die beiden Frauensleute waren mehr todt als lebendig, nicht blos wegen der Schmerzen von den empfangenen Hieben, als vielmehr deswegen, weil ſie ihr ganzes Vermögen verloren hatten, hier ganz allein an Bäumen angeknüpft waren, und Gefahr liefen, von Wölfen gefreſſen zu werden. Sie ſahen ſich traurig und niedergeſchlagen an, ohne ein Wort zu ſagen, als mit einemmal ein Haſe zwiſchen ihnen beiden durch lief. Bald nachher kam ein Hund, der der Spur nachgegangen und endlich ein ſtattlicher Ritter, und dieſer Ritter war kein anderer, als Don Sancho von Villa-

ſagnan,

saganan, der nach Burgos gereist war, seinen kranken Bruder zu besuchen. Er hatte indessen ein nahe dabei gelegenes Landhaus bezogen, um hier frische Luft zu schöpfen und in guter Gesellschaft sich mit der Jagd zu belustigen.

Es war ihm höchst unerwartet, daß er hier zwei Frauenspersonen an Bäume auf eine solche Art angebunden sah; und noch mehr erstaunte er, als er das eine Gesicht sogleich erkannte; indem es ihm jene schöne Fremde darstellte, die er in Toledo gesehen hatte, die er vergebens in Madrid aufsuchte, und die er beständig, wo er gieng und stand in Gedanken hatte. Da er einmal fest glaubte, daß seine Dulcinea eine Dame von Stande und verheirathet wäre, zweifelte er, ob sie es auch wohl sein könnte, indem es ihm unbegreiflich war, wie sie mit einemmal in diese sonderbare und höchst traurige Lage hätte gerathen sollen, an einem Ort, wo er sie jezt nicht zu sein glaubte. Allein Helenens Gesicht, das nichts von seiner Schönheit verloren hatte, ob es gleich blas und etwas entstellt war, überzeugte ihn bald genug, daß er doch nun endlich das gefunden, was ihm so viele Unruhe und schlaflose Nächte gekostet hatte. Er hob sich in seinem Steigbügel in die Höhe, sah sich überall herum, ob er auch allein wäre; denn nun fiel ihm ein, ob es nicht etwan ein teufli-

liſches Blendwerk wäre, das Gott zugelaſſen hätte, um ihn wegen ſeiner Sünden zu beſtrafen.

Helene hatte ihrer Seits wieder andere Gedanken und Vorſtellungen, die nicht viel beſſer waren. Sie bildete ſich ein, daß der Himmel es an dieſem Tage über ſie verhängt hätte, daß alles Unglük mit einemmal zuſammen kommen ſollte. Don Sancho betrachtete Helenen voller Verwunderung. Sie ſah ihn ſehr unruhig an. Jeder wartete darauf, daß der andere zuerſt reden ſollte. Endlich wollte Don Sancho das Stillſchweigen brechen und das Frauenzimmer um die Veranlaſſung ihres bejammernswürdigen Zuſtandes fragen, als ein Page mit verhängtem Zügel herbei ſprengte und ihm meldete, daß ſeine Herren Couſins ſich gefunden und ihn ſogleich zu ſprechen verlangten, weil ſich die ſeltſamſte Szene bei ihnen ereignete. Es war ihm leid ſeine Geſellſchaft, die ihm weit angenehmer war, verlaſſen zu müſſen, doch er folgte dem Pagen, bis an den Ort, wo er ſeine Jagdgeſellſchaft zurükgelaſſen. Hier traf er vier bis fünf Beſoffene, die ſich die gröſten Injurien mit dem Degen in der Hand ſagten, die von den Bäumen Zweige abbrachen und ſich damit um die Köpfe ſchmiſſen.

Don Sancho wollte raſend werden, daß er um einer ſolchen Kleinigkeit willen von ſeiner weit ſchö-

nern

nern Geſellſchaft war abgerufen worden. Er that daher alles mögliche, um dieſe unverſöhnlich und fürchterlichen Feinde in Ruhe zu bringen; allein alle ſeine Gründe, ſeine Bitten und ſeine Drohungen würden nichts ausgerichtet haben, wenn die Müdigkeit und der Wein der ihnen in den Kopf geſtiegen, ſie nicht dergeſtalt benebelt hätte, daß ſie ſinnlos zu Boden fielen, wo ſie denn auch ganz ſtille liegen eilen und ihren Rauſch ausſchliefen.

Sogleich ſporute Don Sancho ſein Pferd an, um ſo ſchnell als möglich nach dem Baum zu bringen, woran der Abgott ſeines Herzens hieng; allein er war wie verſteinert, als er die nicht mehr fand, die er ſuchte. Ueberall ſah er ſich um, ſo weit ſein Auge nur reichte, um ſie etwan irgendwo in der Ferne zu erblikken, allein er ſah nichts, als die traurigſte Einſamkeit. Er durchlief mit ſeinem Pferde alle benachbarte Gegenden, um ſie irgendwo zu erblikken, und alles Nachſuchen war vergebens; er kam wieder zu dem Baum zurük, woran ſie gehangen hatten. Die ſchreklichſten Klagen und Seufzer ſtieß er nach Art der verliebten Gekken, gegen den Baum aus, beſchwur ihn, ihm ſeine Schöne wieder zu ſchaffen, die er liebte ohne ſie zu kennen, und die er blos darum kennen gelernt hätte, um ſie zu lieben.

Indeſſen der verliebte Edelmann ſich mit dergleichen unnützen Betrachtungen unterhielt; ſuchten ihn ſeine Leute lange vergebens, weil ſie nicht wuſten, wo er mit einemmal geblieben war. Endlich fanden ſie ihn und ritten mit ihm nach Hauſe. Er kam ziemlich niedergeſchlagen bei ſeinem Bruder an, und legte ſich unter dem Vorwande einer gar zu groſſen Müdigkeit zu Bette, ohne vorher gegeſſen zu haben.

Meine Leſer werden vielleicht denken oder auch wohl ſagen, daß ich ſie zu lange in Erwartung gelaſſen; denn ſie werden vielleicht gern wiſſen wollen, durch welche Bezauberung oder Verblendung Helene und Mendez mit einemmal dem verliebten Don Sancho haben verſchwinden können. Ich will es wohl ſagen, wenn man ſich darüber nur nicht weiter ärgert.

Montufar freute ſich nach begangener That über Vollſtreckung des gerechten Urtheils; allein ſo bald das Feuer der Rache ſich zu verrauchen anfieng, entwikelte ſich ſeine Liebe aufs neue und er ſtellte ſich Helenen ſchöner vor, als er ſie wirklich jemals geſehen hatte. Er bedachte ferner, daß das, was er ihr geraubt, ſehr bald würde durchgebracht ſein; daß ihre Schönheit für ihn noch lange eine gute Einnahme ſein könnte, und weil ihm ſchon jezt ihre Abweſenheit ſo unerträglich wäre, wie weit unerträglicher ſie ihm noch in der Folge werden müſte. Er kehrte

daher

daher wieder um, und dieſelben barbariſchen Hände, welche beide Flüchtlinge an die Bäume geknüpft und ſie noch überdies ausgepeitſcht hatten, zerbrachen die Feſſeln, ich will ſagen zerſchnitten oder zerriſſen die Stränge und ſezten ſie wieder in Freiheit, gerade zu der nemlichen Zeit als Don Sancho unter den Betrunkenen Friede ſtiften wollte.

Montufar, Helene und Mendez hielten ſich keinen Augenblik länger an einem Ort auf, der auf beide Theile unangenehme Eindrükke machen mußte. Sie verſöhnten ſich unterweges und nachdem ſie ſich gegenſeitig verſprochen hatten, alle Feindſeligkeiten auf immer zu vergeſſen, umarmten ſie ſich mit eben ſo vieler äuſſerer ſcheinbarer Zärtlichkeit, als wirklich innerlichem Miſsvergnügen. Sie machten es in dieſem Stük gerade ſo als die Groſſen, welche ſich weder lieben noch haſſen, doch aber immer beide Leidenſchaften nach der Lage der Umſtände zu ihrem Vortheil zu gebrauchen wiſſen.

Sie berathſchlagten jezt in allem Ernſt, welchen Weg ſie nehmen wollten; nach Burgos wagten ſie ſich nicht, weil ſie ſo leicht dem Edelmann von Toledo in die Hände gerathen könnten, der doch am Ende ſeinen Irthum einſehen und ſie als Verbrecher behandeln möchte. Nach verſchiedenen Bedenklichkeiten, wählten ſie endlich Sevilla zu ihrem künftigen

aen Wohnort und es ſchien, als wenn das Glük ihre Abſichten begünſtigen wollte, denn kaum waren ſie in der groſſen Madrider Landſtraſſe, als ſie einen Maulthiertreiber mit drei Thieren begegneten, der von Madrid kam und ledig wieder nach Sevilla marſchirte, mit dem ſie ohne viele Umſtände unter den billigſten Bedingungen einig wurden, daß er ihnen die Thiere bis an ihrem Beſtimmungsort zu ihrem Gebrauch überlies. Montufar ſuchte ſich unterwegens auf alle Art bei den Damen beliebt zu machen, damit ſie deſto eher die ſchlimme Behandlung vergeſſen möchten, die ſie von ihm hatten ausſtehen müſſen. Sie ſchienen ſich nichts merken zu laſſen, ſondern begegneten auch ihm mit zuvorkommender Gefälligkeit und Freundſchaft, doch nahmen ſie ſich feſt vor, ſich bei der erſten Gelegenheit recht nachdrüklich zu rächen; allein mehr auf Veranlaſſung der unerwarteten veränderten Lage der Umſtände, als aus gutem Herzen ſchloſſen ſie mit ihm aufs neue eine Freundſchaft, die weit feſter geknüpft war, als jemals. Sie überlegten ernſtlich, daß Feindſeligkeit und Zank und Uneinigkeit öfters den Untergang der gröſten Reiche bewürkt habe, und daß blos die entgegengeſezten Tugenden ſie glüklich und zufrieden machen könnten, da ſie doch einmal für einander leben müſten.

Auf

Auf ihrer Reiſe nach Sevilla konnten ſie keinen von ihren Meiſterſtreichen ausüben; weil ſie viel zu ſchnell reiſten und blos darauf bedacht waren, ſich ſo geſchwind als möglich von denen zu entfernen, welche ihnen manche Verdrüßlichkeiten machen könnten; überdies giengen ſie mit weit gröſſern Projekten ſchwanger, welche ſie in Sevilla ausführen wollten. Eine Meile von der Stadt ſtiegen ſie von ihren Maulthieren ab, bezahlten den Treiber, giengen bis nach der Stadt zu Fuße. In der Nacht kamen ſie zum Thore herein und blieben vors erſte in einem Gaſthofe, der ihnen vom Maulthiertreiber war empfohlen worden. Montufar miethete für ſich und ſeine Geſellſchaft ein kleines Haus, meublirte es ganz einfach aus, ſchafte ſich einen ſchwarzen Rok, einen dergleichen engen langen Rok und einen dito Mantel an. Helene verkleidete ſich als eine Devote, ſie verbarg ihre Haare unter einem altfränkiſchen Kopfzeug und Mendez in den Anzug einer Frommen, ſchäzte es ſich zum gröſten Ruhm ihre grauen Haare ſehen zu laſſen, ſie machte kein geringes Anſehen mit dem groſſen Roſenkranz, mit Korallen, deren eine ſo groß war, wie Falkonetkugeln.

An den erſten Tagen ihres Aufenthalts in Sevilla durchſtrich Montufar die Straſſen in der Uniform, die ich ſchon beſchrieben habe, mit kreuzweiß

über

über einander geschlagenen Armen, mit frommem auf die Erde gesenkten Blik, vornemlich wenn ihm ein Frauenbild begegnete. Er schrie mit einer Stimme, daß die Steine sich hätten müssen erbarmen: gegrüßet sei das hochwürdigste Sakrament des Altars und die seligste Empfängniß der unbefleckten heil. Jungfrau und verschiedene andere bigotte Exklamationen. Eben dies pflegte er den Kindern, die ihm auf der Strasse begegneten, vorzusagen, oft versammelte er sie um sich in einen Kreis, um ihnen Lieder und geistliche Sprüche vorzusagen und sie den Katechismus zu lehren. Er scheuete sich nicht in die Gefängnisse zu gehen und er predigte gern den Gefangenen etwas vor, indem er die ersteren tröstete und den andern nüzliche Dienste erwieß, auch ihnen zuweilen etwas zu essen brachte.

O niederträchtiger Spizbube, dies einzige fehlte dir noch, den Heuchler zu machen, um der abgefeimteste Bösewicht unter der Sonne zu werden! Diese tugendhaften Handlungen, wenigstens die tugendhaftesten in den Augen aller Menschen, machten ihn in der Stadt so berühmt, daß er in kurzer Zeit im Ruf eines Heiligen stand. Helene und Mendez arbeiteten ebenfalls auf ihrer Seite so viel es sich nur thun ließ, nach ihrem Tode wenigstens unter die Zahl der Heiligen aufgenommen zu werden. Die

eine

eine nannte ſich die Mutter und die andere die Schweſter des ewig ſeligen Bruders Martin. Alle Tage beſuchten ſie die Hoſpitäler; bedienten die Kranken; machten ihnen die Betten; wuſchen für ſie das weiß Zeug; und alles dies thaten ſie umſonſt.

Vielleicht die ſchlechteſten und laſterhafteſten Perſonen in ganz Spanien wurden jezt in Sevilla bewundert. Gerade um dieſe Zeit kam von Madrid ein Edelmann nach Sevilla, gewiſſe Privatangelegenheiten hier zu beſorgen. Er war in Madrid ebenfalls von Helenen ein Liebhaber geweſen; denn die öffentlichen Huren pflegen ſich nicht mit einem zu behelfen. Er wuſte alſo ſchon, was Mendez für ein Kräutchen war und Montufar kannte er ſchon als den gröſten Halunken.

Als dies Kleeblatt einmal aus der Kirche gieng, wurde es von einer großen Menge Menſchen umgeben, welche ihre Kleider küßten und von ihnen gebeten wurden, ſie in ihr andächtiges Gebet mit einzuſchlieſſen. Bei dieſer Gelegenheit wurden die drei Heiligen von dem vorhergenannten Edelmann erkannt, der in einen chriſtlichen Eifer gerieth und es unmöglich leiden konnte, daß dieſe drei Böſewichter den leichtgläubigen Haufen ſo ſehr bethörten. Er drang durch die Menge durch und gab Montufarn einen derben Fauſtſchlag. Nichtswürdige Heuchler,

elende Betrüger — rief er ihnen zu — fürchtet ihr euch weder vor Gott, noch vor den Menschen! Er wollte noch mehr sagen; allein seine gute Absicht, die Wahrheit frei herauszusagen, hatte nicht den Erfolg, den sie verdiente. Der Pöbel stürzte blind auf ihn zu, weil er glaubte, er hätte eine Gotteslästerung und ein Sacrilegium begangen, indem er so einen Heiligen beschimpfte. Von diesem rasenden Pöbel ward dieser Freund der Wahrheit und Aufklärung zur Erde geworfen und durch Schläge und Stöße beinah ermordet; ja man würde ihn sicher umgebracht haben, wenn Montufar nach seiner außerordentlichen Gegenwart des Geistes ihn nicht in Schuz genommen hätte.

Meine Brüder — rief er mit lauter, hörbarer Stimme — lasset diesen Mann um der Liebe Gottes willen zufrieden; seid ruhig, lasset euch besänftigen, um der heiligsten Jungfrau willen. Auf dies Bedeuten des Montufar ward das Volk ruhig, das große Ungewitter verzog sich wieder und das Volk machte dem Bruder Martin Plaz, der sich dem unglüklichen Edelmann näherte, vergnügt in seiner Seele, daß man ihn so übel zugedekt hatte, aber äußerlich machte er eine Miene, als wenn ihm das Unglük desselben sehr nahe gienge. Er hob ihn von der Erde auf, umarmte ihn und küßte ihn, ob er gleich mit Blut und

Koth

Koth beſprüzt war, und gab dem Volke wegen ihres ſchlechten Betragens einen harten Verweis.

Ich bin der Gottloſe — ſagte er zu den Umſtehenden, die ihn hören wollten; ich bin der gröſte Sünder; ich bin der, welcher vor den Augen Gottes nie etwas Gutes gethan hat. Wenn ihr nicht glaubt, — blos darum, weil ihr mich als einen ehrlichen Menſchen gekleidet ſehet — daß ich der ärgſte Spizbube mein Leben lang, ein Aergerniß anderer und mir das gröſte Verderben geweſen bin; ſo irrt ihr euch wahrlich, meine Brüder. Laſſet mich eure Beleidigungen empfinden, einen Steinregen und alles Böſe, was ihr mir nur zufügen wollt.

Nachdem er dies mit einer angenommenen Freimüthigkeit geſagt, warf er ſich mit noch gröſſerem Eifer zu den Füſſen ſeines Feindes, küßte ſie ihm, bat ihn nicht nur um Vergebung, ſondern er hob ihm auch Hut und Mantel auf, welche er bei dem Wirr war verloren hatte. Nachdem er ihn aufgerichtet und ihn bis ans Ende der Straſſe geführt, umarmte er ihn noch einmal und gab ihm ſeinen Segen.

Der arme Mann war ganz bezaubert von alle dem, was er geſehen, und was man mit ihm vorgenommen hatte und ſo voller Beſtürzung, daß er ſich nicht weiter auf der Straſſe ſehen ließ, ſo lange er ſeiner Geſchäfte wegen noch in Sevilla bleiben muſte.

ſte. Montufar hatte indeſſen die Herzen aller gewonnen durch dieſen Zug von Herablaſſung und Demüthigung. Das Volk betrachtete ihn mit Bewunderung und die Kinder rieſen ihm nach, ſehet den Heiligen, den Heiligen! ſo wie ſie ſeinem Feinde nachgerufen hätten, ſehet den Betrüger! wenn er ſich auf der Straſſe hätte ſehen laſſen. Von dieſer Zeit an führte Montufar das glüklichſte Leben von der Welt. Die groſſen Herren, die Kavaliere, die Magiſtratsperſonen und die Prälaten baten ihn alle Tage wechſelsweiſe zum Eſſen. Wenn man ihn nach ſeinem Namen fragte, gab er zur Antwort, er ſei ein Thier, ein dummer Eſel, ein ſtinkender Kloak, ein Gefäß voller Ungerechtigkeiten und bediente ſich noch verſchiedener anderer Redensarten, welche ihm ſeine ſtudirte Devotion eingab. Den Tag über brachte er auf den Straſſen zu, unterhielt ſich gern mit den Damen und beklagte ſich immer über ſeine eigene Lauigkeit, daß er ſich noch nicht ganz in ſein Nichts verlieren könnte; daß er es in Zerknirſchung ſeines Herzens noch nicht weit genug gebracht, ſo wenig als in geiſtlichen Contemplazionen. Kurz alles was er ſprach war weiter nichts, als prächtiger Unſinn der Bigotterie. Kein Menſch in Sevilla bekam Almoſen, wenn es nicht durch ſeine, oder Helenens und Mendez Hände gegangen war, welche

auf

auf ihrer Seite ebenfalls ihre Rolle nicht ſchlecht ſpielten, deren Namen ſich immer mehr qualificirten, neben Mentufars Namen im Kalender einen würdigen Plaz zu bekommen.

Eine Witwe, eine Dame von Stande, ſeit vier und zwanzig Jahren eine Betſchweſter, ſchikte ihnen alle Tage zwei gute Schüſſeln zum Mittagseſſen, und eben ſo viel zum Abendeſſen. Die Speiſen hatte der beſte Koch in der Stadt zubereitet. Ihr Haus war viel zu klein, um die Menge Geſchenke zu faſſen, welche hereingebracht wurden und die Damen, welche ſie beſuchten. Die Frau, welche gerne ſchwanger werden wollte, ſchikte ihnen ihre Gabe, damit ſie vor dem Richterſtuhl Gottes ihre Sache fleißig vortragen und einen guten Beſcheid erhalten möchten. Wer einen Sohn in Indien, oder einen Bruder in Algier als Sklaven hatte, that ein gleiches. Die arme Witwe, die vor einem unwiſſen und geizigen Richter gegen einen mächtigen Gegner klagte, glaubte ihre Sache ſchon gewonnen zu haben, wenn ſie den frommen Schweſtern ein Geſchenk nach ihrem Vermögen brachte. Einige ſchenkten ihnen Bakwerk und Eingemachtes, andere Gemälde und Zierathen für ihr Betzimmer. Zuweilen ſchikte man ihnen ſeine Wäſche und Kleidungsſtükke für Hausarme und dann wieder anſehnliche Geldſummen zum

Ver-

Vertheilen nach ihrem eigenen Gutbefinden. Keiner kam zu ihnen mit leeren Händen, keiner zweifelte an ihrer künftigen Seligsprechung. Man befragte sie sogar bei zweifelhaften Fallen und um die Zukunft.

Helene, die eben so viel Verstand und Verschlagenheit besaß als der Teufel, muste den Fragenden die Antworten ertheilen, die immer kurz und zweideutig waren. Ihre Betten waren ganz simpel, am Tage lagen Strohmatten darin, des Nachts aber die prächtigsten Federbetten, um recht wonniglich darinn zu schlafen. Ihr Haus war ganz niedlich ausmeublirt, mit guten Federbetten, mit schönen Delken, kurz mit dem schönsten Hausrath, den man sich nur denken kann. Es war alles darin, was zu den Bequemlichkeiten des Lebens gehört, und sie hatten sogar einen solchen Ueberfluß daran, daß sie armen Witwen, die ausgepfändet waren, damit dienen konnten, oder sie konnten auch einem armen Mädchen zu ihrer Ausstattung etwas geben. Ihre Hausthüre machten sie den Winter um fünf Uhr zu und den Sommer um sieben Uhr, welches mit einer Pünktlichkeit geschah, als nur immer in einem Kloster herrscht. So bald dies geschehen war, fiengen die Bratenwender an zu knarren, das Feuer zu krasseln, die Kastrolle zu rauchen, die Töpfe überzukochen, und alles in der Küche hatte das ganze Aus-

sehen,

ſehen, als wenn ein groſſes Gaſtmahl ſollte bereitet werden. Der Tiſch ward gedekt und das heuchleriſche Triumvirat ſezte ſich zum Eſſen. Sie lieſſen ſich alle die köſtlichen Gerichte recht wohl ſchmekken und tranken auf ihre und die Geſundheit der Betrogenen.

Montufar und Helene ſchlieſen beiſammen in einem Bette aus Furcht vor den Geſpenſtern, und ihr Knecht und ihre Magd, die gerade denſelben Fehler hatten, machten es eben ſo wie ihre Herrſchaft und legten ſich auch des Nachts zuſammen. Nur die gute alte Mendez ſchlief allein, ſie war, ſeitdem ſie die ſchwarze Kunſt nicht weiter trieb, mehr contemplativiſch, als aktiviſch. Dieſe kleine heilige Hausgeſellſchaft beſchäftigte ſich mit dergleichen Sachen, und dachte nicht an die gewöhnlichen Andachten und die Diſciplin. Man darf wohl nicht erſt fragen, ob ſie korpulent und munter waren, da ſie ein ſolches Schlaraffenleben führten. Jeder Einwohner von Sevilla dankte Gott, und konnte ſich nicht genug wundern, wovon dieſe Leute, die dem Anſchein nach eine ſo ſtrenge Lebensart führten, eine beſſere Geſichtsfarbe herbekämen, als die, welche im Luxus und Ueberfluß lebten.

Die drei Jahre lang, als dieſe Leutchens in Sevilla lebten, bekamen ſie von allen Menſchen Geſchenke, und eigneten ſich ſehr viel von dem Almoſen

zu, das durch ihre Hände gieng, so daß sie schon — welches kaum glaublich scheint — einen hübschen Haufen Pistolen zusammengescharrt hatten. Alles, was in der Stadt Gutes geschah, ward der Wirkung ihrer Gebete zugeschrieben. Sie waren Gevattern bei allen Kindern, bei allen Hochzeiten Unterhandler, Schiederichter bei allen Streitigkeiten. Endlich war es Gott müde und überdrüßig, ihr gottloses und ausschweifendes Leben weiter zu dulden.

Montufar schlug seinen Diener oft im Zorn, so daß dieser schon hundertmal willens war aus dem Dienst zu gehen, wenn Helene, die weit politischer war, als ihr Galan, ihn nicht immer wieder durch Caressen und Präsente besänftigt hätte. Er schlug ihn wieder einmal um einer Kleinigkeit willen. Diesmal hielt es der Bursche nicht aus, er lief sogleich zur Thüre heraus, und in der Wuth zeigte er beim Magistrat zu Sevilla die Heuchelei der drei Personen an, die man für die frömmsten Menschen in der ganzen Stadt hielt.

Der teuflische Wahrsagergeist gab Helenen das ein, was über sie beschlossen werden sollte. Sie gab Montufarn den Rath, sie wollten alles Geld zusammen packen und sich damit in Sicherheit bringen, bis das Ungewitter vorüber sein würde, wovon sie so fürchterlich bedrohet würden. So gesagt, so geschehen. Sie pakten alle ihre Kostbarkeiten zu-

sam-

ſammen, giengen damit zu einem Thore der Stadt heraus und zu dem andern wieder herein mit der fröhlichſten Miene von der Welt, damit ſie nicht den geringſten Verdacht erwekken möchten. Montufar hatte die Gunſt einer Witwe zu erlangen gewuſt, die eine eben ſo groſſe Heuchlerin war, als er ſelbſt. Er entdekte Helenen dieſe neue Kundſchaft, welche darüber nicht eiferſüchtig ward, ſo gut Montufar einen Nebenbuhler geduldet hätte, ſo bald dieſer ihnen nüzliche Dienſte hätte leiſten können.

In das Haus dieſer Wittwe nahmen ſie ihre Zuflucht, wo ſie ſich ohne Gefahr verborgen halten konnten. Prächtig wurden ſie hier bewirthet, indem die Witwe Montufarn um ihn ſelbſt willen und Helenen um Montufars willen liebte. Indeſſen wurden die Diener der Gerechtigkeit von Montufars Bedienten nach dem Hauſe der Heuchler gebracht, um dort die ſeligen Kinder mit ihrer hochwürdigen Mutter aufzuſuchen. Da ſie nun die erſtere nicht fanden, auch von der Magd nicht erfahren konnten, wo ſie wohl ſein möchten, nahmen ſie von allen vorräthigen Sachen ein Inventarium auf. Die Gerichtsdiener fanden in der Küche ſo viel, daß ſie länger als eine Woche davon hätten leben können, ohne befürchten zu dürfen, vor Hunger zu ſterben.

Gerade jezt kam die alte Mendez nach Hauſe, die nichts weniger, als ſo etwas ſich vorſtellte. Die Gerichtsdiener hielten ſie feſt und führten ſie unter einem groſſen Zuſammenlauf des Volks ins Gefängniß. Die Diener und die Magd wurden ebenfalls eingezogen und bekamen, nachdem ſie alles eingeſtanden hatten, ſo wie die Alte hundert Staupenſchläge zum Lohn. Mendez ſtarb drei Tage nachher, weil die Strafe für ihr Alter zu hart war; der Diener und die Magd wurden aus Sevilla verbannt. So entgieng Helene durch ihre Klugheit mit ihrem lieben Montufar glüklich den Händen der Gerechtigkeit, welche ſie vergebens in und auſſer der Stadt ſuchen ließ. Alle Einwohner von Sevilla ſchämten ſich über ihre Einfalt, daß ſie ſich ſo gewaltig hatten laſſen können anführen.

Montufar und Helene reiſten nach Madrid, ſo bald ſie dies ſicher thun konnten, und kamen reich und als Mann und Frau in der Reſidenzſtadt an. Sie erkundigten ſich ſehr genau nach ihrem Erbfeind Don Sancho von Villeſagnan, und ſo bald ſie erfuhren, daß er nicht in Madrid wäre, erſchienen ſie öffentlich, er als ein Hofmann gekleidet und ſie in dem Aufzuge als eine Staatsdame und dabei ſo ſchön wie ein Engel. Sie hatte ſich an Montufarn nur unter der einzigen Bedingung verheirathet, daß er als ein kluger, vernünftiger Mann mit ihr umgehen

wür-

würde; er machte gleich Bekanntſchaften, wohin ihn nur ein ſchönes Geſicht lokte und ihre Bekanntſchaften muſten ihm immer einen reichen Schaz einbringen.

Die Gelegenheitsmacherinnen, oder die Unterhändlerinnen der Damen, oder die Verkäufer des Menſchenfleiſches, in der gewöhnlichen Sprache Kupplerinnen, oder, wenn man ſich etwas fein ausdrükken wollte, die Intriguenmacherinnen, fiengen an, ein aufmerkſames Auge auf Helenen zu werfen. Dieſe Weiber ſahen dieſen Engel, bald in der Komödie, an den Gallatagen bei Hofe, dann wieder in der großen Straſſe von Madrid in ihrem Wagen ſich brüſtend. Jeden Vorübergehenden, der ihrer würdig war, lächelte ſie freundlich an, Niemanden ſchreckte ſie durch einen unfreundlichen Blik zurük und ſie bekam in kurzer Zeit einen ſo großen Anhang von Sklaven, daß man damit eine ganze Galeere hätte bewaffnen können.

Ihr lieber Mann band ſich genau an die Klauſeln ſeines Kontrakts, er munterte die bei ſeiner Frau Gemahlin etwas ſchüchternen Liebhaber durch fröhliche Geſpräche auf, gab ihnen ſelbſt Anleitung, wie ſie geſchwind zum Zwek kommen könnten, und dann ließ er ſie allein, indem er wichtige Geſchäfte vorſchüzte. Er machte nur blos mit reichen, verſchwenderiſchen und freigebigen jungen Mannsperſonen Bekannt-

kanntſchaft. Keiner von dieſen erwählten Galanen kam anders, als nach einem am Fenſter gegebenen Zeichen ins Haus, denn wenn ſchon ein Liebhaber bei Helenen war, muſte der neue ſo lange warten, bis der erſtere ſeinen Abtritt genommen. Eben dies galt von ihrem Herrn Gemahl ſelbſt, der indeſſen auf ein Kaffehaus gieng und ſich mit Spielen die Zeit vertrieb.

Unter Helenens Galanen zeichnete ſich unter andern ein Edelmann von Granada ſowohl in Anſehung ſeiner heftigen Liebe, als in Anſehung ſeiner Freigebigkeit aus. Er war von einer ſo guten alten adlichen Familie, daß man die Urkunden ſeines Adels in den Archiven der Hauptſtadt der Juden noch finden könnte und diejenigen, welche von ſeinem Geſchlecht genauere Kenntniſſe hatten, verſicherten heilig, daß ſeine Verfahren in Jeruſalem vor und nach den Zeiten des Kaiphas als Kriminalrichter wären angeſtellt geweſen.

Die unbegränzte Liebe, welche er für Helenen hatte, machte, daß er immer ein hundert Stück Piſtolen nach den andern, aus dem dunkeln Kerker befreite, wo ſie ſo lange verborgen gelegen hatten. In kurzer Zeit war Helenens Haus, oder beſſer kleiner Pallaſt beſſer meublirt, als irgend eins in Madrid. Ein Staatswagen, wobei ſie für den Unterhalt der Pferde nicht zu ſorgen hatte, kam alle Morgen vor ihre Thüre und erwartete ihre Befehle. Er ſtand

ihr

ihr bis in die ſpäte Nacht zu Dienſt. Dieſer verſchwenderiſche Liebhaber miethete ihr eine Loge auf das ganze Jahr, und es vergieng kein Tag, wo er nicht ein prächtiges Gaſtmal für ſie und ſeine guten Freunde bereiten ließ, im Sommer in irgend einem Landhauſe von Madrid.

Montufar war zufrieden, daß er bei dieſer Gelegenheit etwas Gutes zu eſſen bekam. Er kleidete ſich als ein Prinz, hatte ſo viel Geld als ein Financier, ſpeiſte alle Tage als ein Franzoſe und trank als ein Deutſcher. Er muſte ſehr viel dem freigebigen Edelmann aus Granada nachgeben, und durfte nicht karg ſein mit Komplimenten und Dankſagungen für alle erzeigte Wohlthaten. Allein der Wind veränderte ſich mit einemmal und es zog ſich ein gewaltiges Ungewitter über ſeinem Haupte zuſammen.

Aus gewiſſen Urſachen duldete Helene die Beſuche eines jungen Menſchen von den Braven — eines Renomiſten — dieſer Stadt, welche nie Kriegsdienſte thun; die auf Unkoſten einer elenden Buhlerin leben, die ſie dafür noch tyranniſiren, welche alle Tage in der Komödie ein Lermen machen, in der Nacht ihre Degen auf den Steinen wezzen, gegen die Mauren ſtoſſen, und den andern Tag ſchwören, daß ſie ein fürchterliches Rencontre gehabt hätten. Montufar ließ Helenen öfters merken, daß ihm

dieſe unnütze Bekanntſchaft nicht anſtünde. Sie ſchafte ſie aber nie ab, er mochte auch ſagen, was er wollte.

Montufar fand ſich beleidigt, und um ſich recht nachdrücklich zu rächen, ließ er Helenen noch einmal die Strafe empfinden, welche ſie ſchon ehedem in Geſellſchaft der Mendez in den Gebürgen von Burgos gelitten hatte. So ſehr ſich auch Helene ſtellte, als wenn ſie abermals zur Verſöhnung geneigt wäre, ſo ſehr war ſie doch auf die fürchterlichſte Rache bedacht. Um ihre Abſicht deſto beſſer zu verbergen, machte ſie ihrem Mann acht Tage lang alle erdenkliche Liebkoſungen, daß Montufar nicht länger zweifelte, ſie gehörte mit unter die Klaſſe der Weiber, welche ihre Tyrannen anbeten, und ihre Liebhaber mißhandeln. Als einmal der Edelmann von Granada mit ihnen ſpeiſte, allein wegen eines dringenden Geſchäfts vom Tiſche gerufen ward, verzehrten die beiden Eheleute das Uebrige allein, und tranken die Geſundheit derjenigen, der ihnen alle dieſe Wohlthaten erzeigte. Montufar nahm ſein gewöhnliches Maaß zu ſich und nach dem Eſſen wollte er eine Flaſche von dem köſtlichſten Sekt, ebenfalls ein Geſchenk ihres Wohlthäters, verſuchen. Man weis nicht gewis, ob Helene unter dieſen Wein Gift gemiſcht hatte, allein Montufar empfand bald, nachdem er ſie aus-

ge-

getrunken, eine ſchrekliche innerliche Hitze und dann die unerträglichſten Schmerzen.

Unter ſolchen Umſtänden zweifelte er keinen Augenblik, daß er Gift bekommen habe, und lief nach ſeinem Degen, indeſſen Helene nach der Hausthüre lief, um ſeiner Wuth noch bei Zeiten zu entgehen. Montufar rannte auf ſein Zimmer, wo er ſie zu finden glaubte. Wüthend ſuchte er überall, und indem er an eine Tapete ſtieß, durchbohrte ihn Helenens junger Liebhaber unverſehens mit dem Degen, indem er ſich hinter der Bekleidung verborgen hatte. Obgleich Montufar halb todt war, faſte er ſeinen Mörder doch noch bei der Kehle. Bei dem fürchterlichſten Geſchrei der Domeſtiken trat die Wache ins Haus, gerade als der Mörder auf dem Puncte war zu entwiſchen, nachdem er Montufarn mit Dolchſtichen vollends den Reſt gegeben.

Indeſſen war Helene auf die Straſſe gelaufen, und da ſie nicht wuſte, wo ſie hin ſollte, lief ſie in das erſte das beſte Haus, das ſie offen fand. Sie ſah bei dem Schimmer eines Lichts, daß ein Kavalier im Saal auf und ab gieng. Sie gieng ſogleich auf ihn zu, fiel ihm zu Füſſen, flehte ihn um Beiſtand und Schuz an. Wie ſehr verwunderte ſie ſich, daß ſie in der Perſon dieſes Herrn den Don Sancho von Villeſagnan erblikte, welcher ebenfalls

nicht

nicht wenig erſtaunte, den Abgott ſeines Herzens vor ſich zu ſehen, der nun zum viertenmal ihm erſchienen war. Schon vor einiger Zeit hatte Don Sancho mit ſeiner Gemahlin in Streit gelebt, daß ſie ſelbſt eine Scheidung wünſchte; weil ſie ſeine ſchlechte Behandlung und ſeine lüderliche Lebensart nicht langer ertragen konnte. Ihr Gemahl hatte vom Hofe die Erlaubniß bekommen, nach Indien eine neue Kolonie zu bringen, und als Vicekönig derſelben vorzuſtehen; es war ſchon ſo weit alles richtig, daß er ſich in Sevilla je eher je lieber einſchiffen konnte.

Inzwiſchen Helene ihrem neuen Liebhaber tauſend Lügen vorſagt, und er voller Freuden iſt, daß ſie ſich entſchließt, ihm nach Indien Geſellſchaft zu leiſten, wird der Mörder des Montufar von rechtswegen aufgehangen. Helene wird in ganz Madrid geſucht, aber nicht gefunden; alles aber, was in ihrem Hauſe iſt, wird verſiegelt. Don Sancho und Helene kamen glüklich nach Indien. Hier und in der Folge ihres Lebens häufen ſich die Begebenheiten dieſer abgeſeimten Buhlerin dergeſtalt, daß ich ein dikes Buch davon ſchreiben könnte, wenn ich ſie alle aufzeichnen wollte.

Sechs

Sechſte Erzählung.

Domingo und Yalante

oder

Es wird am Ende doch nichts aus der Sache.

Ein junger Burſche von neun bis zehn Jahren, Namens Domingo, lief aus dem väterlichen Bauerhofe weg, gerade nach Madrid, welche Stadt drei bis vier gute Tagereiſen von ſeinem Geburtsort entfernt war. Einige Tage lief er in Madrid als ein Straſſenjunge herum, bis eine Dame ihn in ihre Dienſte nahm, weil ſie den Knaben ſchön fand. Er blieb in dieſem Hauſe bis in ſein funfzehntes Jahr, und dann ſuchte er ſich eine beſſere Herrſchaft aus, weil mit ſeiner jezzigen Gebietherin nichts anzufangen war. Er kam bei einem groſſen Herrn, welcher einen kleinen Hofſtaat hielt, in Dienſte. Sein neuer Herr war verheirathet und der Burſche wuſte ſich ſo beliebt zu machen, bei dem Herrn, bei ſeiner Frau Gemahlin und allen Domeſtiken, daß ſie ihn alle gut leiden konnten.

Sein Plan war ſein Glük zu machen und alles anzuwenden, um denſelben ſo ſchnell als möglich auszuführen. Ohne daß ihn jemand antrieb, lernte er in ſeinen Freiſtunden leſen und ſchreiben. In ſeinem achtzehnten Jahr verliebte er ſich in die Kammerjungfer ſeiner Gebietherin. Dieſes Liebesverſtändniß hatte unendliche Vortheile für ihn. Es

trug viel bei, daß er sich beständig gut in Kleidungsstükken hielt, daß er seinen Verstand aufhellte und sich nüzliche Kenntnisse zu verschaffen suchte. Man glaubt nicht, wie viel die Begierde gefallen zu wollen, beiträgt, sich selbst immer zu vervollkommnen.

Sie gefiel ihm und er gefiel ihr; das leztere mochte auch vornemlich daher kommen, weil er wuste, daß sie lange in diesem Hause gewesen, und ein artiges Sümmchen zurükgelegt hatte. So wie sie mit einander in einem gewissen Verständniß lebten, gab seine Liebste ihm zuweilen etwas Geld, welches er nicht verschwendete, sondern blos zu Wäsche und Kleidungsstükken verwendete, damit er immer reinlich und ordentlich erschien, und er war fest überzeugt, daß keine Frauenspersen ihn stärker, daß er keine stärker lieben könnte. Er hatte damals vollkommen Recht.

Jezt bekam erst der Junge ein Ansehen, indem sein geschmakvoller Anzug ungemein viel beitrug, daß seine gute Figur nun erst bemerkt ward. Jezt fieng seine Epoche an, daß er ein Glükritter ward, indem recht viele Frauen und Mädchen in ihn vernarrt wurden. Seine erste Liebste merkte es bald, und viele Leute sprachen ganz laut davon, so daß sie mit ihrem Liebhaber zu brechen genöthigt ward. Vielleicht würde dieser Bruch nicht geschehen, wenigstens

nicht

nicht ſo ernſtlich gemeint geweſen ſein, wenn nicht ein Kammerdiener eines reiſenden deutſchen Prinzen ſich in das Kammermadchen ſterblich verliebt hätte. Sie hörte ihn erſt blos an, nicht in der Abſicht, ihn wieder zu lieben, ſondern blos Domingen etwas in Harniſch zu bringen. Da ſie aber merkte, daß er ſich aus dieſer neuen Liebſchaft eben nichts machte, und da der Kammerdiener ihr die Ehe verſprach, glaubte ſie lieber das gewiſſe vor das ungewiſſe zu nehmen und gab ihm ihre Hand und ihr Herz. Nach einigen Tagen geſchah die Hochzeit und der Deutſche ſchien den andern Tag nach dem Beilager ganz vergnügt zu ſeyn, indem er ſich verlauten ließ, daß es mit einer Spaniern doch ein ganz ander Ding wäre, als mit einer Deutſchen. Er nahm ſeine Frau mit nach Wien.

Domingo ſtellte ſich, als wenn er über dieſe Heirath in Verzweiflung gerathen wollte. Er ſagte zu der Neuvermählten, daß es ihm ganz übel und weh wäre, und daß er gewis noch vor Liebe ſterben müſte. Alles dies that er blos deswegen, damit er noch ein paarmal mit der ſchönen Frau unter vier Augen ſprechen könnte, um das von ihr zu erlangen, wonach alle Liebhaber ſtreben. Die junge Frau, die wirklich mehr in den Domingo als in ihren jezzigen Mann verliebt war, machte wenig Umſtände, weil

ſie beſorgen muſte, daß ihre Zurükhaltung ihn vollends abſchrekken könnte.

Nicht ſehr lange betrübte ſich Domingo über die Abreiſe ſeiner Schönen; ſeine Liebe und Zärtlichkeit fieng nach und nach an ſchwächer zu werden, und am Ende verſchwand ſie ſo ganz aus ſeinem Gedächtniß, ausgenommen daß ſie ihm dann und wann im Traum einfiel. Er wollte ſein Glük durch die Liebe machen, und ſie allein ſollte ihn erheben. In dieſer Rükſicht warf er ſein Augenmerk auf ein reiches Mädchen, die Tochter eines Notars, der mit ihm unter einem Dach wohnte. Das Mädchen war ſchön wie Venus, geiſtreich wie Minerva und weil ſie das einzige Kind war, erbte ſie einmal ſo viel von ihrem Vater, daß ſie einen großen Herrn glüklich machen konnte.

Domingo wollte ſich bei dieſer küzlichen Sache nicht gerne bloßgeben und fiel darauf, ob es nicht möglich wäre, ſie in ſich verliebt zu machen, ehe ſie wiſſen könnte, daß er auf ſie Abſichten hätte. Es hielt freilich ſehr ſchwer ſogleich zum Zwek zu kommen, weil er Yalanten — ſo hieß das ſchöne, reiche Mädchen — nur auf der Straſſe oder in der Kirche zu ſehen bekam und ſein Plan doch erforderte, daß er ſie noch etwas näher kennen lernte. Hierzu bediente er ſich folgender Liſt. Einſtmals, da er

ſei-

ſeinen Herrn bei recht vergnügter Laune antraf, erzählte er ihm, daß er von ſeinem erſparten Geide habe leſen und ſchreiben gelernt, um es einmal in der Welt etwas weiter zu bringen. Allein mit dem bloſſen Leſen und Schreiben, welches er in einer ziemlichen Fertigkeit verſtünde, könnte er nicht viel machen, wenn er nicht bei einem Notar Prarin lernte. Er bat ſeinen Herrn, er möchte ihm darin behülflich ſein und er ſchlug ihm dazu den Notar, der im Hauſe wohnte, als einen ſehr geſchikten Mann vor, bei dem er wegen ſeiner ausgebreiteten Prarin ſehr viel lernen könnte. Der Herr gieng den Vorſchlag ein und in einigen Tagen zog er wirklich herauf bei den Vater ſeiner Geliebten. Domingo hatte Verſtand und nie ſpielte vielleicht ein junger Mann ſeine Rolle beſſer als er. Er war von allen im ganzen Hauſe geliebt. Er begegnete ſeinem Herrn und Yalanten — denn ihre Mutter war ſchon todt — mit der Achtung, die ſie nur immer verlangen konnten. Gegen die geringſten Bedienten bewies er ſich gefällig und ſah vornemlich darauf, daß er jederzeit ordentlich erſchien, und daß er nichts vornahm, noch ſprach, das irgend einem mißfallen konnte. Er ſtellte ſich, als wenn er Yalanten nicht anſehen könnte und im Gegentheil verliebt in eine junge Witwe wäre, die ihm gerade gegen über wohnte.

Da-

Yalante ärgerte ſich darüber gewaltig, ohne nur daran zu denken, daß ſie ſchon Domingon liebte: ſie glaubte, daß ſie weit ſchöner wäre, als die junge Witwe und nahm es als eine Verachtung auf, daß dieſe einen Vorzug haben ſollte. Sie ſchäzte dieſe Witwe für ſehr glüklich, daß ſie von einem artigen, galanten jungen Menſchen geliebt würde, der wohl ausſah, von dem Jeder gut ſprach, von dem Jede wünſchte geliebt zu werden, ohne daß ſie im geringſten darauf fiel, daß auch ſie vielleicht ihn ſchon lieben könnte. Sie überredete ſich, daß ihre eigene Ehre, ihr dieſe Verachtung einflößte, aber ſie wuſte nicht, woher eigentlich das Uebel kam, und was davon die Urſache wohl ſein möchte. Nach und nach merkte ſie immer mehr, daß die Veranlaſſung dazu gröſſer wäre, als ſie ſich einbildete und daß ihre Unruhe nicht aus Verachtung, ſondern aus einem ganz andern Grunde herrühre.

Jezt zweifelte Domingo nicht weiter, daß er geliebt würde, anfänglich ließ er blos ſeine Augen ſprechen, Yolante bemerkte dies Mienenſpiel, erwiederte es aber anfänglich nicht. Allein am Ende wurde ſie es gewahr, und nahm es ſogar Domingo nicht übel, als er ihr ſeine Leidenſchaft entdekte. Sie gewöhnte ſich nach und nach mit ihm in demſelben Ton zu ſprechen, und erlaubte Domingon weit mehr, als

er

er erwartetete, weil ſie nicht wuſte, daß ſchmachtende und verliebte Blikke, noch etwas mehr zu bedeuten haben, als man gewöhnlich glaubt.

Beide Verliebte unterhielten ſich lange blos mit Blikken, ohne die Sprache des Herzens zu reden, und glaubten, daß ſie jezt wohl ſich näher erklären könnten. Domingo machte den Anfang. Obgleich ihre Blikke, ſchönſte Yalante — ſagte er — mir die Verſicherung geben, daß Sie die verliebten Opfer, die Ihnen mein Herz ſchon längſt dargebracht hat, nicht verſchmähen werden, ſo thue ich doch dieſe mündliche Verſicherungen zitternd, obgleich meine Blikke Ihnen das nemliche mehr als tauſendmal geſagt haben. Die Ihrigen haben mir ſicher blos geſchmeichelt, um zu ſehen, wie weit meine Verwegenheit gehen würde, und ich glaubte nicht ſo viel Liebe in ihrem Herzen zu finden, als ich aus ihren Augen ſchlieſſen konnte.

Ich wollte, daß Sie die Wahrheit geſagt hätten — verſezte Yalante, indem ſie roth ward, und die Augen niederſchlug — und daß mein ſchwaches Herz weder Achtung noch Zärtlichkeit hätte für den Liebhaber der .... Die Röthe ihres Geſichts nahm bei dieſer Stelle merklich zu, ſie konnte ſie nicht vollenden und begnügte ſich blos Domingon

das

das Fenſter zu der jungen Witwe zu zeigen, wohin er zuweilen ſah.

Im höchſten Grad unbillig und ungerecht ſind Sie — entgegnete der leidenſchaftliche Liebhaber — zu wenig müſſen Sie Ihren eigenen Werth kennen, wenn Sie glauben, daß ich Sie beim erſten Anblik nicht ſollte geliebt haben. Ich geſtehe es, und warum ſollte ich es Ihnen nicht geſtehen, ich bin einige mal bei dem Frauenzimmer geweſen, auf deren Fenſter Sie zeigen: aber bei Gott! ich gieng aus keinem andern Grunde hin, als um Sie nicht ſehen zu wollen. Nein, fuhr er ſchluchzend fort — ich gieng wahrlich aus keinem andern Grunde dahin, als um mich Ihren Augen zu entziehen, deren himmliſche Güte und Feuer mein Herz ſo ſtark verwundeten, daß ich nicht wuſte, wo ich bleiben ſollte. Und wenn ich auch wirklich bei dieſer Witwe war — fuhr er fort — ſah ich ſie doch nicht und wenn ich auch neben ihr ſaß. Ihr reizzendes Bild ſchwebte mir jederzeit vor Augen und die Seufzer, die ich unwillkührlich ausſtieß, waren blos für Sie. Wie ſo nichts ſind in meinen Augen alle Reizze der Witwe, wenn ich ſie mit Ihren vergleiche. Oft ſprach ich in Gedanken bei der Witwe blos von Ihnen, und ſie merkte es nur zu gut, daß ich einen andern würdigern Gegenſtand ihr weit vorzöge. Denn ich kann

einmal kein ander Mädchen lieben als Sie, und werde Sie ewig lieben.

Nun warf er ſich nieder zu ihren Füßen, umfaßte ihre Knie und entſchuldigte ſich wegen ſeiner Verwegenheit. Yalante, die nicht eine ſo deutliche und feurige Liebeserklärung erwartet hatte, war mit Domingos Liebe und mit der ehrfurchtsvollen und zärtlichen Art, in welcher dieſelbe geſchehen, ſehr wohl zufrieden; ſie verſprach ihm die zärtlichſte und aufrichtigſte Gegenliebe und eine ewige Treue. Hierauf ſprach ſie mit ihm von der jungen Witwe und wünſchte, daß er ſie nicht weiter beſuchen möchte. Er war bereit, ihr darin zu willfahren; doch hatte er noch manche Bedenklichkeiten, weshalb er es nicht für gut fand, ſogleich abzubrechen. Er gab ihr zu bedenken, daß, da doch einmal ihr Vater und alle Domeſtiken ſeinen Umgang mit der Witwe wüßten, dies ſchnelle Abbrechen großen Verdacht erwekten, und man gewis muthmaſſen würde, daß ſie mit einander ein geheimes Verſtändniß vorhätten. Ehemals glaubte man blos, daß wir aus Höflichkeit mit einander ſprachen, dann aber, wenn ich mit keiner weiblichen Figur als blos mit Ihnen umgehen wollte, würde man uns genauer beobachten und unſere geheime Verbindung bald genug ausſpüren. Noch mehr, ſo bald die Witwe merkt, daß ich ſie ganz

verlaſſe, wird ſie ſehr bald darauf fallen, daß ich aus Liebe zu Ihnen ſie verlaſſen habe, und wenn ſie davon ſich überzeugt hat, kann man ganz ſicher darauf rechnen, daß ſie von Ihnen und mir die ſchändlichſten Lügen verbreiten wird, weil ſie mir keinen ſchlimmern Streich ſpielen könnte, um ſich recht nachdrücklich an mir zu rächen.

Yalante konnte dieſe ſo bündige Gründe nicht widerlegen und ſie muſte wegen der kützlichen Lage der Sache, ſchon ihre Einwilligung geben, daß Domingo zuweilen die Witwe beſuchte; dies war alles, was er wünſchte. Nun konnte er ſchon die Sache ſo drehen und wenden, daß er unter mancherlei Vorwande nur ſehr ſelten zu ihr kam, denn ſein erfinderiſcher Geiſt hatte tauſend Urſachen in Bereitſchaft, womit er Entſchuldigungen über Entſchuldigungen vorbringen konnte. Er ſpielte auch diesmal ſeine Rolle ſo vortreflich, daß Niemand es merkte, daß er eigentlich die Tochter ſeines Herrn liebte.

Als Domingo wegen der Witwe ſo ziemlich außer Sorgen war, und er von dieſer Seite keine Unruhe mehr zu fürchten hatte, war er ganz für Yalanten. Er that alles für ſie, was nur der leidenſchaftlichſte Liebhaber in ähnlichen Fällen thun kann. Man darf ſich gar nicht wundern, daß er in der Liebe ſo ſchnelle Fortſchritte machte. Er war verliebt, und

sein Glük hieng vom Erfolg seiner Leidenschaft ganz ab, und da er nur eine einzige Gebietherin zu bedienen hatte, muste er für sie alles thun, wozu Liebe und Ehrgeiz ihn antrieben.

Fünf bis sechs Monate brachten beide Liebende die Tage sehr vergnügt und die Nächte noch angenehmer zu. Nach Verlauf dieser Zeit ward Valantens Schwangerschaft immer merkbarer, und es war damit schon so weit, daß sie sie kaum mehr verbergen konnte. Sie gab ihrem Liebhaber eine beträchtliche Summe Geld, womit er sich als ein Kavalier standesmäßig kleiden konnte. Hierauf sagte er zum Notar, daß sein Vater durch Prozesse und mancherlei Verlust ganz herunter gekommen wäre, jezt schien es aber daß er sich wieder erhole, indem er ihm einen beträchtlichen Wechsel überschikt, daß er zu ihm kommen könnte. Seine Absicht wäre, durch die Vorsprache seiner Freunde sein Glük zu machen, daher er zweifelte, ob er je wieder kommen würde. Weil Domingo durch seine Gefälligkeit, durch seinen Verstand und durch seine Leutseligkeit, sich dergestalt beim Notar beliebt gemacht hatte, sah er es ungern, daß er ihn so schnell verließ. Er versprach ihm in allen Stükken wo er nur könnte, ihm nüzliche Dienste zu erweisen, er umarmte ihn als seinen Sohn und seine Abreise preßte ihm Thränen aus.

So wie Domingo das Zimmer des Notars verlaſſen, beſuchte er ſeinen alten Herrn, der ihn beim Notar hingebracht hatte. Er erzählte ihm mit den kleinſten Umſtänden ſeine und Yalantens Geſchichte. Er geſtand ihm frei, daß er einen groſſen Fehler begangen, daß aber dieſer Fehler, wenn er dabei mitwirken wollte, zu ſeinem Glük ausſchlagen könnte. Sein Herr, als ein kluger und gewiſſenhafter Mann hörte ihn mit vieler Aufmerkſamkeit an. Er machte ihm ernſtliche Vorwürfe und dann verſprach er ihm zu dienen. Er bezeichnete ihm einen Pallaſt eines Groſſen, wohin er zugleich mit Yalanten gehen ſollte. Domingo gehorchte ſeinen Befehlen und erzählte ſeiner Schöne alles was vorgefallen war. Sie freute ſich darüber herzlich, denn ſie muſte beſorgen, daß ihr Vater ihre Schwangerſchaft merken würde, wenn ſie noch langer im Hauſe bleiben müſte.

Sobald Yalante in Sicherheit war, überbrachte Domingo ſeinem Herrn ſelbſt die Nachricht, kehrte aber gleich nach dem Sicherheitsort wieder zurük, weil er nicht für nöthig fand, ſich weiter ſehen zu laſſen. Doch ſeine Sache war in guten Händen. Sein Herr war bereit, ihm alle mögliche Dienſte zu erweiſen, ſo viel nur in ſeinem Vermögen ſtünde. Er bat den Notarius zu ihm zu kommen, ſo wie er

erſchien, ſchloß er ſich mit ihm ein und erzählte ihm alles, was zwiſchen Domingon und ſeiner Tochter vorgefallen ſei, und rieth ihm den jungen Leuten bei ihrer Ehe nicht hinderlich zu ſein, weil er doch nur blos auf dieſem Wege einer Ehe Valantens Ehre retten könnte.

Der Notar war bei Anhörung dieſer Nachricht wie verſteinert, er hatte immer ſeine Tochter für ein ſehr verſtändiges Frauenzimmer gehalten, auch nie das geringſte Verſtändniß zwiſchen Domingon und ihr bemerkt. Der niedergeſchlagene und betrübte Vater geſtand, daß ſeiner Tochter Schwangerſchaft für ihn ein groſſes Unglück wäre; allein es würde für ihn ein eben ſo groſſes ſein, wenn Domingo Valanten heirathete. Er wollte wieder fort, ohne ſeine Einwilligung in die Ehe zu geben und alles was er von ihm erlangen konnte, war, daß er ſich noch drüber bedenken und nach einiger Zeit ihm ſeinen Entſchluß ſagen wollte.

Der Notar kam in ſein Zimmer zurük, ſeine Betrübniß war ſo anhaltend und ſein Zorn ſo groß, daß er ſeine Tochter in ihrem Zimmer aufſuchte, um ſie ſeiner Wuth aufzuopfern; und da er ſie nun natürlich nirgends fand, verdoppelte ſich ſeine Wuth dergeſtalt, daß er darüber in Verzweiflung gerieth. Viele Perſonen muſten ſich ins Mittel ſchlagen,

Fremme und Mönche gebrauchte man, ihn auf andere Gedanken zu bringen; aber er blieb immer unerbittlich, und wollte auch nicht einmal ihre Gründe anhören.

Indeſſen man ab- und zugieng, verfloß noch der Reſt der neun Monate und Yolante kam in dem Pallaſt nieder, wo ſie mit ihrem Liebhaber lebte, und das Kind ward nach dem Namen des Vaters und der Mutter getauft.

Lange war der Notar ungewis, wo ſich ſeine Tochter aufhalten möchte und am Ende erfuhr er es eher, als er glaubte, nemlich von der jungen Wittwe, welche ſich auf Domingos Liebe Rechnung gemacht hatte. Mehr als einmal war ſie auf dem Punkt, Domingos und Yalantens Liebe Hinderniſſe in den Weg zu legen; allein ſie war wirklich zu klug, ſo etwas zu thun. Zwei Gründe hielten ſie zurük. Der erſte war, daß ſie reicher war als Domingo, und ihn am Stande übertraf, und der andere, weil ſie glaubte, daß ſie ſelbſt nicht ihre Liebſchaften mit ihm ausplaudern dürfte, da doch noch keiner davon ſprach. Dies ſchäzte ſie ſich für ein Glük, weil man von weit behutſamern Damen zu ſprechen pflegte.

Sobald der Notar wuſte, wo ſeine Tochter war, bot er alle gute Freunde auf, daß ſie ihm helfen ſollten, ſie bald wieder zu bekommen. Man verſprach

ihm

ihm endlich, ſie ihm ſie wieder zu verſchaffen, wenn er ſie nur nicht bei ſich ins Haus haben und ſie ſonſten bei einem Verwandten geben wollte, weil man beſorgte, er möchte ſie übel behandeln. Leicht erhielt man von ihm, was man wünſchte, denn ſeine erſte Hizze war verraucht und die Wüthendſten ſind nach einem ſolchen Zeitraum gewöhnlich die Gelaſſenſten.

Als Valante bei ihrer Verwandte war, verbarg ſie ihre Betrübniß; ſie ſtellte ſich ſehr vergnügt an, daß ſie in ihrem Hauſe wäre und ſie that alles Mögliche, ihr zu Gefallen zu leben, ſo ſehr auch ihr Herz von Schmerz und Kummer zerriſſen war. In Gegenwart der Verwandte that ſie keinen Seufzer, ſie ſprach kein Wort von Domingon und man hätte aus der Luſtigkeit, welche ſie affektirte, ſchlieſſen ſollen, daß ſie ihn ganz vergeſſen habe. Aber bei dem allen bekam ſie öfters Nachricht von ihm, und auch ſie machte von Zeit zu Zeit ihm ihre Lage bekannt. Alle Domeſtiken ihrer Verwandtin waren ihr zugethan, und vielleicht hat nie Jemand die Kunſt beſſer verſtanden, aller Herzen zu gewinnen.

Dieſe gute Verwandte gab auf Valanten genau Achtung, und ſie bemerkte doch nichts, woraus ſie einen Umgang mit Domingon hätte vermuthen können; denn die liſtige Schöne verbrannte jedesmal

die Briefe ihres Liebhabers, ſo bald ſie dieſelben geleſen hatte. Weil ſie nichts verborgenes aufbewahrte, ließ ſie öfters ihre Kaſten und Schränke auf, damit ihre gute Tante bei ihrer Abweſenheit darin nachen, und nichts finden konnte. Weil ihre Tante, die auf alle Schritte ihrer Nichte Achtung gab und nie einen Verdacht mehr fand, ward ſie dadurch immer mehr in dem Gedanken beſtärkt, daß Valante Demiaen vergeſſen habe. Daher kam es, daß ſie nicht mehr ſo wachſam auf ſie war, daß ſie ſogar, um ihr Gefangniß ihr nicht ſo ganz unerträglich zu machen, zuweilen mit ihr ausgieng, und ſie zu einer ihrer Freundinnen nahm, welche einen Garten hatte. Sie erlaubte ihr, in demſelben ſpazieren gehen zu können, weil er keinen Ausgang hatte, ſondern man jedesmal durch die Hausthüre gehen muſte, welche jederzeit gut bewacht war, wenn Valante die Erlaubniß bekam, in den Garten gehen zu können.

Als ſie einmal allein im Garten ſpazieren gieng, ſah ſie unverſehens an einen Theil der Mauer hin, und es fiel ihr ein, ob nicht ein Mittel vorhanden wäre, zu entwiſchen und zu ihrem Liebhaber zu kommen. Sie bemerkte, daß gerade auf dieſer Seite die Mauer nur ſchwach wäre und nach einer ziemlich unbewohnten Gegend gieng, wo ſich auch nicht einmal viele Fußgänger ſehen lieſſen. Es muſte ihr zu

rade

rade einfallen, daß, wenn man hier ein Loch in die Mauer machte, und ſie etwas ſpät im Garten blieb, ſie mit leichter Mühe entwiſchen könnte. Sie gab von dieſem Projekt ihrem Liebhaber Nachricht, welcher es billigte, und ſelbſt alles beizutragen verſprach, damit es ausgeführt werden könnte. Er wollte ſich in dieſer lüzlichen Sache keinem anvertrauen, und kam daher lieber ſelbſt zwei bis drei Nächte an den beſtimmten Ort, und arbeitete ſehr emſig, um das Loch ſo bald als möglich zu Stande zu bringen. Ehe er nach der Arbeit nach Hauſe gieng, ſezte er ſehr künſtlich alle ausgebrochene Steine wieder ein, ſo daß man nicht einmal das Loch bemerkte, da es bereits gemacht war. Da aber die Steine blos hereingelegt und durch nichts befeſtigt waren, war nur ein Augenblik nöthig, um ſie herauszunehmen und ſich des Lochs ſogleich zu bedienen. So bald er alles in Stand geſezt hatte, gab er Valanten davon Nachricht und dieſe Schöne meldete ihm den Tag, wenn ſie in den Garten gehen würde, und gab ihm zum Zeichen an, wenn ſie einen Stein über die Mauer würfe, dann wäre es Zeit, das Loch zu öfnen. Alles dieſes glükte ihnen, wie ſie es ſich vorgeſtellt hatten, Domingo brachte ſeine Liebſte bei einem Mann vom Stande, der ihnen ſeinen Schuz angeboten hatte, und gab zugleich einem verſchwiegenen Mön-

ſchen den Auftrag, das Loch in der Stille wieder zumachen zu laſſen.

Als die Tante nach Hauſe gehen wollte, ließ ſie Yalanten aus dem Garten rufen; allein Niemand wollte hören. Der ganze Garten wurde durchſucht allein die man ſuchte, war zu weit entfernt, als daß ſie hätte antworten ſollen. Die Tante kam ſelbſt in den Garten, ſuchte ſelbſt alles nach, gieng ins Haus zurük, durchſuchte den Boden und den Keller, indem ſie glaubte, Yalante habe ſich irgendwo verſtekt, um in der Nacht deſto ſicherer entwiſchen zu können. Sie zankte mit den Domeſtiken ihrer Freundin und gab ihnen Schuld, daß ſie mit ihrer Nichte in einem geheimen Verſtändniſſe ſtünden, und ſie hatten herausgehen laſſen. Sie ſchlug ſogar einen kleinen Lakeien, den ſie immer drauſſen auf der Lauer ſtellte, weil er diesmal ſein Amt nicht beobachtet haben ſollte. Allein alle Domeſtiken ihrer Freundin und der kleine Lakei ſchwuren hoch und theuer, daß ſie keinen Menſchen hätten zur Thüre herausgehen ſehen und ſie ſchwuren diesmal wahrlich nicht falſch.

Keiner konnte errathen, wie dies zugehen und wo Yalante mit einemmal geblieben ſein ſollte. Die arme Tante gerieth über den Verluſt ihrer Nichte in Verzweiflung. Sie meldete es dem Vater, welcher

glaubte,

glaubte, daß ſie mit ſeiner Tochter in Verbindung geſtanden, und vielleicht gar ihre Flucht befördert habe, ſo viel ſie auch that, um ſich auf das beſte zu entſchuldigen. Der Alte wäre beinah ſo weit in der Hizze gegangen, ihr deshalb einen Prozeß anzuhängen, um nur zu wiſſen, wo ſeine Tochter hingekommen wäre; allein zum Glük fanden ſich angeſehene Perſonen, welche eine Vermittelung zu Stande brachten, von welchen der erzürnte Vater eben erfuhr, daß ſeine Tochter zu ihrem Liebhaber wieder gegangen wäre. Er ſtellte ſich, als wenn ſein Zorn nachgelaſſen hätte, um deſto eher ihren Aufenthalt zu erfahren, und verlangte ſie zu ſprechen, weil er ſich mit ihr verſöhnen wollte.

So bald er durch dies Mittel den Ort ihres Aufenthalts erfahren, nahm er ſeine vorige Strenge wieder an, und wollte von keiner Ausſöhnung etwas wiſſen, vielmehr ließ er ſeine Tochter mit Gewalt holen, da ſie eben auf dem Punkt war, einen andern Ort zu ihrem Aufenthalt zu wählen, weil ſie bereits erfahren, daß ihr Vater den jezzigen wüſte. Valante war jezt wieder in dem Hauſe ihres Vaters, der ihr ein wahrer Kerkermeiſter war. Aber bei aller ſeiner Vorſicht, die er gebrauchte, wuſte ſie doch die Treue ſeiner Domeſtiken zu beſtechen, und ſie brachte es in kurzer Zeit dahin, daß ſie Briefe von

ihrem

ihrem Liebhaber bekam und ihm welche zuſchikte Domingo ſtelte nemlich alle Abend ſeinen Brief in ein gewiſſes Loch nahe bei der Stubenthüre ſeiner Geliebten, und die Magd hatte ſchon Befehl, denſelben herauszunehmen und einen von ihrer Gebiethe-rin hereinzuſtekken.

Dieſer Briefwechſel wurde geraume Zeit fortgeſezt, ohne daß Yalantens Vater etwas davon erfuhr; und vielleicht würde der gute alte Mann nie etwas davon erfahren haben, wenn er ſich nicht einmal in ihrem Zimmer verſtekt hätte, um zu entdekken, ob ſie etwan in der Nacht ſchriebe. Er ſah und hörte mehr, als er zu ſehen und zu hören glaubte. Eine Magd kam ins Zimmer, und brachte ſeiner Tochter einen Brief von Domingo. Er konnte ſich noch ſo lange halten, bis ſie ihn beantwortet, und der Magd eingehändigt hatte, dann kam er aus ſeinem Hinterhalt hervor und nahm der Magd den Brief ab, zwang ſie auch, ihm zu geſtehen, wie ſie die Briefe ſeiner Tochter beſorgte, und wie dieſe vom Domingo Antworten erhielte.

Als er hierüber Auskunft bekommen hatte, durchſuchte er das ganze Zimmer ſeiner Tochter, um die Briefe ihres Liebhabers zu finden, allein der arme Mann ſuchte vergebens, denn Yalante hatte ſie jedesmal, nachdem ſie ſie geleſen hatte, verbrannt.

Der

Der gute Alte dankte alle seine Leute ab, und nahm andere an ihre Stelle und zugleich nahm er sich vor, bei erster Gelegenheit seine Tochter in ein Kloster zu stekken, weil ihm nach und nach ihre Bewachung beschwerlich ward, da sie seine jezzigen Leute eben so gut bestechen konnte, als sie die erstern bestochen hatte.

Yalante kam wirklich in ein Kloster, allein sehr bald merkte sie, daß eine dergleichen Lebensart nie nach ihrem Geschmak sein konnte. Ihres Vaters Absicht war nicht, daß seine Tochter immer im Kloster bleiben sollte, sondern nur so lange, bis ein anständigerer Liebhaber, als ein verkleideter Bedienter sich für sie finden würde. Dies war nicht eine so leichte Sache, denn der neue Liebhaber durfte nichts von ihrer vorigen Buhlschaft wissen. Dies war aber doch in einer Stadt wie Madrid möglich, wo die eine Hälfte der Stadt nicht weis, was die andere macht. Alle Liebhaber, die Yolanten vom Vater in Vorschlag gebracht wurden, wies sie ab, weil sie keinen andern, als Domingon zum Mann haben wollte.

Ihr Vater fieng an, im Ernst zu glauben, daß sie keinen andern zum Gemahl nehmen würde, als ihren Getreuen, daher er schon auf Mittel bedacht war, sie selbst wider ihren Willen als Nonne einklei-

den

den zu laſſen, als ſie durch einen Zufall einen jungen Mann kennen lernte, Namens Don Marcos, welcher eine von ſeinen Freundinnen in dem nemlichen Kloſter beſuchte. Bezaubert ward Yalante von ſeinem ſchönen Anſehen und von ſeinem Verſtande und wünſchte, von ihm geliebt zu werden. Don Marcos fand das Frauenzimmer ebenfalls nach ſeinem Geſchmak, ſchön von Geſicht, ſchlank von Wuchs, im Umgang angenehm. Er liebte ſie wirklich in ſeinem Herzen, ſo bald er ſie zum erſtenmal ſah, und wünſchte, daß auch er ihr gefallen möchte, ohne daß er wuſte, daß ſeine Schöne in dem nemlichen Augenblikke dieſelben Wünſche that. Sie ſahen ſich ſtets einander an, und ſie würden ſich ſo bald noch nicht getrennt haben, wenn die Zeit ihn nicht an die Trennung erinnert hätte. Yalante war nachdenkend, ſie vergaß Domingon, und dachte nur an den Don Marcos. Sie ſprach mit ſeiner Freundin ſo laut von ihm, daß der Verdacht im Kloſter groß war. Don Marcos kam nach Hauſe, als der verliebteſte Menſch von der Welt; die ganze Nacht dachte er an weiter nichts, als an die ſchöne Yalante. Sie und keine andre zu lieben, war feſt bei ihm beſchloſſen, und er war blos darauf bedacht, ſich bei ihr beliebt zu machen, und ihre und die Einwilligung ihrer Eltern zu erlangen.

Bei der erſten Gelegenheit war er wieder im Kloſter, nicht ſowohl um ſeine Freundin zu beſuchen, als vielmehr Yalanten zu ſehen. Er entdekte ſich dieſer Freundin, und da man einmal im Kloſter die Abſicht des Vaters der Yalante wuſte, machte es nicht die geringſte Schwierigkeit, ſie zu ſehen und zu ſprechen. Die ſchöne Yalante erſchien. Don Marcos war ſo verliebt, daß er kaum ein Wort vorbringen konnte. Von der langen Rede, die er beinah auswendig gelernt hatte, ſagte er nur ein kleines Stükchen, ſeine Augen, ſeine Seufzer, ſeine ganze Stellung ſprach hier weit mehr, als der beredtſte Mund. Yalante hatte Verſtand, und ſie war bei dieſer Gelegenheit Herr über ſich ſelbſt, daß ſie nicht gleich alles ſagte, was ſie dachte. Aus ihren Blikken leuchtete eine Beſcheidenheit hervor, und ſie affektirte ſo viel Schamhaftigkeit, daß Don Marcos ſie nicht blos für ein ſehr kluges und ſittſames Frauenzimmer halten, ſondern auch feſt glauben muſte, daß, wenn noch irgend in der Welt eine wahre Jungfer wäre, es keine andere als Yalante ſein müſte. Um deſto mehr wollte er ſein Vorhaben ausführen und ſie zur Gemahlin nehmen, ehe ein andrer ihm einen ſo guten Biſſen wegſchnappte.

Er erkundigte ſich gleich den andern Tag nach ihrem Vater und wo ſeine Wohnung wäre, er gieng

zu ihm hin, und hielt um ſeine Tochter an. Er ſagte ihm, wie ſtark ſein Vermögen wäre, ſeinen Stand, verſchiedene Familienangelegenheiten, kurz er entdeckte ihm alles, was ein Vater zu wiſſen nöthig hat, wenn er ſeine Tochter verheirathen will. Der Notar gab ihm zur Antwort, daß er zuſehen, und ſich darüber bedenken wollte, aber daß er als Bräutigam nur wenig Vermögen hätte, in Verhältniß ſeiner Tochter, die einmal ein ſehr großes von ihm zu erwarten hätte. Ein Onkel der Yalante, welcher eben da war, ſagte, daß dergleichen Parthien äußerſt ſelten wären, und daß man nicht alle Tage ſchöne, wohlgewachſene, geiſtreiche, wohlerzogene, kluge Mädchen fände, die alle dieſe Eigenſchaften in ſich vereinigten und dabei ein großes Vermögen hätten. Don Marcos gab ſeinem künftigen Schwiegervater und Vetter zu bedenken, daß er mit ſeinem Vermögen mit der Zeit noch mehr erwerben könnte.

Der Notar, welcher am Ende beſorgte, Don Marcos möchte ihm noch entwiſchen, wenn er gar zu viele Umſtände mit ihm machte, ſagte zu ihm, daß er ein ehrlicher Mann zu ſein ſchiene, dem er es nicht abſagen könnte, ſeine Tochter zu geben, wenn ſie ſelbſt darein willigte, weil er ſie nicht ohne ihren Willen verheirathen wollte. Er bat ihn zulezt, er

möch-

möchte von der ganzen Heirath nicht viel reden, weil er und ſeine Tochter viele Feinde hätten: und daß alsdenn, ſobald er wüſte, daß er ſich endlich entſchloſſen und beſtimmt habe, alle übrige Freiwerber auf ihn losſtürmen würden. Hierdurch wurde Don Marcos genöthigt, den Notar für einen ſehr ehrlichen Mann zu halten, der es ſehr gut mit ihm meine. Allein der Vater gab bios der Sache eine Wendung, damit ſein künftiger Schwiegerſohn nicht manches Hiſtörchen erfahren möchte, dadurch er leicht auf andere Gedanken könnte gebracht werden.

Der Vater gieng noch an demſelben Tage zu ſeiner Tochter ohne Don Marcos mitzunehmen, weil er wuſte, daß ſie ihn bereits geſehen hatte. Er ſchlug ihr dieſen neuen Liebhaber vor, und ſie antwortete, daß ſie gehorchen müſte. Erfreut war der gute Vater bis zum Entzüken, er nahm ſie ſogleich aus dem Kloſter mit nach Hauſe und gab Don Marcos ſein Wort, daß kein anderer als er, ſein Schwiegerſohn werden ſollte. Der verliebte junge Mann bat um nichts mehr, als daß die Sache nicht in die Länge möchte gezogen werden. Der Vater ließ ſich das gerne gefallen, und that deshalb den Vorſchlag, daß die Hochzeit auf dem Lande geſchehen möchte. Don Marcos ließ ſich das ebenfalls gern gefallen, weil er auch Gründe

hat-

hatte, daß die Heirath nicht so allgemein bekannt werden möchte.

Sein gutes Ansehen hatte gemacht, daß eine alte Witwe ihn unterhielt, und ihm viel Geld zusteckte, und er hatte ihr gewissermaßen zur Belohnung die Ehe versprochen, daher er besorgte sie möchte Einspruch machen. Weil nun beide Theile Ursachen hatten, ihre Verbindung geheim zu halten, darf man sich nicht wundern, daß die Hochzeit selbst ein Geheimniß blieb. Die Sache geschah aber doch nicht so geheim, daß nicht einer von den Freunden des Don Marcos seine nahe Vermählung mit der Demoiselle Yalante erfahren hätte. Dieser Freund gieng daher zum Don Marcos, um ihn mit der geheimen Geschichte seiner Braut bekannt zu machen. Er traf ihn aber nicht zu Hause, sondern erfuhr, daß er erst sehr spät nach Hause kommen möchte. Er schrieb ihm daher alles, was er ihm hätte mündlich sagen wollen. Er schikte ihm den Brief ins Haus.

Don Marcos war Geschäfte wegen über Land gereist, und kam erst gegen Mitternacht nach Hause. Er fand den Brief. Allein die Reise hatte ihn dermassen ermüdet, und die Augen fielen ihm immer vor Müdigkeit zu, daß er unmöglich diesen Abend den Brief lesen, sondern es bis den andern Morgen verschieben muste.

Den

Den folgenden Morgen hatte er an wichtigere Dinge zu denken, als an dieſen Brief. Er puzte ſich an dieſem Tage ſehr heraus, denn es war ja ſein Hochzeitstag. Er ſchlief dieſmal auf einem Landhauſe. Man weis nicht, was in der Hochzeitnacht vorgefallen iſt, ſo viel erzählt blos die ſcandaleuſe Chronike, daß er den andern Tag ſehr verdrüßlich geweſen ſein ſoll. Sein Kummer verminderte ſich nicht, er ward vielmehr noch vermehrt, da er nach Hauſe kam und die Briefe las. Der erſte enthielt Sachen darüber er ſich eben nicht wunderte, die er ſich vielmehr ſchon vorgeſtellt hatte; allein der zweite fiel ihm am meiſten auf, worin ihm gemeldet ward, daß ſeine jezige Frau bereits ein Kind gehabt hätte. Alle dieſe Behauptungen wurden mit den unwiderlegbarſten Zeugniſſen belegt. Dieſer aufrichtige und theilnehmende Freund ſagte noch am Ende ſeines Schreibens, daß er ſich wohl gehütet haben würde, ihm dieſe Geheimniſſe zu entdekken, wenn er bereits verheirathet geweſen wäre; aber da er es noch nicht wäre, hielt er es wenigſtens für ſeine Schuldigkeit ihn zu warnen, um ihn noch von einem Schritt abzuhalten, der ihn vielleicht gereuen könnte.

Don Marcos war wie verſteinert, als er dieſen Brief geleſen hatte. Lange war er unentſchloſſen,

was er thun ſolite, aber es war ihm jezt nicht mehr zu helfen, einmal war er verheirathet und er durfte ſich bei niemanden beklagen, wenn er nicht ſeine Schande bekannt machen wolite. Es fiel ihm mehr als einmal ein, daß er es diesmal gerade als Cäſar gemacht habe, welcher ſagte, dieſe Geſchäfte mögen bis morgen bleiben, und dabei die Briefe, welche die Entdekkung ſeiner Ermordung enthielten, ungeleſen ließ; denn wenn er die Durchleſung der Briefe nicht bis auf den andern Tag verſchoben hätte, würde er nicht einen Schritt begangen haben, den er jezt bereuen muſte. Er war ſchon vor der Heirath Hanrei geworden; und erſt jezt fand er, daß dies weit ſchlimmer vor der Hochzeit als nachher wäre, die Gründe, die er deshalb vorbrachte, mag ich hier nicht anführen. In dieſem Stük war er wahrhaftig nicht der Meinung verſchiedener anderer Männer. Und er hatte auch vollkommen recht, denn die Blumen verwelken durch das viele Berühren und die Früchte verderben, wenn ihnen die Blüthe genommen iſt.

Nachdem Don Marcos dieſe und verſchiedene andere Betrachtungen angeſtellt hatte, nachdem er mehr als einmal im Zimmer auf und nieder gegangen war, indem er auf ſich ſelbſt böſe war und nun nicht wuſte, was man von ihm denken würde, wenn

es

es heraus käme, wie gewaltig man ihn angeführt; entſchloß er ſich endlich den guten Freund zu beſuchen, der ihm dieſe ſchönen Sachen geſchrieben hatte. Er traf ihn zu Hauſe und fragte ihn, ob er dies alles gewis wüſte und ob er es beweiſen wollte.

Der dienſtfertige Freund, der nicht wuſte, daß er bereits verheirathet wäre, antwortete ihm, daß er dies allerdings könnte. Er gab ihm Anſchläge, wie er ſich davon unwiderlegbar überzeugen könnte, er ſagte ihm zu welcher Zeit und an welchem Ort das Kind getauft wäre, und welchen Namen es bekommen hätte und er bewies aus ſo mancherlei Umſtänden, die er ihm deutlich entwikkelte, daß er ihm nichts anders, als Wahrheit ſagen könnte.

Don Marcos ſtellte ſich, als wenn er nichts glaubte, weil er ſchon verheirathet war, und glaubte, daß er nicht ſich merken laſſen müſte, daß er alles für wahr hielt, wenn er nicht zugleich ſeine eigene Schande geſtehen wollte. Noch war er mit Yalantens Vertheidigung beſchäftigt, als Domingo ins Zimmer trat. Er ſagte dem Freunde des Don Marcos, daß ſeine Untreue verheirathet wäre. Seine Verzweiflung war Schuld daran, daß es dies ganz laut ſagte, ohne ſich im Zimmer umzuſehen, ob ein Fremder darin wäre. Wie, ſie ſind alſo verheira-

heirathet, rief der Freund dem Don Marcos zu, und flog vor Beſtürzung drei Schritte zurük, und ſah ihn mit Verwunderung und Betrübniß an. Er ſchwieg und die Beſtürzung in ſeinem Geſichte drükte etwas den Zuſtand ſeiner Seele aus. Domingo ſchien ſeine Verwunderung zu bemerken. Don Marcos blieb in einem ſehr bedenklichen Zuſtande, er verließ das Zimmer ohne ein Wort zu reden, und ſein Freund hat hernach nie wieder etwas von ihm gehört.

Siebente Erzählung.

Die ſchöne Ziegeunerin.

Eine ſpaniſche Nouvelle.

Die Zigeuner, welche in Deutſchland nicht ſo ſehr mehr als ein herumwanderndes Volk, das ſeine eigene Sitten hat, wohl aber als einzelne Familien bekannt ſind, die, wo es ihnen erlaubt iſt, herumziehen, ſich mit Wahrſagen aus den Händen, mit wollüſtigen aber ſehr ekelhaften Tänzen und zuweilen auch, wenn ihnen alle Erwerbmittel fehlſchlagen, mit Stehlen ernähren, möchten wohl nicht leicht Jemanden zur Liebe bewegen, weil ihr ganzes Aeuſſere, ihre gelbe Haut, ihre ſchmuzige Lumpen, womit ſie nur halb bekleidet ſind, jeden ehrbaren Menſchen abſchrekken, da ihre Unterhaltung und ihre Scherze nichts weniger als anziehend und angenehm ſind. *)

Ein dergleichen Haufen von Geſindel ſtrich Spanien durch. Die Alte die Anführerin des Trupps

*) Man ſehe H. M. G. Grellmanns hiſtoriſcher Verſuch über die Zigeuner, über die Lebensart und Verfaſſung, Sitten und Schikſale dieſes Volks in Europa, nebſt ihrem Urſprunge.

wählte eine schöne Gegend, wo sich die ganze Gesellschaft lagerte. Sie gab ihren Kindern Unterricht in der Chiromantie und mancherlei andern Wahrsagerkünsten; Unterricht in Ansehung ihres Verhaltens gegen Vornehme; Unterricht in den Künsten des feinen Stehlens, den sie mit dem versteckten Namen der Taschenspielerkünste zu benennen beliebte. Die Jüngsten horchten aufmerksam zu und verloren keine Silbe von den weisen Lehren der Alten; den etwas Erfahrnern diente dieser Unterricht zur Wiederholung. Nachdem die Alte mit ihrer Lektion fertig war, giengen die gymnastischen Uebungen an; sie machten mancherlei Kapriolen, Sprünge und sehr wollüstige Bewegungen, welche dem Pöbel so sehr behagen und wodurch diese schmuzigen Tänzerinnen gewöhnlich ihre Absichten erreichen. Bei diesen cynischen Tänzen sang die eine Zigeunerin nicht schlecht dazu.

Ein spanischer Kavalier, der in dieser Gegend jagte, wurde durch diese Stimme aufmerksam gemacht. Er band sein Pferd an einen Baum, drängte sich durch das Dikicht durch, um die Sängerin

zu

zu ſehen, deſſen Stimme ihn herbeilokte. Kaum hörte die Zigeunergeſellſchaft ein Geräuſch, als ſie mit dem Tanzen inhielt, als die Stimme der Sängerin verſtummte, als man hoch aufhorchte, wer in dieſer dem Anſchein nach unbekannten Gegend ſo urplözlich erſcheinen würde.

Mit vieler Mühe drängte ſich der Spanier endlich durch das Gebüſch durch, und kam zulezt auf den Plaz, wo die ſaubere Geſellſchaft auf der Erde lag. Was iſt das für eine Menſchenrace! — ſagte er für ſich, welche barbariſche Gegend hat dieſe halb Wilden hervorgebracht! Knaben und Mädchen laufen nakkend herum, ohne daß ſich ihre Eltern um ſie zu bekümmern ſcheinen. Ein Stük altes zerriſſenes Tuch bedekt die Erwachſenen nur zum Theil; ihr Geſicht iſt mit einer dikken Krüſte Schmuz beſezt, ihre in Unordnung gebrachte Haare fliegen ihnen um den Kopf herum. Seine Verwunderung nimmt immer mehr zu, je mehr er den dikken Haufen durchmuſtert und er kann ſich kaum von ſeinem Erſtaunen erholen. Als er mit einemmal eine Schönheit anſichtig wird, die ihn bezaubert. Ihr Gang war maje-

ſtä-

jeſtätiſch, wie der Gang einer Königin zu ſein pflegt, ihre Augen ſtrahlten von ſich ein Feuer, das für die meiſten Jünglinge tödtlich war, ihr ganzer Körperbau hatte eine Regelmäßigkeit, die man in dem Grade nur ſo ſelten findet, ihre Stimme und ihr Ausdruk ſchien ſich über die ihres Geſchlechts weit zu erheben und ſie wuſte durch die ſanfteſte Beredtſamkeit und durch den Zauber ihres Tons, jeden, der ſie hörte, von ſich einzunehmen.

Kaum erblikte der Jüngling dieſe Schöne, welche ich immer die Schöne nennen will — als er ſie ſo ganz, ſo innig liebte, als er noch kein Mädchen geliebt hatte. Er dachte nicht weiter an ſeine Lieblingsbeſchäftigung, die Jagd. Er gab von nun an den Wurfſpieſſen Abſchied. Ganz veränderte er in dieſem Augenblik ſeine Denkungsart. Vordem fand er an Hunden ſein gröſtes Vergnügen. Die unwegſame Wege zu durchſtreichen, um irgend wo ein Wild aufzutreiben, war vordem ſeine Luſt. Jezt beſchäftigte ihn blos jene Göttin, die ſein Herz ſo tief verwundet hatte.

Sein Liebesgeſtändniß ſtammelte er in einem Tone her, als vielleicht noch kein Liebhaber gethan hatte, und erhielt von der Schönen folgende Antwort.

Ich bin kaum mannbar, und ſoll mich ſchon mit häußlichen Sorgen abgeben? Ich ſoll Mutter werden und ſchäme mich nicht, der Mutter zu gehorchen? Ich befinde mich ſowohl dabei, die elterlichen Befehle zu reſpektiren. An dergleichen Verbindungen dürfen erſt erwachſene Perſonen denken, die älter ſind als ich. Vielleicht biſt du blos darauf bedacht, deine Wolluſt mit mir zu büſſen und heimliche Küſſe mir zu ſtehlen, allein meine Vorſtellung von Ehre und Schande wird es nie zugeben, daß du deine ſtrafbare Abſicht erreichſt. Ihr Leute denkt gewöhnlich, daß der Reiche und Vornehme ſich über den Geringern und Aermern dergleichen Vorrechte herausnehmen dürfte. Oft kann der Fall zutreffen; allein bei mir betrügt man ſich. Dein vornehmer Stand hat dich weit über den Geringern erhoben; die Schikſale haben mich blos dazu beſtimmt, in die Zukunft zu ſchauen, und die Rathſchlä-

schläge Gottes den Menschenkindern zu entdekken. Du stammst von hoher Abkunft her, welche um dich einen Glanz wirft, der dich von andern absondert; meine Mutter, diese ganze Gesellschaft, meine Gespielinnen die ich verehre und so ganz ergeben bin, stehen bei euch und eures Gleichen in der grösten Verachtung. Du lebst an dem glänzendsten Hofe alle Tage herrlich und in Freuden; bald sezt du dich auf ein muthiges Roß und durchläufst Wiesen und Felder; bald weist du durch abwechsende Vergnügungen den Reiz der Neuheit dir zu verschaffen und kannst auf mannichfaltige Art dich angenehm unterhalten; ich bin dazu bestimmt, aus der Hand des Menschen Schiksale zu sehen; ich sage nach den Umständen den Leuten bald etwas fröhliches, bald etwas trauriges und erbitte mir dafür einen kleinen Lohn. Wenn du Lust zum Heirathen hast, kannst du schönere, reichere und artigere Mädchen bekommen, als ich bin. Meine Haut ist von den Strahlen der Sonne braun und vom Oel geib und stinkend geworden; dein weisses Angesicht giebt einen blendenden Glanz von sich. Dein Leben ist geschäftsvoll

voll, das meinige fließt ruhig dahin. Mich drükt die Armuth nieder, dich erhebt deine Hoheit. Unter uns würde nie Einigkeit ſtatt finden, da wir in allen Stükken ſo ungleiche Denkungsarten haben.

Der Spanier ließ ſich durch die dringendſten Vorſtellungen der Schönen nicht abſchrekken. Gott! — rief er mit Bewegung aus — Wozu kann die ſtürmiſche Liebe den Menſchen nicht verleiten! Wie mancherlei oft die wunderbarſten Ehen werden nicht vom Himmel geſchloſſen! Alles ruft mich, bei dir Göttin zur Liebe. Verſtoſſe mich nicht, beſtes Mädchen, da ich nicht deine Ehre dir rauben, ſondern mit dir einen feſten Bund aufrichten will, den keine irrdiſche Macht zerſtören kann. Ich ſezze mich weg über alle Vorurtheile, welche die Menſchen zu Sklaven machen, ſezze dich auch weg über deine eigenen und über die Vorurtheile deines Volks.

Jezt trat Gerdonna, die ehrwürdige Zigeunermutter näher. Sie hatte ein ſchmuzziges, allein dabei ein majeſtätiſches Anſehen. Junger Mann — redete ſie den Spanier an — du weiſt nicht was du redeſt, da ich gewis bin, daß du die Bedingungen

nicht erfüllen kannſt, nicht erfüllen wirſt, unter welchen du nur allein dies Mädchen heirathen kannſt. Du muſt dich ganz nach unſerer Lebensart richten, du muſt unſern gemeinſchaftlichen Geſezzen gehorchen; du muſt Kälte und Hizze ausſtehen lernen; du muſt mit uns alle Königreiche durchwandern. Ueberall, wo wir hinkommen, finden wir unſer Vaterland. Wir durchlaufen die ganze Welt und verändern gewöhnlich mit den Jahreszeiten unſern Wohnort. Keiner hat bei uns ein Eigenthum oder Vermögen, ſondern wir genieſſen gemeinſchaftlich das, was wir verdienen. Kein Streit, keine Zänkerei wird man unter uns antreffen, weil keiner unter uns etwas eignes beſizt. Wir glauben, daß die Geſchenke der Natur auch uns nicht verſagt ſind. Was die Erde hervorbringt, bringt ſie auch für uns hervor. So wie das Waſſer und die Luft keinem verwehrt iſt, ſo wenig ſind es Feld- und Baumfrüchte. Wir pflükken Aepfel und Birnen von den Bäumen und raufen Aehren aus den Feldern aus. Der Gott der Götter hat die Menſchen als Herren der Welt über alles geſezt, was er geſchaffen hat. Was

der

der andere beſizt, iſt ebenfalls zu meinem Nuzzen und Gebrauch da. Wer zuerſt Reichthümer gierig an ſich geriſſen hat, der hat ſich als Stöhrer der allgemeinen Ruhe vergangen. Bei uns wird die Ehe heilig gehalten und der erwieſene Ehebruch ohne Umſtände mit dem Leben beſtraft. Wir ſind mit Wenigem zufrieden, wir leben mäßig, daher kennen wir keine Krankheiten und ſind immer vergnügt und fröhlig. Wir wiſſen von keinen quälenden Sorgen, von keiner ungewiſſen Hoffnung, von keiner Furcht, wovon die andern Menſchen nur zu oft gemartert werden. Wir brauchen wenige Bedürfniſſe zu befriedigen, weil wir nur wenige kennen. Wenn dir dieſe unſere Gebräuche und Sitten gefallen und wenn du es herzlich meinſt, daß du das Mädchen zur Frau haben willſt, wenn jede Landesreligion, wo wir nur hinkommen, ſo wie unſere, alſo auch deine Religion iſt, denn mag das Mädchen dein Weib werden. Wenn du ſie betrügen willſt und nur auf Befriedigung deiner Wolluſt bedacht biſt, ſo mag der Fluch aller Götter und Göttinnen dich Bundbrüchigen treffen!

Ich will mich herzlich gern zu allen bequemen, liebe Mutter — war des Spaniers Antwort — ich will gern alle eure Gebräuche annehmen, ſo bald ihr mich werdet darin unterrichtet haben. Mein väterliches Haus, mein Vaterland, alle meine Verwandte, lebet wohl! Ich will mit meinem Mädchen herumziehen und nur blos allein für ſie leben.

Kaum hörte die Verſammlung dieſe Erklärung, als ſie ein lautes Jubelgeſchrei erhob. Man zog dem Spanier ſeine Kleider aus, und er muſte an ſeinem feſtlichen Hochzeittage in Lumpen bekleidet erſcheinen. Er gewöhnte ſich bald an die zigeuneriſche Lebensart und durchſtrich, ſo wie ſie mit ſeinem lieben Mädchen Wieſen und Felder, bekam viele Städte zu ſehen und wanderte von einer Provinz in die andere.

Die Geſellſchaft kam, ehe es ſich der Spanier verſah, in eine große Stadt die ihm völlig unbekannt war, die aber ſeine Frau ehedem geſehen zu haben, ſich erinnerte. Sie empfand gewiſſe Rührungen bei ſich, die ſie ſich nicht erklären konnte, eine gewaltige Bangigkeit überfiel ſie und die Alte merkte ebenfalls ihre Unruhe. Jezt fiel es erſt der Alten

ein

ein, warum die junge Frau ſo unruhig wäre. Vor zwölf Jahren hatte ſie mit ihrer Geſellſchaft dieſe Stadt beſucht und war in einem vornehmen Hauſe nicht ſo gut aufgenommen und beſchenkt worden, als ſie erwartete, vielmehr hatte man ſie ausgeſchimpft und mit Prügeln gedrohet. Sie ſchwur Rache und eine fürchterliche Rache. Die adliche Dame hatte ein kleines Kind, ein ſchönes Mädchen von ſechs Jahren, das ihr lieber war, als ihr eignes Leben. Ihr ganzes Herz hieng ſo feſt an dem Mädchen, daß ſie ſich lieber von ihrem Vermögen und von ihren Gütern würde getrennt haben, ehe ſie den Verluſt deſſelben hätte ertragen können. Die alte Zigeunerin wuſte ſich gelegentlich ins Haus hereinzuſchleichen und ſtahl glüklich und ohne geſehn zu werden das Kind. Je gröſſer das Kind war, je ſchöner und reizzender ward es, und ihre Abſicht war, einmal ein tüchtiges Stück Geld mit ihr zu verdienen, wenn ſie der Familie es wieder ſchenken würde.

Jezt war der Zeitpunkt vorhanden. Die Heirath des vornehmen Spaniers war ihr diesmal ſehr wohl zu ſtatten gekommen. Sie entdekte den alten

und betrübten Eltern die ganze Geschichte. Die Alte erhielt Vergebung und ward von den jungen Eheleuten noch überdies reichlich beschenkt. Der Spanier verließ mit seiner Gemahlin den Zigeunertrupp, nachdem er recht herzlichen Abschied von seiner Gesellschaft genommen und bezog sein ererbtes Gut. Hier lebte er mit seiner Gemahlin sehr vergnügt und zufrieden, welche sehr bald die grossen Vorzüge eines gesellschaftlichen, sittlichen und ruhigen Lebens, vor der unruhigen, herumstreifenden und schmuzzigen Lebensart der Zigeuner einsahe.

Ende des sechsten und lezten Theils.

Leben
der unglücklichen
Maria Stuart,
Königin von Frankreich und Scotland.

Nach den glaubwürdigſten Nachrichten,
die davon vorhanden ſind.

Von
Friedrich Samuel Murſinna.

In drei Theilen.

Mit einem Kupfer.

Meiſſen,
bei Carl Friedrich Wilhelm Erbſtein
1791.

Erſter Theil.

Die Lebensgeſchichte der Maria Stuart, Königin von Frankreich und Scotland, enthält ſo viel auſſerordentliche, überraſchende und höchſt wunderbare Begebenheiten, und wenn man noch ihr tragiſches Ende darzu nimmt, ſo hat das Ganze ſo viel Aehnlichkeit mit einem Roman, daß man bei den Faktis nur ſtehen bleiben darf und nicht erſt nöthig hat durch abentheuerliche Zwiſchenſzenen das Wunderbare zu häufen. Sie ſelbſt, Maria Stuart, realiſirte in ihrer Perſon alle große Eigenſchaften und Qualitäten, die zu einer Romanheldin erforderlich ſind, und ſpielte den gröſten politiſchen und tragiſchen Roman, den man ſich nur mit der feurigſten Einbildungskraft ausheken kann.

Maria ward gebohren zu Edinburgh am 8. Dezember 1542. Ihr Vater war Jakob Kö-

nig V. König von Scottland, und ihre Mutter war dessen Gemahlin Maria von Guise, die vorher Ludwig Herzog von Longueville zum Gemahl gehabt hatte. Sechs Tage nach ihrer Geburt verlor sie ihren Vater, welcher vor Verdrus über den Verlust einer großen Schlacht gegen die Engländer starb. Der König hatte sich bei der Nation auf mancherlei Art verhaßt gemacht, selbst ihre Anführer waren nicht nach dem Geschmak der Soldaten; tausend Mann streckten das Gewehr, niemand verlangte den Sieg, und beinah der ganze scotländische Adel gerieth in die Gefangenschaft der Engländer.

Maria ward auf die Art gerade in dem gefährlichsten und bedenklichsten Zeitpunkt eine Waise. Außer den Kriegen mit den Engländern, die noch einige Zeit dauerten, entstanden auch gerade damals im Königreiche selbst mancherlei Unordnungen und Zwistigkeiten wegen der Religion, wodurch dies Reich auf eine zwiefache Art zerrüttet wurde. Es

ist

iſt auch völlig außer Zweifel, daß die königliche Witwe, die indeſſen die Regentſchaft beſorgte, zulezt wäre gezwungen worden, ihre Tochter der Religion wegen aufzuopfern, i dem Heinrich VIII., König von England, der ſich auf die Seite der Mißvergnügten, oder der Proteſtanten ſchlug, und dieſe Zwiſtigkeiten gefliſſentlich zu erhalten wußte, ſie für ſeinen Sohn Eduard zu haben wünſchte. Um dieſem höchſt wahrſcheinlichen Fall auszuweichen, wußte ſie kein beſſeres Mittel, als daß ſie ihre Tochter nach Frankreich ſchikte. Hier konnte ſie die beſte Aufnahme erwarten, weil Heinrich II., welcher damals in Frankreich regierte, ihr ganz zugethan war, und ſie nach dem Ableben des Königs ihres Gemahls mit Truppen und Geld unterſtüzt hatte.

Maria, dieſe junge, liebenswürdige Prinzeſſin, ward unter einer anſtandigen Begleitung im ſechsſten Jahre ihres Alters im Auguſtmonat 1548 nach Frankreich gebracht. Schon in dieſem zarten Alter bemerkte man

an

an ihr ſo viele Spuren und Züge von den Talenten ihres Geiſtes und von der Vollkommenheit ihres Körperbaues, die in der Folge, da Beide völlig ausgebildet waren, die Bewunderung von ganz Europa auf ſich zogen. Sie erhielt eine ihrem vornehmen Stande gemäſſe Erziehung und einen ſehr guten Unterricht von den geſchickteſten Lehrmeiſtern in den Sprachen und Wiſſenſchaften. Wie gut ſie dieſen Unterricht benuzte und wie frühzeitig ſich ihr Talent entwikelte, ſiehet man daraus, daß ſie noch vor ihrem zwölften Jahr in einer groſſen Vollkommenheit die lateiniſche, franzöſiſche, italieniſche und ſcotländiſche Sprache verſtand und ſprach, und ſogar in allen dieſen Sprachen Verſe machte. Man hat noch franzöſiſche Oden nach ihrer Manier, worin ihr feuriger Geiſt und ihre lebhafte Einbildungskraft unverkennbar hervorleuchtet, ob gleich nach der Zeit mit der franzöſiſchen Sprache eine auſſerordentliche Veränderung vorgegangen, welcher eine jede lebende Sprache unterworfen iſt. Es würde ſchwer hal-

halten, von ihrer Schönheit ein genaues, treffendes Bild zu entwerfen. Jeder, der ſie geſehen hat, ſagt, daß man auf der Erde kein ſchöneres Mädchen finden, auch nicht einmal in den Gedanken es ſich vorſtellen könnte. Ihr Anblik verſetzte Jeden, der ſie ſah, in eine Art von Bezauberung, und ihr feuriger Blik fand ſogleich den Weg zum Herzen. Daher ein bewährter Schriftſteller von ihr ſagt, daß keine Mannsperſon ſie angeſehen, dem ſie nicht zugleich Feßeln angelegt hätte. Es iſt mir nicht möglich, eine Schönheit zu beſchreiben, die man ſich beſſer in der Einbildung denken und entwerfen kann. Man ſtelle ſich den höchſten Grad von Schönheit in allen ihren einzelnen Theilen vor, zu dieſem Bilde denke man ſich eine Blondine, ſo reizend wie ein Ideal weit über die Kräfte der Natur, und man wird ſo ziemlich ein Gemälde von Marien haben. Der Künſtler, der ſie abmahlte, mußte geſtehen, ſo ſehr er auch alle Kräfte, ſeiner Talente und ſeiner Kunſt aufgeboten hätte, nur eine ſehr unvollkommene Kopie gemacht

zu haben, die bei weitem das Original noch nicht erreiche. So wie es noch bis jezt allen Mahlern bei großen Schönheiten gehet, wovon die Kopie gewöhnlich höchst unvollkommen wird. Und bei dem allen zogen all diese höchst fehlerhaften Kopien von dem Bildnisse der Maria jeden, der sie sah, auf sich, und fesselte ihn lange leidenschaftlich, daß er sich nicht so geschwind davon losmachen konnte. Karl IX. ging vor keinem von ihren Gemälden vorbei, wie Brantome erzählt, ohne eine Weile stehen zu bleiben und es aufmerksam zu betrachten, wobei er sich gewisser Anmerkungen nicht enthalten konnte, die nur zu sehr verriethen, daß er davon leidenschaftlich eingenommen sei. Wie sehr dessen Bruder, Franz II, der glüklichste Prinz auf der Erde, so frühzeitig er auch starb und so kurze Zeit er regierte, sie hochschazte, beweiset, daß er einmal sagte: daß er sich kein beßeres Schiksal wünsche, da er eine so unvergleichliche Prinzeßin zur Gemahlin habe.

Nach-

Nachdem Maria ihr funfzehntes Jahr erreicht hatte, wünschte Heinrich II., daß ſein Sohn Franz, der damals Dauphin war, ſie zur Gemahlin bekommen möchte, wozu er die Prinzeßin ſo wenig als ſeinen Prinzen ungeneigt fand. Das Bündnis, worin ſeit langer Zeit Scotland und Frankreich geſtanden hatte, machte, daß die Unterhandlungen in dieſer Sache einen leichten und erwünſchten Fortgang hatten. Die Staaten von Scotland ſchikten acht Abgeſandten nach Frankreich, alle Männer vom höchſten Stande, welche den Auftrag hatten, dies Geſchäft ſo ſchnell als möglich zu beendigen. Im Monat April des Jahrs 1551 ward die Vermählung vollzogen. Das in Frankreich dazu ernannte Conſeil, that zwar den Abgeſandten den Vorſchlag, daß ſie die ſcotländiſche Krone und die übrigen Reichsinſignien dem Dauphin einhändigen ſollten; allein ſie entſchuldigten ſich damit, daß ſie dazu nicht bevollmächtigt, ſondern blos in der Abſicht nach Frankreich gekommen wären, ihrer Königin einen

Ge-

Gemahl aber nicht ihren Staat einen König zu verſchaffen. Sie wurden beurlaubt, nachdem ihnen anſehnliche Geſchenke waren gemacht worden. Indeſſen weil vier von ihnen unterwegs ſtarben — wie dies Buchanan erzählt — kam man auf den Verdacht, daß einige Große in Frankreich ſie vergiftet haben könnten, da ſie ſo wenig Neigung für ihren Dauphin bewieſen hatten. Allein es iſt höchſt unwahrſcheinlich, daß man von Frankreichs Seite mit ſolchen Grauſamkeiten ſollte den Anfang gemacht haben, um ſich zum Beſitz eines Reichs zu verhelfen, daß man auf eine viel leichtere Art zu erlangen glaubte: ſo unwahrſcheinlich iſt, daß man das ganze Königreich erbittert hätte, um ſich, für einen ſolchen Preis, vier Gegner vom Halſe zu ſchaffen.

Bald nach der Vermählung der Maria Stuart, ſtirbt Maria, Königin von England. (den 17. Novembr. 1558) Gemahlin Philipp II., Königs von Spanien, und Eliſabeth

beth, ihre natürliche Schweſter, nimmt ſogleich von dem engliſchen Throne Beſiz, indem die Faktion der Kezzer (der Proteſtanten) ihr darzu behülflich war. Maria, welche ſich für die nächſte Kronerbin hielt, als Enkelin der Margaretha, Schweſter ihres Vaters, führte wenigſtens den Namen und das Wappen als Königin von England, welches wahrſcheinlich die nächſte Veranlaßung zu dem unverſöhnlichen Haß der Königin Eliſabeth gegen Marien gab, ein Haß, den ſie nicht ablegen konnte und der nur mit dem Tode dieſer unglüklichen Königin aufzuhören ſchien, da ſie ihre Rache völlig geſtillt hatte. Maria bekam hernach wirklich eine Krone, allein ſie behielt ſie leider nicht lange.

Heinrich II. war geſtorben, Franz II., ihr Gemahl, folgte in der Regierung; allein er war beinah nur blos dem Namen nach ein König. Die Guiſen, Oheime der jungen Königin, beſorgten mit der Catharina von Medicis alle Staatsgeſchäfte um deſto ungeſtöhrter,

ſtehrter, da der König geneigter zu ſeyn ſchien, ſich regieren zu laſſen, als ſelbſt zu regieren. Seine Gemahlin, die für ihr Alter einen auſſerordentlich groſſen Verſtand hatte, gab dies ungern zu; und gewiſſe Aeuſſerungen ihres Mißvergnügens, die ſie nicht gut verbergen konnte, verſcherzten ihr die Freundſchaft der Catharina, die ſie von der Zeit als ihre Feindin anſah. Vielleicht war dieſer Haß blos eine Wirkung des Neides, welcher gewöhnlich in den Herzen der Groſſen auſſerordentliche Verwüſtungen und Veränderungen anrichtet. Sie ſah, daß die Augen aller Höflinge auf ihre ſchöne Schwiegertochter gerichtet waren. Sie ſah, daß die Häupter der beiden anſehnlichen Partheien, nemlich der König von Navarra und der ältere Montmorenci, Anbeter dieſes Engels waren, daß auf die Art das Gefolge derſelben weit zahlreicher und anſehnlicher war, als ihres. Allein ſehr bald befreite ſie der Tod Franz II., welcher anderthalb Jahr nach ſeiner Vermählung erfolgte, von allen Sorgen und von dem nagen-

nagenden Kummer. Anſtatt, daß ſie darauf hätte denken ſollen, eine ſo reiche Erbin in Frankreich zu behalten, und ſie für ihren zweiten Sohn König Karl IX. aufzuheben, oder ſonſt für ihr Beſtes zu bewirken, ſagte ſie vielmehr ihren Oheimen der Guiſen, daß man ſchnelle Anſtalten treffen müße, ihre Abreiſe nach Scotland zu beſchleunigen.

Indeſſen war alles in der gröſten Verwirrung in Scotland, die Regentin, ihre Mutter, war ſechs Monate vor dem Abſterben ihres Gemahls mit Tode abgegangen; die Ungeduld der Catharina von Medicis war ſo groß, daß ſie die Guiſen dahin zu bringen wußte, daß ſie ihre Nichte nach Lothringen ſchikten, wo ſie ſo lange bleiben ſollte, bis ſich eine Gelegenheit finden würde, womit ſie in ihr Vaterland zurükreiſen könnte. So leidenſchaftlich die Catharina von Medicis die Entfernung der Maria wünſchte, eben ſo gerne hätten es Viele geſehen, wenn ſie in Frankreich geblieben wäre. Unter andern will ich nur namentlich nen-

nennen den König von Navarra und den Mareschal Danville, Vater des jüngst verstorbenen Marschalls von Montmorenci; beide hatten sich von den Reizen dieser liebenswürdigen Königin so einnehmen lassen, daß obgleich beide verheirathet waren, und beide von ihren Gemahlinnen verschiedene Kinder hatten, so glaubte doch ein Jeder von ihnen — denn die Liebe denkt ja selbst das Unmögliche möglich zu machen — daß sie Besitzer der Maria durch eine Heirath werden könnten.

Der Erste that dem Kardinal von Lothringen den Vorschlag, er möchte ihn von der Johanna d'Albert unter dem Vorwande scheiden, daß sie eine Ketzerin wäre, um nur seine Nichte heirathen zu können. Allein Maria, die dies ganze Verfahren für unrechtmäßig und gewissenlos hielt, wollte darein nicht ihre Einwilligung geben. Nach andern Nachrichten kam ihre Abneigung daher, weil sie keine Neigung zu diesem Prinzen hatte. Den Mareschal würde sie ohne Zweifel geheirathet haben, wenn er unver-

unverheirathet oder Witwer gewesen wäre; man kann dies aus der Hochachtung schliessen, die sie jederzeit für ihn hatte. Die Kränklichkeit seiner Gemahlin ließ ihn hoffen, daß sie nicht mehr lange leben würde; daher kam es, daß er die Maria nach Scotland begleitete und mit ihr hernach lange in Verbindung stand, wie ich dies in der Folge erzählen werde.

Sobald in Scotland alles zur Aufnahme der Königin eingerichtet war, besuchte sie den französischen Hof, der damals in Saint Germain sich aufhielt, um von dem Könige Karl IX. und von der Catharina von Medicis Abschied zu nehmen. Darauf reiste sie in Begleitung des Herzogs von Guise, des Markis von Elbeuf, des Grospriors von Frankreich, des Mareschals von Danville und vieler andern vornehmen Herren nach Calais, welche sie zum Theil alle verliessen, so bald sie zu Schiffe stieg. Es blieb nur blos in ihrer Gesellschaft der Markis von Elbeuf, der

Gros-

Creqvier und der Mareſchal Danville, welche ſie bis in ihr Königreich begleiteten.

Sehr traurig war ihr Abſchied und man konnte es ihr anmerken, daß ſie unſern ein Königreich und ſo viele Freunde in demſelben verlies. Ehe ſie in das zu ihrer Ueberfahrt beſtimmte Schif ſtieg, vergoß ſie einen Strom von Thranen, und alle Zuſchauer in der Nähe und Ferne nahmen den wärmſten Antheil und konnten ſich der Thränen nicht enthalten; allein da bereits das Schif abſegelte, nahm ihre Betrübnis eher zu als ab: heiße Zähren, die von ihren ſchönen Wangen herabrollten, ſagten ihren Begleitern mehr als laute Klagen, daß ſie Frankreich ungern verlaße; und nur erſt dann, da ihre Thränenquelle gleichſam vertrocknet zu ſeyn ſchien, brach ſie in ein Klagegeſchrei aus. Alle Vergnügungen — ſagte ſie unter andern — ſind in dieſem Augenblikke für mich vorbei, als Frankreich ſich aus meinem Geſichte verliert. Der Anblik Frankreichs war für ſie eine rechte Augen-

weide

weide. An dem Hintertheile ihres Schifs ließ ſie zu dem Ende ein kleines Zimmer zurichten, um von da Frankreich ſo lange mit Wohlgefallen und Betrübnis betrachten zu können, als ſie es noch mit ihrem Geſichte erreichen konnte. Als die Nacht ſie nöthigte, dieſen Ort zu verlaſſen, befahl ſie ihrem Steuermanne ernſtlich, ſie ja den Morgen recht früh zu wekken, ſo bald der Tag anbrechen würde, ohne zu beſorgen, daß das frühe Aufſtehen ihr unbequem ſeyn möchte, in dem Fall, wenn man nemlich den folgenden Tag noch Frankreich ſehen könnte. Ihre Wünſche wurden auch wirklich erfüllt, denn die ganze Nacht durch wheten widrige Winde, ſo, daß man nur eine ſehr kurze Route zurüklegen konnte.

Indeſſen erhub ſich ein gewaltiger Sturmwind, der allen Schiffen den fürchterlichſten Untergang drohete, gleichſam als wenn das Meer ſich einer Reiſe widerſezzen wollte, die für eine ſo ſchöne Prinzeßin unglüklich ablaufen würde. Vor ihren Augen wurde ein

Schif

Schif in den Abgrund geſtürzt, das mit einem Theil ihrer Equipage beladen war, und ein nemliches Schikſal ſchienen die übrigen Schiffe zu erwarten, indem ſie alle Augenblikke, bei jedem tobenden Windſtoß Tod und Verderben vor Augen ſahen. Die Königin Eliſabeth hatte Marien eingeladen, bei ihrer Reiſe nach Scotland den Weg über England zu nehmen, und ihr einen freundſchaftlichen Beſuch zu machen, im Grunde aber war Eliſabeths Abſicht, ſie unter mancherlei wichtigen Verwande in England zu behalten; da ſie nun erfahren, daß ſie eine andere Route genommen hatte, rüſtete ſie eine kleine Flotte aus, um ſie mit Gewalt zu entführen; allein der Himmel ſtand der unglüklichen Königin auf eine ganz beſondere, beinahe wunderbare Art bei. Ob es gleich mitten im Sommer war, herrſchte doch während ihrer ganzen Reiſe ein ſo gewaltiger Sturmwind, als man im Frühlinge und Herbſte nur haben kann, der am meiſten in dem Kanal zwiſchen Frankreich und England tobte, daß

ein

eln Schiff das andere nicht ſehen, und die engliſche Flotte nichts entdekken konte, folglich unverrichteter Sache wieder zurükſegeln muſte. Maria kam doch endlich im Septembermonat des Jahrs 1561 glüklich in Scotland an, und ward mit alle dem Prunk empfangen, den man von einem unpolirten Volk erwarten kann, das damals die Scotländer noch waren.

Man mußte an dem erſten, beſten Ort des Königreichs landen, weil die Königin von dieſer Reiſe außerordentlich ermüdet war. Sie begab ſich, ſo wie ſie ans Land geſtiegen war, in Ermangelung eines beſſern Abſteigequartiers, mit allen Damen und Frauenzimmern ihres Gefolges, in die erſte, beſte Abtei, um daſelbſt das erſte Nachtlager zu halten. Hier bemerkte die Königin ſogleich den gewaltigen Unterſchied, zwiſchen dem Lande, wo ſie war, und dem andern, das ſie verlaßen hatte. Die ganze weite Reiſe mußte ſie auf elenden Bauerpfer-

den machen, die nur ſelten ordentliche Sattel hatten. Und wenn ſie glaubte, die Nacht von den Mühſeligkeiten und Beſchwerlichkeiten einer höchſt unangenehmen Reiſe ausruhen zu können, machten vier bis fünfhundert Dudelpfeifer und Trommelſchläger vor ihrem Quartier eine Muſik, oder vielmehr ein gräßlich tönendes Lermen, daß ſie die ganze Nacht kein Auge zuthun konnte. Als ſie den andern Tag, wie gewöhnlich bei einem von ihren Hofkapellanen Meſſe hören wollte, ſtürzte der ausgelaſſne Pöbel herbei, fiel über den Prieſter her, der bereits ſeinen prieſterlichen Ornat an hatte, ſtürzte den geſchmückten Altar um, und verbrannte alles; ja die aufgebrachte Menge würde den Prieſter ſelbſt getödtet haben, wenn er nicht in den Armen ſeiner Königin Schutz gefunden hätte. Dieſe Unordnungen wußte Jakob Stuart, ihr natürlicher Bruder, ob er gleich Protektor der Ketzer (der Proteſtanten) war, augenblicklich zu ſtillen; allein die Königin gab ihm nicht undeutlich

zu

zu verſtehen, was ſie von einem Volke erwarten könnte, das ſo wenig Ehrfurcht für ſie hätte, und gegen eine Religion ſo gewaltig aufgebracht wäre, wozu ſie ſich doch bekennte.

Das Königreich war damals in zwei Partheien getheilt. Die eine war auf der Seite der Katholiken, und hatte zum Anführer den Grafen Hamilton, welcher der nächſte Kronerbe war, und der während der Minderjährigkeit faſt immer die Stelle eines Vicekönigs vertreten hatte. Die andere Parthei beſtand aus Kezzern (Proteſtanten) gehorchte den Jakob Stuart, oder vielmehr der Eliſabeth, welche durch ihre Unterhandler alles ſo einrichten konnte, wie ſie es gern haben wollte.

Als Maria in Scotland erſchien, hatten beide Herren von dieſen verſchiedene Partheien ganz entgegengeſezte Abſichten, welche ſie durchzuſezzen glaubten. Jakob Stuart bil-

bildete ſich ein, daß die Königin ſich nicht wieder vermählen würde, daß er, oder ſeine Nachkommen ihr in der Regierung folgen müſten, daß es etwas Leichtes wäre, die Hamiltons von der Nachfolge auszuſchlieſſen, da man nur die Vorſicht brauchen dürfte, ihre ächte Geburt ihnen ſtreitig zu machen. Auf der andern Seite machte ſich der Graf Hamilton Rechnung, daß er zwiſchen der Königin und ſeinem Sohne eine Vermählung zu Stande bringen würde, der blos in dieſer Abſicht, ſo ſeltſam es auch klingen mag, die Parthei der Kezzer ergriffen hatte. Die Einwilligung der Königin in die Heirath und Veränderung der Religion ſtellte er ſich als etwas ſehr leichtes vor, weil er ſich dadurch die Gunſt der Eliſabeth erwerben konnte, welche ihm, in dem Falle er es ſo weit bringen und ſelbſt die katholiſche Religion ablegt haben würde, die Ehe verſprochen hatte. Damit er indeßen nicht ſo viel Neider auf ſich ziehen möchte, brauchte er bei dieſer Liebe einen

gewißen

gewißen Verwand, eine bloße Wirkung ſeines Ehrgeizes, er ſtellte ſich nehmlich, als wenn das feurige Auge der Königin ihm ganz bezaubert hätte. Mit einer größern Unterthänigkeit, als die übrigen Höflinge zu beobachten pflegten, und mit dem äußerſten Beſtreben, allen ihren Wünſchen zuvorzukommen, und durch tauſend andere Kleinigkeiten, die nur Liebende verſtehen können, gab er ſich alle Mühe von der Welt, ſie zu einer Leidenſchaft zu reizen, die er im Grunde nicht für ſie hatte.

Die Liebe, die er zu verſpotten ſchien, rächte ſich bald an ihm, denn er ward von der nehmlichen Leidenſchaft, die er aus Politik nur auf eine ſehr kurze Zeit dem Scheine nach annehmen wolte, ſelbſt beſtrikt, und er fühlte in ſeinem Herzen ganz unvermuthet Liebe für einen Gegenſtand, den er noch vor einigen Tagen mit der größten Gleichgültigkeit betrachten konnte. Jezt kam ſogar die Eiferſucht mit ins Spiel; er bildete ſich

ein,

ein, daß der Mareſchal Danville bei der Königin beſſer als er angeſchrieben ſei und daß Maria denſelben mehr Freundſchaft zu ſchenken ſcheine; er ließ ihm daher durch ſeinen Vater vorſtellen, daß nach einem Artikel des lezten Friedens, der durch ſeine Mutter mit den Scotländern wäre gemacht worden; damals als ſie die Waffen ergriffen hätten, alle Franzoſen Scotland verlaſſen müßten. Auf die Art ſah ſich die Königin genöthigt, alle die Herren zu verabſchieden, die ſie als Geſellſchafter und Begleiter aus Frankreich mitgenommen hatte.

Dem Mareſchal von Danville ſchmerzte vorzüglich dieſe Tremmo, die er vielleicht nicht für möglich gehalten hatte. Allein in der Erwartung, daß ſich die Zeiten ändern könnten, ließ er einen von ſeinen Edelleuten, Namens Chatelar in Scotland, der ſein Correſpondent ſeyn und alle Hofneuigkeiten, vornehmlich die, welche die Königin betrafen ihn melden möchte. Als der Sohn

des

des Grafen Hamilton, den wir den Grafen Arran nennen wollen, denjenigen von Hofe entfernt hatte, den er für seinen Nebenbuhler hielt und von dem er glaubte, daß er am meisten seiner Liebe hinderlich wäre, sah er nur zu bald aus eigener Erfahrung ein, daß weder seine Person, noch sein Stand die Königin von einer Vermählung abgehalten habe, sondern daß daran ganz andere Sachen Schuld wären.

Johann von Guerdon, Sohn des Grafen von Huntly, der reichste Herr des Königreichs, ward ebenfalls von den Reizen der Königin bezaubert, glaubte, daß er eben so viel Recht hätte, als der Graf Arran, ihr seine Liebe zu gestehen und das Urtheil seines Lebens oder seines Todes zu erwarten. Seine Geburt und sein Stand war nicht von dem Range, als seines Nebenbuhlers, allein dagegen übertraf er ihn weit an körperlichen und geistigen Vollkommenheiten. Er gefiel der Maria so wohl

daß,

daß sie sich ohnmöglich enthalten konnte, ihm eine Neigung zu entdekken, die alle Frauenzimmer ohne Ausnahme unvermerkt zu empfinden pflegen, die sich für den Einen mehr als für den Andern erklären, ohne darüber öfters eine befriedigende Auskunft geben zu können. Die lebhafte Vorstellung ihrer ersten Heirath, die ihrem Geiste noch im frischen Andenken war, die häufigen Bemerkung fast aller europäischer Prinzen um ihre Person, schienen ihr gerade zu dieser Zeit nicht zu erlauben, an eine Vermählung mit einer Privatperson zu denken.

Indeßen streute die Eifersucht den Saamen der Zwietracht unter die beiden genannten Herren aus; bald waren sie erklärte Feinde. Oefters fand Maria für nöthig, ihre Macht als Gebieterinn mit ihrem königlichen Ansehen zu vereinigen, damit diese Beiden nicht den schuldigen Respekt in ihrer Gegenwart aus den Augen sezten, wenn sie gegen einander Feindseeligkeiten öffent-

öffentlich anfangen wollten. Sie sah sich sogar in die Nothwendigkeit gesezt, sich zurükzuziehen, sich zu verstellen, alle ihre Mienen zu studiren, und jedes Wort gleichsam abzuwiegen, damit nicht der Eine glauben könnte sie gäbe ihm vor dem Andern einen gewißen Vorzug. Dies vorsichtige Betragen hatte den besten Erfolg von der Welt; denn indem sie auf die Art Keinen vorzog, sondern ihre Gunst und Gnade unter Beiden gleich vertheilte, hörte von selbst aller Neid auf, der sie Anfangs zu Feindseligkeiten verleitete; ein jeder wünschte nun freilich, daß der Andre der Erste sein möchte, der irgend wodurch die Gnade seiner Gebieterinn verscherzte, allein so lange dies noch nicht entschieden war, warteten sie ruhig diesen so merkwürdigen Zeitpunkt ab. Allem Anschein nach mußte die Lage der Sache noch eine geraume Zeit so bleiben, indem auf der einen Seite die Furcht und der ungewiße Ausgang der Sache mit dieser Leidenschaft unzertrennlich verbunden war,

und

und auf der andern Seite die Ehrfurcht und Achtung, die der Unterthan dem Souverän von Natur schuldig ist, bis jezt beide Herren Nebenbuhler in einer gewißen Entfernung und Zurükhaltung hielt und die Königin in den freien Besiz ihrer Person sezte; allein es ereignete sich mit einemmale ein Vorfall, der die hohe Idee von Größe der Seele, die sie sich von Maria gemacht hatten, unaemein schwächte, und ihr einen grossen Theil der Achtung entzog, die sie ihr bis jezt ganz aufrichtig erwiesen hatten.

Der Mareschal Damville hatte, als er von Scotland abreißte, wie ich schon gesagt habe, als Agenten und Kommißär einen gewißen Chatelar bei der Königin gelaßen. Der Marschall hatte allerdings in diesem Lande einen Agenten nöthig, der seine Briefe der Maria überreichen konnte, allein dies war nicht der einzige Grund, warum er zu diesem Geschäfte gerade den Chatelar nahm. Die Verbindung worin dieser

dieſer Mann mit der Königin ſchon in Frankreich geſtanden hatte, da er ſich ihr durch ſeine Verſe zu empfehlen wußte, woran ſie außerordentlich vielen Geſchmak fand, war ſo groß, daß ſie leidenſchaftlich für ihn eingenommen war, und ihn um keinen Preiß würde von ſich gelaßen haben, als ſie nach Scotland reißte. Da die Trennung von dieſem Mann ihr zu viel Betrübniß verurſacht haben würde, fand der Mareſchal Gelegenheit es ſo zu verwikkeln, daß er in der Qualität ſeines Agenten bei der Königin blieb. Als Agent des Mareſchals von Danville war er immer nah' um die Perſon der Königin, er beſtrebte ſich ſichtbar, ihre Gnade und Gunſt immer mehr durch Beobachtung und Erfüllung aller Obliegenheiten zu verdienen, welches die Königin alles ſehr wohl auf' nahm, weil ſie die wahre Urſache davon nicht ſogleich ergründen konnte. Er machte öfters Verſe, laß ſie ihr vor, oder gab ſie ihr zum Durchleſen; in allen war der

Ge-

Gegenſtand unverkennbar, den er beſiegen wollte, denn es war nichts geringers, als Liebe zur Königin, die er mit ſo viel Feuer und Enthuſiasmus ſchilderte, daß es wirklich unbegreiflich iſt, wie die Königin, als eine ſo große Menſchenkennerin, dies nicht gleich das erſtemal merken konnte. Allein die Königin, die blos auf den geringen Stand ihres unbekannten Liebhabers ſah, ohne zu bedenken, daß ihre Augen über die armen Sterblichen ſo viel Gewalt hätten, daß die Vernunft verſtummen muß, hielt alle dieſe Galanterien für Spiele der Einbildungskraft und des Genies, oder auch vielmehr als Beweiſe der Achtung des Mareſchals. In den Augenblikken wenn Chatelar für ſich war, das heißt, wenn er nicht bei der Königin war, ſah er ein, daß er unter dieſen Umſtänden vergebens auf Gegenliebe warten könnte, und wenn ja einer in dem Fall einer unerhörten Liebe geweſen wäre, ſo wäre er jezt in dem nemlichen Fall, und das einzige Mittel ſich von dieſer Leidenſchaft zu befreien, wäre Entfernung von dem geliebten

ten Gegenstande. Er bat Marien um seinen Abschied, erhielt ihn, sezte sich zu Schiffe, kam nach Frankreich, nahm Kriegesdienste bei den Hugenotten, welche damals mit dem Könige Karl IX. Krieg führten. Er wohnte der Belagerung von Orleans bei und war bei verschiedenen andern sehr gefährlichen Vorfällen zugegen, wohin ihm seine Leidenschaft, die ihm weder Tag noch Nacht Ruhe ließ mit unwiderstehlicher Gewalt gleichsam zog. Allein ihn, der der Liebe entfliehen wollte und den Tod suchte, verfolgte die Liebe und der Tod suchte ihn nicht. Er blieb in Frankreich der nemliche unglükliche Mensch, der er in Scotland gewesen war. Seine Leidenschaft trieb ihn fürchterlich herum; jezt segelte er wieder übers Meer, um aus den Händen der Liebe den Tod zu empfangen, den er auf dem Schlachtfelde umsonst wünschte und erwartete. Er kam nach Scotland, ward von der Königin sehr gut aufgenommen, da er Empfehlungsschreiben von dem Mareschal Danville mitbrachte, worin sie gebeten ward,

daß

daß sie dem Ueberbringer erlauben möchte, bei ihr zu bleiben. Er fuhr fort ihr tausend Beweise seiner großen, unwiderstehlichen Liebe zu geben, welche die Königin nicht merken wollte oder konnte. Jezt wußte er nicht mehr was er anfangen sollte, seine Leidenschaft war zu dem höchsten Gipfel gestiegen, den sie nur erreichen konnte, daß er sich irgend auf eine Art Erleichterung verschaffen mußte; er wünschte aus dieser verzweifelten Lage heraus zu seyn; ein Mittel blieb ihm übrig, es kam blos darauf an, wie der Versuch ablaufen würde. Als er einmal keinen Menschen im Zimmer der Königin und in dem daran stossenden Schlafzimmer derselben bemerkte, verbarg er sich unter ihrem Bette, um so die Nacht zu erwarten, oder wenn er vor Anbruch derselben sollte entdekt werden, aufs Blutgerüst geführt zu werden. Allein die Güte und Gnade der Maria war so groß, daß sie ihm seinen Fehler vergab, als eine von ihren Kammerjungfern ihn noch frühzeitig entdekte, weil keiner von dem ganzen

Vor-

Vorfall etwas wußte und ſie ſich auf das Stillſchweigen ihrer Leute und des unglüklichen Liebhabers zu verlaſſen glaubte. Allein Chatelar war es eigentlich um Vergebung ſeines Fehlers und um Gnade nicht zu thun; ſeine Verblendung oder vielmehr ſeine Liebe war ſo groß, daß er einige Tage nachher in den nemlichen Fehler zurük fiel. Er ward abermals von den Kammerjungfern der Königin und von verſchiedenen andern Perſonen, die gerade damals im Zimmer waren entdekt. Maria ſah ſich auf die Art genöthigt, ihrer Ehre denjenigen aufzuopfern, der ſich ſeiner Leidenſchaft aufopferte; ſie übergab ihn den Händen der Gerechtigkeit, die ihn zum Schwerd verurtheilte. Auf dem Blutgerüſt bewies er die größte Standhaftigkeit und Unerſchrokenheit, die vielleicht noch kein Dichter in ähnlichen Fällen bewieſen hat. Nachdem er Ronſards Ode von Verachtung des Lebens mit vernehmlicher Stimme hergeleſen, und ſich nach dem Ort hingewendet hatte, wo er die Königin zu ſeyn glaubte und laut ausgerufen: Leb

wohl!

wohl! liebenswürdigste, aber grausamste Prinzeßin der Welt! empfieng er den fürchterlichen Streich des Henkers, der seinen Kopf mit einem einzigen Hieb vom Körper trennte.

Obgleich die Schönheit der Königin diese höchst traurige Begebenheit allein veranlaßt hatte, und weiter nichts Sträfliches unter beiden vorgefallen seyn konnte, so hielten sie doch die beiden Grafen nach ihrer bekannten Eifersucht nicht für ganz unschuldig, vornehmlich da sie wußten, daß sie ihm schon einmal sein Verbrechen vergeben hatte. Sie konnten sich nicht vorstellen, daß sie eine so heftige Leidenschaft bei einem jungen Manne nicht sollte bemerkt haben, der täglich mit ihr umzugehen Gelegenheit hatte, und den sie von dem Augenblikke an, da sie seine strafbaren Absichten erfahren, ganz von sich hätte entfernen sollen. Und da sich einmal alles verschworen zu haben schien, um eine Sache, die offenbar falsch war, für wahr auszugeben, mußten ihnen

ihnen einige Verſe in die Hände fallen, die Chatelar auf die Königin gemacht und ihr ſelbſt überreicht hatte. Da dies gerade die lezten waren, die er vor dem erſten unüberlegten Streich, der ſeinen Tod verurſachte, machte athmeten ſie Leidenſchaft und Liebe, die Königin nahm ſie an, in der Vorausſezzung, daß ſie auf keinen beſonders giengen. Obgleich der Styl das Alter derſelben verräth, ſo glaube ich doch dem Leſer einen Gefallen zu erweiſen, wenn ich einige davon herſezze, da ſie ſo ganz die Sprache der Leidenſchaft verrathen:

Antres, Prez, Monts, et Plaines.
Rochers, Forîts et Bois,
Ruiſſeray, Fleures, Fontaines,
Où perdu je m'envois:
D'une plainte incertaine
De ſanglots toute pleine,
Je veux chanter
La miſerable peine
Qui me fait lamenter.

Mais qui pourra entendre
Mon soupir jemiſſant,
Ou qui pourra comprendre
Mon ennui languiſſant,
Sera-ci cet herbage?
Ou l'eau de ce rivage,
Qui s'écoulent,
Porte de mon viſage
Ce ruiſſeau diſtillant. *)

Der üble Eindruk, den die Geſchichte auf die beiden Grafen gemacht hatte, verminderte zwar die Achtung für die Königin, ohne im geringſten ihre Liebe zu vermindern; jezt wollten beide nicht mehr das Mittel der Unterwürfigkeit gebrauchen, um zum Zwek zu kommen, ſondern ſie waren vielmehr darauf bedacht, durch gewaltſame Mittel ihre Abſichten zu erreichen und ihre Plane auszuführen.

Der

*) Ihr Höhlen, Wieſen, Berge und Ebenen, Ihr Felſen, Wälder und Bäſche; Ihr Bäche, Flüſſe und Quellen, gebt mir den wieder, den ich verloren habe! Mit fruchtloſen Klagen, mit tiefen Seufzern will ich meinen elenden Kummer beſingen, der mich fle-

ge

Der Graf Arran machte den erſten Verſuch dieſer Art, entweder weil er ſich von den gelinden Mitteln wenig verſprach, oder weil ſeine Leidenſchaft bereits einen ſehr hohen Grad erreicht hatte. Er beſaß an dem Orte, wo ſich die Königin gewöhnlich aufzuhalten pflegte, ein Schloß in einer ſumpfigen Gegend, durch Kunſt und Natur gleich feſt. Da überdies die ganze dortige Gegend und alle Einwohner derſelben zu ſeiner Diſpoſition waren, glaubte er gewiß, daß ſie alle für ihm die Waffen ergreifen und bei dem erſten Wink ihn zu Gebote ſtehen würden. Nachdem er alles dies genau überlegt hatte, ſezte er ſich in den Kopf, die Königin zu entführen und ſie auf dies Schloß zu bringen, wo ſie, ſeiner Meinung nach, ohne viele Umſtände in alles ihre Einwilligung geben würde, wenn ſie kein ander

gen läßt: aber wer kann meine tiefen Seufzer hören, oder wer kann meinen quälenden Jammer verſtehen! ſollen es dieſe Kräuter thun! oder das Waſſer dieſes Ufers, welches vorbeifließt und in meinen Augen einen Thränenbach hervorbringt.

der Mittel wüßte, ihre Ehre, und vielleicht sogar ihre Krone zu retten; in jedem Fall, dachte er, möchte der Ausgang der Sache auch seyn, wie er wollte, so könnte er doch unmöglich für ihn so traurig ausfallen, als für Chatelar, weil er sowohl als sein Vater im grossen Credit stand. Um desto sicherer sein Vorhaben auszuführen, entdekte er sich verschiedenen von seinen vertrautesten Freunden, bestellte von der Stadt bis nach seinem Schloß eine verhältnißmäßige Anzahl von Relais, und gab die nöthigen Befehle, wie man die Königin am besten überfallen könnte, wenn sie ihrer Gewohnheit nach draussen vor der Stadt mit ihrem Gefolge spaziren gehen würde.

Alle dergleichen Unternehmungen, die mit vielem Geräusch verbunden sind, die grosses Aufsehen machen, woran mehrere Theil nehmen müssen, wenn ihnen auch das eigentliche Geheimniß, das darunter verborgen liegt, unbekannt ist, bleiben selten ganz verschwiegen oder unentdekt. So gieng es auch mit die-

dieſem viel zu kühnen Projekt. Jakob Stuart, der im Dienſt ſeiner Schweſter viel Eifer wenigſtens zu beweiſen ſchien, wunderte ſich, daß ſo ganz ungewöhnlich viel Leute zu Pferde vom Lande nach der Stadt kamen, und immer hin und wieder ritten, und er argwöhnte, daß wohl gar eine Verſchwörung im Werke ſeyn möchte. Er beredete ſeine Schweſter, daß ſie lieber an dieſem Tage nicht ausgehen möchte, welches gerade der Tag war, den der Graf zur Ausführung ſeines Vorhabens feſtgeſezt hatte. Als der Graf Arran ſah, daß ſein Vorhaben auf die Art vereitelt war, mochte er gar nicht weiter daran denken.

Der Graf von Guordon verſchob ſein Projekt ebenfalls auf ein andermal, aus dem ſehr natürlichen Grunde, weil der Königin von jezt an eine Leibwache gegeben wurde, ohne weiter die Sache unterſuchen zu laſſen. Dies konnte ihr nun freilich als Schwachheit angerechnet werden, daß ſie ſich nicht einmal unterſtand, eine dergleichen Unbeſonnenheit

ihres Unterthans gebührend zu bestrafen. Ich weis wohl, daß der Verfasser der scotländischen Geschichte, der sich bemühet, alle Handlungen der Maria zu beflecken und aus einem schiefen Gesichtspunkte zu betrachten, diese ganze Geschichte für eine Farce hält, welche von der Königin erfunden sei, um eine Leibwache zu bekommen. Allein Buchanan ist eben so wenig in diesem als in so manchen andern Stükken ein glaubwürdiger Schriftsteller, weil er einer von denen war, den die Scotländer zum erstenmale nach England schikten, um das Verdammungsurtheil zu beschleunigen, wie ich dies in der Folge erzählen will. Die Leser werden mir diese kleine Ausschweifung verzeihen, weil Thou, ein berühmter Schriftsteller seines Jahrhunderts, diesem Verfasser in seiner Erzählung gefolgt ist. Diese Nachricht verbreitet von Maria eine ganz falsche Idee, die mit der Wahrheit und mit meiner Erzählung ganz und gar nicht übereinstimmt. Gründe genug für mich, daß ich hier etwas weitläuftig seyn mußte,

wo

weil ich nicht gerne wollte, daß dieſe falſchen Nachrichten Eingang finden und meine bezweifelt werden möchten.

Jakob Stuart gebrauchte die Errettung ſeiner Schweſter von dieſer ſo groſſen Gefahr zu einem Vorwande, ſich über ſie eine deſpotiſche Gewalt anzumaſſen, die einer völligen Tirannei glich. Die Kezzer (Proteſtanten) waren auf ſeiner Seite und unterſtüzten ihn durch ihren Beiſtand. Alles ordnete er nach ſeinem Gefallen, und ſie durfte keinen Schritt thun, ehe ſie nicht dazu von ihm Erlaubniß bekommen hatte. Ihre Leibwachen hiengen von ihm völlig ab, er hatte ſie ihr nicht ſowohl deswegen gegeben, um ſie gegen alle Gewaltthätigkeiten zu ſchüzzen, als vielmehr ſich ihrer Perſon zu verſichern. Indeſſen benuzte er dieſe ihm von ſelbſt angebotene Gelegenheit, das Staatsruder zu führen, ſo gut, als er nur konnte.

Der Graf von Murray hatte bis jezt unter der Gewalt des Grafen von Huntly geſtan-

ſtanden, bis er durch das Abſterben eines Prinzen, eines beinah eben ſo nahen Erben als die Königin, mit der Krone verbunden war. Er empfieng die Belehnung, nahm deſſen Namen an, ſo daß ich ihn von jezt an Graf von Murray nennen werde. Der Graf von Huntly hatte über dieſen Grafen eine gewiſſe Aufſicht gehabt, allein er hatte ſich wegen ſeines groſſen Kredits ſehr viel über ihn herausgenommen, und er legte daher mit dem größten Unwillen dieſe Aufſicht nieder, weil es nicht anders ſeyn konnte. Nicht blos Graf Murray war es allein, der Rache an ihm zu nehmen wünſchte, ſondern er fand ſehr viele Gefährten und Theilnehmer, die auf ihn einen ähnlichen Haß geworfen hatten. Der Graf Hamilton wollte ihm ebenfalls nicht wohl; ſein Rang, den er als erſter Prinz vom Geblüt hatte, verlangte, daß er mehr Antheil an der Regierung haben ſollte, als er wirklich hatte; eben daher kam ſein tödtlicher Haß gegen den Grafen von Murray, weil er ihm die vornehmſte Schuld zuſchrieb. Beide Grafen

theil-

theilten ſich die Urſache ihres Misvergnügens mit, und beſchloßen, gemeinſchaftlich mit vereinigten Kräften am Untergange des Murray zu arbeiten, ſich ſodann der Königin zu bemächtigen, und ſie zu zwingen, einen von ihren beiden Söhnen zu heirathen, und ihr in dieſem Stük die freie Wahl zu überlaſſen.

Graf Hamilton glaubte, daß ſie ſeinem Sohne den Vorzug geben würde, vornehmlich wohl aus dem Grunde, weil ſie kein Bedenken tragen würden, ihren Kronerben und einen jungen Mann zu heirathen, der mit ihr von einerlei Geblüt abſtammte. Graf Huntly glaubte nun wieder auf der andern Seite, daß hier die Liebe allein entſcheiden müßte, und weil er bemerkt hatte, daß die Königin eine beſondere Neigung für ſeinen Sohn äußerte, ſo machte er ſich ganz ſichere Rechnung, daß die Wahl ihn treffen würde. Es kam nun blos noch darauf an, Jemanden zu finden, auf den man ſich verlaſſen und dem man die Leitung dieſer ganzen küzlichen Sache ſicher anvertrauen könnte. Sie ſelbſt woll-

wollten nicht gern die Sache allein betreiben, es schien ihnen bei aller getroffener Vorsicht doch etwas zu gewagt zu seyn. Man konnte und mußte doch den möglichen Fall sich denken, daß die Sache schief gehen könnte, in welche Gefahr würden sie sich selbst und ihre Familien stürzen, die die reichsten und angesehensten im Königreiche waren.

Endlich fanden sie einen Mann, so wie sie ihn zu haben wünschten. Jakob Hepburn Graf von Bothwell, hatte durch mancherlei Ausschweifungen seine ehemals sehr reiche Familie so heruntergebracht, daß er schlechterdings auf Mittel bedacht seyn mußte, womit er sich aus dem Wirwarre, worin er mit seiner Familie sich befand, herausreissen und seiner überhaupt sehr mißlichen Lage eine vortheilhafte Wendung geben könnte. Dies verleitete ihm, den Grafen von Murray von freien Stükken den Vorschlag zu thun, den Grafen Hamilton, der ihm als dessen erklärter Feind bekannt war, zu ermorden, und erbot

bot ſich, ſelbſt in eigner Perſon ihm den tödtlichen Streich zu geben. Allein Murray hatte keine rechte Luſt ſich mit dieſer Sache zu befaſſen, entweder, weil er beſorgte, daß dieſe Mordthat üble Folgen haben könnte, oder weil er überhaupt die ganze Sache für unmöglich hielt. Graf Huntly, der ein ſehr feiner Hofmann war, und ſich das Anſehen geben wollte, als wenn er mit der ganzen Sache nichts zu thun hätte, ſagte dem Bothwell auf deſſen Anerbiethen, wenn er dem Grafen Hamilton den nemlichen Vorſchlag thäte, den Grafen Murray umzubringen, würde er viel leichter Gehör finden. Bothwell merkte ſich dies, und gieng mit dieſem Vorſaze zum Grafen Hamilton hin. Er ſtellte ihm die Sache ſo vor, als wenn er ohne alle Veranlaßung, und nur aus eignem Triebe dieſe That thun wollte. Er gab ihm zu bedenken, daß er von dem Grafen Murray alles Schlimme zu befürchten hätte, weil er die Königin ganz beherrſche, die es nicht einmal wagen dürfte, ihm etwas abzuſchlagen; wie leicht wäre es möglich, daß er

ihm

ihm alle seine Güter nehmen könnte, wie er ihm schon sein Ansehen genommen hätte. Dieser Mann wäre bereits schon so mächtig geworden, vornehmlich durch den Anhang der Reformirten, die ihn für ihren Protektor hielten, daß er ihm sogar die Krone entreissen könnte, im Fall Maria ohne Kinder sterben sollte. Das nehmliche wäre ja erst seit Kurzem in England geschehen, wo die Kezzer (Protestanten) einen Bastard auf den Thron gesezt, und den rechtmäßigen Kronerben von der Regierung ausgeschlossen hätten. Eben deshalb machte er der Königin jedesmal Gegenvorstellungen, wenn sie sich vermählen wollte, vornehmlich sei er sehr gegen die Verbindung mit dem Grafen von Arran. Aus dem allen zog er die Folgerung, daß nur ein einziges Mittel übrig bleibe diesem Streiche auszuweichen, das darinn bestünde, ihm zuvorzukommen und er wollte es über sich nehmen, ihn mit seiner eigenen Hand aus dem Wege zu schaffen.

Graf

Graf Hamilton ließ ſich dieſen ſelbſt angebothenen Verſchlag um ſo lieber gefallen, entweder weil er ſchon feſt entſchloſſen war, Murray zu verderben und aus dem Wege zu ſchaffen, es möchte auch koſten, was es wollte, oder weil ſich gerade damals etwas zutrug, das ihn noch mehr in ſeinem Vorhaben beſtärkte. Man hatte bis jezt die Hamiltons für die nächſten Verwandten des königlichen Hauſes, folglich für die Erben des Reichs angeſehen; allein Graf von Murray, der ſchon lange damit umgegangen war, wie er ſich einen Weg zum Throne bahnen könnte, wollte ſich ein Recht zur Krone auf den Trümmern und dem Untergange dieſer Herren erbauen. Er ſchlug der Königin vor, in ihren Staaten einen Befehl bekannt machen zu laſſen, daß die Stuarts, nicht die Hamiltons, ihr einmal in der Regirung folgen ſollten, ohne einen Unterſchied unter Baſtarden, oder rechtmäßigen Kindern zu machen; allein dieſen Vorſchlag — denn befohlen konnte ſo etwas nicht werden — verwarf ein Jeder. Wie

leicht

leicht konnte aber bei einer andern günſtigern Gelegenheit dies Projekt glükken; um dies ganz zu vereiteln, wurde Graf Hamilton noch mehr beſtärkt, ſein Projekt je eher je lieber auszuführen. Er verabredete alſo mit Bothwell, daß er den Grafen Murray umbringen ſollte, wenn er die Königin auf der Damhirſchjagd begleitete, in einem Walde, der nahe am Schloß Flakland liegt, wo ſie ſich damals aufhielt. Hier konnte der Graf leicht ohne alle Gefahr überfallen werden, da er beinahe gar keine, oder doch eine ſehr ſchwache Bedekkung bei ſich hatte. Allein das ganze Projekt ward zwei Tage vor der Ausführung entdekt. Folgendes ſind die nähern Umſtände davon.

Der Graf von Arran hatte nicht blos Theil an dieſer Verſchwörung, ſondern ſogar unleugbare Vortheile, wenn alles nach Wunſch ablief, er konnte bei einigen günſtigen Ereignißen ſich Hofnung machen, die Königin, die er leidenſchaftlich liebte, zur Gemahlin zu

bekom-

bekommen; allein dieſer groſſen Erwartung ungeachtet wollte er doch nicht dieſe vermeintliche Gröſſe mit dem Verluſte des Grafen von Murray erkaufen, den er für ſeinen beſten und vertrauteſten Freund hielt, ob er gleich in Anſehung ſeiner nahen Vermählung mit der Königin ganz anders dachte, und ſich öfters bemühte, ihm dieſe hohe Idee auszureden, oder ihn wenigſtens etwas herunter zuſtimmen von der Erwartung, daß dieſe glükliche Zeit ganz nahe wäre. Ein Freund wünſcht nicht gern den Untergang ſeines Freundes, er beſchloß alſo, ihm Nachricht von der Gefahr zu geben, der er ausgeſezt ſei. Nachdem er lang über die Art, wie dies geſchehen ſollte, unentſchloſſen war, glaubte er die kürzeſte und ſicherſte Art ſei die, daß er ihn ſchriftlich auf eine verſtekte Art warnen wollte, um ja auf ſeiner Hut zu ſeyn, vornehmlich ſollte er ſich in Acht nehmen, ohne ſtarke bewafnete Begleitung die Königin auf der Damhirſchjagd zu begleiten. Murray ſchikte ihn durch den nehmlichen Boten ein

Dank-

Dankſagungsſchreiben, worinn er ihm melde-
te, daß er ſeinen Vorſchriften genau nachle-
ben wollte. Allein der Bote, der von dem
ganzen Geheimnis nichts wußte, gab dieſen
Brief, da er den Grafen von Arran nicht
zu Hauſe traf, deſſen Vater.

So bald der Alte aus dem Briefe, der
ihm äußerſt verdächtig vorkam, ſah, daß ſein
Sohn das ganze Projekt entdekt habe, ließ
er den Sohn ins Gefängnis ſezzen. Graf
Arran entkam glüklich aus demſelben, gieng
zur Königin und erzählte ihr die ganze Sache,
wie ſie eigentlich war, ohne jedoch den Gra-
fen Hamilton zu nennen, ſondern er beſchul-
digte blos den Grafen von Bothwell und ei-
nigen andern dieſes Verbrechen. Sehr viele
auffallende Umſtände, die man einige Tage
vorher bemerkt hatte, bewieſen nur zu deut-
lich die Wahrheit dieſer Ausſage, und nöthig-
ten ihn, freier und beſtimmter von der Sache
zu reden. Die Königin ließ ihn ſowohl als
Bothwell einſezzen, welcher alles leugnete,

und

und alle diese Beschuldigungen für bloſſe Verläumdungen ausgab.

Die heftige Liebe zur Königin bestimmte wohl den Grafen Arran am meisten, ihr dies Geheimniß der Verschwörung zu entdekken, weil er sie leicht überreden konnte, daß ihr eine ähnliche Verschwörung bevorstünde, als dem Grafen Murray, wodurch er ihre Liebe zu gewinnen und den Grafen zu bestimmen glaubte, ihm nützliche Dienste zu leisten. Allein ungeachtet seiner heftigen Liebe, wollte er doch nicht gerne die Gunst seines Vaters verlieren, oder ihn wohl gar unglüklich machen. Damit man daher seiner Aussage weniger Glauben beimessen möchte, stellte er sich wahnsinnig, wenn man ihn wegen des Grafen Hamilton gerichtlich befragte, doch beschuldigte er noch immer Bothwel des mörderischen Vorhabens, ohne einige Beweise beizubringen, er verstand sich blos, nach dem damaligen Gebrauche, zu einem Zweikampf mit ihm, der die Sache entscheiden

 würde.

würde. Allein die Sache wurde in der Stille beigelegt und die Gefangenen auf freien Fuß geſezt, entweder weil die Sache ſchwer zu beweiſen war, oder weil die Königin aus gewiſſen Gründen für nöthig hielt, dieſe Verſchwörung, ſo wie die erſte, zu unterdrüken.

George von Guordon, Graf von Huntly, der das erſte und vornehmſte Triebrad des ganzen Komplotts war, ohne daß auf ihm der geringſte Verdacht fiel, ſuchte eine andere Gelegenheit auf, den Grafen von Murray aus dem Wege zu ſchaffen, da ihm ſein erſtes Projekt ſo ſchandlich mißlungen war. Er veranſtaltete nehmlich von gedungenen Leuten einen Aufruhr in der Stadt, wobei der Graf, wenn er aus ſeinem Pallaſt herauskommen würde, um den Aufrührern Ruhe zu gebiethen, ſehr leicht über den Haufen geſtoßen werden könnte. Allein auch dieſes Projekt wurde, ſo wie ein Drittes, wo man ihn in ſeinem eigenen Pallaſt überfiel,

fiel, vereitelt, und Huntly ſah ſich genöthigt, eine Weile Ruhe zu halten.

Indeſſen bezeugten die beiden Liebhaber der Königin alle mögliche Unterwürfigkeit, und glaubten auf die Art zu ihrem Zwek zu kommen, weil die andere ihnen fehlgeſchlagen war. Auch die Königin blieb bei ihrem einmal gefaßten Vorſaz, bezwang ihre eigene Neigung, gab keinem von beiden den geringſten Vorzug, um ihr eigen Anſehen zu behaupten, wodurch ſie ſich ſelbſt den größten Schaden that. Jemehr beide Nebenbuhler aus vielfach angeſtellter Erfahrung ſahen, daß ſie den Grafen von Murray nicht zu Grunde richten könnten, verſuchten ſie auf mancherlei Art, ihn auf ihre Seite zu ziehen, weil ſie durch ihn das Gleichgewicht zu erhalten glaubten. Auf die Art konnten dieſe beiden mächtigen Häuſer das Anſehen der Königin ſehr einſchränken, und hatten nicht weiter nöthig, durch Unterwürfigkeit um ihre Gunſt und Gnade ſich zu bewerben,

im Gegentheile veränderte sich die Szene sehr schnell, diese beiden Familien kamen so geschwind in die Höhe, und zu einer so grossen Macht, daß sie nicht weiter nöthig hatten der Königin Cour zu machen, sondern daß sie vielmehr gezwungen ward, dies zu thun; weil der Graf, als Protektor und Chef der Reformirten, bei seinem großen Kredit leicht Gelegenheit fand, die Kezzereien dieser Religion zu verbreiten, zum großen Schaden und Nachtheil der alten eingeführten Religion, die dadurch immer mehr herunter kam, und nicht weiter daran denken konnte, die Kezzer zu verjagen und völlig auszurotten.

Die Königin befand sich in einer verzweifelten Lage, sie mochte auch eine Wahl treffen, welche sie wollte; denn wenn sie dem Grafen abschlägige Antwort gab, erbitterte sie ihn nur noch mehr; wenn sie ihm ihre Hand gab, blieb sie eine Königin dem blossen Namen nach. Sie nahm daher ihre gewöhnliche Zuflucht zu ihren Oheimen, den Guisen,

und

und bat sich von ihnen einen Rath aus, was sie bei dieser kritischen Sache thun sollte.

Ihre Oheime schrieben ihr, sie müßte den Graf von Murray zu Grunde richten, um welchen Preis auch dies geschehen sollte. Das einzige Mittel dies zu bewerkstelligen, wäre, daß sie ein anderes mächtiges Haus ihm entgegen stellte; dazu mußte sie den Grafen von Huntly gebrauchen, der sich zu ihren Absichten gern verstehen würde, wenn sie ihm nur Hoffnung machte seinen Sohn zu heirathen; sein natürlicher Ehrgeiz mußte dabei das Meiste thun, und an einem unternehmenden Geiste fehle es ihm auch nicht, man müßte ihm nur in der Erwartung zu erhalten suchen, daß man jede Gelegenheit mit Freuden ergreifen würde, sein Haus und seine Familie recht in die Höhe zu bringen. Die Guisen gaben dem Grafen von Huntly bei dieser Gelegenheit einen Vorzug vor dem jungen Grafen von Arran, den sie doch zu denselben Absichten gebrauchen konnten. Sie

hatten

hatten aber gewiſſermaſſen auf den Leztern einen Groll geworfen, weil er bei ſeinem Aufenthalt am Pariſer Hofe einigen Antheil an der ambroſiuſiſchen Verſchwörung gehabt; eben deshalb wurden ihm alle Bedienungen genommen, die er in Frankreich hatte.

Zufolge dieſes wohlgemeinten Raths fing die Königin mit dem Grafen Huntly geheime Unterhandlungen an, die auf ihm in jezigen Angelegenheiten Bezug hatten; ſie ſtellte ihm nehmlich die Tirannei vor, worunter ſie, bei der angemaßten Vormundſchaft des Grafen von Murray, ſeufzen müßte; er hätte durch Liſt, durch Kunſtgriffe und vornehmlich durch ſeine Macht ſich ſelbſt zum Könige gemacht, und ſie ſelbſt führe nur den königlichen Titel, ſonſt wäre ſie ſeine Gefangne. Nachdem ſie ihm ihre traurige und bejammernswürdige Lage mit vieler Rührung geſchildert hatte, ſtellte ſie ihm vor, daß ſie keinen rechtſchaffenen und biedern Mann kenne, dem ſie ſich hierin ſicher anver-

anvertrauen könnte, und der ihr zugleich beförderlich wäre, sie von einem so beschwerlichen Joch zu befreien; zu ihm allein hätte sie das Vertrauen, daß er helfen könnte und helfen wollte. Darauf gab sie ihm verblümt zu verstehen, doch so, daß er es sehr gut merken konnte, daß sie nicht abgeneigt wäre, sich mit seinem Sohn zu vermählen, wenn er die Ausführung dieser ganzen wichtigen Sachen übernehmen wollte, und glüklich beendigen würde.

Mit dem größten Vergnügen und mit der lebhaftesten Freude nahm der Graf ein Anerbiethen an, daß ihm nicht erwünschter kommen konnte. Durch das Ansehen und die Macht der Königin konnte er nun alle die großen Ideen ausführen, die er längst realisiren wollte, und sein Ehrgeiz erreichte durch diese Auszeichnung den höchsten Gipfel, den er nur erreichen konnte. Er glaubte schon steif und fest, er sey der Vater des Königs; und da er den Grafen von Murray für das

einzige

einzige Hinderniß hielt, dies Ehe recht geschwind zu machen, so war er auf geschwinde Mittel bedacht, ihm sich so schnell als möglich vom Halse zu schaffen, denn er glaubte, so viele Augenblikke der Graf noch lebte, eben so viele würden seinem Sohne von der Regierung entzogen.

Er wußte es mehr als einmal aus der Erfahrung, daß die Ausführung seines Vorhabens nicht so leicht wäre, als er anfänglich geglaubt hatte. Edinburch war am wenigsten der Ort, wo er sein Projekt ungehindert und ähnlich ausführen konnte. Um desto eher seine Absicht zu erreichen, suchte er die Königin unter mancherlei Vorwand zu bereden, nach der mitternächtlichen Gegend ihres Königreichs eine Reise zu machen, weil er dort alle seine Länderein hatte und ihm alles beim ersten Winke zu Gebot stehen mußte. Hierdurch suchte er zweierlei Endzwekke zu erreichen. Einmal glaubte er dann mit leichterer Mühe den Grafen von Murray aus

aus dem Wege ſchaffen zu können, ohne daß er viel dabei wagte, oder daß auf ihn ein merklicher Verdacht fiel, und wenn ihm nun der Streich gelungen, könnte er gleichſam die Königin zwingen, ihr Wort zu halten, wenn ſie ſich von ſeinen eigenen Leuten umringt ſähe. In der ſichern Vorausſezzung, daß die Königin ſeinen Sohn liebe, ſtellte er ſich dann wieder vor, daß ſie ſich auf keine ſchikliche und ehrenvolle Art von dieſer Heirath losmachen könne, da ſie ſo zu ſagen einzig und allein an dieſer Mordthat ſchuld wäre, die ſie in ſchlechten Kredit ſezzen würde, ſo bald ſie bekannt würde.

Maria iſt bereit, dorthin zu reiſen, und nachdem einigermaſſen die Anſtalten dazu gemacht worden waren, trit ſie wirklich dieſe Reiſe an. Indeſſen Graf Huntly veranreißt, alles zu einer königlichen Aufnahme zu beſorgen, begleitet deſſen Gemahlin, eine ſehr kluge, erfahrne und einſichtsvolle Dame, die Königin auf ihrer Reiſe. Oft

berührt

berührt sie den Punkt der Heirath mit ihrem Sohne, um der Königin Gesinnungen hierüber zu erfahren; allein sie erhält jedesmal eine kalte, unbefriedigende Antwort, die so gut als gar keine ist, oder sie bringt Entschuldigungen über Entschuldigungen vor, damit der alten Gräfin nicht gedient war. Graf Huntly wünschte, daß je eher je lieber, und wenn es in dem nemlichen Augenblik wäre, der Ehecontrakt aufgesezt, und von der Königin zugleich unterzeichnet würde, damit sie nach dem Tode des Grafen Murray, sich nicht unter allerlei Verwand zurükziehen, oder die Erfüllung ihres Versprechens verzögern könnte, weil man eine so gefahrliche Sache, als diese, nicht so ganz aufs Gerathewohl übernähme, da er sich alle Kezzer auf den Hals ziehen würde.

Allein die Königin, der es noch nicht eingefallen war, den jungen Grafen Huntly zu heirathen, wich jeder bestimmten Erklärung meisterhaft aus. Graf Huntly erfuhr früh

früh genug von seiner Gemahlin, was zwischen ihr und der Königin vorgefallen sey, und sah aus dem allen, daß man durch Güte nichts erlangen könnte, sondern daß man Gewalt brauchen müßte. Um ihrer desto eher ohne viel Geräusch habhaft werden zu können, ladet der Graf, unter dem Deckmantel der Freundschaft, die Königin auf eins von seinen Lustschlößern, Namens Straborg, ein, das ausserordentlich fest war. Diese Einladung konnte der Königin um desto weniger auffallend seyn, da sie nach ihrer genommenen Reiseroute ohnedem vor diesem Schloß vorbei mußte. Um die Königin noch mehr zu seinen Absichten zu bestimmen, fügte er ausser andern Beweagründen noch den hinzu, daß die Lage des Orts zu seinen Absichten sehr bequem läge, den Grafen von Murray aus dem Wege zu schaffen.

Die Königin, welche diese Einladung, ohne die Höflichkeit zu beleidigen, nicht füglich ausschlagen konnte, und voraussah, daß man

man ſie zwingen würde, ſeinen Sohn zu heirathen, ſobald Graf von Murray über den Haufen geſtoßen wäre, grübelte ein Mittel aus, ſich aus dieſer mißlichen Lage herauszuwikkeln. George von Gordon, Graf von Huntly, ihr angeblicher Bräutigam, ſaß auf dem Schloß Sterling als Gefangener, wegen des vor ſeinem Vater zu Edinburgh erregten Tumults, wovon ich ſchon vorher geredet habe. Ob er gleich ſich von dieſem Verhaft durch den Weg des Rechts ſehr leicht hätte losmachen können, indem er mit der größten Wahrſcheinlichkeit darthun konnte, daß er nicht den geringſten Theil daran genommen hätte: ſo war er doch, da die Unterſuchung der Sache viel Zeit erforderte, und er ſeine Loslaſſung nicht füglich abwarten konnte, aus ſeinem Gefängniß entkommen, weil er die günſtigen Augenblike nicht vorbeiſtreichen laſſen wollte, der Königin bei ihrer Reiſe Geſellſchaft zu leiſten. Maria ſchrieb daher an ſeinen Vater, daß ſie ſich unmöglich entſchlieſſen könnte

einen

einen Verbrecher zu heirathen, so sehr sie auch selbst von seiner Unschuld überzeugt wäre, denn dadurch, daß er aus seinem Gefängniß entsprungen, wäre man genöthigt das Gegentheil zu glauben; wenn er daher noch ihr Gemahl werden wollte, müßte er sich unverzüglich auf das Schloß Sterling wieder als Gefangener stellen. Allein der Graf hutete sich wohl, hierzu seine Einwilligung zu geben.

Durch die Abwesenheit seines Sohnes ward jedes Verhaben vereitelt; überdies war der Graf von Marahe, Oheim des Grafen von Murray, Gouverneur des Schloßes Sterling; er hatte ihm auf die Art ein sicheres Unterpfand selbst in die Hände zu liefern, wodurch es ihm unmöglich gemacht wurde, etwas gegen das Leben des Grafen von Murray, seines Neveus zu unternehmen. Aus diesen sehr triftigen Gründen schlug er der Königin ihr Gesuch ab; und die Königin, die dies, wie man leicht denken kann, übel

nahm, hatte nun einen Vorwand, die Einladung des Grafen nicht anzunehmen, und einen andern Weg zu wählen, ob ſie gleich ſchon ziemlich nah am Schloß war.

Der Graf nahm dies ſehr übel auf, und die Königin ſezte ihre Reiſe fort. Unterweges kam ſie an eine kleine Stadt, wovon der Graf Gouverneur war, ſo wie er über das daſelbſt befindliche Schloß die Aufſicht hatte. Die Garniſon dieſes Schloßes, oder dieſes feſten Kaſtells, hatte bereits erfahren, was zwiſchen der Königin und dem Grafen vorgefallen war, und wollte ihr aus dieſem Grunde die Thore nicht öffnen. Sie mußte daher die Nacht über in dem nächſtgelegenen Städtchen, das keine Mauern hatte, zubringen. Zugleich meldete man ihr, daß der junge Graf, den ſie angeblich heirathen wollte, an der Spize von tauſend Reitern und einer großen Menge Fußvolke ſich zeige, um ſeine Braut mit Gewalt zu holen. In dieſer äußerſten Noth faßte ſie einen ſchnellen Entſchluß,

ſchluß, ſie befahl ihrer Leibwache, alle Zugänge des Schloßes zu beſezzen, und zugleich wurden auf dem nahegelegenen Fluße Fahrzeuge in Bereitſchaft gehalten, die ihre Flucht erleichtern müßten, wenn man ſie zu der Nothwendigkeit brächte, ſich derſelben zu bedienen. Indeſſen ließen ſich verſchiedene von der leichten Reiterei des jungen Guordon ſehen, ſie kamen ſogar bis an die erſten Häuſer der Burg; man ließ ſie immer weiter vorrükken, bis ſie endlich ſo weit kamen, daß man ſie ohne Gefahr umringen und gefangen nehmen konnte.

Als die Königin auf die Art die Nacht in ziemlicher Unruhe zugebracht hatte, erfuhr ſie gleich des Morgens früh, daß ſehr viele Soldaten ihren jungen Anführer Gourden, Grafen von Huntly, verlaſſen hätten, ſo bald ſie gehört, daß ſie gegen ihre Königin ſtreiten ſollten. Auſſerdem vereinigten ſich eine groſſe Menge Menſchen von allen Klaſſen und Ständen, aus allen den Gegenden

den da herum, und eilten ihrer Königin zu Hülfe, die sie in Lebensgefahr zu seyn glaubten. Von so vielen treuen Unterthanen unterstüzt, die Blut und Leben für sie aufzuopfern bereit waren, konnte sie es wagen, die Stadt und das Schloß mit Sturm zu erobern, das ihr den Eingang versagt hatte. Diese Eroberung eines kleinen Kastells war mit wenigen Schwürigkeiten verbunden. Die Anführer der Rebellen wurden bestraft, den übrigen aber das Leben geschenkt. Hierauf schikte sie die meisten von ihren Errettern wieder zurük, vornehmlich diejenigen, welche ziemlich entlegen, und doch jezt zu Hülfe herbeigeeilt waren; von den übrigen begleitet, kam sie nach vier Tagen in Aberdon an.

Der Stolz und Übermuth der Gowdons konnte nach solchen offenbaren Gewaltthätigkeiten Jedermann einleuchten und die Königin sah sich gewissermassen gezwungen, sie dafür zu bestrafen; eben deshalb mußte sie mit einemmale ihre Maximen

schnell

ſchnell ändern, und es blieb ihr kein Mittel übrig, als ſich abermals dem Grafen von Murray anzuvertrauen. Sie ließ es an Liebkoſungen und Schmeicheleien nicht fehlen, und geſtand ihm, daß ſie von ihm allein Hülfe und Errettung erwarte. Graf Murray war hocherfreut, daß ſich ihm ganz unerwartet eine Gelegenheit darbot, eins der vornehmſten Häuſer im Königreiche zu Grunde zu richten, welches noch die einzige Stüzze der katholiſchen Religion war; er gab daher ſogleich die nöthigen Befehle zur Anwerbung einer Armee.

Graf Gordon, der ſich an einen unzugänglichen Ort poſtirt hatte, erwartete indeſſen ruhig den Ausgang des Unternehmens ſeines Sohnes; da er nun ſah, daß es wohl fehlgeſchlagen ſeyn müßte, hielt er es für nothwendig, daß unter ſolchen Umſtänden keiner zu ſchonen wäre, weil man nun einmal die Sache aufs Aeußerſte treiben müßte; es wäre nothwendig, um welchen Preiß auch dies geſchehen möchte, ſich der Königin zu

bemächtigen und den Grafen Murray zu Grunde zu richten. Er bildete ſich ein, ſo gewaltſame Mittel auch darzu gebraucht werden müßten, würde es doch, im Ganzen genommen, der Königin Vergnügen machen, welche ſich weit lieber in den Armen eines wohlgebildeten und geiſtvollen Gemahls ſehen würde, von dem das Gerücht ſagt, daß ſie ihn gerade nicht haße; als in den Armen eines Tirannen, der ihr Feind und ein Feind der Altäre war; welches immer der Fall ſeyn müßte, ſo lange Graf Murray noch wirken könnte. Er war auch gedrungen, die Waffen zu ergreifen, weil ſehr viele von ſeinen Anhängern ſich, wie es hieß, aus Liebe und Zuneigung, in das Gefolge der Maria begeben hatten. Unter andern gebrauchte er Georg von Gordon, Grafen von Sutherland, der aus ſeiner eigenen Familie war, nicht nur blos zum Spion, der ihm von Zeit zu Zeit alle Geheimniſſe der Königin berichten mußte; ſondern hatte ſich auch erboten, den Grafen Murray mit eige-

ner

ner Hand zu ermorden. Hierauf gestüzt, faßte er den Entschluß Aberdone, wo sich die Königin befand, zu belagern; er glaubte, daß der Ort sich sehr bald ergeben müßte, weil sie einen Theil ihrer Truppen zurükgeschikt, wie ich dies vorher erzählt habe. Allein sein ganzer Plan ward entdekt, indem man einen Brief auffieng, der an den Grafen von Sutherland gerichtet war. Seine Freunde, und unter andern der Graf von Sutherland, der schnell den Hof verlaßen hatte, gaben ihm den Rath, sich in die nahgelegenen Gebirge zurükzuziehen, und von da aus Friedensunterhandlungen anzufangen. Es konnte seyn, daß er sich auf die große Anzahl seiner Truppen verließ, oder daß er sich vorstellte, daß die meisten Feinde auf seine Seite übergehen würden, sobald es zu einem Gefecht kommen sollte; kurz er blieb gegen die Warnung aller, fest auf seinem Sinn bestehen, und wollte sich ganz auf das Glük der Waffen verlassen. Die Schlacht nahm ihren Anfang; von beiden

den Seiten ſtritt man mit gleichem Muth und gleicher Tapferkeit, und es blieb lang unentſchieden auf welche Seite der Sieg fallen würde. Allein die Verräther, die der Graf Murray unter der Armee hatte, und welche die Abſicht hatten, ihn ins Unglük hinein zu ſtürzen, trugen wider ihren Willen nicht wenig zu ſeinem Siege bei; denn der Graf, der ſie recht gut kannte, hatte von ihnen ein eigenes Batallion errichtet, mit dem ausdrüklichen Befehl, daß die andern ſie nicht aufnehmen möchten, im Fall ſie Unordnungen anrichten wollten; die Ohnmacht, worinnen ſie ſich befanden, etwas anzurichten, trieb ſie an, Wunderdinge zu verrichten. Sie gaben die erſte Gelegenheit zum Siege, und Graf Huntly, der am wenigſten vermuthete, daß dieſe ihm auf den Hals kommen würden, ſah ſich genöthigt, ſich zurükzuziehen. Zwei und zwanzig von ſeinen Leuten blieben auf dem Plaz und zwei hundert wurden zu Gefangenen gemacht; er ſelbſt gerieth mit ſeinen beiden Söhnen in die feindliche Gefangenſchaft. Er war ein außerordent-

ordentlich großer Mann, um ihn her verſammelte ſich eine unbeſchreibliche Menge Menſchen, jeder wollte Antheil an der Ehre ſeiner Gefangennehmung haben, und ſo kam es, daß er in den Händen derer, die ihn hielten, erdrükt ward. Seine beiden Söhne, Johann, der angebliche Gemahl der Königin und Adam, wurden nach Aberdon im Triumph eingebracht, wo ſich die Königin noch aufhielt.

Die Nachricht von dieſem Siege machte ihr eben keine große Freude, ſo vergnügt ſie ſich auch anſtellte, indem man es ihr leicht anmerken konnte, daß ſie üble Folgen ahndete. Graf Murray bemerkte es, und würde es gern auf die Rechnung der Liebe geſchoben haben, wenn er nicht das Gegentheil gewiß gewußt hätte. Allein ſein eigener Vortheil erforderte es, ſich davon zu überzeugen, um den Grafen d' Arran, ihren Liebhaber, gegen ſie aufzubringen, und auf die Art eine zweite Verbindung zu Stande

zu bringen, um ſich von ſeiner Tirannei zu befreien; er nöthigte zu dem Ende die Königin ans Fenſter zu treten, als der junge Graf Gordon gebunden und als ein Verbrecher in Feſſeln gelegt, vorbei geführet wurde. Dieſer Anblik that ganz die Wirkung, die er ſich davon verſprach. Eine ſo große Glüksveränderung, die ſchönſte Mannsperſon in Scotland in Feßeln zu ſehen, und die unglükliche Lage desjenigen, der ſeine Augen auf ſie geworfen hatte, preßten ihr Thränen aus. Sie glaubte, ſie könne Mitleiden blikken laßen, ohne ihrer hohen Würde etwas zu vergeben, ihre Vernunft machte ihr keine Vorwürfe wegen ihrer Betrübnis, und ſie überlies ſich derſelben völlig. Auf die Art hatte Murrays Plan gerade den Erfolg, den er ſich davon verſprach. Graf d' Arran gerieth darüber ganz in Wuth, er hielt den jungen Graf Gordon für einen begünſtigten Nebenbuhler, das will ſo viel ſagen: für ſeinen gröſten Feind, war daher blos auf Mittel bedacht, ihn zu Grunde zu rich-

richten und ſich zugleich an der Königin zu rächen.

Ob er gleich unter des Murray Armee geſtritten hatte, war dies doch mehr aus Politik, oder aus Zwang, als aus Haß geſchehen, ſo daß es wahrſcheinlich war, daß er ſich würde Mühe gegeben haben, für den jungen Gordon Gnade auszuwirken; aber das bezeugte Mitleiden der Königin war in ſeinen Augen ein neues Verbrechen; er mußte ſein Blut fließen ſehen, um es abzubüßen. Er vereinigte ſich zu dem Ende mit Murray, und alle beide waren einverſtanden, daß der arme Graf ſeinen Kopf verlieren müßte. Er ward den Händen der Gerechtigkeit übergeben, das Urtheil über ihn geſprochen, und zum Tode verdammt; ſein Todesurtheil ward der Königin vorgelegt, welche es unterzeichnete.

Da ſie ſich zu ſolchen Auftritten ſchon längſt vorbereitet hatte, ließ ſie ſich ihre tiefe Betrübnis äußerlich eben nicht merken, vielmehr

mehr erzwang ſie eine verdrüßliche und zornige Miene, ein Aeußeres, das ſie gerade in dieſem Falle für nothwendig hielt, um gewiſſe Eindrukke wieder auszulöſchen, die ihre erſten Thränen verurſacht hatten. Sie unterzeichnete das Todesurtheil des Grafen, als eines ihrer größten Feinde, und ihre Standhaftigkeit würde man ſehr leicht für Grauſamkeit haben halten können, wenn man nicht glauben müßte, daß alles aus Zwang geſchahe. Indeſſen, weil einmal Liebende leicht zu betrügen ſind, glaubte Graf d'Arran ſicher, daß ihn Graf Murray hintergangen habe, und daß die Königin Gordon eben nicht ſonderlich ſchäzte: allein dies war blos Erdichtung vom Grafen, um an ſeinem Untergange zu arbeiten, welches Vorhaben ihr zu reuen anfieng; wenn der eine nicht die Wahrheit ſagte, ſo dachte ſie ſich der andere nicht. Denn allerdings liebte die Königin den jungen Gordon nicht auf eine Art, daß man dieſe hätte Liebe nennen können: man kann allerdings geſtehen, ohne ihrer Tugend nahe zu treten,

daß

daß ſie zwiſchen der Gleichgültigkeit und der Leidenſchaft ein gewiſſes Mittel traf, welches man in allen Ehren für Neigung oder Schäzzung der Verdienſte halten konnte. Indeſſen war dies ſchon hinreichend, um die Wirkung hervorzubringen, welche Graf Murray davon erwartete, nemlich den Grafen d' Arran zu überreden, daß die Königin in Gordon verliebt wäre; um ihrer ganzen Verſtellung einen tödtlichen Schlag beizubringen und ſie zu nöthigen mit Gewalt hervorzutreten, ſo zurükhaltend ſie auch ſonſt geweſen war Er ſtellte ihr vor, daß ſie bei der Exekution zugegen ſeyn müſſe, um dem Pöbel den Irthum zu benehmen, worin er ſtand, daß Graf Gordon ſie mit ihrer Einwilligung habe entführen wollen, wie das Gerücht ſich allgemein verbreitet hatte. Daß ihr eigenes Intereſſe und ſelbſt ihre Ehre es erfordere, daß man dies nicht weiter glaube, und daß das einzige Mittel, dies Gerücht für falſch zu erklären, wäre, daß ſie der Exekution beiwohne, um dadurch zu bezeugen,

daß

daß ſie das Urtheil genehmige. Graf d'Arran, deſſen Eiferſucht etwas ſuchte, was nur ſo ſchwer zu finden war, vereinigte ſich noch einmal mit Murray, um zu erfahren, ob nicht noch ein lezter Beweis der Sache zu finden ſey, die er ſich einmal in den Kopf geſezt hatte. Die Königin konnte ſich unter dieſen Umſtänden nicht ſehr weigern, wenn ſie nicht noch mehr Verdacht erregen wollte, ſo wie der Plan des Einen und die Vermuthung des Andern ſie behutſam und vorſichtig zu Werke gehen ließ, und auf die Art willigte ſie mit einem ſcheinbaren muntern Weſen in das, was ſie, ohne in die größte Verlegenheit zu kommen, nicht gut abſchlagen konnte. Nach tauſend Gebeten, oder vielmehr nach tauſend feſten Entſchließungen, ſtandhaft und gefaßt zu ſeyn, nachdem ſie ſich feſt vorgenommen, ihre Neigung zu bezwingen, ließ ſie ſich an ein Fenſter bringen, der Blutbühne gerade gegenüber. Gordon kömmt in dem ganzen Aufzug eines Menſchen, den man eben hinrichten will; was

helfen

helfen der Königin alle ihre Entschließungen? eine Menge von außerordentlichen und nicht vorhergesehenen Umständen vereinigen sich, alle ihre Vorsäzze umzustoßen. Schon hatte Gordon seine matten Augen nach ihr hingeworfen, seine Blikke sagten ihr, daß ihre Gegenwart ihm einen Tod süsse mache, den er aus gar zu großer Liebe für sie litte, und nun fiel er auf die Knie nieder, mit dem Gesichte nach der Seite hingewendet, wo sie stand. Das war ein zu harter, zu unerwarteter Schlag für sie, schon schwamm sie ganz in Thränen, welches dem Grafen Murray eine so große Freude verursachte, daß es ihm nicht möglich gewesen wäre, für einige Thränen sich ein ganzes Volk zu erkaufen, welches sich nicht enthalten konnte Theil an dieser rührenden Szene zu nehmen, entweder aus Mitleiden über die Königin, oder über das Unglük des schönsten Mannes seines Zeitalters.

Aber ein anderer schreklicher Auftritt ereignete sich, als der Scharfrichter ihn enthaupten

haupten wollte. War es Zufall, oder war es vom Grafen von Murray mit Fleiß verabredet, kurz der Scharfrichter that einigemal Fehlhiebe, ehe er den Kopf vom Rumpfe trennte. In diesem Augenblicke verlies die Königin, die so etwas gar nicht vermuthete, ihre Standhaftigkeit, sie sank in Ohnmacht, und authorisirte dadurch gleichsam alle Verläumdungen ihrer Feinde, die nun die so lange geheimgehaltene Liebschaft der Königin mit dem Grafen von Gordon öffentlich bekannt machten. Des Grafen d'Arran Betrübnis war eben so heftig, ob sie gleich nicht aus der nemlichen Quelle entstanden war. Allein da seine Vorwürfe ihm im Grunde nicht viel helfen konnten, unterdrükte er sie lieber ganz, und suchte vielmehr die Königin aufzuheitern und dies traurige Andenken ihr aus dem Sinne zu schlagen. Dem allerjüngsten schenkte sie Gnade. Für George, den Aeltesten von allen, der sich mit der Tochter des Grafen Hamilton vermählt, und sich im Anfange des Streits gerettet hatte, bemühte

mühte ſich ſein Schwiegervater vergebens ihm Gnade auszuwirken. Er konnte es nicht hindern, daß man ihn auf die Citadelle Dombar brachte, wo er zum ewigen Gefängnis verdammet ward, nachdem er des Verbrechens der beleidigten Majeſtät war überführt worden. Indeſſen war Bothwell, der auf die Anklage des Grafen d' Arran gefänglich eingezogen ward, aus ſeinem Verhaft entwiſcht, und man hatte ſein Vermögen confiscirt, weil er ſich geweigert, ſich wieder zu ſtellen und zu verantworten.

Indeſſen war die Königin, die nach Edinburgh zurükgekehrt war, nicht ſo ganz ruhig, ob ſie gleich bereits feierlich getrönet und als Königin von Scotland ausgerufen war; denn man kann mit vollem Rechte behaupten, daß ihre Macht noch nie ſo eingeſchränkt war, als gerade damals. Murray herrſchte unumſchränkt, ſeitdem die Hamiltons, die ihm noch allein wegen ihres hohen Ranges, als Prinzen vom Geblüt, die Spize bieten konnten,

nach

nach dem Unglük der Gordens so herunterge-kommen waren, daß sie nicht einmal dem Aeltesten den kleinen Dienst erweisen konnten, für ihn Gnade auszuwirken. Ob gleich die Königin dies wußte, und auch wahrschein-lich manchen Widerstand that, konnte sie doch nicht jedesmal alles so machen, wie sie wünschte, weil sie durch Murray zu sehr ein-geschränkt ward. Denn weil gerade die Fak-tion der Kezzer, durch Elisabeth, Königin von England, angestiftet, ihn zu dem grossen Ansehen erhoben hatte, glaubte er nicht besser seinen Dank beweisen zu können, als wenn er die katholische Religion verfolgte.

Schon längst waren durch einen Staats-befehl alle Religionsübungen der Katholiken untersagt, weil aber doch noch sehr viele Herrschaften und eine große Menge aus dem Bürger- und Bauerstande, sich zu dieser Re-ligion bekannten, wurden noch an sehr vie-len Orten Messen gelesen. Murray ließ ein Edikt bekannt machen, worin unter

großer

großer Strafe verbothen ward, Meſſe zu leſen. Der Erzbiſchof von St. Andrews, der des Befehls ungeachtet fortfuhr, das heilige Amt zu verrichten, ward gefänglich eingezogen und die andern Prieſter wurden nach Verhältnis beſtraft. Alles dies erregte bei der Königin große Bedenklichkeiten, indem ſie vorher ſah, daß ihr Untergang auf die Umſtürzung der Altäre folgen müßte, und ſie ſah kein ander Mittel, dies Unglük zu verhüten, als wenn ſie ſich mit einem mächtigen Fürſten vermählte, deſſen Bündniſſe und Macht, ſie von den Kabalen derer befreite, die ihr Intereſſe dabei fanden, die Unruhen ihres Königreichs zu unterhalten und ihr Anſehen zu ſchwächen. Es iſt wahr, ſeit dem Tode ihres Gemahls, Franz des Zweiten, bewarben ſich beinahe alle Kronerben der Chriſtenheit um ihre Hand, und doch antwortete ſie, nach dem Beiſpiel ihrer Nachbarin, jedem Bewerben kalt und zweideutig. Sie bildete ſich gerade, wie Eliſabeth, ein, daß das einzige Mittel, ſich als Königin zu erhalten

halten, wäre, ſich ohne Gemahl in ihrer Würde erhalten zu können. Allein die Erfahrung lehrte ſie, daß die Religion, wozu ſie ſich bekennte, dieſe Maxime in einem Erbreich ganz veränderde, und ſie fieng nun wirklich an die Heirathsvorſchläge in nähere Uiberlegung zu ziehen, die man ihr von allen Orten her machte.

Die Wahl war allerdings nicht ſo leicht, und es war ſchwer, zugleich das Intereſſe Frankreichs, das ſie nicht übergehen durfte, Englands, mit dem ſie ſchlechterdings nicht brechen konnte, und ihrer eignen Unterthanen zu erhalten, wodurch ihr mit einemmale alle Freiheit genommen war, nach Neigung, eder nach politiſchen Abſichten ſich einen Gemahl zu nehmen. Unter andern Bewerbern wünſchte vornehmlich Philipp der II., König von Spanien, ſehnlichſt, daß zwiſchen Marien und ſeinem Infanten, Dom Carlos, eine Vermählung zu Stande kommen möchte. Weil gerade durch dergleichen Verbindungen

und

und Erbschaften das Haus Oesterreich zu dem Glanz und Grösse gelangt ist, wodurch es noch jezt sich von so vielen andern auszeichnet, wünschte Philipp nach dieser Maxime, daß dies Geschäft recht bald zu Stande kommen möchte, wodurch seine Familie einen Zuwachs an Titeln erhielt, nemlich eines Königs von Frankreich, von England, von Scotland und Irrland, die er zum Theil bei Lebzeiten seiner ersten Gemahlin Maria, Königin von England, bekommen hatte. Eben dies bewog ihn nach dem Absterben derselben, der Kronerbin Elisabeth, Heirathsvorschläge zu thun, ob sie gleich eine Kezzerin war, allein sie ließ sich damit nicht ein. Der erste Vorschlag war deswegen sehr vortheilhaft, weil Philipp seinem Sohne bei der Vermählung die Niederlande mit gab, welches der Elisabeth die Hände gebunden und sie verhindert hatte, weitere Unruhen in Scotland vorzunehmen. Ueberdem wünschte der Kardinal von Lothringen, den Maria bei allen ihren Unternehmungen um Rath fragte, nichts so

ſchnlich als dieſe Verbindung. Er ſah voraus, daß wenn der Erbe ſo vieler Kronen ſich mit ſeiner Nichte vermählte, dies ſeinem eigenen Hauſe einen neuen Glanz verſchaffen würde. Das Geſchäft war bereits auf dem Punkt, daß es ſollte abgeſchloßen werden. Allein dieſe beiden erlauchten Häuſer, anſtatt daß ſie einen ſo großen Staatskörper mit einander vereinigten, der ſeit dem römiſchen Reiche noch nicht geweſen war, bewieſen im Gegentheil durch ihr eigenes Beiſpiel, wie unbeſtändig die menſchliche Gröſſe ſeyn kann, erregten in ihrem Jahrhundert Mitleiden, nachdem ſie vorher Neid erwecket hatten.

Da es mit Frankreichs Intereſſe unmöglich ſtimmte, daß ſich Spanien noch mehr vergröſerte, that Catharina von Medicis, um dieſe Verbindung rückgängig zu machen, der Maria den Vorſchlag, ſich mit dem Erzherzog Karl, dem Bruder des Kaiſers Maximilian, zu vermählen. Sie ſtellte ihr vor, daß dieſe Parthie für ſie weit vortheilhafter

haſter wäre, als die erſtere, weil der Erzherzog in Scotland bleiben und ihr bei der Regierung beiſtehen würde, dagegen wenn ſie Dom Carlos heirathete, würde er ſie bald allein laßen, und ſich um die Unruhen ihres Reichs nicht weiter bekümmern, nach dem Beiſpiel ſeines Vaters, der nach ſeiner Vermählung mit Maria weiter keinen Fuß nach England geſetzt hatte. Der Spanier bekam davon Wind und wollte an Frankreich Vergeltungsrecht ausüben. Man ſtand noch in Unterhandlungen, wegen der Vermählung der Infantin Eliſabeth, Maximilians Tochter, mit dem Könige Karl dem Neunten. Philipp ließ, um die Unterhandlungen abzubrechen, das Gerücht ſich verbreiten, daß die ganze Sache blos eine ausgedachte Karte ſey, weil Karl die Königin von Scotland zur Gemahlin haben wollte, und bereits in Rom beim Pabſt um Dispenſation angehalten habe. Und weil dieſe Betrügerei unmöglich lange unentdeckt bleiben konnte, ſondern blos darauf angelegt war, die Unterhandlung in die

Länge

Länge zu ſpielen, und Frankreich zu hindern, ſich mit dem Kaiſer zu verbinden, ließ Philipp Maximilian melden, daß er eine von ſeinen Prinzeßinen für ſeinen Sohn haben möchte. Da er ihm ſchon lange einmal verſprochen hatte, ſich eine zu wählen, glaubte er, daß dadurch die franzöſiſchen Unterhandlungen mit einmal unterbrochen werden könnten, wenn ſeine Wahl auf die älteſte fallen ſollte, die bereits dem Könige von Frankreich verſprochen war; auch dieſe Liſt hatte eben ſo wenig, als die erſte, den Erfolg, den man ſich davon verſprach.

Da es dem Intereſſe Frankreichs entgegen war, wenn Maria ſich mit Dom Carlos vermählte, war es eben ſo ſehr dem Intereſſe Englands zuwider, wenn ſie einen Prinzen aus dem Hauſe Oeſtreich nahm, weil alle dieſes Namens geſchworne Feinde einer Religion waren, wodurch Eliſabeth die Krone erlangt hatte.

Bei der erſten Nachricht, die Eliſabeth von dieſem beiden Heirathsvorſchlägen bekam, ließ

ließ ſie der Königin von Scotland durch ihren Geſandten ſagen, daß ſie keine Rechnung auf die Erbfolge ihres Königsreichs zu machen hätte, wenn ſie einen von dieſen Prinzen heirathen würde. Die Hofnung zu dieſer Krone, deren muthmaßliche Erbin ſie ward, war ihr äuſerſt ſchmeichelhaft; ſie war aber auch ſo zu ſagen das Gängelband, woran Eliſabeth ſie lenken und führen, und ganz nach ihren Abſichten umſtimmen konnte. Dadurch brach ſie nun wohl nicht mit einemmal mit ihren Bewerbern, allein die Unterhandlungen nahmen einen ſchläfrigen Fortgang; wodurch die Liebe, oder vielmehr das Glük Zeit gewann, dieſe Sache der Chriſtenheit auf eine ganz unerwartete Art zu lenken, durch eine Begebenheit, welche ganz Europa in Erſtaunen ſezte und alle Beſorgniſſe Frankreichs und Englands verſcheuchte.

So lange die Königin beſchäftigt war, ſich einen Gemahl zu wählen, der ſie ganz von der Tirannei des Grafen Murray befreien möch-

möchte, dachte ſie ebenfalls auf Mittel, ſchon jezt etwas freier handeln zu können, zu dem Ende verſtattete ſie den Hamiltons mehrern Zutritt, und lies gerade durch dies ganz veränderte Betragen dem Grafen d'Arran das, glauben, wovon man einen Liebhaber, der ſo viel Vergnügen findet, ſich ſelbſt zu täuſchen, nur zu leicht überreden kann, daß ſie wohl dereinſt ſeine Wünſche erfüllen und ſich mit ihm vermählen könnte. Ihre Abſicht war ihn gewiſſermaßen aus dem Schlaf zu erwekken, worin er ſich ſeit dem Unglük der Gordons befand, ihn auf die Art auf den Grafen Murray eiferſüchtig zu machen, und die Eintracht dieſer beiden Häuſer zu trennen, welche ihrem Anſehen ſo nachtheilig war. Die Sache nimmt weislich den guten Fortgang, den ſie erwartete. Graf d'Arran ſteigt mit ſeinen Gedanken bis in die Wolken, und dünkt ſich bereits Gemahl der Königin zu ſeyn. Seine, entweder durch Unwillen, oder durch Verzweiflung beinah erloſchne Liebe, bekommt neue Kraft und wird ſtärker als jemals, aber

auch

auch zu gleicher Zeit die Unruhe des Murray, welcher alle ſeine Projekte ſcheitern ſah, ſo bald dieſe Vermählung zu Stande kam.

Da ſein eigenes Intereſſe es erforderte, daß Maria immer unverheirathet blieb, gab er gleich der Königin von den Vorſchlägen Nachricht, die ihm von Seiten des Infanten Dom Carlos und des Erzherzogs Karl waren gemacht worden, damit ſie ſie gleich in der Geburt erſtikken möchte, welches ſie auch wirklich that. Indeſſen hätte er ſeinen Schweſtern gern einen von den Prinzen zum Gemahl gegeben, welche Unkunde der Geſezze und Landesgebrauch nöthigte, von ihm abzuhängen, wenn er nicht der Sohn eines Mannes wäre, der ſich öffentlich als ſeinen Feind angekündigt hätte. Um ienem Streiche auszuweichen, der in den Augen derer, welche helle ſahen, im Grunde gar nicht exiſtirte, ſondern den blos die Eiferſucht und die Furcht vor dem Verluſt der Regierung glaublich machte, hielt er für das leichteſte und beſte Mittel, den Matthias Stewart, Grafen von

Lennox,

Lenner, von England zurükzuruſen, der ſeit zwei und zwanzig Jahren durch die Hamiltons aus Scotland verbannt war, deren Haus mit dem erſtern immer in Feindſchaft gelebt, ſo daß der nicht zweifeln durfte, daß er ihm ein ſchrecklicher Dorn im Auge ſeyn würde.

Graf von Lenner war nicht blos ein Prinz von Geblüt, wie die andern, ſondern es glaubten ſogar einige, daß er in Anſehung der Kronfolge einen Vorzug verdiene, weil dem Grafen Hamilton ſeine Geburt ſtreitig gemacht wurde, indem deſſen Vater noch bei Lebzeiten ſeiner erſten Gemahlin, ohne Diſpenſation eine zweite, die Tante des Kardinals von Beatoun, heirathete. Es war auch noch ein anderer Grund vorhanden, weshalb ſie gewiß ſeine Zurükkunft fürchteten. Nach ſeiner Verbannung aus Scotland, hatte er ſich nach Frankreich begeben, wo er geraume Zeit ſehr gut behandelt wurde, und zulezt in ſein Vaterland zurükgeſchikt, mit gewiſſen Aufträgen von denen, welche damals die Regierung beider Königreiche in Händen hatten, und deren Intereſſe

esse dabei im Spiele war. Aber entweder durch Veränderungen der Hamiltons, oder weil die Sache wirklich gegründet war. Frankreich schöpfte einmal Verdacht, und stand in der Meinung, daß er von Heinrich dem VIII., König von England, eine Besoldung erhielt, wodurch er genöthiget ward, sich zu diesem Prinzen zu begeben, der ihn mit Freuden aufnahm und bei dem er es sehr gut hatte; denn er wies ihm nicht blos gewisse Domainengüter zu seinem Unterhalte an, weil alle seine Güter in Scotland confiscirt waren, sondern er vermählte ihn auch mit Margaretha Douglas, seiner Schwester Tochter, die ihm Heinrich d'Arlay, den schönsten Prinzen seiner Zeit, gebar. Auf diese Art musten sich zwei Dinge vereinigen, welche den Absichten der Hamiltons geradezu entgegen waren. Zuerst, daß sein Aeußeres und seine blendenden Eigenschaften ganz dazu gemacht zu seyn schienen, Liebe einzuflößen, in welchem Stücke er dem Grafen d'Arran weit übertraf, und es hatte ganz das Ansehen, daß er nicht lange den bloßen

Karak-

Karakter eines Liebhabers behalten würde, wozu Murray ihm alle mögliche Hülfleistung versprach, so sehr sich auch der Graf weigerte, seinem Plane beizustimmen. Und dann, wenn selbst die Liebe sie nicht dazu gestimmt hätte, so muste die Politik sie dahin bringen, ihm den Vorzug vor dem Grafen d'Arran zu geben, weil es nun einmal bei Maria eine Schwachheit war, wie ich schon vorher gesagt habe, daß sie sich auf die Krone Englands Hofnung machte, und eben dadurch konnte sie sich dieselbe doppelt versichern, wenn sie sich mit dem vermählte, der nach ihr der nächste Erbe war, und der gewissermaßen noch mehr Recht zur Nachfolge hatte als sie, weil nach den Reichsgesezzen keiner König von England werden kann, der nicht in diesem Lande geboren ist. Er war aber in England geboren und erzogen worden.

Graf Murray wünschte, daß alle diese Beweggründe die Königin dahin bringen möchten, mit dem Grafen d' Arran zu brechen, nachdem er sich Hofnung machte diesen

ſen zweiten Heirathsvorſchlag, ſo wie die andern, rükgängig zu machen, durch irgend einen neuen Kunſtgrif, den er ſich ausſinnen oder den Eliſabeth in Vorſchlag bringen würde. Um daher ſein Vorhaben auszuführen, bat er die Königin von England, nach deren Willen er ſich ganz richtete, ſo bald es darauf ankam, in Scotland Unruhen anzufangen, oder die katholiſche Religion zu verfolgen, dem Grafen von Lennox einen dreimonatlichen Urlaub zu geben, um in Scotland ſeine Wiederaufnahme zu ſuchen. Nach erhaltener Erlaubniß, reißte er mit ſeinem Sohne dahin, ließ ſich den Ständen vorſtellen, und bat um Wiedereinſezzung in alle ſeine Güter und Ehrenſtellen. Da die Sache einmal ſo weit war, konnte die Hamiltonſche Parthei ſie nicht verhindern; ſeine Bitte wurde ihm augenbliklich gewährt und er wurde wieder in Scotland aufgenommen. Indeſſen machte ſein Sohn, Graf d' Arlay, binnen drei Monaten unglaubliche Fortſchritte in ſeinem Liebesverſtändniß. Er verliebte ſich

wirk-

wirklich in die Königin — und wer hätte sich nicht in sie verlieben sollen — und ward dadurch Nebenbuhler des Grafen d' Arran, und er war auch so glüklich oder unglüklich, daß die Königin seine Liebe erwiederte, auf eine so auffallende Art, daß sich schon Graf Murray schmeichelte, daß er in der Folge doch wohl immer Herr bleiben möchte, so viele Hindernisse sich ihm auch entgegen stellen könnten. Es hatte anfangs auch nicht den geringsten Anschein, daß die Königin für den Grafen d' Arlay sehr eingenommen werden würde, oder vielmehr man hatte sich so allgemein das blos eingebildete Liebesverständniß des Grafen d' Arlay in den Kopf gesezt, daß sogar Elisabeth ihr den Ersteren empfahl, nach der Maxime dieser beiden Damen, daß sie so gern einander ihre Plane und Absichten zu zerstören wünschten. Elisabeth ließ Marien die Versicherung geben, daß sie auf die Thronfolge der Krone England rechnen könnte, wenn sie sich mit dem Grafen d' Arlay vermählte. Maria billigte Elisabeths Vorschlag, mit der

sie

ſie nun einmal aus Politik und Noth in einem guten Verſtändniß bleiben mußte, und ſie durfte, wenn ſie ſich einmal vermählen wollte, an keinen andern denken, weil ſie bei einer andern Wahl, in jedem Fall ihre Feindin ward. Aber weil es nach der Politik weit leichter iſt, ein Liebesverſtändniß anzufangen, als mit einemmale abzubrechen, hielt es Maria für erlaubt, ſich in einen ſchönen Prinzen zu verlieben und dabei den Gedanken zu nähren, daß er dereinſt ihr Gemahl werden könnte, da es jezt nicht mehr in dem Vermögen des einen oder des andern ſtand, die Wirkungen einer Leidenſchaft zu hindern, die ſchon zu weit um ſich geriſſen hatten. Indeſſen wußte Graf Murray alles ſo zu lenken, um ſeine ehrgeizigen Abſichten zu begünſtigen, allein Befriedigung ſeiner Rache kam dabei ebenfalls mit ins Spiel.

Als Graf d' Arlay ſah, wie gut er aufgenommen wurde, machte er es gerade, wie ein junger Mann, der ſein Glük keinem zu verdanken haben will, als ſich ſelbſt, oder höchſtens

stens seiner Liebe; anstatt fortzufahren, den freundschaftlich zu behandeln, den er so grosse Verbindung schuldig war, äußerte er vielmehr, um seine Unabhängigkeit zu zeigen, eine gewisse auffallende Kälte, worüber der Entschloßenste die Geduld hätte verlieren müssen. Er befand sich in der größten Unruhe, der Graf d' Arran aber noch in einer weit größern. Im ganzen waren die Ursachen beim Graf Murray die nemlichen, als die bei ihm; Liebe und Eifersucht, die zwei mächtigsten Leidenschaften, beförderten noch mehr die Unruhe seiner Seele. Das Betragen der Königin gegen den Grafen d' Arlay bewies genugsam daß sie entweder nie für ihn Liebe empfunden, so verliebt sie sich auch immer angestellt hätte, oder daß ein Anderer ihn ausgestochen habe. Graf Murray fiel darüber in die sichtbarste Traurigkeit, die ein Jeder bemerken mußte; hierzu kam noch, daß er zu seinem größten Verdruß sich mußte gebrauchen lassen, sie mit einander zu vereinigen. Er glaubte aber doch selbst bei dieser Vereinigung, die ganze

Sache

Sache zu hintertreiben, die zum Untergang Beider angelegt war. Graf d' Arran, der alles gethan haben würde, ſich an der Königin zu rächen, und ſeinem Nebenbuhler an ſeinem Glük hinderlich zu ſeyn, konnte ſich nicht ſo gleich im Augenblik entſchließen, ob er ſich zu dieſer Parthei ſchlagen könnte. Die gröſte Schwierigkeit war, den Grafen Hamilton, ſeinen Vater, in das nemliche Bündniß hineinzuziehen; er wünſchte den Grafen Murray den Tod, nachdem er die Wiederaufnahme der Stuarts befordert hatte, welche geſchworne Feinde ſeines Hauſes waren. Indeſſen, weil er dieſe Rache bis auf eine andere Zeit verſchieben konnte, aber nicht die Hinderniſſe, welche der Eheverbindung der Königin noch im Wege ſtanden, gab er willig ſeine Einwilligung, und verſprach, alles zu thun, was man nur haben wollte. So baid ſie ſich vereiniget hatten, wendeten ſie ſich an Eliſabeth, der gewöhnlichen Zuflucht des Grafen Murray. Sie thaten ihr gemeinſchaftlich zu wiſſen, daß wenn Maria ſich mit dem

Grafen

Grafen d' Arlay vermählte, so wären sie alle zusammen verloren, weil er den Guisen etwas versprochen hätte, was Scotland sehr nachtheilig seyn würde und selbst England, welches mit der Sache verwikkelt wäre. Die Eheverbindung wurde gewiß sehr bald geschlossen seyn, wenn sie nicht noch die Sache zu verhindern suchte.

Elisabeth, welche wohl sah, daß sich Graf Murray in seinen Maasregeln betrogen, und sich nicht ganz auf die Liebe hatte verlaßen können, schikte sogleich auf der Stelle eine Bothschaft an den Graf d' Arlay ab, mit dem Befehl weil die drei Monate Urlaub bereits verflossen, so sollte er im Augenblik seine Reise nach England antreten, im Weigerungsfall habe er eine gänzliche Confiscation aller seiner Güter zu gewärtigen, die er in ihrem Königreich besäße. Aber Graf Lennor, sein Vater, hatte bei ihr eine Vorbitte eingelegt, daß sie doch dem Glük seines Sohnes nicht hinderlich seyn möchte, sie glaubte daher, daß wenn sie auf den einmal gegebenen Befehl zu sehr beständ, man

ihr

ihn dies übel auslegen möchte, oder wohl gar sagen könnte, es wäre die ganze Sache vorher verabredet worden. Sie nahm daher zu einem andern Mittel ihre Zuflucht. Sie schikte an die Maria eine glänzende Gesandschaft, um ihr begreiflich zu machen, daß ihre Heirath mit dem Grafen d'Arlay dem englischen Parlament nicht gefallen wollte, sie hätte einen Schluß desselben noch nicht bestätigt, wornach ein Dekret würde ausgefertigt werden, das sie von der Thronfolge ausschliesse; wollte sie dasselbe rükgängig machen, müßte sie an den Grafen nicht weiter denken. Sie ließ ihr zugleich sagen, daß wenn sie einmal beschlossen habe sich zu vermählen und dies für ihr Reich für dienlich fände, wollte sie ihr zugleich den Vorschlag thun, ihren Oberstallmeister, den Grafen von Leicester, zu heirathen, welcher beiden Königreichen gleich willkommen seyn würde, und in diesem Fall wollte sie ihr die Versicherung geben, daß sie zur Kronerbin von England sollte bestimmt werden. Die Meinungen sind getheilt, wel-

che Absicht Elisabeth eigentlich mochte gehabt haben, warum sie der Maria den Grafen von Leicester zum Gemahl vorschlug. Einige glauben, daß sich die englische Königin selbst in ihn verliebt habe, und die Absicht gehabt ihn zu heirathen, sie hätte allererst das Publikum vorbereiten wollen, und deshalb ihn einer andern Königin vorgeschlagen. Die Grösse, wozu sie ihn nach und nach erhoben, scheint diesen Verdacht glaubhaft zu machen. Allein es mag damit zusammen hängen, wie es immer will, Maria gab ihr zur Antwort, daß sie sich sehr wundern müßte, daß sie jezt eine Sache rükgängig machen wollte, wozu sie ihr doch selbst die erste Veranlassung gegeben. Was den Grafen von Leicester beträfe, könnte sie sich nie entschließen, ihn zu heirathen, weil er weiter nichts, als ein blosser Privatmann wäre. Sie bäte daher ihre Vermählung mit dem Grafen d'Arlay nicht aufzuhalten, der in England geboren, ihr naher Vetter, und, nach ihr, nächster Erbe von England wäre, welche weder ihr noch

ihren

ihren Unterthanen zum Nachtheil gereichen könnte, mit denen sie ihr ganzes Leben lang leben müßte.

Indessen sah sie schon voraus, daß sie selbst durch diese Gründe die englische Königin nicht bewegen möchte, und glaubte daher, daß wenn anders noch Ernst aus der Sache werden sollte, sie es nicht blos beim Reden bewenden lassen dürfte, sondern immer Anstalten zu ihrem Vermählungsfeste machen müßte. Sie hielt für das beste Mittel, hierin eilfertig zu Werke zu gehen, wenn sie der Elisabeth Maasregeln hintertreiben woollte; um desto mehr, weil die Gegenpartei viele falsche Gerüchte ausgebreitet hatte, als wenn sie dem Grafen schon viele Gunstbezeugungen erwiesen, sie sah sich also gleichsam genöthiget, ihn zum Gemahl zu nehmen; so ungleich auch ihr Stand zwischen ihr und ihm war, so war es doch vermöge ihrer Ehre und selbst wegen ihres Interesses rathsamer, ihn zu heirathen, als ihn nicht zu heirathen. Nachdem sie zu dem Ende die Reichsstände hatte

zusam-

zuſammenberufen laſſen, machte ſie ihren Entſchluß, ſich mit dem Grafen d'Arlay zu vermählen, feierlichſt bekannt; und damit er nach und nach bis zur Königswürde ſtieg, und dieſe plözliche Erhebung nicht zu auffallend ſeyn möchte, erhob ſie ihn zum Herzog von Rethesai und zum Grafen von Roſſe.

Auf der andern Seite verloren die Hamiltons und der Graf von Murray keinen Augenblik Zeit, Gegenminen anzulegen; ſie gaben ſich die nemliche Mühe, die Sache rükgängig zu machen, als die Königin, ſie zu beſchleunigen. Nachdem tauſend Mittel umſonſt verſucht waren, veranſtalteten ſie einen hinterliſtigen Ueberfall, den Grafen d'Arlay anzugreifen, wenn er gerade mit ſeinem Vater die Königin von St. Jean nach Edinburgh begleiten würde. Nach ihrem Plane ſollten alle beide, Vater und Sohn, umgebracht werden, die Königin wollten ſie in ein Gefängniß ſtekken, und das Reich unter ſich theilen, durch den Beiſtand der Eliſabeth,

ſabeth, die ihnen Truppen ſchikken wollte. Allein das ganze Projekt wurde verrathen und entdekt, und eben ſo, wie alle die vorigen Verſuche, vereitelt. Maria ſah nun mehr denn zu deutlich, daß ſie gleich nach Vollziehung ihrer Vermählung, ihre ganze Macht aufbieten müßte, um alle Faktionen zu zerſtreuen. Um ihre eigene Parthei zu verſtärken, rief ſie Bothwell und den Grafen Sutherland aus ihrem Exil zurük, wovon der Erſte in Flandern und der Andere in Frankreich gelebt hatte, blos um alle die Unordnungen zu ſteuern, die bereits ausgebrochen waren, oder noch ausbrechen konnten; ſie befreite auch aus dem nemlichen Grunde George von Gordon, Graf von Huntly, aus dem Gefängniß und gab ihm alle Güter und Ehrenſtellen wieder. Hierdurch erregte ſie nochmehr den Zorn des Grafen von Murray, welcher erklärter Feind beider Vertriebenen war; ſo, daß, als von Rom aus die Diſpenſation ihrer Heirath ankam, weil ſie zu nahe mit einander verwandt waren, er ſie beim Volk und bei den

Groſ-

Grossen dadurch verhaßt zu machen suchte, daß er das Gerücht verbreiten ließ, der Pabst habe nur unter der Bedingung ihnen Dispensation gegeben habe, daß sie die katholische Religion wieder in ihr voriges Ansehen bringen, und der Geistlichkeit alle Güter wiedergeben sollten, welche ihr der Adel genommen hatte. Diese List stimmte ganz herrlich mit seinen Absichten, vornehmlich weil die meisten Grossen nur darum die Gegenpartie ergriffen, um der Kirche ihre Güter zu entziehen, sie würden daher jezt alles gethan haben, um sich nur im Besiz derselben zu erhalten. Hiermit wußte er noch eine andere Sache zu verbinden, die nicht weniger wichtig war; nemlich, daß die Königin willens sey, die allgemeine Amnestie aufzuheben, die sie bei ihrer Thronbesteigung bewilligt habe, welche die Könige von Scotland seit hundert Jahren immer beobachtet hätten. Hierdurch kamen sehr viele Personen wieder auf freien Fuß, und vornemlich die Verwandten und Freunde der Hamiltons, welche die Zeit benuz-

nuzten als Graf Hamilton Vicekönig war, und bei dieser Gelegenheit unendliche Gewaltthätigkeiten, Ungerechtigkeiten und Unordnungen begiengen, jezt da sie in Freiheit gesezt waren, musten sie an neue Anordnungen denken, um sich selbst bei diesen Unruhen in Autorität zu erhalten.

Die Sachen standen nun auf die eben beschriebene Art, daß, so bald die Vermählung — den 26 July 1564 — geschehen war, Graf Murray und die Hamiltons ihre Masken abnahmen, und bei der Königin den Grafen von Morton liessen, einen ihrer getreusten Anhänger, welcher sich blos stellte, als wenn er ihr getreu wäre, um sie zu Grunde zurichten, wie wir hernach sehen werden. Sie stellten sich an die Spizzen der Truppen, die blos den Befehl zum Ausmarsch ins Feld erwarteten. Heinrich, der den andern Tag nach seiner Vermählung sich für einen König hält, wenn er als ein solcher ausgerufen und allge-

allgemein dafür erkannt wäre, wirbt ebenfalls eine Armee, und marschirt gegen die Rebellen. Beide Kriegesheere waren nun ganz nahe gekommen, und obgleich die Gegenparthie weit zahlreicher war, und sogar Graf Morton, welcher den Vordertrupp der Königlichen anführte, ihnen versprochen hatte, bei dem ersten Handgemenge auf ihre Seite zu treten, wollten sie sich schlechterdings nicht in eine Schlacht einlassen, und nachdem sie den Termin immer länger verschoben, begaben sie sich endlich nach England zurük. Dies war gar nicht nach dem Plane der Hamiltons, von dieser Kriegesmacht nur so viel Mäßigung Gebrauch zu machen. Allein Graf Murray, der bei der Armee das meiste Ansehen hatte, sah es gern, wenn das Kriegesheer wieder seine Strassen zog, weil er mehr durch List und Kabalen auszurichten glaubte, als durch Krieg. Er sah voraus, daß, wenn in diesem Kriege die Königin ihr Leben verlieren sollte, es unmöglich seyn würde, die Hamiltons bei der gegenwärtigen Lage der Sache zu hindern,

sich

ſich als die nächſten Kronerben, des Throns zu bemächtigen. Da es nun nicht zu ſeinem Plan gehörte, durch dergleichen fruchtloſe Unternehmungen, ihnen einen Weg zu öffnen, ſondern blos ſeine Abſicht war, ſich des Königs und der Königin zu bemächtigen, nahm er andere Maaßregeln, weil er ſah, daß dies ohne großes Blutvergießen von beiden Seiten nicht geſchehen könnte.

Indeſſen waren der König und die Königin frei von dieſer Furcht, ſie genoſſen Freuden, die mit der königlichen Würde ſo genau verbunden ſind, ſie genoſſen Ehefreuden, wie ſie nur Perſonen genießen können, denen man ihre Verbindung ſchwer gemacht, und die ſich zärtlich lieben. Beinah ließ ihre Liebe ſie nicht an ihre Unterthanen denken, und dieſe Liebe würkte auf den Grafen weit ſtärker als der Ehrgeiz, erfüllte ihn ganz mit dem Gedanken, daß er Gemahl der Maria ſey, dem ſchönſten Frauenzimmer in der Welt, und dies erlaubte ihm nicht, auch daran zu

geden-

gedenken, daß er Gemahl der Königin sey; er merkte daher nicht, daß er blos den Namen eines Königs führte und daß die Königin fortfuhr, so unabhängig zu regieren, als vorher. Die Sachen blieben in der Lage, so lange das heftige Feuer dauerte, das eben deshalb bald verlosch, weil es zu heftig war. Der wirkliche Besitz des Gegenstandes, der ihn verblendete, öfnete ihm endlich die Augen, sein Verstand, der in den meisten Fällen größer war, als gewöhnlich bei einem jungen Manne von zwei und zwanzig Jahren, konnte der Liebe keine neue Kräfte geben, die immer schwächer ward, um seinen Ehestand recht vergnügt zu machen. Er führte bittere Klagen, daß er nicht wirklich König geworden sey, da er sich mit der Königin vermählt hatte, und ohne an das zu denken, was sie wirklich für ihn gethan hatte, fiel ihm das blos auf, wovon er glaubte, daß sie ebenfalls für ihn hätte thun müßen. Seine Klagen konnten unmöglich so geheim geschehen, daß die Königin davon keine Kenntniß hätte haben sollen; daraus

aus entſtand eine gewiſſe Kälte, welche von Seiten der Mannsperſonen gewöhnlich überall in der Ehe entweder früh oder ſpät ſich zu ereignen pflegt, daher ſie ihren Gemahl als einen Undankbaren betrachtete. Hieraus kamen nach und nach Misverſtändniſſe und Uneinigkeiten. Es war gleichſam, als wenn die Liebe an dieſem Prinzen beweiſen wollte, daß das Glück ſich ganz geringer Mittel bediene, eben ſo ſchnell einen von den hohen Platz herunterzuwerfen, als es einen dazu erhoben hat. Er war unvorſichtig genug, in einen gewiſſen Fehler zu fallen, wodurch er in den Augen der Königin, aller Menſchen, ſelbſt Gottes höchſt ſtrafbar ward.

Man ſagt gewöhnlich, daß die Vergnügungen die größten Feinde der Könige ſind, daß ſie daher Sorge tragen ſollten, ſie von ſich zu entfernen, ſo wie die andern Menſchen ſich Mühe geben, ſie zu genießen. Und wenn je dieſer Grundſatz wahr befunden worden, ſo wird man geſtehen müſſen, daß er es ganz vorzüglich

lich in der Perſon Heinrichs geweſen iſt; den die Liebe gab Veranlaßung zu ſeinem Verderben, ſo wie ſie ſeine Standeserhebung befördert hatte. Er lies nicht blos eine Flamme verlöſchen, wozu Vernunft und Dankbarkeit ihm riethen, daß er ſie ſtets unterhalten müſte, ſondern ſeine Leidenſchaft ward ſogar von einem andern Gegenſtande gefeßelt, ſelbſt vor den Augen ſeiner Gemahlin Maria. Jezt empfand ſie eine ſpäte Reue, welche gewöhnlich auf alle Ehen folgt, die blos allein Liebe geſtiftet hat. Es hält ſchwer ſeine Rache zu mäßigen, wenn man ſich beleidigt fühlt, und wenn man Macht in Händen hat, ſeine Rache auszuüben. Die Königin nahm ſich aber ſehr in Acht, ihrem Gemahl etwas in den Weg zu legen, um auch nicht die geringſte Veranlaßung zum Misverſtändniß zu geben; im Gegentheil machte ſie ſich ein Vergnügen daraus, ihm bei allen Gelegenheiten zu zeigen, daß ihre Liebe zu ihm noch eben ſo ſtark ſey, als vormals. Doch, da alle dieſe Mittel fehlſchlugen, konnte man ihr in keinem Falle ver-

verdenken, daß ſie ihn merken lies, daß ſeine Aufführung ihr misfalle, bis jezt hatte man in allen Expeditionen, die von Hofe ausgefertigt wurden, des Königs Namen vor ihren geſezt, jezt ſtand ihr Name vorne, und bald hernach wurde der Königen Name ganz allein vorgeſezt.

Alles dies war nicht hinreichend, ihm ſeine Vernunft wieder zu geben. Sie hielt ſich in einer Stadt mit ihrem Staatsrath auf, indeſſen er in einer andern lebte, beinah ohne alle Begleitung, ausgenommen ſeine Jagdfreunde, weil die Jagd ſeine liebſte und erſte Beſchäftigung war. An dieſe ſeine traurige Lage konnte er nur mit dem äußerſten Misvergnügen denken, weil er noch nicht die geringſte Macht für ſich hatte, ſich von dieſer Sclaverei zu befreien. Der Graf von Morton, den die Rebellen im Gefolge der Königin blos in der Abſicht gelaßen hatten, um ihr Verräther zu werden, glaubte dieſe vortrefliche Gelegenheit ohne Zeitverluſt benuzzen zu

müßen.

müßen. Er gieng zum Könige, und ſtellte ihm die Lage der Sachen für das Königreich und für ihn ſelbſt höchſt ſchimpflich vor, daß eine Frau Beherrſcherin des Reichs wäre, da man doch einen König hätte, der ſelbſt regieren könnte, daß der ganze Adel darüber höchſt unwillig wäre, und daß er bei dem erſten Wink und Wunſch, den er äußerte, ſich aus dieſer Knechtſchaft zu befreien, überall Unterſtüzung und Hülfe erwarten könnte.

Der erſte Staatsminiſter der Königin hieß David Rizio, aus Piement gebürtig, ein Mann, der zu Staatsgeſchäften ſehr gut zu gebrauchen war und der eben durch ſeine ausgebreiteten Kenntniſſe die Würde eines Staatsſekretairs erhalten hatte. Dieſer kluge Mann hatte bis jezt all. Minen der Rebellen vernichtet; eben deshalb bekam Morton von der Gegenpartei aus England Befehl, dahin zu arbeiten, daß ſein Fall und Untergang bald erfolge. Er hatte es nur erſt den König dahin geſtimmt hatte, daß er ſeinen gefährlichen

chen Anſchlägen Gehör gab, bracht er ihm bald bei, daß er unmöglich leiden müßte, daß ein Menſch vom geringſten Stande und Herkommen, einen Plaz einnähme, der nur ihm allein gehöre, weil dieſer Mann das ganze Reich beherrſche. So bald der König mit dieſem Vorſchlage zufrieden zuſeyn ſchien und der Hofmann, merkte, daß er nun alles aus ihm machen könnte, brachte er dem Könige einigen Verdacht bei, daß die Königin etwas mehr, wie bloße Achtung und Freundſchaft für dieſen Staatsminiſter hege. Wie ſchändlich iſt es nicht, daß viele Geſchichtſchreiber dies Gerücht für wahr ausgeben, da es doch weiter nichts als Verläumdung iſt, die nicht den geringſten Grund hat. Denn außerdem daß Rizio alt war, hatte dieſer Geſchäftsmann auch nicht das geringſte Einnehmende an ſich, wodurch er Jemanden zur Liebe hätte bewegen können. Warum die Königin ihn ſo hoch erhoben, iſt ganz klar und einleuchtend. Dies geſchah blos darum, weil ſie von allen Seiten mit Verräthern, Kezzern und

Unter-

Unterhändel umgeben war, die eine üble Meinung von ihr hatten; sie mußte daher zu einem Fremden ihre Zuflucht nehmen, wenn sie einen haben wollte, dessen Interesse es nothwendig machte, zu ihrer und seiner Erhaltung alles Mögliche beizutragen.

Der König, als ein junger Mann, ließ sich fangen und begieng die größte Treulosigkeit, die man sich nur denken kann, zum sichern Beweis, wie hoch er den Eifer für seinen Dienst aufnehme. Nachdem Morton so gut seine Sachen beim Könige ausgerichtet, begiebt er sich zur Königin. Mit einer Begeisterung, als wenn er sich ganz zu ihrem Besten aufopfere, stellt er der Königin Heinrichs Undankbarkeit vor, daß er von ihren eigenen Leuten Maitressen unterhielte, nachdem sie ihm zum Gipfel menschlicher Grösse erhoben habe. Er fügte hinzu, er sey nicht zufrieden Mitregent geworden zu seyn, er arbeite auch mit allen Kräften daran, ihr Herr zu werden, und ihr das königliche Ansehen zu nehmen, wel-

welches ihr nur allein zukomme. Sie müßte daher darauf bedacht seyn, noch bei guter Zeit diesen Uebeln vorzubeugen, ihm seine Macht einschränken, damit er nicht weiter im Stande wäre, etwas wider sie zu unternehmen. Zulezt gab er ihr nicht undeutlich zu verstehen, daß der Adel die bittersten Klagen über Heinrichen führe, dessen Stolz und Uebermuth keine Grenzen mehr kenne, er zweifelte daher nicht, daß sie ihn nicht ganz bereitwillig finden sollte, ihre Befehle zu vollziehen. Morton stellte dies der Königin nicht in der Absicht vor, daß sie wirklich etwas unternehmen sollte, sondern blos um seinen Zweck zu erreichen, sie dermaßen auf den König zu erbittern, daß an gar keine Versöhnung weiter zu denken wäre; wohin noch viele andere Personen, vornemlich die Geistlichen unabläßig arbeiteten. Indessen fuhr er auch fort, seine Rolle bei dem Könige zu spielen, er beredete ihn, sich zum Haupt einer Parthei zu erklären, welche sich in dem Reiche vereinigen sollte, die Vertriebenen zurük zu berufen, der

Königin alle Regierungsgeschäfte zu entreissen, sie in ein festes Schloß einzusperren und ihr vielleicht eine noch weit schlimmere Behandlung zu bereiten, welches der König alles gut hieße, weil dadurch seine Macht augenscheinlich wachsen müßte.

Die Reichsstände hatten sich auf Ansuchen der Königin versammelt, welche aus der Abwesenheit des Grafen Murray einige Vortheile ziehen wollte, und sie hatte die Grossen des Reichs blos in der Absicht zusammen berufen, um zum Besten der katholischen Religion etwas auszuwirken. Nachdem sie bei den versammelten Ständen angefragt, ob den Katholiken durch ganz Scotland eine freie Religionsübung erlaubt sey, ohne daß man sie zwingen könnte, in die Tempel der Kalvinisten zu gehen; trat das Oberhaupt der andern Parthei in den Versammlungssaal, und erklärte die Reformation für Kezzerei, welche sich bei der Administration der Justiz äussere, und zugleich die Verdammung der nach

Eng-

England geflüchteten Rebellen in ſich ſchlieſſe. Die Unzufriedenen glaubten, daß dies der rechte Zeitpunkt ſey, wo ſie ſich entdekken müßten, damit man nicht etwa dieſen Artikel übergehe. Rizios Tod war der erſte Akt des Trauerſpiels; damit machte man den Anfang.

An demſelben Abend, als die Königin in ihrem Zimmer mit der Gräfin d' Argyll ſpeiſte, und Rizio an ihrer Seite ſaß; trat unplözlich der König herein, begleitet von dem Grafen Morton, dem Lord Ruthuen, dem Baſtard d' Analuſe und verſchiedenen andern bewafneten Leuten, Ruthuen ſezte ſich mit einem verſchlöſſenen Helm neben die Königin, welche ihm zu verſtehen gab, daß dieſer Anzug ihr ſehr verdächtig wäre. Er verſezte, daß man ihr nicht das geringſte Leid zufügen würde, daß es blos den Schurken gelte, der neben ihr ſäße. Im nemlichen Augenblikke umringte die ganze Geſellſchaft Meuchelmörder den Rizio, ohne daß die Königin ihn retten konnte, mit deren Gewand er ſich bedekken

wollte

wollte und immer ſchrie: Giuſtizia, Giuſtizia, (Gerechtigkeit! Gerechtigkeit!) Man brachte ihm ſogar einige Stiche über der Schulter der Königin bei, welche der König in ſeinen Armen umſchloſſen hielt, indem er zu ihr ſagte: daß alles was jezt geſchähe, zu ihrem Beſten wäre. Sie ward ſelbſt von Rizios Blut beſprizt, und einige behaupten ſogar, daß Ruthuens Sohn, nach vollbrachter Mordthat, die Verwegenheit hatte, der Königin das Piſtol auf die Bruſt zu ſezzen, ob ſie gleich ſchwanger und ihrer Niederkunft nahe war, daß er die Unverſchämtheit gehabt hätte, ſie zu bedrohen, wenn ſie noch ferner laut ihre Betrübniß und Bedauruna ſich merken lies, wie ſie dies jezt gethan hätte. Einige wollen behaupten, daß die Verſchwornen die Abſicht gehabt hätten, die Königin mit ihrer Leibesfrucht zu tödten; und daß es auch wirklich geſchehen wäre, wenn man nicht Ruthuens Piſtole zurükgeſchlagen hätte. Man beruft ſich bei dieſer Behauptung darauf, daß den Tag vorher der Sekretär weit leichter habe können

umgebracht werden, als er einige Stunden lang mit dem Könige Ball ſpielte.

Unmittelbar nach dieſer Mordthat, wurde die ganze Leibwache der Königin aus dem Schloße fortgejagt, und an ihre Stelle wurden zwanzig Soldaten von der Gegenparthei vor ihre Wohnung geſtellt, ſelbſt vor ihr innerſtes Gemach, um eine jede Verbindung mit andern Menſchen ihr unmöglich zu machen.

Den andern Morgen, alſo zwölf bis funfzehn Stunden nach der Ermordung, kamen der Graf Murray, die Hamiltons und andere nach England Geflüchtete an, woraus man ſchließen will, daß Eliſabeth um das ganze Vorhaben gewußt habe. Denn dies war gerade der lezte Termin und der lezte Tag, an dem ſie erſcheinen mußten, wenn ihre Güter nicht ſollten eingezogen, ihre Wappen zerbrochen und ihre Adelsbriefe zerriſſen werden. Das erſte, was ſie nach ihrer Ankunft thaten,

war,

war, daß ſie ſich den Reichsſtänden vorſtellen ließen; allein, alle Geſchäfte befanden ſich in einer ſolchen Unordnung, daß ſie bei der Verſammlung kein Gehör fanden. Darauf berathſchlagten ſie ſich mit dem Könige, dem Grafen Morton und dem andern Verbundenen, die ihnen in ihrer Abweſenheit ſo groſſe Dienſte geleiſtet hatten, was ſie mit der Königin machen wollten. Die Meiſten waren der Meinung, ſie hätte das erſte Opfer des Trauerſpiels ſeyn müſſen, und man müßte ſie noch jezt aus dem Wege ſchaffen, um welchen Preis auch dies geſchehen ſollte. Der Grund ihres Verfahrens war, weil ſie von ihr auf eine Art wären beleidigt worden, daß ſie nie Vergebung erwarten könnte, und weil ihnen ſonſt keine Hoffnung zur Freiheit übrig bliebe. Sie ſezten hinzu, daß man durch ganz Europa die Nachricht verbreiten müßte, hätte man ſie mit dem Rizio im Ehebruch überfallen, welches das beſte Mittel wäre, nicht blos die Wuth des Volks zu beſänftigen, daß zur Empörung geneigt wäre, ſondern auch den König

von

von Frankreich und die andern katholiſchen Mächte, welche zur Rache verbunden zu ſeyn glaubten. Sie verſprachen Heinrichen, daß ſie von jezt an von keinem Andern Befehle annehmen wollten, als von ihm, und zum Beweiſe, daß ſie die Wahrheit ſagten, ließ man ſogleich einige Edikte öffentlich bekannt machen und ſie an den Straſſenecken von Edinburgh anſchlagen. Es war jezt auf den Punkt, daß der ganze Plan wirklich ausgeführt werden ſollte, allein glüklicher Weiſe zerſchlug er ſich durch folgenden Umſtand.

Murray um den treuen Diener, oder nach ſeiner gewöhnlichen Manier, den Verräther, zu machen, ließ ſich bei der Königin vorſtellen, ohne den andern Mitverſchwornen etwas geſagt zu haben, und ſagte es ihr ſelbſt, daß er völlig unſchuldig wäre und nicht den geringſten Antheil an der Verſchwörung hätte. Nachdem er ſie wegen ſeines erſten Fehlers um Vergebung gebeten, daß er gegen ſie die Waffen ergriffen und ſich aus Scotland entfernt

ſernt habe, bewies er ihr, daß wenn ſie nicht ebenfalls diejenigen begnadigte, die ihren Secretair umgebracht hätten, ſetzte ſie ſich der nemlichen Gefahr aus, weil dieſe Leute aus Verzweiflung ſehr leicht zu Gewaltthätigkeiten ſchreiten könnten. Die Königin verſetzte, daß ſie nie an ſich gemerkt, Neigung zur Grauſamkeit oder Rache zu haben, im Gegentheil hätten viele von ihren Unterthanen ihre Huld und Gnade erfahren; dies thäte ihr nie leid, weil dieſe Tugend gerade eine von den glänzendſten wäre, wodurch ſich die Könige am erſten von allen andern Menſchen unterſcheiden könnten; allein im gegenwärtigen Falle könnte ſie davon keinen Gebrauch machen, weil ſie jezt nicht frei handeln könnte, folglich wäre alle ihre Bemühung vergebens und könnte den Schuldigen zu nichts helfen. Der Graf verlies der Königin Zimmer; ziemlich beſtürzt über ihre Antwort.

Indeſſen hatte der König von dieſem Beſuch Wind bekommen, hielt ihn für eine Gegen-

gemmine, und glaubte, daß er ihn ſelbſt ſtürzen wollte, vornemlich weil er ihm ſehr zurükhaltend vorkam, ſeitdem er bei der Königin geweſen war. Er konnte es kaum länger aushalten, ohne darüber eine Aufklärung zu erhalten, ſo viel Zwang und Ueberwindung es ihm auch koſtete, ſeine Gemahlin zu beſuchen, nachdem was zwiſchen Beiden vorgefallen war. Er überwand ſich und gieng zu ihr. Kaum erblikte ihn die Königin, als ſie ihm keine Zeit ließ, ſie anzureden, ſondern ſie ſelbſt ſagte zu ihm: das iſt alſo der Dank, mein Herr, den ich von ihnen erwarten konnte, für eine Krone, die ich ihnen auf ihr Haupt ſezte. Wenn ich den Tod verdiene, was hat die unſchuldige Kreatur verbrochen, die ich unter meinem Herzen trage, und von der einzig und allein ihr Untergang oder ihre Erhaltung abhängt; glauben ſie mir, daß die Rebellen, die ſie täuſchen, ihnen blos deswegen rathen, den Baum zu fällen, damit ſie ſelbſt die die Früchte davon genieſſen und unter den Sturz deſſelben ſie erſtikken können. Dieſe Worte

mit

mit allen den Reizen gesagt, welche eine bedrängte Schöne ganz in ihrer Gewalt zu haben pflegt, brachten in dem nemlichen Augenblitte die wunderbarste Wirkung hervor. Sie veränderten nicht blos urplözlich das Herz des Königs, sondern sie machten auch einen so lebhaften Eindruk auf seine fühlbare Seele, daß er sich augenblitlich zu den Füssen seiner Gemahlin befand, und anfänglich weiter nichts vorzubringen im Staude war als Thränen, welche stromweise von seinen Wangen herabflossen. Der bejammernswürdige Zustand seiner Gemahlin, ließ ihn sie nicht als eine hizzige Gebieterin betrachten, seine Liebe, welche der Gedanke vom Gegentheil bereits fast erstikt hatte, erwachte auf einmal wieder, und versezte ihn in die Lage eines Menschen, der beim Erwachen in Henkers Handen eine Person siehet, die er mehr liebet, als sein Leben.

Er würde vielleicht noch länger seine mißmuthige Lage blos durch Weinen und durch

ein

ein bedeutendes Stillſchweigen ausgedrükt haben, ohne über ſeinen Fehler wirkliche Reue zu bezeugen, wenn nicht zugleich in ſeinem Innern eine heftige Begierde entſtanden wäre, deren Wirkung er nicht widerſtehen konnte; ſeine Liebe ſagte ihm, ungeachtet des Uebermaßes ſeiner Betrübniß, welche beinah alle ſeine Sinne in Unthätigkeit verſezte, daß er keine Zeit zu verlieren habe. Er entdekte daher der Königin mit allen Umſtänden die Verſchwörung, er erzählte ihr, wie ſich die Verſchwornen verabredet hätten, ſehr vielen vornehmen Standespersonen die Köpfe abſchlagen zu laſſen und ihre vornehmſten Hofdamen zu erſäufen, damit niemand weiter alle die Bubenſtükke bekannt machen könnte, welche ſie gegen ihr noch vornehmen wollten, um am Ende ſie ſelbſt ungeſtraft umbringen zu können. In dieſen Artikel hätte er aber nie einwilligen wollen, wie viel Macht und Anſehen ſie ihm auch verſprechen hätten. Er ſagte ihr auch, daß ſie ihm erzählt hätten, daß die Hugenotten von Frankreich ihnen beiſtehen wür-

würden, in dem Fall, wenn König Karl der Neunte oder die Guiſen ihren Tod rächen wollten. Am Ende ſchloß er mit einer ſtarken Betheurung, daß er ſich feſt vorgenommen habe, dieſe ganze Kabale zu verlaſſen, um mit ihr gleiches Schikſal zu haben, und da ſie wahrſcheinlich nicht lange mehr leben würde, wollte er hier nicht von ihren Füſſen wegaehen, weil er ſonſt leicht das einzige Mittel verſäumen könnte, das ihm noch übrig blibe, ſeinen Fehler wieder gut zu machen, und der Nachkommenſchaft Gelegenheit zu geben, in ihm ein Beiſpiel der gröſten Undankbarkeit, die man ſich nur denken kann, aufzuſtellen. Da man die Klagen von einer geliebten Perſon mit vieler Theilnahme anzuhören pflegt; ſo empfand auch die Königin, der die jezige Lage des Königs weit mehr zu Herzen gieng, als ihr eigener betrübter Zuſtand, eine ſehr groſſe Freude über ſeine Reue, ſo daß auch von ihrer Seite die Liebe dabei einen groſſen Antheil hatte, und jezt dieſe Leidenſchaft ihnen die ſüſeſten Augenblikke verſchafte.

Da

Da ſie nun aus der Erzählung vernemmen, daß man ſie nicht blos um ihre Krone und ihr Leben, ſondern ſogar um ihre Ehre bringen wollte, und da ihr die Erhaltung der leztern wichtiger war, als alles übrige, war ſie ebenfalls auf Mittel bedacht, die beiden erſtern zu erhalten, und feſt entſchloſſen, ſich lieber der Wuth der Barbaren aufzuopfern, als dieſe Preis zu geben. Sie bat daher ihren Gemahl, wieder zu den Verſchwornen zu gehen, und ſie zu verſichern, daß er ſie gerade in der Stimmung gefunden habe, ſich alles gefallen zu laßen, was ſie nur verlangten; allein ſie befände ſich in dem gefährlichſten Geſundheitszuſtande, ſo daß er befürchte, ſie möchte ſogar die Nacht nicht überleben, wenn man ihre jezige Wache nicht von ihr entfernte, welche ſie mit der größten Unmenſchlichkeit behandelte, und man ihre Officianten und Kammerfrauen nicht zu ihr ließe; ihre Schwachheit ſey ſo groß, daß ſie nicht das geringſte Bedenken tragen dürften, ihm dieſen Gefallen zu erzeigen.

Die

Die Verſchwornen, welche mit der größten Ungeduld die Zurukkunft des Königs erwarteten, um zu erfahren, was er mit der Königin geſprochen habe, hörten aufmerkſam auf das, was ihnen der König vortrug, und berathſchlagten lange, was ſie thun ſollten. Einige ſagten, man müßte dieſe Gelegenheit nicht verſäumen, ſie los zu werden, da ſie ihr auf die Art blos das Leben ließen, um es ihr hernach wieder zu nehmen, und da ſie nun einmal ſterben ſollte, wäre es ja beſſer, daß es auf dieſe Weiſe geſchähe, als wenn ſie noch erſt ihre Hände mit ihrem Blut befleckten. Andere ſtellten vor, es ſey ein Aufſtand des Volks zu befürchten. Noch andere beſchloſſen ebenfalls ihren Tod, wollten aber, daß ſie noch vorher ihre Begnadigung unterzeichnen ſollte. Indeſſen die Verſchwornen noch nicht eins waren, wegu ſie ſich beſtimmen ſollten, meldeten Andere die Krankheit der Königin, indem ſie ſich ſtellten, als wenn ſie nicht wüßten, was zwiſchen ihr und dem Könige vorgefallen ſey, worauf beſchloſſen

ward

ward, daß ihre Kammerfrauen dieſe Nacht bei ihr bleiben und die Soldaten das Schloß verlaßen ſollten. Unmittelbar darauf, nachdem dieſe Erlaubnis gegeben war, ſchikte die Königin auf der Stelle Jemanden an einen gewiſſen vornehmen Herrn, der auf ſeinen Gütern bei Edinburgh lebte, von dem ſie wußte, daß er ihr treu geblieben war, meldete ihm, daß er in der Eil zweihundert Mann zu Pferde, alles ſeine Freunde zuſammen bringen und mit dieſen um Mitternacht vor dem Städchen erſcheinen ſollte. Zu der beſtimmten Stunde ſtieg der König und die Königin zu Pferde, giengen aus dem Schloß durch einen kleinen Ausgang und fanden ihre Freunde, welche ſie ſchon auf dem angezeigten Orte erwarteten. Ungeachtet der Unpäßlichkeit der Königin, welche vornemlich von ihrer Schwangerſchaft herrührte, war ſie doch genöthigt mit ihrem Pferde, ſo wie die übrigen, Galopp zu reiten, da die Gefahr groß war. Sie ritten ſo ſcharf zu, daß ſie den andern Tag um Mit-

tag

tag zu Dembar waren, welches beinah funfzehn Meilen von Edinburgh entfernt iſt. So bald die Verſchwornen ihre Flucht erfuhren, ſtieg ihre Wuth aufs äußerſte, wie man leicht denken kann. Indeſſen hatten die Grafen von Huntly und von Bothwell, nachdem ſie ſich bei dem Gerücht der Ermordung des Rizio durchs Fenſter gerettet hatten, acht bis neun tauſend Mann zuſammen gebracht, mit denen ſie gegen ſie marſchirten, ſie ſahen ſich aber jezt doch genöthigt, zu ihrer eigenen Sicherheit, ſich durch die Flucht zu retten. Andere, als Morton, Ruthuen und Lindſay begaben ſich nach England, dem gewöhnlichen Zufluchtsort aller Mißvergnügten und Rebellen in Schotland, und die andern in die mitternächtlichen Gegend des Königreichs mit Murray, der ſehr zweifelte, daß man ihn ſogleich an den Hof zurüberufen würde, um den

lezten

ſezten Akt des Trauerſpiels zu Ende zu bringen.

Nachdem die Königin nach Edinburgh zurükgekehret und die Flucht der Rebellen gewiſſermaßen den Frieden wiederhergeſtellt hatte, lies ſie ſich wirklich bewegen, weil ſie einmal von Kezzern umgeben war, die Murray zu ihren Protektor hatten, durch die gar zu großen Zudringlichkeiten und weil ſie ihn wirklich am Mord des Rizio nicht im Verdacht hatte, ihm alle ſeine Güter wieder zu geben und ihn in alle ſeine Ehrenſtellen wieder einzuſezzen. Er auf ſeiner Seite ſtellte ſich, als wenn er von Dank durchdrungen mit dem gröſten und gewiſſenhafteſten Eifer zu ihrem Dienſt alles beitragen würde, um ſie deſto beſſer verrathen zu können; auf die Art lies ſich die Königin durch den Schein hintergehen, ent-

dekte ihm ihre geheimſten Gedanken, und gieng mit ihm und Bothwell ſehr vertraut um, welcher in dem größten Credit bei ihr ſtand, nachdem er den König und die Königin aus den Händen ihrer Feinde errettet hatte

Zweiter Theil.

Unter diesen bedenklichen Umständen kam Maria ins Kindbette, und gebar einen Sohn, der bei der Taufe den König von Frankreich und die Königin von England zu Pathen bekam. Dies hielt die Unruhigen eine Zeitlang gewissermaßen in Schranken, da überdies jezt der König mit seiner Gemahlin in dem besten Vernehmen stand, und diese Eintracht alle ihre Maasregeln scheiterte, welche sie zur Ausführung ihrer schändlichen Absichten gefaßt hatten. Doch die Wuth des Grafen von Murray war viel zu aufbrausend, als daß er den Staat ohnmöglich lange in Ruhe laßen konnte. Um gewisse Vorbereitungen dazu zu machen, wendet er sein und des Bothwell Ansehen dazu an, die Zurükberufung des Grafen von Morton und der andern Geflüchteten in Ausübung zu bringen

gen

gen; denn aus Gründen, die ich hernach anführen werde, hatte er ſich mit Bothwell wieder vereiniget. Auf die Art kamen alle dieſe Verräther und Verbrecher wieder zurük, und wurden mächtiger als jemals. Die Eintracht welche zwiſchen dem Könige und der Königin herrſchte, glaubten ſie trennen zu müſſen, und dieſe Gelegenheit augenbliklich zu benuzen. Murray der feinſte, verſchlagenſte und dabei der gottloſeſte von der ganzen Bande, glaubte, daß das einzige Mittel dieſen Zwek zu erreichen, wäre, Heinrichen abermals ſeine eingeſchränkte Gewalt in Abſicht der Regierung vorzuſpiegeln, und ihn dadurch auf die vorigen Abwege zu leiten. Daher ſchloß er ſich jezt ganz an die Königin an, bewies ihr durch ſo viele Proben der Unterwürfigkeit und Freundſchaft, daß er für ſie ſich aufzuopfern bereit wäre, ließ auch keine Abneigung blikken, in den Schoos der römiſchkatholiſchen Kirche zurük zu treten, ſobald ſie mit ihm davon ſprach, und dann vergaß er nichts, was er für nothwendig

glaubte,

glaubte, ſie ganz zu überzeugen, daß er nur für ihr Intereſſe arbeite und lebe. Da ſeine Parthei ſo mächtig war, regierte Maria vielleicht nie ſo unumſchränkt als jezt, und hatte nie mehr Anſehen. Um ſich in dieſer behaglichen Lage zu erhalten, welche die Neuheit deſto annehmlicher machte, überhäufte ſie den Grafen mit Liebkoſungen und Schmeicheleien, kein Geſchäft übernahm ſie, ohne ihn daran Theil nehmen zu laſſen, nichts überlegte ſie, ohne ihn dabei um Rath zu fragen. Mit dem Könige gieng man ganz anders um. Da er nicht die geringſte Kenntnis von Staatsgeſchäften hatte, ſeine Vergnügungen über alles liebte, faſt immer mit der Jagd beſchäftigt war, glaubte ſie, daß er nichts dagegen haben würde, wenn ſie, ſeinen Namen erſt nach ihrem bei den königlichen Ausfertigungen ſezzen ließ, ſo wie es vom Anfang ihrer Vermählung geſchehen war, und ſie verlies ſich ganz auf die Liebe, die jezt weit ſtärker war, als jemals, und welche das beſte Verſtändnis unter beiden ewig unverändert zu erhalten ſchien.

Indeſſen

Indeſſen da er immer der nemliche blieb, der er von jeher geweſen war, und da er ſchon einmal ſo weit war gebracht worden, ſich und ſeine Gemahlin zu Grunde zu richten, blieb in ihm noch immer der Keim zum Verdruß. Ohne ſeiner Gemahlin wehe zu thun, welcher er in dieſem Stük nachzugeben ſich verbinden fühlte, ſezte er ſich in den Kopf, daß er unabhängig werden könnte, wenn er den Grafen auf die Seite ſchafte, und daß ſodann keiner einen Plaz einnehmen dürfte, wozu er ganz allein Recht hätte. Dieſen Plan hielt er eine zeitlang geheim, er theilte ihn ſodann der Königin mit, in der Vorſtellung, daß er ihr nicht misfallen werde; allein ſie, die ſo ſehr alle Hinrichtungen verabſcheute, und den Kön[illegible] eben ſo geſtimmt zu ſeyn vermuthete, wie er wenigſtens das Anſehen haben wollte, bezeigte ihrem Gemahl die äußerſte Entfernung von dieſer grauſamen Handlung, und verbot ihm ſogar, mit aller der Macht, die ſie über ihn hatte, weiter an dieſe Sache zu denken.

Der

Der König war um so viel mehr über diese Antwort bestürzt, da sein Ehrgeiz ihm aufs neue verblendete, und machte, daß er die ganze Wendung der Sache nicht auf die Rechnung des sanften Karakters und der Aufrichtigkeit seiner Gemahlin sezte. Im Gegentheil glaubte er, daß dies leicht ein Vorwand seyn könnte, ihn weiter keinen Theil an der Regierung nehmen zu lassen, und daß sie in dem Fall, wenn sie den Grafen wegschafte, sie genöthigt wäre, ihn mehr Ansehen zu geben, als sie eigentlich wünschte. Ohne weiter mit ihr über die Sache zu sprechen, verließ er ihr Zimmer, fest entschlossen, bei der ersten Gelegenheit sein Vorhaben auszuführen.

Da dies nicht füglich geschehen konnte, ohne daß nicht aufs neue eine gewisse Kälte zwischen beiden entstand, zeigte sich abermals ihre vorige gegenseitige Eintracht. Auf diese Art sah Graf Murray alle seine Absichten erfüllt, so wie er es schon langst gewünscht

hatte;

hatte; er verdoppelte auch dagegen, in Gegenwart der Königin, sein Bestreben, alle ihre Wünsche zu erfüllen, und stellte sich eifriger in ihrem Dienste, als jemals. Dies bestimmte sie, ihre Gnadenerweisungen zu verdoppeln, das gieng dem Könige so nahe, daß er seine Gemahlin in Edinburgh ließ, und nach Glasgow reißte, um kein Augenzeuge von ihrem Betragen zu seyn.

Dies war der Augenblik, den der Graf erwartete, um die niederträchtigste und schwärzeste Verrätherei zu begehen, von der man vielleicht nie vorher gehört hat. Er hatte sich bereits mit Bothwell ausgesöhnet, um ihn zu seinen Absichten zu gebrauchen; denn da er ihn als einen kühnen und unternehmenden Mann kennen gelernt hatte, sollte er nicht abermals Hindernisse bei seinen Planen ihm in den Weg legen, wie er das Leztemal gethan hatte. Dieser Bothwell, dem es gar nicht an Klugheit fehlte, hatte so viel Muth und Verwegenheit, daß er alles für

aus-

ausführbar hielt und sogar so dreust war, die Königin zu lieben. Da nun sein Aeusseres schlechterdings nicht so einladend war, Liebe einzuflössen, verbarg er sein Liebesfeuer vor den Augen der meisten, diejenigen aber die etwas weiter sahen, merkten sehr bald, daß sein eifriges Andrängen an die Königin von einer andern Ursache herkommen möchte, als von seiner tiefen Ehrfurcht. Murray war einer von den ersten, der dies gewahr ward, und suchte daraus Nuzzen zu ziehen, da er seinen ganzen Karakter genau kannte. Er stellte ihm die Unwürdigkeit der Heirath ihrer Monarchin vor; daß Heinrich ein junger Narr wäre, der eben so unfähig zur Regierung eines Reichs sey, als er sich zu dem Posten schikte, auf den er jezt stehe; daß die Königin sehr leicht zu bereden sey, ihn sich vom Halse zu schaffen, wenn die Sache so könnte vermittelt werden, daß es schien, als wenn sie nichts darum wüßte, daß seine Undankbarkeit ihn bei ihr verhaßt gemacht habe, daß sie ihn vor Verdrus beinah nicht sehen könnte;

und daß man ihr gewis einen sehr wichtigen Dienst leisten würde, wenn man ihn umbrächte. Um ihn noch mehr aufzumuntern sezte er hinzu, daß der König ein sehr grausamer Mann wäre, der nicht blos den Secretair der Königin vor ihren Augen hätte umbringen lassen, sondern nach seinem Plane mit ihr die nemliche Absicht gehabt, wenn sie sich nicht durchs Fenster gerettet hätte. Endlich beschloß er damit seine verführerische Beredung, um ihn ganz zu gewinnen, daß er hernach auch daran denken könnte, sich mit der Königin zu vermählen, welche genöthigt wären, sich einen Gemahl zu nehmen, der die Regierung verstünde, um die Unterthanen in ihrer Pflicht zu erhalten, daß sie ihm gewiß vor allen andern den Vorzug geben würde, in Rükſicht der Dienste, die er ihr erwiesen, und daß er selbst und alle von seiner Parthei, seinen Wunsch mit allen Kräften unterstüzzen würden, wodurch sie selbst gleichsam in die Nothwendigkeit würde gesezt werden, diese Parthie zu ergreifen, wenn

sie

ſie auch wirklich keine Luſt dazu hätte; allein die große Freundſchaft, die ſie für ihn äußerte, wäre ihm Bürge, daß ſein Wunſch nicht mehr weit vom Ziel entfernt wäre. Einige erzählen ſogar, daß Graf Murray ihm eine ſchriftliche Verſicherung gab, alles dies wirklich zu halten und zu erfüllen.

Dieſer Vorſchlag that eine ganz außerordentliche Wirkung auf Bothwell, der in einem ſo hohen Grad ehrgeizig und äußerſt verliebt in die Königen war, und nun mit einmal durch dieſen Streich beide Leidenſchaften befriedigen konnte. Ohne alſo vorher zu unterſuchen, wie das alles gehen könnte, oder was Murray hierbei eigentlich für Abſichten hätte, verſprach er augenbliklich mehr, als man eigentlich haben wollte. So bald der Graf Bothwell auf ſeiner Seite hatte, gehet er zur Königin und eröfnet ihr als ein groſſes Geheimniß, daß er entdekt zu haben vorgab, als wenn der König ſeine Vertrauteſten nach Glasgow berufen, um

Mit-

Mittel ausfindig zu machen, ihr die Administration des Reichs zu nehmen, mit der Erinnerung, daß wenn sie nicht bei guter Zeit die gehörigen Befehle ausstellte, sie sehr leicht mit einemmal überrascht werden könnte. Seine Absicht war, sie hierdurch zu bereden, einige Gewaltthätigkeiten gegen ihren Gemahl vorzunehmen, daß wenn Bothwell ihn bei diesen Unruhen umbrächte, man nicht zweifeln könnte, es wäre dies auf ihren Befehl geschehen.

Obgleich die Königin, die von der ganzen Verschwörung nichts wußte, nicht geradezu sein Vorhaben entdekken konnte, so wußte sie doch, daß er nichts mehr wünschte, als daß eine beständige Uneinigkeit zwischen ihr und ihrem Gemahl unterhalten werden möchte, und glaubte daher von der ganzen Sache nichts. Sie reiste sogar, als einige Zeit darauf der König in Glasgow krank ward, dorthin, und war, ungeachtet der vorhergehenden kalten Behandlung, immer um seine

Per-

Perſon und äuſſerte auch während der Krankheit die gröſste Unruhe und Betrübniß. Ueber dies Betragen der Königin wurden die Verſchwornen ſehr beſtürzt, da ſie ſahen, daß dieſe Liebkoſungen mit einemmal alle ihre Maasregeln zerſtörten, die ſie genommen hatten, ihr einen Mord ſchuld zu geben, den ſie eigentlich begehen wollten. Als er ſich in Glasgow nicht beſſern wollte, weil hier keine reine und geſunde Luft iſt, lies ſie ihn nach Edinburgh bringen, in das Haus des Stadtrichters, welches hoch und ganz nahe an der Stadtmauer liegt. Dies geſchah durch Vermittelung des Grafen von Murray, welcher vorſtellte, daß der königliche Pallaſt, wegen ſeiner Lage, keine geſunde Luft hätte, und daß der Herr von Borthun nirgends anders als in dieſem Hauſe des Stadtrichters ſeine Geſundheit wieder erhalten hätte. Noch einige Tage ſezte ſie ihre gewiſſenhafte Sorge immer fort, bei ihm ſich aufzuhalten, ihn faſt nie zu verlaſſen, und ihn mit eigner Hand alles zu reichen, was er verlangte.

Endlich waren alle Zubereitungen zum Trauerſpiel fertig. Um allen Verdacht von ſich abzumälzen, nahm Graf Murray von der Königin Urlaub, den Tag vor der Nacht, an dem die Mordthat begangen werden ſollte, um ſeine Gemahlin zu beſuchen, die ſich krank ſtellte. Ja er konnte ſich noch vor ſeiner Abreiſe nicht enthalten dem Lord Herreis zu ſagen, daß der König in derſelben Nacht wohl ſterben könnte; eben dies wiederholte er noch einigemal in dem Schif, womit er über den einen Arm des Meers ſezte, um von Edinburgh nach ſeinem Beſtimmungsort zu kommen. Herreis nahm hernach in der Stadt York vor den Deputirten der Königin von England ſeine Parthie, woraus man ohngefähr ſehen kann, ob er an dieſem Mord ſo ganz unſchuldig nicht ſeyn möchte, als Buchanan behauptet, der in ſeinem Sold ſtand, und dem er verſprochen hatte, ihn zum Patriarchen über die Reformirten in Scotland zu machen, wenn er die Herrſchaft bekäme.

Um den Faden unſerer Geſchichte wieder anzuknüpfen, müſſen wir da fortfahren, wo wir ſtehen geblieben waren. Nach Murrays Abreiſe, beſuchte die Königin ihren Gemahl und blieb bei ihm bis um Mitternacht. Indeſſen ſchafften Bothwells und Mortons Leute verſchiedene mit Pulver angefüllte Fäſſer in einen Keller, welcher ſich gerade unter dem Zimmer des Königs befand. Mitternacht iſt vorbei, die Königin gehet nach Hauſe, indem ſie ein nah gelegenes Haus bezogen hatte, weil in der Wohnung des Stadtrichters für alle beide nicht hinreichender Plaz war. Unterwegens begegnet ſie einem von Bothwells Leuten, und ſagt zu ihm in Gegenwart mehrerer Perſonen, daß ſie recht ſtark Schieſspulver rieche.

Nachdem ſie ſich zu Bette gelegt hatte, gehen Bothwell, Morton und fünf bis ſechs andere in des Königs Zimmer, wo ſie weiter niemanden, als einen Kammerdiener neben ihm ſchlafend zu Bette finden; ſie werfen ſich auf

beide und ſtranguliren ſie, ohne ihnen Zeit zum Schreien zu laſſen. Sogleich verlaſſen ſie das Zimmer, kommen wieder in die Stadt durch eine kleine verborgene Thüre, welche ſie den Tag vorher blos in dieſer Abſicht durch die Mauer hatten machen laſſen, ſo daß, als man ſie den andern Morgen in der Stadt ſah, wo ſie ſchon den Abend vorher geweſen waren, man nicht den geringſten Verdacht hatte, als wenn ſie Theil am Mord haben könnten. Nach Verlauf von zwei Stunden, nachdem ſie ſich weggegeben hatten, entzündete ſich das Pulver vermittelſt einer dorthin geleiteten Lunte, ſprengte das Haus in die Luft und zerſchmetterte auch zugleich ein groſſes Stük von der Mauer. Die Königin erwachte durch dies Geräuſch und bezeugte durch ein groſſes Erſtaunen, ſowohl ihre Unkunde von dem, was geſchehen war, als auch ihre Furcht, was daraus noch entſtehen könnte. Lange befand ſie ſich in dieſer Lage, weil man ihr erſt ſpäterhin die ganze traurige Geſchichte meldete. Kaum hatte ſie das Unglük erfahren, als ihre

Thrä-

Thränen und ihre ungeheuchelte Betrübnis nur zu sehr alle Verläumdungen zu Schanden machten, welche ihre Feinde gegen sie, seit diesem Vorfall, ausgestreuet hatten.

Den andern Morgen kam ein Courier von Seiten des Erzbischofs von Glasgow, damaligen scotländischen Gesandten an, den dieser Prälat von Marseille, wo sich damals der Hof aufhielt, hatte abgehen lassen, um der Königin Nachricht zu geben, ohne die Urheber namentlich zu nennen, daß eine grosse Verschwörung gegen sie, oder gegen ihren Gemahl, oder gegen ihren Sohn im Werke wäre.

Indessen hatte sich die Nachricht von diesem Vorfalle in der ganzen Stadt verbreitet, ein Jeder urtheilte davon verschieden, nach seiner Denkungsart und Vorstellung. Diejenigen, welche ohne auf irgend eine Art mit diesen Rebellen in Verbindung zu stehen, einiges Licht darüber hatten, errieth-

richten die wahren Urheber; aber andre wieder, von der Gegenparthei bestellt, breiteten falsche Gerüchte aus, als wenn die Königin diesen Mord durch Bothwell habe verrichten lassen, in den sie sich verliebt habe, und mit dem sie sich vermählen wollte, um welchen Preis dies auch geschehen sollte. Sie auf ihrer Seite wußte von dem allen nichts, und war nur darauf bedacht, die wahren Urheber zu entdekken. Sie gab deshalb dem Grafen d'Argyll, Groskanzler des Königreichs, den Auftrag, und befahl ihm alle Nachbarn in der Gegend der Probstei auf die Tortur legen zu lassen, um von ihnen zu erfahren, wer ein- und ausgegangen sey. Allein sie fand dabei wenig ihre Rechnung, dieser Herr gehörte mit zu den Verschwornen, anstatt also, seinem Befehle gemäs, die Sache untersuchen zu lassen, unterdrukte er vielmehr alle Beweise, welche sich noch fanden.

Damit die Verschwornen die Scenen ihrer Tragedie nach ihrem entworfenen Plane

Plane auf einander konnten folgen lassen, schlugen sie Pasquille in der Stadt an, worin die Königin und Bothwell beschuldigt wurden, daß sie Anstifter des Todes des Königs wären. Ihre Absicht war, die Königin zu einem gemeinschaftlichen Interesse mit Bothwell zu verbinden, daß sie ihre Rechtfertigung mit der eines Mannes vereinigen sollte, dem man leicht ein Verbrechen dieser Art überführen konnte.

Da Maria bei der ganzen Sache hintergangen war, und Bothwell nicht für schuldig hielt, so glaubte sie, daß das beste Mittel wäre, alle diese Gerüchte für falsch zu erklären, wenn sie ihn den Händen der Gerechtigkeit überlieferte. Dann war er auf der einen Seite genöthigt, sich in der besten Form zu rechtfertigen, und auf der Andern zu zeigen, daß sein Gewissen ihm keine Vorwürfe mache, und sie verfuhr mit einem Manne nach dem strengsten Recht, den man so leicht überführen konnte, wenn er wirklich straf-

ſtrafbar war. Dieſer Streich, woran ihre Aufrichtigkeit blos Antheil hatte, konnte mit einemmale alle Politik, oder vielmehr die ganze Bosheit der Verſchwornen zerſtören. Denn nicht blos der Vater des Königs hatte ſich als Ankläger eingefunden, ſondern er brachte auch noch mehrere Zeugen vor Gericht, welche den Bothwell dieſe Ermordung Schuld gaben; ſo daß er beinahe gezwungen war, alles zu entdekken, um durch die Vermehrung der Mitverſchwornen ſich ſelbſt eine Erleichterung zu verſchaffen. Weil aber die Angeſehenſten des Reichs in dieſe Verſchwörung verwikelt waren, war es nicht ſchwer, bei dieſen mißlichen Umſtänden Rath zu ſchaffen. Sie machten daher, daß die Kommiſſion, welche Bothwells Prozeß führen ſollte, andern Richtern übergeben ward, welche mit zu ihrem Komplot gehörten und ließen eine Anzahl Truppen an dem Tage in die Stadt rüken, als die Abhörung der Zeugen vorgenommen werden ſollte; ſo daß der Vater des Königs, dem man ſchon

ins

insgeheim gedrohet hatte, als er sah, daß sein Leben in Gefahr war, den Ort verlies, wo das Verhör gehalten werden sollte, eben dies thaten auch die andern Zeugen, das ganze Zeugenverhör unterblieb daher, Bothwell ward freigesprochen, und am Mord des Königs für unschuldig erklärt. Im Vorbeigehen ist zu bemerken, daß diese Richter die nemlichen waren, welche hernach nach England giengen und Marien anklagten, daß sie ihren König durch Bothwell habe umbringen lassen.

So stand die Lage der Umstände, daß also die Meisten, weil sie die Absicht der ganzen Sache nicht wusten, vor der Entwikkelung des Stüks, sehr unschlüßig waren, was sie davon denken sollten. Als Murray, der den grösten Nuzzen davon zu ziehen hofte, sah, daß er diesmal ein verstektes Spiel spielen müßte, stellte er sich, als wenn er eine Reise nach Frankreich zu machen genöthigt wäre, und nachdem er seinen Verbundenen die nöthigen Anweisun-

weiſungen zurük gelaßen hatte, bat er bei der Königin um Urlaub zu dieſer Reiſe. Aber noch vor ſeiner Abreiſe ſtellte er ihr vor, daß ſie nie die Unruhen ihres Reichs ſtillen würde, wenn ſie nicht einen zur Regierung fähigen Gemahl hätte. Nachdem er ihr auf mancherlei Art dieſen Vorſchlag recht ſchmakhaft gemacht hatte, ſtellte er ihr vor, daß ſie ja nicht an einen Ausländer denken möchte, an deſſen Herrſchaft ſich die Scotländer nie würden gewöhnen können. Zum Beweiſe führte er ihre eigene Mutter an, welche während ihrer Regierung ſo viele Unruhen erlebt habe und deren erſten Gemahl, Franz II., man nie für einen König habe erkennen wollen. Wenn ihr aber einer von Adel aus ihrem Reiche gefiele, und ſie könnte darinn nach ihrer eigenen Neigung wählen, verſprächе er ihr von ſeiner Seite mit einem Eide, daß er den ganzen Adel dahin bringen wollte, ihn als König zu erkennen, und ihm mit aller Treue zu gehorchen.

Als er darauf nach Frankreich gereißt war, kamen seine Anhänger immer wieder auf den Punkt zu sprechen, und nachdem sie sich lange gedreht und gewendet hatten, schlugen sie endlich der Königin Bothwell zum Gemahl vor. Sie gaben diesem Herrn sämmtlich das nemliche Zeugnis, daß er alle grosse Eigenschaften, Tapferkeit, Bravheit, Edelmuth in sich vereinigte und von dem ganzen Adel geschäzt würde. Von dieser Zeit ist er selbst auf nichts mehr bedacht, als sich seinem Ziele näher zu bringen, oder wenn ich es ganz eigentlich sagen soll, seinen Untergang zu beschleunigen; er verdoppelt mit der größten Aufmerksamkeit seine Ehrfurcht und Unterwürfigkeit bei der Königin und versichert sie jeden Augenblik einer Treue, wovon sie sich selbst überzeugen konnte, da sie dieselbe bereits erfahren hatte. Dies versezte sie in die fürchterlichste Unruhe. Auf der einen Seite sah sie zu gut ein, daß die Ungleichheit ihrer ersten Ehe alle Fürsten Europens, so viel sie deren um Rath gefragt, mißbilligten,

daß

daß ſie ſich dadurch die Geringſchäzung ihrer Unterthanen zugezogen, und die ganze Welt in Erſtaunen darüber geſezt habe; ſie ſah ein, daß die jezige Parthie, die man ihr verſchlug, noch mehr unter ihrem Stande ſey, die alſo ſicher die nemlichen Wirkungen auf eine weit andere Art hervorbringen, und den Verdacht Vieler noch mehr beſtärken würde, welche den Verläumdungen ihrer Feinde Glauben beimaſſen, als wenn ſie an der Ermordung ihres Gemahls Schuld hätte. Auf der andern Seite wußte ſie wieder nicht, wie ſie den unaufhörlichen Zuſezungen derer ausweichen ſollte, von denen ſie ſchon öfters zu ihrem eigenen Schaden erfahren hatte, daß ſie ihren Rath beinah nothwendig befolgen mußte. Man denke ſich eine junge Königin von zwei und zwanzig Jahren, ohne Erfahrung, von allen Seiten mit Rezzern, Partheien Verräthern und rebelliſchen Unterthanen umgeben: ſo wird man ſehr leicht, ohne ihr Mangel an Klugheit Schuld zu geben, ihr die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß ihr

ganzes Leben, seitdem sie Frankreich verlassen, weiter nichts gewesen, als eine immerwährende Folge bedenklicher Augenblikke, wo man weiter keine andere Freiheit hat, als blos die Art zu wählen, wie man sich zu Grunde richten will. Um sich daher mit einemmale von einer Sache loszumachen, wobei sie sich so viele Einwendungen machte, ohne doch den Grafen aufzubringen, wie vor einiger Zeit geschehen war, glaubte sie ganz gewiß vor allen Zudringlichkeiten und Vorwürfen sicher zu seyn, wenn sie die Antwort gäbe: daß sie sich unmöglich zu einer Ehe mit einem Mann entschließen könnte, der bereits verheirathet sey.

Allein, anstatt daß sie damit aus der Sache herauskam, war es diese im Gegentheil, welche sie zu Grunde richtete; denn die Verschwornen gaben ihr darauf zur Antwort, daß es etwas leichtes sey, Bothwells Ehe zu trennen, weil so viele Sachen dabei zusammen träfen, welche die Ungültigkeit derselben erwiesen; sie näh-

nähmen daher ihre Antwort für weiter nichts als eine Einwilligung an, in dem Fall, wenn die Ehescheidung wirklich erfolgte; sie mußten auf die Art verfahren, wenn sie ihren Zwek erreichen wollten. So bald den Richtern, denen die Ehescheidung übertragen ward, die Sache von einer sehr günstigen Seite vorgestellt wurde, erlangten sie ohne viele Umstände das, warum sie nachsuchten. Auf die Art ward Bothwells Ehe getrennt und er zugleich von den Ständen zum Fürsten von Orcade ernannt. Und damit alles auf einmal zu Stande kommen möchte, entwarfen die Verschwornen in dem nemlichen Augenblik einen Ehekontrakt zwischen der Königin und ihm, welchen viele Große des Reichs unterzeichneten. Bothwell durch alle diese Umstände nur noch dreuster gemacht, schien gleichsam die Königin um Vollziehung der Ehe mahnen zu wollen, indem er sich einbildete, sie hätte ihm schon das Jawort gegeben, da sie den Einwurf gemacht, er wäre ja verheirathet; allein sie hatte diesen Grund blos deshalb angegr-

gegeben, weil sie glaubte, er würde dies Hindernis nicht wegschaffen können; es war also im Grunde das nemliche, als wenn sie gesagt hätte, daß sie nie darein willigen würde; sie mußte daher, weil dieser Einwand wirklich gehoben war, auf andere Mittel bedacht seyn, sich von den unaufhörlichen Zudringlichkeiten loszumachen. Bald machte sie ihm die Einwendung, daß seine Ehescheidung nicht nach allen Formalitäten geschehen sey, bald daß man erst warten müßte, was ihre Oheims, die Guisen, dazu sagten, denen sie den Fall gemeldet und sie um ihre Meinung gebeten hätte. Hieraus schloß Bothwell, daß er wohl nicht anders als mit Gewalt zu seinem Zwekke kommen würde und er entschloß sich dazu um desto leichter, weil er sah, daß er so gut unterstüzt ward.

Nachdem Bothwell den von den Verschwornen unterzeichneten Ehekontract an sich genommen, erschien er mit einemmal, gerade an dem Tage als die Königin von

Ster-

Sterling zurük kam, wo ſie den Prinzen ihren Sohn beſucht hatte, mit vielen bewaffneten Männern, hebt ſie auf und bringt ſie aufs Schloß Dombar. Dieſe Verwegenheit und dieſer Uebermuth brachte die Königin zu dem hohen Grad von Zorn, den man ſich kaum vorſtellen kann. Sie wußte nicht, welches gröſſer wäre, entweder die Kühnheit Bothwells ſich auf die Art an ſeiner Königin zu vergehen, ein Verbrechen, das ſelbſt gegen jede Privatperſon höchſt ſtrafbar iſt, oder ihr eigenes Unglük, welches ihr nicht erlaubte, ſich ein Rettungsmittel gegen ihr widriges Geſchik auch nur blos zu denken. Nachdem Bothwell ihr einige Zeit zu ihrer gerechten Betrübnis gelaſſen hatte, wirft er ſich ihr zu Füßen, umfaßt ihre Knie und bittet ſie in dieſer demüthigen Stellung um Vergebung, wegen einer Gewaltthätigkeit, wozu blos ſeine Liebe ihn genöthigt hätte. Er ſtellt ihr vor, daß nachdem er geſehen, daß ſeine Thränen, ſeine Bitten, alle Bemühungen ſeiner Freunde und ſelbſt der Rath der Groſſen, kurz, daß

alles

alles vergebene gewesen wäre, sie zu gewinnen und zu bewegen, er sich endlich zu dieser Ausgelassenheit entschlossen hätte, wodurch er im Grunde weiter nichts bewirken könnte, als ihr seine Leidenschaft ganz im Uebermaas zu zeigen, sie behielte dabei noch immer die nemliche Freiheit und sie könnte mit seinem Blut das ganze Verbrechen abwaschen, wenn sie diese Handlung für so strafwürdig halte. Wenn sie aber die Folgen eines Uebermaases der Liebe ihm nicht gar zu übel nehmen wollte, wie dies jüngst der Fall beim Grafen d'Arlay gewesen wäre, der ebenfalls, wie er, ihr Unterthan sey, so könnte er sie versichern, daß sie einen Mann vor sich sähe, der den lezten Tropfen des Bluts, das sie ihm jezt schenkte, dazu anwenden würde, sie in einem Reiche unabhängig zu machen, wo die Rebellion ihrer Unterthanen, ihr nur immer eine sehr eingeschränkte Macht lassen könnte. Sie dürfte in keinem Stük in Sorgen stehen, weil seine Erhebung vom Adel gebilligt sey, welches bei Heinrichen nicht geschehen; und zugleich

gleich überreichte er ihr den Ehekontrakt, der von allen Grossen unterzeichnet war, um sie völlig zu überführen, daß er weiter nichts als Wahrheit behaupte. Maria die schon durch das Betragen des Grafen in kein geringes Erstaunen gesezt war, ward es noch mehr, da sie unter dem Kontracte die Namen aller derer fand, die sie gebrauchen wollte, den Uebermuth des Grafen zu bestrafen.

Sie wußte daher nicht, was sie unter diesen Umständen thun sollte; denn sie mochte auch eine Parthei ergreifen, welche sie immer wollte, so stand entweder ihre Ehre, oder ihr Leben, oder wohl beides in Gefahr. Sie glaubte daher, daß sie vielleicht mit der Zeit einen Mittelweg zwischen beiden Extremitäten finden würde und in dieser Voraussezung gab sie ihm zur Antwort: weil die Grossen sich für die Sache so interessirten, wollte sie sich mit ihm vermählen, sobald er sie wieder in Freiheit gesezt hätte, sonst könnte man sagen, sie wäre mit dem Messer an der Kehle ge-

zwun-

gezungen werden. Seine erſte Ehe müßte auch vorher völlig getrennt ſeyn, damit man nicht ſagen könnte, er hätte zwei Weiber.

Dieſe Erklärung gab dem Grafen neues Leben und neue Fröhlichkeit. Er befolgte alſo der Königin Befehl, ob gleich ihre Freiheit nur blos dem Scheine nach eine war, ſobald ſie nach Edinburgh zurükkehrte. An dem Tage ihrer Hinreiſe gab er den Verſchworenen davon Nachricht, damit ſie ſich in recht ſtarker Anzahl verſammlen möchten. Sein Wunſch ward erfüllt, die Königin veränderte zwar den Ort, aber nicht ihre Lage; ſie war in der Hauptſtadt ihres Reichs eine Gefangene, ſah dort den ganzen Adel verſammlet, der ſich verſchworen hatte, ihr ihre Ehre zu rauben. Der Biſchof von Orcades, der mit zu den Verſchworenen gehörte, hatte ein Zeugniß ausgeſtellt, daß beide Heirathen des Bothwells mit allen Formalitäten wären für null und nichtig erklärt worden, die arme Königin konnte daher nichts weiter machen, weil hier

Gewalt gebraucht wurde, der ſie nichts entgegen ſezzen konnte. Das Aufgebot geſchah bei einer ſtillen Meſſe und das Vermählungsfeſt ward ohne alle Feierlichkeiten begangen. Der franzöſiſche Abgeſandte wollte dabei nicht zugegen ſeyn, ob er gleich vom Bothwell ſelbſt dazu war eingeladen worden.

Kaum war ein Monat nach der Vermählung verfloſſen, als von den Partheien gewiſſe fliegende Blätter überall verbreitet wurden, ohngeſehr des Inhalts: daß Bothwell den König ermordet, darauf die Königin entführt habe, und ſich jezt des kleinen Prinzen bemächtigen wollte, um ihn auch ums Leben zu bringen. Diejenigen, welche von dem ganzen Zuſammenhange der Sache nichts wußten, ergriffen die Waffen und erſchienen zu Felde, unter der Anführung des Grafen von Morton, um, wie ſie ſagten, die Königin von der Tirannei des Bothwell zu befreien, obgleich Graf Morton und die andern Anführer den Ehekontract unterzeichnet hatten.

Both-

Bothwell, der entſchloſſen und tapfer war, wach alſo, ſo viel er nur werben konnte, und da alles im Namen der Königin geſchah, dauerte es nicht lange, ſo ſtellte er eine Armee ins Feld, die weit zahlreicher war, als den Rebellen ihre. Da es ihm etwas leichtes geweſen wäre, ihre Verrätherei zu entdekken, indem er nur bekannt machen durfte, daß er auf ihren Befehl und in ihrer Geſellſchaft den Königsmord begangen, ſo ſchwieg er doch diesmal, weil er wohl wuſte, daß die Königin ihn nicht länger bei ſich dulden würde, wenn ſie einmal erführe, daß er wirklich in dieſem Stük ſchuldig wäre, und nahm ſeine Zuflucht zu den Waffen, um ſich an dieſen Treuloſen zu rächen.

Allem Anſchein nach behielt die Armee der Königin, da ſie ſich ſelbſt an der Spize ihrer Truppen zeigte, die Oberhand, ſo bald es zum Gefecht kam, welches bald bei Muſſleburgh geſchehen wäre, wo beide Heere ganz nahe ſtanden. Allein die Verſchwornen wollten ſich nicht gern

auf

auf den Ausschlag der Waffen verlassen, und lieber bei dieser Gelegenheit zu Betrügereien und List ihre Zuflucht nehmen, so wie sie dies gewöhnlich thaten. Sie schrien so laut, daß man es in dem königlichen Lager hören konnte, sie wollten als getreue Unterthanen mit ihrer Königin nicht Krieg führen, aber sie verlangten Bothwell, den Mörder ihres Königs, den Entführer ihrer Königin, der den kleinen Prinzen in Verwahrung habe, um ihn eben so, als seinen Vater behandeln zu können. Sie schikten den Baron de la Grange als Deputirten an die Königin, zu dem sie, wie sie wußten, ein gewisses Zutrauen hatte, um sie unterthänigst zu bitten, sie möchte ja ihr Interesse von dem Interesse eines Unwürdigen, Verworfenen trennen, der sie entehrt hätte. Einige sagen, er habe ihr gewisse Schriften vorgezeigt, woraus sie unwiderlegbar sehen konnte, daß Bothwell am Morde Heinrichs Schuld sey. Hierzu kamen noch andere Beweise, welche durch die Kunstgriffe der Rebellen ihr waren hinterbracht wor-

werden, welche ſtets ihre Spione bis ins Kabinet hatten, wodurch ſie immer mehr zu glauben anfieng, daß er wirklich dies Verbrechen begangen haben möchte.

Von dieſem Augenblikke hatte ſie vor ihm einen gewiſſen Abſcheu, und da ſie überdies ihren Feinden nicht Gelegenheit geben wollte, über ſie zu ſchreien, verbot ſie ihm, ihr nicht wieder unter die Augen zu kommen; er that dies, verlies ihr Zimmer, davon in der Folge noch mehr geſagt werden ſoll. Der Baron gieng dabei ganz ehrlich zu Werke, indem er nicht wußte, daß man ihn zum Unterhändler eines Kanaillenſtreichs brauchen wollte, er bezeugte daher der Königin, wenn es ihr gefällig wäre zur Armee zu gehen, würde ſie finden, daß man ſie mit Freuden aufnehmen würde, durch welchen Schritt ſie die Ruhe ohne Blutvergießen wieder herſtellen könnte. Die Verſtändigſten und Weitſehenſten von ihrem Gefolge widerriethen es ihr geradzu mit vielen Gründen, indem ſie ihr vorſtellten, daß ſie

nun

nur leider! zu oft die Treuloſigkeit der Anführer erfahren hätte, als daß ſie ſich jezt der Willkühr derſelben überlaſſen könnte, gerade in dem Augenblikke, da ſie die Macht in Händen hätte, ſie wegen aller begangenen Verrätherein zu beſtrafen, ſie möchte nur das Signal zur Schlacht geben, ſo würden ihre Truppen, die nie die Abſicht gehabt, gegen ſie zu ſtreiten, ihre Feinde, an Händen und Füſſen gebunden, zu ihr bringen. Dieſer Rath war ſehr weiſe und vernünftig, ja man kann ſagen, daß dies die einzige Gelegenheit war, wodurch das Glük dieſer Königin den Einzug zu ihrer Errettung zeigte, allein ſie verſchloß ihn ſelbſt zu ihrem größten Nachtheil. Die natürliche Leutſeligkeit der Königin, welche zu ihrem eigenen Untergange wirkte, verbunden mit der Bosheit der Gegenpartei, flößte ihr eine gewiſſe zärtliche Empfindung ein, vermiſcht mit einer Beſorgnis, das Blut ſo vieler Leute zu vergießen, welche unſchuldig anderer Treuloſigkeit bezahlen ſollten. Dieſe Vorſtellung beſtimmte ſie, zu der andern

dern Armee zu gehen, in der gewiſſen Ueberzeugung, daß ſie alle Anführer im Augenblicke gewinnen würde.

Allein kaum ſahen die Verräther ihre Königin im Lager, als ſie ſich derſelben bemächtigten. Sie waren hocherfreut, daß ſie auf die Art alle ihre Wünſche erfüllt ſahen; nemlich, die Königin befand ſich jezt in ihrer Gewalt, und Bothwell war auf der Flucht begriffen, der dadurch ein Geſtändnis ſeines Verbrechens ablegte, deſſen man ihm beſchuldigen wollte. Nachdem ſie ihr zwei Fahnen vorgezeigt hatten, worauf der ermordete König abgemahlt war, und deſſen Sohn zu ſeinen Füſſen, wie er den Himmel um Rache anrief, brachten ſie ſie im Triumph nach Edinburgh, wo ſie ſo mit Staub und Schweis bedekt ankam, daß man hätte denken ſollen, ſie wäre in Koth gefallen. Sie brachten ſie nicht etwan in den königlichen Pallaſt, im Gegentheil, ſie nahmen dort erſt alles weg, plünderten alles rein aus und ſtahlen die koſt-

kostbarsten Mobilen, und gaben ihr das nemliche Haus zur Wohnung, wo ihr Gemahl war getödtet worden. Sie brachte die Nacht in dem elendesten Zustande zu, ohne daß man ihr erlauben wollte, daß eine von ihren Hofdamen, oder auch nur Kammerjungfern zu ihr kommen durfte. Den andern Morgen sezten sie die Königin auf ein schlechtes Pferd, welches sie zufälliger Weise auf einer Wiese bei dem Schloß Lochlenin fanden, welches dem Sohne der Mutter des Grafen Murray gehörte.

Da sie sich selbst ebenfalls auf dem Schloß befand, kostete es ihr wenig Mühe, nach dem bekannten so lange tief eingewurzelten Haß gegen sie, nach der Absicht der Rebellen, sie recht schlecht zu behandeln. Tausend Unanständigkeiten und üble Behandlungen mußte die arme Königin bei ihr ausstehen, indem sie ihr unter andern sagte: daß sie die Krone dem Grafen Murray, ihrem Sohne, weggenommen habe, dem sie von Rechtswegen zugehöre.

gehöre, weil sie die rechtmäßige Gemahlin Jakobs des Fünften gewesen, bei dem Maria Guise, ihre Mutter, blos die Stelle einer Koncubine vertreten hätte. Sie wählten gern diesen Ort zu ihrem Aufenthalte, weil dieses Schloß in einem See lag, der sechs Meilen im Umkreis hatte; sie war daher völlig in ihrer Gewalt, ohne daß Jemand mit ihr sprechen konnte, weil dies ihren Absichten gemäs war, indem der französische Gesandte, der doch auf die dringendste Art bat, mit ihr sprechen zu können, dazu keine Erlaubnis erhielt. Nicht besser kann man sich von der Strenge einen Begrif machen, mit der die Königin in ihrem Gefängniß behandelt ward, als wenn man zwei Briefe lieset, welche Maria an Katharinen von Medicis schrieb.

„Madam, ich habe ihren Brief erhalten, worinn sie mich über meine bejammernswürdige Lage trösten, der Ueberbringer ist ins Gefängniß gesezt worden,

und

und befindet ſich noch darin. Ich danke Ihnen ganz gehorſamſt für Ihre Dienſtanerbiethungen, mein unglükliches Schikſal ſezt mich auſſer Stand, Ihnen etwas anders als meinen guten Willen zu verſichern, den ich Ihnen jederzeit bewieſen habe. Es hat mir unendliche Mühe gekoſtet, dieſen Boten abſchikken zu können, um Ihnen mein Elend wiſſen zu laſſen, und Sie gehorſamſt um Ihr Mitleid anzuflehen. Vornemlich da der Herr von Murray mir als ein Geheimniß entdekt hat, daß einer von den Friedensartikeln, den der König, Ihr Sohn, mit den Rebellen ſeines Königreichs geſchloſſen, auch der ſey, daß er mich ganz meinem Unglük überlaſſen ſollte. Verſchiedene Franzoſen ſagen es ſogar ganz laut, daß der Prinz Conde, und der Admiral ihnen geſchrieben hätten, daß auſſer ſolchen Bedingungen gar kein Vergleich ſtatt finden könnte. Allein alles dies kann ich gar nicht glauben, und ich will nächſt Gott meine Hoffnung ganz

auf

auf Sie Beide ſezzen. Auf den Ueberbringer Dieſes können Sie ſich, ſo wie auf mich, ganz verlaſſen; denn ich darf nichts weiter ſchreiben, als daß ich Gott bitte, Sie in ſeinen heiligen Schuz zu nehmen. Aus meinem Gefängniß den lezten Merz. Ihre ganz ergebenſte und gehorſamſte Dienerin, Maria." Auf dem Briefe ſtand: „An die Königin von Frankreich, meine geliebte Frau Schwiegermutter."

Der andere war beinahe von gleichem Innhalte:

„Madam, ich ſchreibe in dem nemlichen Augenblik, als der König, Ihr Sohn, mir durch Ueberbringern Dieſes einen Brief ſchikt, der Ihnen alles ſagen wird; denn ich werde ſo genau von meinen Wachen beobachtet, daß mir keine andere Zeit zum Schreiben übrig bleibt, als wenn ſie eſſen, oder noch beſſer, wenn

ſie

ſie ſchlafen, alsdenn pflege ich wieder auf-
zuſtehen, wenn endlich die Mädchens eben-
falls eingeſchlafen ſind, die bei mir ſchlafen.
Ueberbringer Dieſes wird Ihnen von mei-
ner ganzen Lage die nöthige Auskunft ge-
ben, belohnen Sie ihn nach Gefallen,
wenn Sie mich lieben, zugleich mit denen,
die er Ihnen vorſtellen wird. Ich bitte
Sie alle Beide, ſich meiner zu erbarmen,
denn wenn Sie zu meiner Befreiung keine
Gewalt gebrauchen, werde ich ſicher nie
aus meinem Gefängniß kommen. Schik-
ken Sie nur Truppen nach Scotland,
und alle werden ſich gegen Murray und
Morton empören, ſobald ſie ſehen, daß
Sie ſich die Sache angelegen ſeyn laſ-
ſen. Trauen Sie in allen Stükken dem
Ueberbringer. Ich bitte Gott, daß er
Sie mit ſeiner Gnade überhäufe, und
wünſche Ihnen jede Glükſeligkeit. Ge-
ſchrieben in meinem Gefängniß, den er-
ſten Mai ꝛc.“ Das übrige war eben ſo
wie beim erſten Briefe.

Jedem

Jedem, der hierüber seine Bemerkungen macht, wird es auffallend seyn, daß eine Königin so schreiben konnte; und noch dazu eine Königin, die nicht blos eine von den ersten Kronen in der Welt trug, sondern die auch die nächste Erbin von drei Sceptern auf einmal war. Anstatt aber, daß die strenge Behandlung, welche sie nöthigte eine ihrem hohen Range so unwürdige Sprache zu führen, diese Barbaren erweicht hätte, hielten sie sogar Rath, was sie noch weiter mit ihr machen wollten. Einige trieben die Grausamkeit so weit, daß sie in Vorschlag brachten, man sollte die Königin an ihrem Betthalter stranguliren, und dann das Gerücht verbreiten, sie habe sich selbst umgebracht, aus Furcht man möchte sie durch des Henkers Hand sterben lassen, wodurch den ihr Verbrechen völlig erwiesen seyn würde. Andere, die sich auf Politik gelegt hatten, besorgten, daß diese Barbarei sie der Wuth des Pöbels aussezzen könnte, und sie meinten, daß es am besten wäre hierin nichts eher vorzuneh-

men

men als bis Murray zurükgekommen wäre. Denn da er der erste Anstifter von allem war, was bis jezt vorgegangen, vermutheten sie, da sich Verräther gewöhnlich auf einander selbst nicht verlassen können, daß, wenn sie die Königin umbringen wollten, Murray ihnen dies sehr übel nehmen würde; ja er würde sie deshalb sicher zur Verantwortung und Strafe ziehen, damit er von sich das Abscheuliche einer so schändlichen Handlung entferne, um den Nuzzen, den er von ihrem Tode ziehen könnte, desto ruhiger und ungestrafter zu geniessen, nemlich die Administration des Reichs, während der Minderjährigkeit des Prinzen, zu verwalten. Er war jezt noch in Frankreich, wo der König, die Königin und die Guisen ihm tausend Schmeicheleien und Liebkosungen machten, um ihn dahin zu bewegen, Marien nüzliche Dienste zu leisten, indem sie nicht wußten, daß er ihr gröster Feind war, und daß er sogar mit dem Admiral die Mittel aussönne, die sie sich bedienen wollten, um in diesen unruhigen Zeiten die Krone an sich zu reissen.

Im-

Indeſſen hatte er von Zeit zu Zeit von dem engliſchen Abgeſandten alles erfahren, was in ſeiner Abweſenheit vorgefallen war, an dem Eliſabeth ſogleich einen eigenen Courier abgeſchikt hatte, um dem Murray in ihrem Namen zu befehlen, daß er ſo ſchnell als möglich nach Scotland zurükkehren ſollte, welcher der Königin von England zur Antwort gegeben, daß ehe die Königin nicht aus dem Wege geſchaft ſey, er keinen Fuß ins Land ſezzen würde. Allein Graf Morton und die andern Verſchworenen wollten ſich nicht mit einem ſo gräßlichen Verbrechen beflekken, wodurch ſie ſich nothwendig den Haß des ganzen Volks zuzlehen müßten. Daher glaubten ſie ein ander Mittel ausfindig gemacht zu haben, Murray zufrieden zu ſtellen, indem ſie ſeine Ankunft erwarteten. Sie verfertigten eine Akte, worin die Königin ſich der Krone begab, zum Beſten ihres Sohnes, unter der Regentſchaft des Grafen von Murray, und ſie überreichten ihr dieſelbe zur Unterzeichnung; allein ſie antwortete mit ſehr

groſſer

grosser Standhaftigkeit, daß sie dies gerade nie thun würde, daß sie ihre Krone ihr ganzes Leben behalten und keins ohne das andere verlieren wollte. Da Elisabeth diese Antwort schon wußte, arbeitete sie, unter dem Scheine einer verstellten Freundschaft, an ihrem völligen Untergang; sie schikte ihr einen außerordentlichen Abgesandten, der ihr, als gute Freundin, so nannte sie sich, rathen mußte, sie möchte ja diese Akte unterzeichnen, die ihr nicht zu dem geringsten Nachtheile gereichen könnte, im Gegentheil, wenn sie halsstarrig auf ihrem Sinn beständе, sezte sie ihr Leben in Gefahr. Einen Augenblik darauf, nachdem sie von Elisabeth diese Nachricht erhalten, trat Milord Lindsay in ihr Zimmer, einer der gröbsten und stolzesten Menschen seines Jahrhunderts, und überreichte ihr, ohne ihr im geringsten den Respect zu geben, den der Unterthan seiner Monarchin schuldig ist, ganz unerwartet die bewußte Akte, mit dem Andeuten, daß wenn sie solche nicht sogleich unterzeichnete, man beschlossen habe, sie durch

andere

andere Mittel dazu zu nöthigen. Umſonſt ſtellte ſie vor, daß der Reichsadel nicht das geringſte Recht hätte, ſie zu dieſer Abtretung zu zwingen, daß Murray die Regierung ſich anmaßen wollte, und daß ihr Sohn noch nicht zur Regierung fähig wäre, weil er noch nicht ein Jahr alt ſey. Lindſay ließ ihr nicht einmal ſo viel Zeit, daß ſie das zu Ende bringen konnte, was ſie ſagen wollte, indem er mit einem Eidſchwur ihr verſicherte und ſie dabei mit funkelnden Augen anſah, daß wenn ſie nicht dieſen Augenblik unterzeichnen würde, ſie mit ihrem Blute unterzeichnen ſollte.

Es iſt zu verwundern, daß ihre Standhaftigkeit bei ſo groſſen Unglüksfällen ſo unerſchutterlich feſt blieb, und ſo würde ſie auch jezt nicht nachgegeben haben, wenn nicht die Furcht vor dem Tode, noch mehr der Verluſt ihres Lebens, ehe ſie ſich wegen der Verbrechen gerechtfertigt, die man ihr ſchuld gab, ſie beſtimmt hätte, die Schrift zu unterzeichnen ohne ſich einmal darum zu bekümmern, wie

viel ihr zu ihrer Unterhaltung ausgeſezt ſey. Sie bat nur, daß man ihr erlauben möchte, ihre Gründe vor den Reichsſtänden vorzutragen und betheuerte dabei, daß ſie ſich, ſo wie der geringſte Unterthan, jeder Strafe gern unterwerfen würde, wenn man fände, daß ſie am Tode des Königs, ihres Gemahls, auf die entfernteſte Art ſchuld ſey. Allein dies war völlig umſonſt.

Indeſſen waren die Rebellen ganz wohl zufrieden, daß ſie dieſe Akte unterzeichnet hatte, weil es nun nicht weiter nöthig war, daß ſie ſich mit dem Blute ihrer Königin beflekten; noch vor Murrays Ankunft machen ſie ſich nach Sterling, wo der junge Prinz ſich aufhielt, und bedienen ſich ſeiner Unſchuld, ihm ein Verbrechen begehen zu laſſen, ſie krönen ihn zum König, aber blos in der Abſicht, ihm nach kurzer Zeit die Krone und das Leben zu nehmen. Sobald Murray die Sache auf den Punkt ſah, wie er ſie ſich nur wünſchen konnte, reißte er von Frankreich ab, gerade

rade um die nemliche Zeit, als man ihn feſtſezzen wollte, auf die Anzeige des Erzbiſchofs von Glasgow, damaligen ſcotländiſchen Abgeſandten, welcher angab, daß er ein Verräther ſey, der an allen Unglüksfällen der Maria ſchuld wäre, und ſo viel er auch dem Könige und ſeiner Mutter verſichert, daß er ihr nüzliche Dienſte leiſtete, verhielt es ſich doch gerade alles anders, indem er mit Colignie geheime Verabredungen hielte. Er nahm ſeine Reiſe durch England, wo er mit der Königin Eliſabeth in Unterhandlung trat, die ihm vier tauſend Pfund Sterling jährliche Penſion verſprach, als welches eben ſo viel beträgt, als vierzig tauſend Livres in Frankreich, oder ohngefähr vier und zwanzig tauſend Thaler nach unſerm Gelde, und zugleich alle mögliche Hülfe und allen Beiſtand bei Ausführung ſeiner Plane.

Gleich nach ſeiner Ankunft in Scotland ließ er die Stände zuſammen berufen, weil er ſich ſonſt keine Gewalt anmaßen durfte

und

und läßt die von der Königin unterzeichnete Akte bestätigen, er, der mit einem Schwur den Guisen versprochen, die erste ursprüngliche Reichsverfassung wieder herzustellen, und der in dieser Rüksicht auch schon verschiedene Geschenke von ihnen bekommen hatte.

Nach dieser Erklärung der Stände des Reichs war Murray unumschränkter Herr über alles. So wie aber der Ehrgeiz nie Befriedigung genug hat, so war er auch nicht damit zufrieden, in allen Stükken König zu seyn, sondern er wollte auch noch den Namen als ein solcher führen. Er ließ daher ein Gerücht sich verbreiten, daß seine Mutter die wirkliche Gemahlin Jakobs V. gewesen, der ihr die Ehe versprochen hätte, wie man dies in den Registern der Gerichtsbarkeit von St. Andrew nachsehen könnte, die wirkliche Vollziehung der Ehe, welche darauf erfolgt sey, habe die Vermählung gültig gemacht. Allein dieser Streich glukte ihm nicht so, als

er

er wünſchte, denn wenn er wirklich recht gehabt, mußte nicht Maria von Guiſe blos weiter nichts als eine Konkubine bei ihm geweſen ſeyn; auch ſogar Magdalena von Frankreich, Jakobs V. erſte Gemahlin wäre, weiter nichts geweſen; er ergrif daher ein ſander Mittel, um zu ſeinem Zwekke zu kommen. Er ließ durch gedungene und beſtochene Leute abermals ausbreiten, daß der junge König kein rechtmäßiger Prinz ſey, kein Sohn von Heinrich d'Arlay, ſondern von David Rizio, man ſey daher gar nicht verbunden, ihn als König zu erkennen, ob ſie ihn gleich bereits gekrönt hätten.

Anſtatt, daß die Verſchwerenen hierdurch hätten näher zum Zwek kommen ſollen, wurden jezo vielen von den Groſſen, und vornemlich den Hamiltons, die Augen geöffnet, daß ſie den kläglichen Zuſtand ihrer Königin und den Uebermuth dieſes Baſtards ſahen. Sie faßten daher den Entſchluß, ſie von ihrer Knechtſchaft zu befreien, es möchte auch koſten

was

was es wollte. Nachdem ſie verſchiedene Mittel verſucht hatten, wovon eins ſo unkräftig war, als das andere, hatte es ganz den Schein, daß ſie wohl nie zum Zwekke kommen würden, wenn nicht dieſe Schönheit, der ſie den gröſſen Theil ihrer Unglüksfälle zu ſchreiben konnte, mit in die ganze Geſchichte einwilligen wollte.

George Douglas, der jüngſte Sohn, unter den Kindern der Gräfin von Murray; wohnte mit ihr in dem nemlichen Schloß, worin Maria als Gefangene lebte. Er beſuchte die ſchöne Gefangene oft, mehrentheils aus Mitleiden und Erbarmen, um ihr die Langeweile der Gefangenſchaft vertreiben zu helfen. Hier begegnete ihm das, was den jungen Leuten mehrentheils zu begegnen pflegt, wenn ſie mit Frauenzimmern umgehen, die darum geboren zu ſeyn ſcheinen, um alle Herzen zu bezaubern und einzunehmen. Er empfand Liebe für Maria und zugleich eine ſehnliche Begierde, diejenige in Freiheit zu

ſezzen,

ſezzen, die ihn gefeſſelt hatte, in der Meinung, daß ſie etwas für ihn thun würde, da er alles für ſie zu thun bereit war. Zuerſt ſucht er die Wachen durch ſeine Freigebigkeiten zu gewinnen, und ſucht ſeinen Vetter, Wilhelm Douglas, der nicht älter als ſechszehn bis ſiebenzehn Jahr war, mit in ſein Intereſſe zu ziehen.

Die ganze Sache konnte nicht ſo geheim gehalten werden, daß Murray nicht etwas davon erfahren hätte. An der Treue ſeiner Mutter durfte er nun wohl nicht zweifeln; weil ihrentwegen das Reich geplündert werden konnte; da er aber unter dem Vorwande des groſſen Gerichtstages in Glasgow von da nicht gut abkommen konnte, gab er blos Befehl, daß George aus dem Schloße und der Waldung herausgebracht würde; allein dadurch wurde die Sache um nichts beſſer, ſondern ſie war vielmehr ein Beförderungsmittel, ſeinem Zwek näher zu kommen. Denn er ſezt nicht blos ſeine Unterhandlungen mit

der

der Königin, ſeinem Neveu und den Wachen fort, die er bereits in ſein Komplott gezogen hatte, ſondern er benachrichtigte auch den Hamiltons, 200 Reuter zu beordern, die ſich an einem der zu beſtimmten Tage am Ufer des Sees einfinden ſollten.

An einem Sonntage, als ſeine Brüder mit ihrer Mütter zu Mittag ſpeißten, nahm Neveu heimlich die Hausſchlüßel von der Seite des älteſten Bruders, wo ſie gewöhnlich zu liegen pflegten. Nachdem er die ganze Tiſchgeſellſchaft in ihrem Zimmer eingeſchloſſen hatte, welches von der Königin ihrem Gemach abgeſondert war, öfnete er eine kleine Hinterthüre, die nach dem See führte, an deſſen Ufer verabredeter maßen eine Barke ſtand, welche die Königin, ihn ſelbſt und zwei von ihren Kammerjungfern aufnahm. Als ſich die Königin bereits im Fahrzeug befand, ſprang eine von ihren Kammerjungfern, blos ihr zur Liebe, zum Schloßfenſter herunter, ohne ſich den geringſten

Scha-

Schaden zu thun. Dieſes gute Mädchen konnte wegen einigen Verrichtungen nicht ſo in der Eil nachkommen, war vergeſſen worden und fand die Thüre verſchloſſen, wodurch ſie ihrer Gebietherin folgen konnte; ſie wählte daher dies deſperate Mittel, und es glükte ihr vortreflich.

Sobald die Königin das jenſeitige Ufer erreicht hatte, ward ſie von 200 Reutern empfangen, welche ihre Ankunft erwarteten, und ſie zu dem Grafen Hamilton begleiteten, der nur vier Meilen von Glasgow entfernt war, wo ſich Graf Murray noch aufhielt. Ein großer Hauſe von Menſchen, welche das Gerücht von ihrer Befreiung herbeigezogen, vergrößerte ſo ſehr ihr Gefolge und ihre Begleitung, daß Graf Murray auf den Punkt war, Glasgow zu verlaſſen und ſich nach Sterling zu dem jungen Prinzen zu begeben, um durch dies Mittel vortheilhafte Vergleichsartikel von der Königin zu erhalten.

Auf der andern Seite hatte Maria ſich berathſchlaget, was ſie unter dieſen Umſtänden thun ſollte. Alle gaben ihr den Rath, ſich Dumbrintons zu bemächtigen, einer ſehr wichtigen und unüberwindlichen Feſtung, bis die Truppen, die ihr noch treu geblieben wären, aus den entlegenſten Provinzen des Reichs in der Nähe wären, dann hätte ſie, ohne alle Gefahr, ein ſehr bewährtes Mittel in Händen, die Rebellen ganz nach ihrem Belieben zu beſtrafen. Die Leztern wußten recht gut, daß wenn ihre Armee auch beim Marſch angreifen wollte, ſie mit Freuden ein Treffen wagen würden, weil ſie des Sieges ſo gut als gewiß, und ihre Truppen, der Anzahl nach, weit ſchwächer wären, als der Königin ihre.

Einer von den Verräthern, womit Maria umgeben war, hatte dem Grafen Murray von der ganzen Berathſchlagung Nachricht gegeben; zu gleicher Zeit meldete er ihm, daß er ſich mit ſeinen Leuten an einen gewiſ-

gewiſſen Poſten ſtellen ſollte, wo die Königin vorbei müßte, mit dem Hinzufügen, daß er gegen den Vordertrupp ſeine Kräfte vornemlich anſtrengen müßte, für das Uebrige wollte er hernach ſtehen.

Alles geſchah ſo, wie der Verräther es berichtet hatte. Die Königin bricht mit ihrer Begleitung und mit dem Korps auf, daß zu ihrer Bedekkung bei ihr iſt. Murray erwartete an dem beſtimmten Ort ihre Ankunft und greift ihre Truppen zu rechter Zeit an. Anfänglich that der Vordertrupp groſſen Widerſtand, daß wenn alle mit der nemlichen Tapferkeit geſtritten hätten, oder vielmehr mit gleicher unveränderlicher Treue, die Königin gewiß den glorreichſten und entſcheidenſten Sieg würde davon getragen haben. Aber die groſſe Anzahl von der Gegenparthei ſtürzte auf die Erſtern los, die, weil ſie keine Unterſtüzung erhielten, alle in Stükken gehauen wurden, worauf die Andern die Flucht ergriffen. Sieben und

vierzig Standespersonen von der Hamiltonschen Familie bewiesen durch ihren Tod auf die ruhmvollste Art, wie treu sie ihrer Königin geblieben. Diejenigen, welche lebendig ihren Feinden in die Hände fielen, wurden als die größten Verbrecher gebunden und geschlossen und äußerst unanständig behandelt.

Sobald die Königin sah, daß die Schlacht verloren war, begab sie sich mit zwei bis drei Schwadronen, die noch übrig geblieben waren, nach den Gränzfestungen ihres Reichs, nach der Seite, wo es an England stößt, ohne anzuhalten, bis sie an Dundrennen kam, wo sie mit ihren Freunden sich berathschlagte, was sie jezt in dieser Lage machen müßte. Verschiedene waren der Meinung, daß sie an diesem Orte bleiben sollte, und versprachen ihr, sie gegen alle Gewaltthätigkeiten von England und Scotland zu vertheidigen, bis ihre getreuen Unterthanen zu ihrer Befreiung herbeigeeilt wären. Andere thaten ihr den Vorschlag, daß sie sich in eine andere

Festung,

Feſtung, die noch haltbarer ſey, als dieſe, begeben möchte. Noch andere riethen ihr, ſie ſollte nach Frankreich reiſen; ſie ſtellten ihr vor, daß ihr hoher Rang, den ſie vormals daſelbſt bekleidet, ihr Kredit bei ihren Oheimen und die gute Meinung, die man einmal von dieſem Reiche habe, daß es immer gern bedrängte Fürſten aufgenommen und unterſtüzt, ebenfalls ihr die Verſicherung gäbe, daß ſie dort lieb und angenehm ſeyn würde. Allein da ſie es nie für ein Glük hielt, wenn ſie ſich als Werkzeug zum Verderben ihrer Unterthanen brauchen ließ und da ſie überdies noch erſt in dieſem Stük mit ihren Unterthanen eine Verabredung treffen mußte, konnte ſie ſich alle dieſe Vorſchläge nicht gefallen laſſen, ob ſie gleich ganz zu ihrem Beſten dienten. Sie äuſſerte, daß ſie nirgends in ihrem Königreiche ganz ſicher ſeyn könnte, indem ſie nicht wüßte, auf wen ſie ſich eigentlich verlaſſen ſollte; nie würde ſie nach Frankreich ihre Zuflucht nehmen, nie ſich entſchlieſſen, als ein Flüchtling

ling ohne Flotte, ohne ſtandesmäſſige Begleitung und einen glänzenden Hofſtaat in einem Königreiche zu erſcheinen, wo ſie ehemals mit ſo vielem Glanz eine Krone getragen habe. Daher richtete ſie ihre Gedanken ganz auf England.

Eliſabeth, die unaufhörlich durch Liſt und Freundſchaftsverweiſungen ſie getäuſcht hatte, ſchikte auch jezt einen Geſandten an ſie, mit der Verſicherung, daß ſie fortfahren würde, ihr angenehme Dienſte zu leiſten, und mit dem heiligen Verſprechen, wenn ſie zu ihr kommen wollte, ſie mit bewaffneter Hand auf ihren Thron wieder einzuſezzen. Alle Bemühungen des Erzbiſchofs von St. Andrew, der ſie von ihrem Vorhaben abbringen wollte, waren umſonſt; er mochte immer tauſend Gründe dagegen anführen, es half alles nichts, umſonſt warf er ſich ſogar am Ufer ins Waſſer, um ihr Pferd beim Zügel aufzuhalten, als ſie durch einen Bach durchreiten wollte, der dieſe bei-

den

den Königreiche trennt. Sie wollte ſich nun einmal ſelbſt in ihr Unglük hinein ſtürzen, indem ſie ſich nicht vorſtellen konnte, daß Eliſabeth an ihrer Perſon alle göttliche und menſchliche Rechte verlezzen, und der Nachkommenſchaft das gefährliche Beiſpiel geben würde, das ein Prinz nur je geben wird. Welches ſie aber doch wirklich that, wie die Folge der Geſchichte lehrt.

So traurig auch die Begebenhriten ſeyn mögen, die wir jezt erzählen werden, muß man ſie immer mit wohlriechenden Blumen vergleichen, welche mit Stacheln gleichſam bewaffnet ſind, die nicht von ihnen getrennt werden können. Wir werden bald Marien in die Nothwendigkeit verſezt ſehen, ihre Ehre gegen Scotland zu vertheidigen, um ihr Leben mit England zu ſtreiten, und von Frankreich Lebensunterhalt zu erbetteln. Unterthanen laſſen ihre Königin durch die ſchwärzeſten Verläumdungen, welche ſich nur die raſende Bosheit erdenken kann, verſchreien.

Eine

Eine Verwandtin ſcheint nach dem Blute ihrer naben Verwandtin zu dürſten, und das reichſte Königreich beinahe in der ganzen Welt, bewilligt, wegen gewiſſer damaliger unglüklichen Zeitumſtände, derjenigen nur eine ſehr geringe Penſion zu ihrem Unterhalte, der es ehemals ſeine Krone mit ſo vielem Vergnügen gab.

Nachdem Maria die ſcotländiſchen Gränzen verlaſſen hatte, ſchikte ſie ſogleich einen Edelmann zur Königin Eliſabeth, mit dem Zeichen der Freundſchaft, das ſie von ihr empfangen hatte, und welches man in England Token nennt. Es beſtand aus einem Diamantring, den Eliſabeth ihr überſchikt hatte, als ſie von Frankreich nach Scotland zurükreißte, dagegen Maria der engliſchen Königin ein ähnliches Geſchenk verehrt hatte. Beide waren darinn eins geworden, daß wenn eine die andere nöthig hätte, ſie nur dieſe Ringe vorzeigen dürften. Buchanan hat auf den Ring, den Maria

der Elisabeth überschikte, ein Epigramm gemacht, welches sich in der Sammlung seiner Gedichte befindet, allein in seiner Geschichte von Scotland erwähnt er kein Wort davon. Dies that er aus keinem andern Grunde, als weil er die Absicht hatte, die Fehler der Elisabeth zu verbergen, deshalb er einen Umstand unmöglich berühren konnte, woraus die Verlezzung aller Treue und alles Glaubens so klar erhellet.

Maria schrieb bald nachher folgenden Brief an die Königin Elisabeth:

„Meine geliebteste Schwester. Ohne Ihnen alle meine Unglüksfälle nach der Reihe zu erzählen, weil sie Ihnen größtentheils bekannt seyn werden, kann ich Ihnen nur blos sagen, daß gerade diejenigen von meinen Unterthanen, denen ich die meisten Dienste und Gefälligkeiten erwiesen hatte, und die mir unendliche Verbindlichkeiten schuldig waren,

ſich gegen mich empörten, mich in ein Gefängniß warfen, mit der äußerſten Unanſtändigkeit mich darin behandelten, zuletzt mich aus meinem Königreiche vertrieben und mich in dieſe kummervolle Lage verſetzten, daß ich nächſt Gott blos allein auf Sie meine Hofnung richte. Erlauben Sie mir daher gütigſt, geliebteſte Schweſter, daß ich, je eher je lieber, die Ehre habe Sie zu ſehen, und Sie umſtändlich von meinen Schikſalen und von meiner jetzigen Lage unterhalten kann. Indeſſen bitte ich Gott, daß er Sie in ſeinen heiligen Schuz nehme und mir Geduld und Troſt verleihe, den ich von ſeiner Gnade durch ihre Vermittelung zu erwarten hoffe."

Maria reißte von Dundrenen ab, kam nach Wirkington, dem erſten engliſchen Ort, von da nach Cokkermuth, von Cokkermuth nach Carliſle, immer auf dem geraden Weg nach London, wo ſie die Königin ſehen zu können glaubte. Allein Eliſabeth dachte

hierin

hierin ganz anders. Gleich nach dem Verluſt der letzten Schlacht hatte ſie einen Edelmann an Marien abgeſchikt, der ſie in ihr Königreich einladen mußte, wo ſie ſich ſelbſt erbot, ihr an der Gränze entgegen zu kommen, indem es vielleicht nicht mehr in ihrer Gewalt ſtand, an alles Vorhergehende und vornemlich an alle ihre Ränke zurük zu denken, woraus ſie ohngefähr hätte ſchlieſſen können, was ſie in der Folge mit ihr für Abſichten hätte. Gleich in ihrer Antwort auf ihren erſten Brief, den ſie ihr nach Carlisle ſchikte, maßte ſie ſich das Richteramt über ihre Verbrechen an, deren man ſie beſchuldigte, und wollte ihr keine Freſtätte ihrer Unſchuld vergönnen; ſie bat ſie in dieſem Schreiben, daß ſie gut daran thun würde, ſie nicht eher zu beſuchen und zu ſprechen, bis ſie ſich gegen ſehr viele Beſchuldigungen gerechtfertigt hätte, welche ihre Unterthanen gegen ihre Ehre ausſtreueten. Nachdem die Königin Maria in Carlisle angehalten, brachte der Lord Scroop mit einemmal einen andern Befehl, indem er dort Leuten

den

den Auftrag gab, die Königin nach Bolton zu bringen, wo ſie Franz Knollis, Gardekapitän, mit einer anſehnlichen Wache bewachte, indem man immer den Vorwand gebrauchte, man müſte ſich ihrer Perſon gegen alle Unternehmungen ihrer Unterthanen verſichern, die ſelbſt mitten in England nach ihrem Leben ſtreben könnten. Dieſer Gardekapitän behandelte ſie bei aller Gelegenheit äuſſerſt grauſam und that ihr tauſend Schmach an.

Jezt mußte Maria ihre wahre Meinung verbergen, da ſie auſſer Stand geſezt war, dergleichen ſchlechte Behandlungen zu verhindern. Sie wußte recht gut, daß ſie als eine geborne Königin keinen andern Richter über ſich erkennen dürfte, als Gott, von dem alle Monarchen ihre Krone haben, nichts deſtoweniger merkte ſie ganz wohl, daß ſie nun einmal die Bedingungen annehmen müßte, die Eliſabeth für gut fand, ihr vorzulegen: daher erkannte ſie ſie für ihren Richter, aus

Furcht

Furcht ſie möchte alsdann nicht weiter ihre Parthie halten und ihr noch dazu entgegen ſeyn. Maria antwortete der Königin von England bald nachher, daß ſie ſehr gern ſie als Schiedsrichterin bei den Mißverſtändniſſen nehmen wollte, die ſich zwiſchen ihr und ihren Unterthanen ereigneten, indem ſie ganz überzeugt wäre, daß ihre Unſchuld jedem ſo klar und evident einleuchten würde, daß ſie ſehr bald zu ihrer Gunſt die Würde eines Richters verlaſſen, und dagegen die einer Beſchüzzerin annehmen würde; zugleich müßte ſie aber auch unterthänigſt bitten, daß ſie dieſe Kommiſſion keinem andern auftragen möchte, ſondern dieſe Würde in eigener Perſon verſehe. Sie ſtellte ihr vor, daß ihre Würde nicht zu erlauben ſchien, daß eine Königin vor Andern als eine Angeklagte vor Gericht ſich ſtellte, als vor einer Königin, wie ſie; denn die Gottloſigkeit ihrer Feinde hätte einen ſo hohen Grad erreicht, daß wenn ſie erfahren ſollten, daß ſie ſich für einen Gerichtshof fürchtete, würden ſie ſicher nichts

waren, ihre Richter zu bestechen. Elisabeth ließ sich, nach ihrer Antwort zu schliessen, diese Bedingungen alle gefallen; durch diese List ward die arme Königin hintergangen, und zerbrach noch ihre lezte Stüzze, woran sie sich hätte halten können.

So bald sie nach England geflohen war, brachten diejenigen von ihren Unterthanen, die ihr treu geblieben waren, von allen Orten eine große Menge Menschen zusammen, um ihr damit beizustehen. Unter andern war schon der Graf d' Argyl über den Fluß Dumove gegangen, an der Spizze von dreitausend Mann und die Hamiltons standen mit einer ähnlichen Mannschaft bei Glasgow bereit, dem allgemeinen Sammelplaz aller Truppen: die Grafen von Cassilis und von Montgommeri hatten sich hier ebenfalls vereinigt. Auf die Art fühlte sich Graf Murray nicht stark genug, und bat sich von der Elisabeth Beistand aus: er stellte ihr vor, daß alle seine gehabten Bemühungen vergebens

kens ſeyn würden, wenn ſie nicht ſelbſt ſezt Hand anlegte. Damit Eliſabeth nicht allen Vortheil von ihren Kunſtgriffen und Ränken verlieren möchte, ſchikte ſie Jemanden an Marien, um ihr vorſtellen zu laſſen, wie ſehr ihre Unterthanen durch dieſen Krieg bedrükt würden, der gar nicht nothwendig wäre, weil ſie ihr königlich Ehrenwort von ſich gäbe, daß ſie mit ihrer ganzen Kriegsmacht ihr zu ihrem Thron beförderlich ſeyn wolle. Maria traute allen dieſen ſchönen Verſprechungen, um Eliſabeth zu zeigen, daß ſie ſich ganz allein auf ſie verlaſſen, und verlangte von keinem andern Hülfe und Beiſtand, als allein von ihr, ſie befahl daher allen Groſſen des Reichs, die Truppen wieder auseinander gehen zu laſſen. Auf die Art ward Eliſabeths Plan ganz erfüllt und alle ihre Abſichten hatten den erwünſchten Ausgang. So bald Murray ſah, daß die der Königin ergebene Diener ſich zerſtreuten, bediente er ſich ihrer Trennung zu ihrem eigenen Untergange. Einige ließ er hinrichten, andere ſchikte er

ins

ins Exilium, noch andere zwang er, in einem andern Lande eine Freistätte zu suchen, um nur vor seiner Wuth sicher zu seyn. Damit man über sein grausames Verfahren nicht fluzzen sollte, muste er doch seinem Betragen einen gewissen guten Anstrich geben; er ließ daher denen, die man in Verdacht hatte, als wenn sie um den Tod des Königs wüßten, den Prozes machen, welche auf den Bothwell bekannten, und auf dies Bekenntnis bis auf den lezten Athemzug beharrten. Da er sich aber in einer solchen Verfassung befand, daß er nichts zu fürchten hatte, und alles unternehmen konnte, ließ er von den angeblichen Reichsständen Kommissarien ernennen, um den Verdammnisspruch ihrer Königin bei der Elisabeth recht schnell zu betreiben. Diese Kommission bestand aus dem Grafen von Morton, der den König umgebracht hatte, aus dem Bischof von Orcades, welcher bei der Ehescheidung der ersten Gemahlin Bothwells präsidirt hatte, damit er die Königin heirathen könnte, den Kommandeur von Dunfermelin

fermelin, den Baron von Lindſay, Jakob Macail und Heinrich Balnau, welche alle vier Richter geweſen waren, und die den Bothwell in Abſicht des Verbrechens, deſſen ſie ihn mit der Königin beſchuldigten freigeſprochen hatten. Sie hatten zu ihrem Advocaten George Buchanan angenommen, welcher, nachdem er bei zwanzig Handwerkern in der Lehre geſtanden, endlich Franciscanermönch geworden war und nun dieſe ſchöne Laufbahn mit einer Anklage derjenigen krönte, die ihn vom Scheiterhaufen gerettet hatte, da er wegen des Verbrechens der Kezzerei verbrannt werden ſollte. Dieſe Niederträchtigen hatten die Verwegenheit, die Würde als Abgeſandten vom König Jakob dem Sechſten anzunehmen, und ſchämten ſich nicht, von einem Kinde den Tod ſeiner Mutter zu verlangen. Auf der andern Seite übernahmen die Vertheidigung ihrer Königin, der Biſchof von Reß, Wilhelm Baron von Levinſton, Robert Baron von Boidin, Gauvin, Kommandant von Kilvinin, Johann von

Her-

Gordon und Jakob Cokburn und erſchienen bei dieſer Gelegenheit für ſich und ihre Nachkommenſchaft in dem rühmlichſten Lichte, ſo wie die erſtern bei allen künftigen Jahrhunderten als Unwürdige und Niederträchtige.

Maria, die ſich von Zeit zu Zeit mit der angenehmen Hofnung geſchmeichelt hatte, keinen andern Richter als Eliſabeth zu bekommen, indem ſie ſogar von Tag zu Tage vertröſtet wurde, daß ſie nun bald vor ihr erſcheinen ſollte, merkte am Ende doch, daß alle dieſe Vorſpiegelungen blos ein Kunſtgriff wären, deſſen man ſich bediente, um das zu erlangen, was man ſo gern wünſchte. Sie ließ ſich zulezt bereden, diejenigen für ihre Richter zu erkennen, welche die Königin dazu ernennen würde. Die engliſche Königin hütete ſich aber wohl, daß die Unterſuchung in ihrer Gegenwart vor ſich gieng, indem die bündigen Gründe der Maria ſie entweder gezwungen, die Angeklagte loszuſprechen, oder ihr die Schande zugezogen

hätte,

hätte, daß ihre Bosheit entdekt war, ohne daß ſie das Tadelnswürdige der Handlung auf ihre Räthe ſchieben konnte, wie ſie es gewöhnlich zu machen pflegte, wenn ſie etwas Ungerechtes begieng, wozu Verdacht oder Politik ſie antrieb. Ueberdies konnte Maria eine groſſe Menge Briefe vorzeigen, worinn ihr alle gute Aufnahme und Behandlung ganz heilig zugeſichert ward, und ſie damit der offenbarſten Treuloſigkeit überführen. Nachdem ſie zur Entſchuldigung ihres ungerechten Verfahrens ſo viele Gründe angeführt hatte, ſo viel man nur anführen kann, wenn man keinen rechtmäſſigen, auch nicht einmal wahrſcheinlichen weis, ernannte ſie an ihre Stelle zu Kommiſſarien, Thomas Howard, Herzog von Nordfolk, Thomas Rateliff, Graf von Suſſex, und den Chevalier Rudolph Sadler, welche nach York reiſen mußten, weil dort dies merkwürdige Gericht ſollte gehalten werden. Indeſſen ſezte Graf Murray ein Mistrauen in die Geſchiklichkeit oder vielmehr in die

abge-

abgefeimteſte Bosheit der angeblichen Deputirten des Königs, und da er ſich nur allein auf ſich ſelbſt verlaſſen zu können glaubte, reißte er auch dorthin, unter dem Vorwande, als wenn er Eliſabeth Rechnung ablegen wollte, was er in England ausgerichtet hätte. Der Baron von Levington begleitete ihn, den er aber hintergieng, indem er ihn überredete, daß er blos in der Abſicht die Reiſe vorgenommen, um einen guten Frieden zu vermitteln; da aber der Baron ſah, daß ſein ganzes Betragen dem entgegen war, verlies er ihn nicht blos, ſondern er trat auch auf die Seite der Königin, und bewies ſich beſtändig als ihren eifrigſten Vertheidiger.

Sobald Maria in England war, ſah man ſie nach der Flucht des Bothwell, verbunden mit allen den Gerüchten, die ihre Feinde von ihrer Heirath ausſprengten, als eine Wittwe an, um die man ſich bewerben kann. Graf von Leiceſter, dem Eliſabeth

doch ehemals einige Hofnung zur Vermählung gegeben hatte, konnte sich nicht enthalten unter solchen Umständen seinen alten Wunsch wieder zu erneuern, indem er glaubte, daß ihre Unglüksfälle und das Bedürfniß, das sie als Königin hatte, nebst der gänzlichen Ueberlassung aller Regierungsgeschäfte, sie zu seinen Absichten stimmen würde. So bald daher Elisabeth mit dem Grafen von Leicester von der Königin von Scotland sprach, äusserte er ein gewisses Mitleiden, welches um desto mehr zu bemerken war, seitdem die Erinnerung an die ehemahligen Auftritte bei ihm eine ganz entgegengesezte Wirkung hervorgebracht. Elisabeth, die gewis die verschlagenste und klügste Frau ihres Jahrhunderts war, bemerkte augenblitlich des Grafen Gesinnung, welches noch mehr den Haß vermehrte, den sie einmal gegen diese Königin trug. Daher kam es, daß als der Herzog von Nordfolk, ihr die Neigung des Grafen entdekte, sie ihn zum Präsidenten des grossen Gerichts ernannte, das über

die

die Königin Maria ſprechen ſollte. Sie konnte ſich leicht einbilden, daß die Eiferſucht des Herzogs über die Macht des Graſen, die Furcht, daß er dereinſt die engliſche Krone durch Mariens Vermählung erben könnte, ihn zu ihrer Verdammung beſtimmen würde. Allein ſie betrog ſich gewaltig bei dieſen Maasregeln, die Liebe zeigte ſich bei dieſer Gelegenheit in ihrer ganzen Stärke, ſie nahm die Parthei der Unglüklichen, und erkannte ſie für unſchuldig, anſtatt ſie zu verdammen. Der Herzog, der in der Provinz von England, die an Scotland gränzt, Gouverneur war, hatte der Königin Maria bei ihrer Durchreiſe durch ſein Gebiet ſeine Aufwartung gemacht. Ihre damalige höchſt unglükliche Lage hatte zu ihrer natürlichen Schönheit gleichſam noch neue Reize hinzugefügt, ſie kam ihm ſo reizend, ſo liebenswürdig vor, daß er ſeine Höflichkeit ohnmöglich auf einen einzigen Beſuch einſchränken konnte, ob er gleich ſeine Gebieterin, die Königin Eliſabeth, in dieſem

Stüke

Stükke ſehr wohl kannte, daß ſie bei jeder Gelegenheit mistrauiſch und eiferſüchtig im höchſten Grade war. Obgleich diesmal dieſe Unterhaltung nicht den geringſten Einfluß auf Eliſabeth hatte, deſto größern Einfluß hatte ſie aber auf ihn ſelbſt. Das Mitleiden, die wahre Theilnahme, die er an dieſer ſchönen Unglüklichen hatte, ward durch Liebe unterſtüzt, und dieſe Liebe durch Ehrgeiz unterhalten und vermehrt. Wie wenig er ſich ſeine Leidenſchaft merken ließ, kann man ſchon daraus ſchließen, daß Eliſabeth ihm eine ſo wichtige Kommiſſion auftrug, und daß er ſich bei dieſer Gelegenheit beſſer verſtellen konnte, als der Graf von Leiceſter.

Sobald der Herzog mit den übrigen Kommiſſarien in York angekommen war, überreichten zuerſt die Deputirten der Königin von Scotland ein Vertheidigungsſchreiben ihrer Monarchin. Es wurde darin vorgeſtellt; daß nachdem Graf von Morton und die andern Aufrührer gegen die Königin

gin eine Armee zusammengebracht, sie in ein Gefängniß geworfen, daselbst höchst unanständig behandelt, und darauf Graf von Murray die Regierung an sich gezogen und als unumschränkter Herr das Land beherrscht hätte; habe die Königin Gelegenheit genommen, aus dem Gefängniß zu entkommen, sey aber nach einem zweiten Verlust ihrer Armee genöthiget worden, in England eine Freistätte zu suchen. Einige Tage darauf gaben die sogenannten Deputirten des jungen Prinzen einen Aufsaz ein, der ganz mit Verläumdungen angefüllt war, welche die Ehre der Königin betrafen. Sie beschuldigten sie unter andern Verbrechen, daß sie den König Heinrich durch Bothwell habe umbringen, ihn darauf entwischen lassen, und zulezt geheirathet hätte. Sie giengen sogar soweit, daß sie sagten, die vornehmsten des Reichs hätten deshalb die Waffen ergriffen, um die Ermordung ihres Königs zu bestrafen, und um das Leben des jungen Prinzen zu retten, das jezt nicht mehr in Sicherheit wäre.

Sie

Sie hätten deshalb die Königin ins Gefängniß sezzen lassen, weil sie dem Bothwell befohlen, sich nie wieder vor ihr sehen zu lassen, nachdem man ihn strafbar gefunden, und sie allen diesen Herren bei schwerer Strafe Stillschweigen aufgelegt, sey man zu diesem strengen Mittel genöthiget worden, um sie auſſer Stand zu sezzen, ihnen Schaden zu thun. Am Ende sazten sie noch, daß sie die Königin zum Besten ihres Sohnes von der Regierung ausgeschlossen hätten, der auch schon unter der Regentschaft des Grafen von Murray zum Könige gekrönt wäre, und da der Graf die gute Ordnung in allen Geschäften wiederhergestellt, auch dem Reiche Frieden verschaft hätte, wäre es nothwendig, wenn man anders das Wohl und das Beste von Scotland wünsche, die Lage der Sache so zu lassen, wie sie einmal wäre, indem man die Abſezzung der Königin für gültig erklärte.

Alle diese Beschuldigungen und Verläumdungen wurden von den Deputirten der Kö-

nigin ſehr bündig und gründlich widerlegt, indem ſie zeigten, daß ſie es wären, die den König durch Bothwell hätten umbringen laſſen, und hernach Marien, mit dem Meſſer an der Kehle, genöthigt, ihn zu heirathen, man dürfte nur zwei geſunde Augen haben, um den äußerſten Grad der Bosheit bei dieſen Rebellen zu bemerken. Der Herzog von Nordfolk ſah, nächſtdem was er für die Königin empfand, auch ihre Unſchuld vollkommen ein, und es ſchien das die Ehre ſowohl, als Liebe und Ehrgeiz ihn beſtimmen müßten, ihr bei dieſer wichtigen Sache nüzliche Dienſte zu leiſten. Allein dies war wahrhaftig keine Kleinigkeit; denn das Unglük dieſer unglüklichen Königin war ſo groß, daß obgleich ihre Richter die Macht hatten ſie zu verdammen, ſo hatten ſie doch keine, ſie loszuſprechen. Sie wußten, daß Eliſabeth, auf deren Veranſtaltung die ganze Tragödie geſpielt war, die Richter zugleich zu Henkern beſtelt hatte, daher kam es, daß ſie Mariens Leben nicht retten konnten, wenn

ſie

ſie ihr eigenes nicht in Gefahr ſezzen wollten. So wie die Liebe immer erfinderiſch iſt, fand dieſe Leidenſchaft auch diesmal ein Mittel, den Herzog von Nordfolk aus beiden Abgründen zu retten.

Die angeblichen Deputirten des jungen Königs hatten immer ſtärkere und gräßlichere Verläumdungen gegen die Königin vorgebracht, aber bis jezt noch nicht das geringſte erwieſen; aus dieſen ungegründeten Anklagen wollten ſie beweiſen, daß man ihr die Krone nehmen müßte. Der Herzog befahl ihnen die Gründe anzugeben, welche dieſe Anklagen rechtfertigten, und woraus man ſehen könnte, daß ſie Recht hätten, ſolche Gewaltthätigkeiten gegen ihre Monarchin zu gebrauchen. Da man nun keine vorbringen konnte, deren Falſchheit nicht ſogleich in die Augen fiel, war der Graf von Murray, der aus der Miene des Herzogs, womit er dieſe Frage that, ſogleich merkte, welche mächtige Triebfeder ihn ſo handeln ließ, im

Augen-

Augenblikke darauf bedacht, ihm das ganze Erkenntniß in dieser Sache zu nehmen. Da er von den Abſichten der Königin unterrichtet zu ſeyn glaubte, wollte er dieſe nicht erreichen helfen, indem er behauptete, eine ſo wichtige Sache müßte in aller Form entſchieden werden, in der bis jezt alles ohne Form gegangen war. Indeſſen konnte er hierin keine prophetiſche Kraft beſizzen, wobei er ſein eignes ganzes Glük zum Beſten und zur Rettung einer Unſchuldigen und Unbekannten aufopferte. Die Treuloſigkeit, die dem Grafen angeboren war, verſtattete ihm nicht, das Gewiſſen bei einem Hofmanne für wichtiger zu halten, als den Willen ſeiner Königin und Gebietherin. Sobald es ihm einfiel, daß der Herzog die Königin Maria bei ihrer Reiſe durch England geſehen, verſchwanden ihm mit einemmale alle Zweifel und Bedenklichkeiten, und er errieth das, was wirklich wahr war. Da es ihm nicht gleichgültig war, in der Perſon des Herzogs einen unbeſcholtenen Richter zu finden, der

ſeiner

ſeiner Parthei nicht zugethan war, ſo mußte er auf Mittel bedacht ſeyn, andere Richter an die Stelle der jezigen zu ſezzen, damit die Sache nicht zu weitläuftig würde. Er ſtellte daher dem Gerichtshof vor, daß er nicht eher die Beweisgründe der genannten Beſchuldigungen vorlegen würde, bis die Richter im Namen der Königin Eliſabeth verſprächen, Marien ganz zu verlaſſen und den jungen Prinz in Schuz zu nehmen.

Dieſe Chikane war lächerlich, allein wenn ſie auch noch weit lächerlicher geweſen wäre, als ſie wirklich war, ſo brachte ſie doch die Wirkung hervor, die er davon erwartete; denn ſo wie der Graf ſehnlichſt wünſchte dem Herzog das Erkenntnis in dieſer Sache zu nehmen, eben ſo ſehr wünſchte der Leztere, daß man ſein richterliches Amt einem andern übertragen möchte. Sobald die Richter dagegen vorſtellten, daß es nicht in ihrer Macht ſtünde, der Königin Eliſabeth das zu verſprechen, was der Graf Murray ihnen befehle,

fehle, ſchikte man von beiden Seiten einen Deputirten an die Königin, um ihren Willen zu erfahren.

Graf Murray begleitet ſeinen Deputirten unter einem unbedeutenden Vorwande, er erhielt dadurch wirklich andere Koñiſſarien, welche Eliſabeth ſogleich ernannte, ſie hießen: der Kanzler Bacon, die Grafen von Arundel, von Leiceſter und von Clinton, Admiral des Reichs. Murray zeigte ihnen darauf verſchiedene Briefe und Liebesgedichte vor, worin ſo gar einige Läſterungen enthalten waren, wovon er vorgab, daß Maria ſie an den Bothwell geſchrieben hätte, ferner drei Ehekontracte, mit dem nemlichen Bothwell gemacht; den einen noch bei Lebzeiten Königs Heinrichs und den andern unmittelbar nach ſeinem Tode, und den dritten, als ſie ſich mit ihm vermählte und verſchiedene andere Dinge, welche ſich Buchanan alle erdacht hatte. Hierauf antworteten die Deputirten der Maria ganz vortreflich, daß man deut-

lich

lich ſehen könnte, Murray habe die Handſchrift ſeiner Königin nachgemacht; hierzu kamen noch unendliche Widerſprüche, die ſich beinah auf allen Seiten in den Akten zeigten, und ſie ward von allen Verbrechen losgeſprochen, der ſie beſchuldigt ward.

Als Graf Murray merkte, daß auf dieſem Wege ſeine Königin nicht könnte zu Grunde gerichtet werden, verſuchte er es auf einem andern. Er errichtete mit dem Grafen von Leiceſter, dem großten Favoriten der Eliſabeth die vertrauteſte Freundſchaft und entdekte ihm den ganzen Plan ſeiner Gebietherin in Abſicht Mariens, daß ſie einmal beſchloſſen hätte dieſe Königin zu Grunde zu richten, um welchen Preis dies auch immer geſchehen ſollte. Er ſezte hinzu, daß er wohl ein Mittel wüßte, wenn er ihm nur dabei dienen wollte und zugleich entdekte er ihm die Liebe des Herzogs von Nordfolk. Der Graf, bei dem der Ehrgeiz eine weit gröſſere Wirkung that, als das Mitleiden über die Unglüks-

glükefälle der Maria, sah aus dieser Erzählung, daß er an die leztern nicht weiter denken müßte, indem es ihm keine geringe Freude machte, daß er ein Mittel in Händen hatte, den Herzog zu stürzen, dessen Grösse der seinigen so vielen Schatten machte, und daß er sich zugleich wegen der Verachtung der Maria rächen könnte, die sie gegen sein Ansuchen geäußert; daher versprach er dem Grafen Murray alles, was er nur wollte. Sobald er hoffen konnte, den Grafen ganz in sein Interesse gezogen zu haben, besuchte er einmal den Herzog, und nach vielen gleichgültigen Gesprächen kömmt er auch auf die Königin Maria zu sprechen, daß auf keine andere Art dem Unglükke dieser armen Königin ein Ende gemacht werden könnte, als wenn sie sich mit einem vornehmen Herrn aus England vermählte, dessen Vermögen den Wünschen der Königin Elisabeth entsträche, indem sie nicht wünschte, daß ihre Cousine etwas gegen ihr Interesse unternähme. Und um diesen Betrug noch besser

zu verbergen, ſezte er noch hinzu, daß ihm keiner dazu geſchikter zu ſeyn ſcheine, als der Graf von Leiceſter, ein ſo großer Günſtling von der Eliſabeth, ſie würde ſich ſehr freuen, ihn auf dem Throne und ihn einen Plaz einnehmen zu ſehen, der ihr ſo manches Mistrauen verurſachte; er bat ihn, daß er ihm bei dieſem Geſchäfte Dienſte leiſten, und bei der Vermittelung eines dauerhaften Friedens, nach ſo vielen unruhigen und tumultuariſchen Jahren, freundſchaftlich die Hände bieten möchte.

Die Liebe hatte den Herzog von Norfolk gleichſam verblendet, ſo daß er nicht einſehen konnte, daß ein Mann, der erſt vor kurzen ſo viel Treuloſigkeit gegen ſeine Königin bewieſen, ſich mit einemmale ſo ganz ſollte verändert, und die reine Abſicht haben ihr zu dienen, glaubte ihm alles auf ſein Wort. Dieſe ganze Unterredung that auf den Herzog die nemliche Wirkung, die ſie auf einen Mann haben würde, den man den Vorſchlag

ſchlag thäte, ein Frauenzimmer mit einem Andern zu verheirathen, die er ſelbſt ſterblich liebte. Nachdem er daher eine ziemlich verworrene Antwort gegeben, woraus der Graf den Erfolg ſeines Plans ſehr bald ſehen konnte, gab er ihm zu verſtehen, daß die Königin Maria ſich wohl nicht ſobald entſchließen würde, den Grafen zu heirathen, da ſie ihn ſogar ſchon einmal ausgeſchlagen; ihre Ehre erforderte es, daß ſie ſich jezt in gar kein dergleichen Eheverſprechen einließe, weil dies nur zu leicht den Anſchein von Zwang und Gewaltthätigkeit haben könnte, und überdies wäre er von Geburt nicht von dem hohen Range, daß er auf eine ſo anſehnliche Parthie Anſpruch machen könnte.

Murray verſezte, daß wenn er, der Herzog, etwan ſelbſt Neigung zu ihr hätte, wäre keiner bereitwilliger ihm in dieſem Stükke nüzliche Dienſte zu leiſten, da er unter den Groſſen in England der mächtigſte und angeſehenſte wäre, und er beſäße gerade

alle

alle die erforderlichen Eigenſchaften, Gemahl einer Königin von Scotland zu werden, die dereinſt Eliſabeth beerbte. Er wäre zuerſt in einem Lande geboren, wo die Geſezze einem Fremden verböten, eine Krone zu tragen; er wäre im Beſiz ſo vieler Güter, hätte ſo viele Verwandte und Freunde, daß er ſelbſt von Seiten der Königin Eliſabeth nicht das geringſte zu befürchten hätte; und endlich da er eine Tochter hätte, die mit dem Prinzen von Scotland beinahe von gleichem Alter wäre, ſo wäre es zu noch größerer Sicherheit ſehr rathſam, eine doppelte Heirath zu ſtiften. Er ſchloß mit der Erinnerung, daß nachdem Maria, ein Kind, einen Narren und Raſenden geheirathet hätte, müßte ſie ſich ſchlechterdings noch einmal verheirathen, damit ſie ſagen könnte, ſie habe noch zulezt einen Mann geheirathet.

Es war wirklich nicht eine ſo große Leidenſchaft erforderlich, als der Herzog ſchon hatte, um ganz in Feuer und Flamme zu gerathen. Aus Dankſagungen beſtand ſeine

ganze Antwort, und ſie bewieſen dem Grafen mehr als alles, daß ſein Unternehmen über alle Erwartung glüklich ausgeſchlagen war. Dies war der erſte Schritt, und es fehlte blos noch, daß Maria daran Antheil nahm, ſo zog ihr dies den völligen Ruin nach. Er that ihr durch einen, Namens Melvin, zu wiſſen, daß wenn ſie eine vornehme Standesperſon aus England heirathen wollte, würde er ſie ſogleich in ſein Reich wieder einſezzen. Maria, die zu gut den Grafen kannte, ließ ſich nicht gleich in ſeine Nezze fangen, ſie gab ihm daher die Antwort: daß ſie ihre Befreiung von ihrer lieben Schweſter, der Königin von England, erwarte. Dies ſchrekte den Grafen noch nicht völlig ab; als er aber ſah, daß der Biſchoff von Roß, Agent der Maria, ſich ganz im Dienſt ſeiner Gebietherin aufopferte, hielt er es hier für das Beſte, auch ihn zu betrügen, zu dem Ende bezeugte er ihm, daß er gegen ſeine Königin blos aus dem Grunde feindſelig behandelt habe, weil er

geglaubt,

geglaubt, daß ſie an der Ermordung ihres Gemahls Schuld wäre; allein jezt, da er nun ihre Unſchuld eingeſehen, wäre er bereit ihr in allen Stükken zu dienen, und ſie aus der ſchlimmen Lage zu bringen, worin der Haß der Königin ſie noch lange erhalten könnte. Er hätte nemlich ein ſehr gutes Mittel erfunden, welches darin beſtünde, daß die Königin den Herzog von Norfolk heirathete, mit dem er ſchon vorläufig darüber geſprochen, und ihn ſehr geneigt gefunden hätte, alles für ihm in dieſem Stükke zu unternehmen.

Der Biſchoff glaubte dem Grafen alles, was er ihm ſagte, weil er ſich ohnmöglich vorſtellen konnte, daß er mit Mariens Feinden gemeinſchaftliche Sache machen und an ihr ein Verräther werden würde, nachdem er mehrmalen bewieſen, wie ſehr er für ihr Intereſſe ſorge, wie ſehr er ſich ihrer Sache annehme, daß auch der Biſchoff zur Königin Eliſabeth einmal ganz öffentlich ſagte,

ſo

ſo lange der Herzog lebte, würde die Königin Maria an ihm immer einen Vertheidiger haben. Der Biſchoff glaubte, wenn er mit dem Herzoge von Norfolk darüber würde geſprochen haben, könnte es weiter keine Schwierigkeit koſten, daß er ſich zum Vermittler zwiſchen dem Grafen von Murray und ſeiner Gebietherin verſtunde und die völlige Ausſöhnung zwiſchen beiden übernähme.

Indeſſen wollte Murray bei ſeinen Kabalen ganz ſicher gehen, und glaubte daher zur Erreichung ſeiner Abſichten mehr als ein Mittel nöthig zu haben, zu dem Ende ließ er durch ſeine Anhänger ein Gerücht verbreiten, daß die Königin Maria alle ihre Gerechtſame ſowohl auf Scotland als auf England an Heinrich Valois, Herzog von Anjou, abgetreten, und daß ſelbſt der Hof zu Rom in dieſe Abtretung gewilliget habe. Eliſabeth, welche ſo wie jeder andere von der Urſache dieſes Gerüchts nichts wußte, ward darüber gewaltig aufgebracht; und ihre

Furcht

Furcht ward dadurch noch weit mehr vergrö-
ßert, als ihr auf Veranstaltung des Gra-
fen Murray, unvermuthet ein Brief in die
Hände kam, den der Graf im Namen der
Königin Maria hatte schreiben lassen. Er
war an ihre Unterthanen in Scotland ge-
richtet, sie stellte darin unter andern Kla-
gen ihre schlimme Behandlung vor, tröstete
sich aber damit, daß sie bald von einem an-
dern, als von der Elisabeth Unterstüzzung und
Hülfe bekommen würde.

Die englische Königin ward hierüber in
die größte Unruhe versezt, weil sie sich nicht
vorstellen konnte, von wem diese Hülfe kom-
men sollte. Von Seiten Frankreichs hatte
sie nichts zu befürchten, indem König Karl
der Neunte an sie einen ausserordentlichen
Abgesandten geschikt, daß er sich in die Un-
ruhen ihres Reichs nicht mischen würde,
weil er genung mit seinen Nachbarn zu thun
hätte. Der Herzog von Alba, der im vo-
rigen Jahre so unglükliche Kriege gegen die

Rebellen

Rebellen in den Niederlanden führte, war dadurch auſſer Stand geſezt, in langer Zeit etwas zu unternehmen. Als die Königin Eliſabeth zwiſchen Furcht und Hofnung ſchwebte, worein ſie Graf von Murray blos deshalb geſtürzt hatte, um ſie bald davon auf eine Art zu befreien, wodurch er ſeinen Plan immer ſchneller auszuführen glaubte, ſuchte der Graf von Leiceſter ſeine übernommene Rolle zu ſpielen, und den Herzog von Norfolk auf eine ſolche Art zu verbinden, daß er weder zurüktreten, noch ihm vor alle Gefahr ſtehen konnte. Nach Endigung des erſten Akts, tritt ein gewiſſer Throkmorton auf die Bühne, um auch eine Rolle zu ſpielen, wie wir gleich hören werden.

Dieſer Mann wird auf ſein Erſuchen beim Herzog verlaſſen; er entdekt ihm, als ein wahrer und redlicher Freund, allein als ein tiefes Geheimnis, er wollte ihm, da er wüßte, daß er an eine Vermählung mit der Königin von Scotland dächte, im Vertrauen ſagen, daß er an den Grafen von Leiceſter einen viel-

vielvermögenden Nebenbuhler habe, indem es ganz das Anſehen hätte, daß die Königin den Grafen ihm vorziehen würde, er thäte alſo am beſten, wenn er die ganze Sache nicht weiter betriebe, weil er dadurch doch nur den Verdacht der Königin Eliſabeth vergröſſern würde, ohne weiter einigen Vortheil davon zu ziehen. Dem Herzog fiel dieſe dreuſte Anrede ſehr auf, und da er den Throgmorton ſtark in Verdacht hatte, als wenn er ihm blos ausfragen wollte, leugnete er, daß er je an eine ſolche Verbindung gedacht habe, und gab ihm zu verſtehen, daß der Graf ſehr leicht in ſeinem Geſuch glüklich ſeyn könnte, vornemlich wenn dieſe Verbindung mit Erlaubnis der Königin Eliſabeth geſchähe, ohne deren Rath er wohl ſchwerlich in einer ſo wichtigen Sache etwas vornehmen würde.

Als der Graf von Leiceſter ſah, daß er ſich auf die Art nicht umſtimmen lieſſ, gieng er nach Verlauf von einigen Tagen, ſelbſt zu ihm. Er ſagte ihm mit einer ſehr offen-

herzigen und aufrichtigen Miene, daß er freilich anfänglich selbst an die Königin von Scotland gedacht, er hätte sie aber bei seinem Antrage sehr kalt gefunden, welches er sich auf die Art erkläret, weil der Herzog, wie man ihm gesagt, ihr bereits Heirathsvorschläge gethan, er hielte sich daher für verbunden ihm zu sagen, daß er bei der Königin Maria in sehr gnädigen Gnaden stünde, daß er alles anwenden würde, ihn bei diesem Geschäft nüzliche Dienste zu leisten, und selbst bei der Königin Elisabeth die Sache von der besten Seite vorzutragen.

Der Herzog glaubte in allem Ernst, daß er aus einen gewissen verliebten Groll eine solche Sprache führte; daß also hierbei nicht die geringste Gefahr zu befürchten sey, vornemlich wenn er die Einwilligung seiner Königin ihm auswirkte, welche bei dieser ganzen Sache gerade das allerwichtigste war; so konnte man ihm in mancher Rüksicht nicht verdenken, daß er dem Grafen eben so offen-

herzig

Herzig seine Lage mit der Königin Maria entdekte, und sogar die Verabredungen ihm nicht verschwieg, die er mit dem Grafen von Murray dieserhalb schon gemacht hatte. Der Graf von Leicester bekräftigte ihm alle Versprechungen, die er ihm bereits schon gethan hatte, und sezte noch so viele andere Freundschaftsversicherungen und Anaclobungen von Dienstleistungen hinzu, daß der Herzog ihn für einen ehrlichen Mann halten mußte.

Auf die Art zweifelte der Herzog keinen Augenblik länger an dem glutlichen Fortgange seiner Wünsche, er schrieb über diesen Punkt an die Königin Maria als von einer Sache die schon längst abgethan wäre, und erlangte sogar Vergebung des Grafen von Murray von ihr, weil er doch das Werkzeug ihrer Vermählung und zugleich Befreiung geworden.

Man kann sicher auf die Güte des Herzens schliessen, wenn man die Bubenstükke anderer

anderer nicht sogleich glaubte: daher kam es daß die Königin, an alle dem, was Graf von Murray für sie gethan haben sollte, nicht im geringsten zweifelte und zu ihm ein so großes Zutrauen hatte, daß sie ihn mit Briefen nach Scotland an ihre Lieutnants schikte, welche insgeheim ihre Parthie gehalten hatten. Sie befahl ihnen, daß sie sogleich die Waffen niederlegen und alles thun sollten, was ihnen der Graf von Murray befehlen würde.

Vor seiner Abreise gab der Graf von Murray dem Grafen von Leicester die nöthigen Instruktionen, wie er sich in seiner Abwesenheit zu verhalten habe, daß er vornemlich der Königin Elisabeth nichts von seiner Heirath mit dem Herzoge von Nordfolk entdekken müßte, die Sache wäre noch nicht so weit, daß sie glauben könnte, dies sei die lezte Bedingung, indem beide Theile dächten, sie hätten bereits ihre Einwilligung, da doch dies in ihren Augen ein Verbrechen wäre.

Der Herzog, durch den Grafen von Leicester eingeschläfert, der sich ganz nach seinen Vorschriften richtete, und ihn immer durch manche Entschuldigungen vertröstete, suchte seinen Plan auszuführen, nicht als Weltmann, der ein so wichtiges Geschäfte betrieb, wovon sein ganzes Glük, oder sein ganzes Unglük abhieng, sondern als verliebter Kek. Er schrieb alle Tage an die Königin Maria Briefe, welche diese Leidenschaft athmeten und erhielt dagegen Antwortschreiben, wie er sie nach seinem Range und Ehrgeiz erwarten konnte. Da der Herzog und der Graf von Murray der Königin Maria versichert hatten, daß sie nichts vornehmen, als was mit Bewilligung der Königin Elisabeth geschähe, beobachtete sie bis dahin nicht die nöthigen Maasregeln, bis sie an die Staaten von Scotland geschrieben hatte, um ihre Ehescheidung mit Bothwell zu erlangen, indem sie behauptete, daß er sie betrogen habe, und daß die Trennung beider Ehen des Grafen nicht gültig wäre. So bald Elisabeth

hier-

hiervon Nachricht bekam, machte sie sich darüber mancherlei unruhige Gedanken; sie ließ zu dem Ende ihre Gefangene mehr als gewöhnlich beobachten, man bemerkte sehr bald, daß immer Leute des Herzogs beim Bischof von Rosse, den Gesandten dieser Königin, ab- und zugiengen. Das war noch nichts, es kamen sogar sehr viele Grosse des Reichs in Verdacht, als wenn sie mit in diesem Komplott verwikkelt wären, und sehr oft um geringer Ursachen.

Der Herzog fuhr indessen fort seine Rolle zu spielen, oder vielmehr den Verliebten zu machen. Ja es kam mit der ganzen Sache so weit, daß der Ehekontrakt bereits aufgesetzt, der Königin Maria vorgelegt und von ihr im Monat Mai im Jahr 1568 unterschrieben ward. Die Heirathspunkte enthielten folgendes: sie wollten gegen die Königin Elisabeth nichts Feindseliges vornehmen, so wenig gegen die Kinder, die sie etwan noch haben könnte, in Absicht der Nachfolge von Eng-

land:

land; es ſollte ein offenſiv und defenſiv Bündnis zwiſchen beiden Königreichen ſtatt finden; ſie wollten der proteſtantiſchen Religion Gewiſſensfreiheit verſtatten; ſie machte eine allgemeine Amneſtie allen ihren Unterthanen bekannt, die in ihrem Dienſt gegen ſie die Waffen geführt, ſie widerrief die Abtretung aller ihrer Rechte an den Herzog von Anjou und würde den Herzog von Nordfolk heirathen. Maria verſprach, alle dieſe Artikel zu unterzeichnen, doch was den Artikel eines Bündniſſes zwiſchen den beiden Königreichen beträfe, könnte ſie nicht eher darein ihre Einwilligung geben, bis ſie nicht Frankreich darum befragt hatte.

Doch indeſſen ſie noch über dieſen Punkt ſtreitig ſind, entdekt Eliſabeth die ganze Intrigue. Entweder weil ſie, wie es höchſt wahrſcheinlich iſt, die Abreiſe des Grafen von Murray erfahren hatte, oder weil die Kammerfrauen der Maria das Geheimnis nicht bei ſich behalten, ſo wie verſchiedene

Schrift-

Schriftſteller bemerken. Sie wuſte den Herzog, als er einmal im Pallaſt von Weſtminſter war, ganz verblümt, nur mit einem einzigen Wort darauf aufmerkſam zu machen. Sie ſagte zu ihm, er ſollte ſich wohl verſehen, auf welches Polſter er ſein Haupt legte. Damals war der Graf von Leiceſter unpaß oder ſtellte ſich wenigſtens ſo; er erfuhr aber ſogleich, daß die Königin von dem ganzen Handel wußte; ſobald er die Königen nach dieſem Vorfall das erſtemal wieder ſah, ward er blutroth im Geſicht, aus Furcht ſein Stillſchweigen hierüber möchte ihm als Verbrechen ausgelegt werden. Die Königin Eliſabeth bemerkte dieſe Veränderung und bemühte ſich, ihm durch gewiſſe Geſpräche wieder aufzuheitern, welche die unzulänglichſten Beweiſe waren, daß ſie gar nicht auf ihn böſe ſey. Der Graf nahm hierauf Gelegenheit, ihr alles, was dieſe Geſchichte betraf, nach den geringſten Umſtänden zu erzählen. Er ſtellte ihr vor, daß er alles, was er hierin gethan oder unterlaſſen hätte, blos auf Befehl des Gro-

ſen

ſen-Murray geſchehen ſey, ſie würde ihm daher gewis ſeinen Fehler vergeben, wenn er etwan zu lange gezaudert, ihr dies Geheimnis zu entdecken.

Eliſabeth wunderte ſich gewaltig, daß alles ſchon ſo weit gekommen ſey, ohne daß ſie das geringſte davon wußte, ſie vergab dem Grafen deſto eher, da er ſchon von ihr eine alte Liebſchaft war, und ſie nur noch blos auf eine ſchikliche Gelegenheit wartete, ſich mit ihm vermählen zu können. Sie ſtellte ihm in einem ſo ſanften, ſo zärtlichen Ton das Unrecht vor, das er offenbar begangen, da er ſich in dieſe Händel gemiſcht, die ihm weiter nichts als die Ungnade ſeiner Gebieterin zuziehen konnten, von der er doch ſo viele Wohlthaten und Gnadenbezeugungen erhalten.

Der Herzog kam nicht ſo gut weg, als der Graf. Sie ließ ihn vor ſich kommen, warf ihm ſeine Verwegenheit vor, etwas

ebne

ohne ihr Wiſſen vorzunehmen, auf die Art in ihrem Reich Partheien zu machen und ohne ihren Willen es mit ihren Feinden zu halten. Sie ſezte hinzu, diesmal wollte ſie ihn nicht der Gerechtigkeit überliefern, wo er gewis den Kürzern ziehen und ſeinen Kopf verlieren würde: zulezt bedrohete ſie ihn, wenn er je ſo verwegen ſeyn würde, eine Conſpiration gegen ihre Perſon anzufangen, ſollte er nicht ſo gelinde wegkommen.

Der Herzog gab ziemlich ſtolz zur Antwort: daß er die Vermählung mit der Königin Maria nie als eine Verbindung angeſehen habe, die über ſeinen Stand wäre, weil er jezt eben ſo mächtig und reich zu ſeyn ſich dünkte, als ſie jezt in der höchſt traurigſten Verfaſſung wäre, worein ſie die ſcotlandiſchen Unruhen gebracht hätten. Blos deshalb hätte er daran gedacht, ſich mit ihr zu vermählen, weil der Graf von Leiceſter ſich erboten hätte, ihre Einwilligung zu dieſer Verbindung zu erhalten; da aber Ew. Majeſtät ſo ſehr dage-

gen

gen zu seyn schienen, wäre er es sehr wohl zufrieden, weiter nicht daran zu denken.

So zornig Elisabeth auch anfänglich zu seyn schien, so viele Freude äusserte sie doch ganz sichtbar über die lezte Erklarung des Herzogs. Sie ward mit einemmale von einer sehr grossen Unruhe befreit, worin sie sich befand, weil sie gar nicht wußte, welche befriedigende Antwort sie den französischen und spanischen Gesandten geben sollte, die von ihren Höfen die Aufträ e hatten, die Loßlassung und Freiheit der Königin Maria sehr dringend zu suchen. Denn ihre Unschuld war so sonnenklar, daß weder die Verläumdungen ihrer Unterthanen, noch die Bestechungen der Richter, einen scheinbaren Grund finden konnten, warum die Königin noch länger im Gefängniß bleiben sollte; allein sobald dies Komplott entdekt war, gab die Königin Elisabeth dem französischen Abgesandten, der sich überhaupt dieser Sache mit viel Wärme anzunehmen schien, eine sehr

trozige Antwort, daß sein Monarch sehr unrecht daran thäte, sich einer Person anzunehmen, welche in ihrem Reiche geheime Verständnisse unterhielte, sie bäte ihn, nichts weiter davon mit ihr zu sprechen, wenn er sich nicht selbst verdächtig machen wollte.

Ehe man es sich versah, ward die Königin Maria von dem Schlosse Bolton, wo sie gewissermaßen ein sehr leidliches Gefängniß hatte, und eine anständige Freiheit genoß, nach einem andern zu Windfeld gebracht, welches in einer weit entlegenen Gegend lag, wo alle Verbindung mit andern Menschen aufhörte. Der Gouverneur dieses Schlosses hieß Graf von Hundikton, ein Mann, der sie mit der äussersten Grausamkeit behandelte. „Hierzu bewegte ihn vornemlich der Wunsch, sich bei der Königin Elisabeth einzuschmeicheln und beliebt zu machen, es verband ihn aber noch ein anderer geheimer Grund. Er hatte gewissermassen einige Ansprüche auf die englische Krone; es war ihm

ihm daher äuſſerſt viel daran gelegen, wenn er die Königin Maria, als die nächſte Erbin, durch die ſchlechteſte Behandlung frühzeitig ins Grab brachte, um ſeine Rechte deſto eher behaupten zu können. Bald wäre ſein Plan ihm geglükt; wenn nicht der Himmel dieſe Königin, bei allen den Grauſamkeiten, die man an ihr ausübte, nicht mit ſeinem auſſerordentlichen Beiſtande unterſtüzt hätte, würden ihre Feinde nicht nöthig gehabt haben, ſich mit ihrem Blute zu beflekken, um ſie von der Welt zu ſchaffen. Alle die Briefe, die ſie aus ihrem Gefängniſſe an den König von Frankreich und an die Katharina von Medicis ſchrieb, beweiſen unwiderlegbar, in welchem hohen Grade man ſie mißhandelte.

Indeſſen befand ſich der Graf von Murray in Scotland, wo er ſeine Geſchäfte ganz nach ſeinem Wunſche betrieb. Die Briefe der Königin hatte die entwafnet, die noch für ſie geſinnet waren, er ſah ſie ſehr bald auſſer

aller

aller Vertheidigung, und ward dadurch unumschränkter Herr in diesem Lande. In dieser Rücksicht meldete er dem Herzoge von Nordseit er sollte die Drohungen der Elisabeth nicht achten, weil er geheime Verständnisse in England unterhielte, und bald selbst mit einer Armee dorthin kommen würde. Der Herzog war zum zweitenmale so leichtgläubig, den trügerischen Vorspiegelungen des Grafen zu trauen. Die Liebe, da sie sich in ihrer ganzen Stärke zeigte, trug hierzu ungemein viel bei, und die Furcht, daß die Sache vielleicht schief ablaufen möchte, war nur schwach. Er war ganz der Meinung, daß der Graf aufrichtig mit ihm umgieng, und er glaubte sicher, daß die Sache, nach dem Vorschlage seines Freundes, nicht anders, als nach seinem Wunsche sich endigen könnte. In dieser Voraussezzung antwortete er dem Grafen, der damals Vicekönig und Alleinherrscher in Scotland war, er möchte den Ehekontract durch die Reichsstände bestätigen lassen; und was die Befreiung

freiung der Königin beträfe, überlies er dieſe ihm ganz allein, weil er doch die beſten Mittel wüßte, am leichteſten zum Zwekke zu kommen.

Kaum hatte Murray dieſen Brief erhalten, als er ihn der Königin Eliſabeth überſchikte. Indeſſen da der Herzog eine gewiſſe Verbindung und einen Anhang in dem Schloß hatte, wo Maria gefangen war, und ſogar ſchon in Correſpondenz mit ihr ſtand, nach dem lezten Briefe von Murray, verſtärkte er ſeine Parthei immer mehr, ſo daß er ſogar vermittelſt eines Schloßoffiziers, Namens Dacres, Gelegenheit fand die Königin glüklich zu entführen, wenn nicht folgende Veranlaſſung die Ausführung verhindert hätte.

Der ſpaniſche Abgeſandte ſchien ſeit einiger Zeit mehr als gewöhnlich für das Intereſſe der Maria zu ſprechen und zu wirken und er hatte ſogar auf Befehl ſeines Herrn der Königin Eliſabeth verſchiedene Vorſchläge zu ihrer Befreiung

gethan.

gethan. Dieſe gewaltſamen Zudringlichkeiten erregten beim Herzoge Verdacht, ob nicht hinter dieſem groſſen Eifer eine gewiſſe geheime, ihm bis jezt unbekannte Triebfeder verborgen ſeyn ſollte, vielleicht eine weit ſtärkere, als der bloße Wunſch, einer unglüklichen Königin zu helfen. Er entdekte bald nachher etwas, was ihn vermuthen lieſſ, daß die Beute wohl nicht für ihn ſeyn würde, wenn gleich die Entführung durch den Dacres glüklich von ſtatten gehen ſollte. Der Herzog hatte durch ſeine Kundſchafter erfahren, daß dieſer Schloßoffizier eine anſehnliche Summe Geld von dem Geſandten bekommen, und daß man ihn öfters bei Nacht hätte aus- und eingehen ſehen. Wenn man hierzu noch nimmt, daß verſchiedene ſpaniſche Schiffe an der engliſchen Küſte ſtanden, gerade nach der Seite des Schloſſes, worin Maria ſaß, freilich unter dem Vorwande, als wenn ſie nach Flandern ſegeln wollten, aber gewiß aus keiner andern Urſache, als daß Dacres die Königin Maria den Spaniern in die Hände

ſpielen

ſpielen ſollte, um ſie mit dem Dom Johann von Oeſterreich zu vermählen, von dem ich ſchon vorher geredet habe.

Der Herzog von Nordfolk, dem wenig daran gelegen war, bei einer ſo wichtigen, delikaten und höchſt gefährlichen Sache für einen andern zu arbeiten, und einem andern ein Geſchenk damit zu machen, wovon ſein ganzes zeitliches Glük abhieng, brach jezt mit einemmale ab, weil die Umſtände ſich ſo ſehr geändert hatten.

Eliſabeth war bereits von dem Grafen von Murray, von allen benachrichtiget worden, indem er ihr die Briefe überſchikte, die der Herzog an ihn geſchrieben hatte; ſie ſah daraus, daß der Herzog die Vermählung mit der Maria noch immer betrieb, und glaubte, das beſte Mittel dies Liebesverſtändniß zu zerſtören wäre, den Herzog zu arretiren und nach den Tower nach London bringen zu laſſen. Doch der Herzog

bekam zum Glüke von einigen Rathgebern noch frühzeitig ganz insgeheim Nachricht davon, er wich daher zur rechten Zeit diesem Streiche aus, verlies seinen jezigen Aufenthalt, ohne von der Königin Abschied zu nehmen, und reißte nach der mitternächtlichen Gegend von England, wo er alle seine Güter hatte, und über diese Provinz als Gouverneur gesezt war. Blos bei seiner Abreise meldete er der Königin Elisabeth, daß es ihm leid thäte, daß er sich gezwungen sähe, wegen der Verläumdungen seiner Feinde, dies einzige Mittel zu seiner Sicherheit zu ergreifen; allein er hätte sich erst dann dazu bestimmt, da er keinen andern Ausweg vor sich gesehen und er gewiß erfahren, daß seine Feinde mit denen sie umgeben wäre, so mächtig wären, daß er nicht zweifeln dürfe, sie würden ihn zu Grunde richten, wenn er sich noch weiter ihren mächtigen Verfolgungen aussezte.

Die Königin Elisabeth, die in einer Gegend keine Gewalt gebrauchen konnte, wo

der

der Herzog weit mächtiger war, als sie, gab ihm zur Antwort, daß er sehr Unrecht gethan hätte, daß er sich selbst für strafbar gehalten, da er es doch nicht wäre; es wäre wahr, man habe mancherlei nachtheilige Dinge ihr von ihm vorgebracht, sie habe aber nie dergleichen geglaubt, da sie von ihm überzeugt wäre, daß er ihr völlig ergeben, und in ihrem Dienst so treu wäre, daß er ohnmöglich etwas ihr nachtheiliges unternehmen könnte. Er dürfte daher nicht das geringste Bedenken tragen, wieder an ihrem Hofe zu erscheinen, indem sie sehr geneigt und bereit wäre, seine Gründe zu hören, und ihm Gnade anzubieten, wenn er etwan in irgend einem Stükke seine Pflicht unterlassen hätte.

Dies Schreiben dem Anscheine nach sehr gnädig abgefaßt, war doch etwas zu auffallend, daß sich dadurch hätte ein Mann betrügen lassen sollen, der die Lage der Sache ganz vollkommen kannte, vornemlich da es zu merklich war, daß die Königin darin eine Sprache

che führte, die mit ihrem Charakter so wenig stimmte, da sie durch nichts genöthigt ward, sich zu verstellen. Der Herzog glaubte am sichersten zu gehen, sie mit gleicher Münze zu bezahlen; nachdem er daher in seiner Gegenantwort für so viele Gnade bedankt hatte, stellte er der Königin vor, daß man jetzt von sehr vielen Unruhen in seinem Gouvernement spräche, welches ihm nöthigte, noch eine zeitlang hier zu bleiben; aber sobald alles wieder ruhig wäre, würde er nicht ermangeln bei Ew. Majestät persönlich zu erscheinen, um ihre Befehle zu erwarten, und durch seine Unschuld unwiderlegbar zu beweisen, daß sie vielleicht keinen treuern Unterthanen hätte, als ihn.

Allein Elisabeth wußte schon weit mehr, als daß sie sich durch dergleichen Gründe und Verspiegelungen hätte sollen täuschen lassen, sie ließ unmittelbar nach erhaltener Antwort dem Herzoge zu wissen thun, daß Mariens Kopf ihr ein sicheres Unterpfand wäre, für alle die Kabalen, die er mit ihr gespielt hätte.

Ihr

Ihr war die Liebe des Herzogs und die Stärke dieser Leidenschaft sehr wohl bekannt. Sie zog daher dies Mittel allen übrigen vor, welches auch wirklich den Erfolg hatte, den sie davon erwartete. Der Herzog war gezwungen unter solchen Umständen eine Parthie zu nehmen, die für ihn immer gefährlich war, allein seine empfindlichste Seite war einmal getroffen; erst jezt merkte er, zu welchem hohen Grad seine Liebe bereits gestiegen war, ob er gleich einsah, daß die Gründe, warum die Königin Maria nicht konnte so geschwind hingerichtet werden, so stark und überzeugend waren, daß sie ihn nicht noch als Vertheidiger nöthig hatte, sie vom Tode zu retten; doch erlaubte ihm seine Eigenliebe nicht, nach diesen vernünftigen Betrachtungen sich zu richten. Zuweilen überließ er sich so den Täuschungen, daß ihm dieser gewaltige Glükswechsel Vergnügen machte, indem er überzeugt zu seyn schien, daß er auf keine andere Art seine Gebietherin retten könnte, als wenn er seinen eigenen

Kopf

Kopf aufs Spiel ſezte. Wenn auch zuweilen die natürliche Liebe zum Leben wieder bei ihm erwachte, ſo beſtimmte ihn ſein begangener Fehler gleich, alles wieder zu wagen, da ſeine Eiferſucht allein die Freiheit der Königin verhindert hatte, und der Plan bis zur nahen Ausführung wirklich ſchon angelegt war. Er reißte daher getroſt nach London, und kaum war er angekommen, als man ihn in den Tower brachte. Eliſabeth war auf den Punkt, Kommiſſarien zu ernennen, die ihn den Proze machen ſollten; allein ſeine Freunde, die ſtets um die Königin waren, verhinderten noch zu rechter Zeit dieſen Befehl, der unfehlbar ſeinen Untergang nach ſich gezogen hätte. Er blieb nur einige Monate im Gefängniße ſizen, und wurde ſodann entlaſſen, und zugleich in alle ſeine vorigen Poſten und Ehrenſtellen wieder eingeſezt.

Jezt war es für den Herzog die höchſte Zeit, daß er ſich aus den ganzen Handel mit

guter

guter Manier zog, allein die Liebe hatte ihn zu sehr gefesselt. So wahr ist es, daß diese Leidenschaft, anstatt daß sie durch Widerstand sollte geheilt werden, im Gegentheil nur noch heftiger und wüthender wird. Da sich der Herzog einbildete, daß er durch seine Gefangenschaft der Königin Maria einen sehr großen Liebesdienst erwiesen, konnte er sich nicht enthalten, ihr die nähern Umstände davon zu schreiben, und ihr zugleich zu melden, sie möchte sich ja nicht auf den Grafen von Murray verlassen, der das ganze Komplott entdekt habe; dies hatte er durch seine Freunde erfahren, die er am Hofe hatte.

Maria, welche die Härte ihres Gefängnisses immer mehr zu fühlen anfieng, ergrif jedes Mittel, das sich ihr zeigte, auf eine andere Art ihre Freiheit zu bekommen, als von der Elisabeth, von der so etwas nach dem Vorgefallenen nicht zu erwarten war; sie that daher dem Herzoge zu wissen, daß sie mit den vornehmsten europäischen Köni-

gen

gen und Fürſten in einer geheimen Verbindung ſtünde, ihre Freiheit zu bewirken und die alte Religion ſowohl in England als in Scotland wieder herzuſtellen, und auch er könnte in dieſen Bund treten, wenn er verſprächе, katholiſch zu werden. Der Herzog, der ſich einmal in einer Lage befand, daß er nichts abſchlagen konnte, wovon er glaubte, daß er ſich dadurch den Beſiz derjenigen noch mehr verſicherte, welche den Gegenſtand aller ſeiner Wünſche war, verſprach weit mehr, als man verlangte. Wenn man ſeine vorhergehenden Schritte damit verbindet, ſiehet man wohl, daß ſeine reine Abſicht dabei war, der Königin Maria nüzliche Dienſte zu leiſten, daher kam es auch, daß man ihn mit in das geheime Komplott hineinzog, das ſich jezt entſponnen hatte, wovon ich gleich die nähern Umſtände erzählen will.

Pabſt Pius der Fünfte, der vor wenigen Tagen unter die Seligen aufgenommen worden, hatte nichts ſo ſehr auf ſeinem Herzen,

als ſein Pontificat durch einen wichtigen Dienſt der Kirche merkwürdig zu machen; er ermahnte daher beſtändig durch ſeine Nuntien die chriſtlichen Fürſten ihre Macht gemeinſchaftlich zu verbinden, um die Kezerei völlig auszurotten, die damals in ihrer ganzen Stärke war, und eine ſchreckliche Verwüſtung beinah in der ganzen Chriſtenheit anrichtete.

Obgleich ſeine Sorge vornemlich auf die Staaten gerichtet war, die dem heiligen Stuhl unterworfen waren, gieng es ihm doch herzlich nah, wenn er hörte, daß man in England alle Tage die Katholiken als Verbrecher behandelte. Er hatte bereits verſchiedenemal an den König von Frankreich dieſerhalb, geſchrieben, damit er ſich ins Mittel legte, und die Verordnungen, welche Eliſabeth gegen die Katholiken hatte bekannt machen laſſen, nicht in ihrer ganzen Strenge möchten befolgt werden. Allein dieſe Materie iſt äußerſt delikat, indem man bei Empfehlung

lung einer Gelindigkeit öfters mehr ſchadet als hilft, die damaligen unglüklichen Zeitumſtände hatten dies Reich in eine Lage verſezt, daß man aus weit wichtigern Beweggründen Urſache hatte mit der Eliſabeth ſchonend umzugehen, als die Bedrükungen der Katholiken in ihren Staaten. Als der heilige Vater ſah, daß er von dieſer Seite nichts ausrichten würde, verſuchte er es auf eine andere Weiſe den Unterdrükten beizuſtehen. Er wurde durch die Briefe der Königin Maria an ihn dazu noch mehr ermuntert, indem ſie ihm unaufhörlich vorſtellte, daß ihre ganze Hofnung, ja ſo gar die ganze Hofnung aller Katholiken ‚in den beiden Königreichen auf ihn gerichtet wäre. Er befand ſich eben in der größten Verlegenheit, wie er gelegentlich etwas zu ihrem Beßten thun ſollte, als ein gewiſſer Ridalphi, ein Florentiner, der funfzehn Jahr in London als Bankier gelebt hatte, ſo, daß er dieſen Hof und die ganze dermalige Lage des Reichs vollkommen kannte, nach Rom reißte, entweder aus eigenem Antrieb,

trieb, oder weil ihm die Katholiken in England dies Geschäft übertragen hatten, und da Sr. Heiligkeit das nemliche sagte, was er so oft schriftlich gehört hatte. Er sagte auch dem Pabst, daß die Anzahl der Katholiken in diesem Reiche größer wäre, als man gewöhnlich glaubt, weil unter der Regierung der Königin Maria in England, beinah ein Jeder die alte Religion wieder angenommen und wenn auch seit Veränderung der Regierung die Grossen sie wieder verlassen hätten, so wäre dies blos nach der höchstgefährlichen Maxime geschehen, wornach alle Hofleute ihr Aeußeres nach dem Beispiel der Souverains ordnen. Es wären daher noch die meisten im Herzen Katholiken und sie warteten blos auf eine Gelegenheit, ihre wahre Gesinnung an den Tag zu legen. Wenn es daher — so schloß sich die Vorstellung des Bankiers — Sr. päbstlichen Heiligkeit gefiele etwas Geld dazu herzugeben und den König von Spanien dahin zu bringen, einige Truppen, Cavallerie und Infanterie, nach England zu schikken,

bliebe

bliebe kein Zweifel übrig, daß man nicht bald eine Hauptveränderung erleben würde, und daß die meisten das Joch einer Frau nicht weiter ertragen würden, die durch unacchte und unrechtmäßige Stimmen sich auf den Thron geschwungen, und die nemlichen Mittel brauchen müßte, um sich darauf zu erhalten.

Anstatt daß der heilige Vater auf das Wort eines Mannes hätte mistrauisch seyn sollen, der vielleicht dabei mehr aus übertriebenem Eifer, als nach den Regeln der Klugheit handelte; damit er aber doch nichts dabei versäumen möchte, und damit eine Sache nicht noch länger verzögert werde, die ihn so gewaltig beschäftigte, schikte er Ridalphi mit 12000 Stük Ducaten nach England, um dies Geld an die nothbedürftigsten Katholiken zu vertheilen, mit dem Auftrage, sich ganz genau nach allen Umständen zu erkundigen, die einen guten Erfolg bei dieser Gelegenheit versprächen und ihm sogleich Nachricht

haben

davon zu geben. Er ertheilte ihm den Rath, Marien und überhaupt allen Katholiken seine väterliche Zuneigung zu versichern und daß er alles anwenden würde, ihnen ein erträglicheres Schikſal zu verſchaffen.

So bald Ridalphi wieder in London war, ließ er Marien den Erfolg ſeiner Unterhandlung ſagen; wie er eine große Menge Misvergnügte, die in England wären, gehörig inſtruirt hätte, daß er nicht zweifelte, das Unternehmen würde glüklich ablaufen. Sie ſah recht gut ein, daß es vor allen Dingen nothwendig ſey, ſich gewiſſer angeſehener Häuſer zu verſichern, deſſen Name und Authorität den heiligen Vater veranlaßte, ſich mit ihnen zu verbinden.

Indeſſen fiengen ſich die Unterhandlungen zwiſchen der Königin Maria und dem Herzog wieder an, und ſobald er aus dem Gefängniſſe entlaſſen war, erfuhr er von ihr die jezige Lage ihrer Sache, wie ich ſie eben

erzählt

erzählt habe. Weil es aber nicht rathſam war, wenn ſie mit einander unmittelbar in Unterhandlung ſtanden, weil alle ihre Handlungen von beiden Theilen ganz genau beobachtet, und der Königin Eliſabeth ſogleich hinterbracht wurden, gab Maria dem Herzoge die Verſicherung, daß ſie alles gut heiſſen würde, was der Biſchof von Roſſe, ihr Abgeſandter, und der Baron von Levington in ihren Namen vornehmen würden. Der Herzog verſprach ihnen, den mitternächtlichen Theil von England, worüber er Gouverneur war, und der beinahe ganz katholiſch war, in Bewegung zu bringen, und einen andern Aufſtand in Irland zu erregen, durch ſeine Anhänger, die er daſelbſt hatte; indem er hinzu ſezte, daß er nothwendig Geld haben, und von den Truppen unterſtüzet werden müßte.

Sie brachten den Herzog dahin, alles dies nach Rom an den Pabſt zu ſchreiben, und ihm zu verſprechen, ſobald in den Schoß

der

der Kirche zurükzutreten, als es ihm die Lage von England erlauben würde. Der heilige Vater freute ſich, als er hörte, daß die Sachen einen ſo glüklichen Anfang nahmen, er verſicherte ſie in ſeinem Beantwortungsſchreiben, das an den Herzog und an alle Katholiken in England gerichtet war, daß ſie bei ihm immer väterliche Geſinnungen bemerken würden, und daß er alles anwenden würde, was nur in ſeinem Vermögen ſtünde, die katholiſche Religion immer mehr ausbreiten zu helfen. Er verſprach ferner alle Unkoſten des Krieges zu tragen, und im voraus 200000 Ducaten zu zahlen, er ſchrieb auch an den König von Spanien, dem Herzoge von Alba, Gouverneur der Niederlande, aufzutragen, mit den Deputirten der Katholiken in England in Unterhandlung zu treten; der vornehmſte von den Deputirten an dieſen Herzog war, George von Seton.

Die Deputirten ſtellten dem Herzoge von Alba vor, daß ſie von Seiten der Königin Maria von Scotland und aller Katholi-

tholiken aus England abgeſchikt wären, ihn zu bitten ihre Vertheidigung zu unterſtüzzen, und ihnen mit einem guten Generale und einigen Truppen beizuſtehen. Der Herzog, der bereits die nöthigen Befehle vom ſpaniſchen Hofe dazu erhalten hatte, verſtand ſich ſehr leicht, alle ihre Bitten zu erfüllen. Er gab zu dieſem Kriege 6000 Mann zu Fuß, und 4000 zu Pferde, welche ſollten eingeſchift werden, und dann in irgend einen Hafen, zum Gouvernement des Herzogs von Norfolk gehörig, ans Land ſteigen. Was den Anführer des Heers betraf, weil ſich der ſogleich an die Spizze der Armee ſtellen, und auch zugleich die Misvergnügten in England kommandiren mußte, war es nicht ſo leicht, wie man glaubte, eine ſolche Perſon auszumitteln, weil der Anführer ein Mann von Stand und Anſehen ſeyn mußte, der nicht ſo ganz incognito nach England kommen konnte, weil bei den damaligen Zeitumſtänden jeder Fremde Verdacht erregte. Mit einemmale ereignete ſich in dieſer Rukſicht ein ſehr glüklicher Umſtand, der ſehr erwünſcht zu ſeyn ſchien.

Es ereignete ſich ſeit kurzem eine kleine Mißhelligkeit zwiſchen Spanien und England wegen eines gewiſſen Raubes, wovon Eliſabeth behauptete, daß der Herzog von Alba nicht das geringſte Recht dazu hätte. Man hatte von engliſcher Seite ſchon gewiſſe ſpaniſche Schiffe in den Hafen mit allen Kaufmannswaaren angehalten, welches auch von ſpaniſcher Seite geſchehen war, und es war ein allgemeiner Bruch von beiden Mächten zu befürchten. Bei dieſer Gelegenheit ſchikte der Herzog von Alba, unter dem Vorwande die Streitigkeiten in Güte beizulegen, einen gewiſſen Genueſer, Namens Chiapin de Vitelli, einen der größten Feldherrn ſeines Zeitalters, als Abgeſandten nach England.

Die Räthe der Königin Eliſabeth waren lange zweifelhaft, ob ſie dieſen Mann in der Qualität annehmen ſollten. Sein Ruf und ſein groſſes Anſehen ließ vermuthen, daß der Herzog von Alba nur blos zum Schein dieſem Mann eine ſo unwichtige Kommiſſion übertragen hätte, deſſen Tapferkeit ſo allgemein bekannt, und

deſſen Gegenwart in den Niederlanden zu weit gröſſeren Abſichten äuſſerſt nothwendig war. Allein man wollte doch von Seiten Englands, weil einmal die Unterhandlungen ſo weit gekommen waren, nicht gern Spanien eine neue Gelegenheit zum Misvergnügen geben, und war auf einen andern Ausweg bedacht, indem man den Geſandten bald nach ſeinem Empfang wieder verabſchiedete.

Man fragte gleich den Geſandten, ob er Vollmacht habe, wegen Erſaz des Geldes zu handeln, wovon England vorgab, daß es ihren Kaufleuten wäre geſtohlen worden. Da er aber dergleichen nicht vorzeigen konnte, bat man ihn ſeine Abreiſe zu beſchleunigen, weil die Königin feſt entſchloſſen ſey, keinen Vergleich darüber anzunehmen, wenn ſie nicht in dieſem Puntte befriedigt würde. Auf die Art ſah er ſich genöthigt, wieder zu Schiffe zu gehen, ohne etwas ausgerichtet zu haben, indem er ohnmöglich in der kurzen Zeit ſeines Aufenthalts in London, die Sachen gehörig einleiten konnte.

Dritter Theil.

Indeſſen vergaß der heilige Vater nichts von ſeiner Seite, wodurch er ein Unternehmen ausführen half, das ſeiner Meinung nach für die katholiſche Religion zur ſonderlichen Ehre gereichte, zu dem Ende excommunicirte er die Königin Eliſabeth durch eine Bulle, nahm ihr die Krone von England, und entließ ihre Unterthanen des Eides der Treue. Er hatte ſogar ſo eifrige Agenten in London, welche eine Kopie der Bulle an die Thüre der heiligen Paulskirche anſchlagen ließen; und da man ſich Mühe gab die Thäter einer ſo verwegenen That zu entdekken, gaben ſie ſich ſelbſt an, und ſtunden ſtandhaft alle Martern aus, die man ihnen anthat. Der Pabſt glaubte, daß eine gewiſſe Geringſchäzzung, welche dieſe Königin für das Anſehen des heiligen Stuhls

äuſſerte

äuſſerte, einen erwünſchten Eindruk auf die Gemüther der Katholiken in England haben und gewiſſermaſſen die Furcht und den Abſcheu erneuern würde, den alle Nationen von Natur gegen diejenigen haben, welche die alte Religion abſchaffen wollen.

Man ſah in der That ſehr bald die Folgen davon in dem mitternächtlichen Theile der Inſel und in ganz Irrland, wo die meiſten Unterthanen katholiſch waren, indem ſie die Waffen ergriffen und vor ihrem Heeren Fahnen vortragen ließen, worauf ein Kruzifix und ein Becher abgebildet war, dadurch anzudeuten, daß der Zwek dieſes Krieges blos ſey, die katholiſche Religion wieder einzuführen. Weil aber dieſer Volksaufſtand noch eher ausbrach, ehe alles gehörig geordnet war, ehe die Hülfstruppen angekommen waren, die man aus Flandern erwartete, konnte er ohnmöglich den gehofften Nuzzen hervorbringen. Eliſabeth ſchikte groſſe Kriegsheere gegen die Rebellen, welche

ſie in zwei bis drei Schlachten überwanden; auf die Art mußten die Rebellen weichen und das Gewehr ſtrekken, und die Anführer waren gezwungen durch die Flucht ihr Leben zu retten; daher erfuhr Eliſabeth nichts davon, daß der Herzog von Nordfolk Theil an der Verſchwörung gahabt hatte. Die Königin ſah zu gut ein, daß dieſer Vorfall nicht etwan eine Wirkung des Zufalls wäre, ſondern daß ſehr viele von ihren Unterthanen ſich in dies Komplott eingelaſſen hätten, und vielleicht ſogar die Königin Maria und die Spanier, wie wenigſtens damals das Gerücht durch ganz England gieng. Um ſich gegen ſo viele Feinde, die ſich gegen ſie vereinigten, zu ſchüzzen, glaubte ſie, daß ſie Frankreich auf ihre Seite zu bringen ſuchen müßte, und daß ſie blos in Rükſicht ihres eigenen Intereſſes, es vom Intereſſe der Königin von Scotland trennte, weil es die Parthei dieſer Unglüklichen zu nehmen ſchien. Eliſabeth ſuchte auf folgende Manier ihre Abſicht zu erreichen.

Katha-

Katharina von Medicis hatte allen ihren Kindern die Nativität ſtellen laſſen, und man hatte ihr geſagt, daß jedes Kind eine Krone bekommen würde; um dieſe Weiſſagung mit in Erfüllung bringen zu helfen, war ſie mehr als einmal willens, der Königin Eliſabeth den Vorſchlag zu thun, ihren zweiten Sohn, Heinrich, Herzog von Anjou, der hernach König von Frankreich ward, zu heirathen. Und daß ſie ihren Plan nicht wirklich zu realiſiren ſuchte, geſchah blos deshalb, weil ſie die Denkungsart der engliſchen Königin in dieſem Punkte zu ſehr kannte, daß ſie nicht eine abſchlägige Antwort befürchten durfte.

Eliſabeth, der nichts unbekannt war, was in allen Kabinettern der Fürſten ihres Zeitalters vorgieng, machte ſich dieſe Schwachheit zu Nuzze, und ließ ihr aus doppelten Intereſſe einen Heirathsvorſchlag thun. Heinrich, Prinz von Navarra, hernach König von Frankreich, war damals das Haupt der Hugonetten, welche der Katharina und dem König Heinrich dem Neunten viel Sorgen

und

und Unruhen machten. Eliſabeth ließ ihr eine Vermählung vorſchlagen, ohne daß es ſchien, als wenn dies gerade von ihr käme, und ließ zugleich das Gerücht ausbreiten, als wenn die Sache ſchon ſehr weit, und beinah ganz richtig wäre.

Von dieſem Augenblikke an ſezte Katharina von Medicis alles in Bewegung, ihren Plan glüklich auszuführen. Sie ließ der Königin Eliſabeth zu wiſſen thun, daß das Bündnis, welches zwiſchen dieſen beiden Königreichen obwaltete, nicht füglich verſtattete, daß ſie ſich mit einem Prinzen vermählte, welcher blos Vaſall von Frankreich, und gleichſam ein erklärter Reichsfeind wäre, wenn ſie aber eine Verbindung mit Frankreich wünſchte, ſezte ſie hinzu, wollte ſie ihren Sohn, den Herzog von Anjou, in Vorſchlag bringen, ein Prinz, deſſen körperliche und Geiſtesgaben ihm vor vielen Fürſten einen groſſen Vorzug gäben, und der ſich als Sieger in zween Schlachten, wobei er als Chef kommandiret, hervorgethan hätte.

Eliſa-

Eliſabeth ließ ſich den Vorſchlag gefallen. Es wurden gleich von beiden Seiten Kommiſſarien ernannt, um wegen der Bedingungen in Unterhandlungen zu treten, und man glaubte, daß bald der Ehekontrakt aufgeſezt und unterzeichnet werden würde. Indeſſen man bei der Vorſpiegelung dieſes Ehebündniſſes, auſſer aller Furcht wegen Frankreich ſeyn konnte, daß es ſich in die ſchlechte Behandlung der Königin Maria miſchen würde, geſchahen andere Unterhandlungen mit dem Grafen von Murray, um dieſe Königin ganz zu Grunde zu richten. Da der Graf in Scotland allmächtig war, ſchon wegen ſeiner Würde als Vicekönig, wünſchte er wohl nichts weniger, als die Befreiung der Königin, weil er dadurch ein Anſehen verloren haben würde, das ihm nicht zukam. Eben daher ſchrieb er unaufhörlich an die Königin Eliſabeth, die Königin Maria auf die Seite zu ſchaffen, weil ſie immer neue Verſchwörungen gegen ſie anſtifte.

Eliſabeth befand ſich in der gröſſten Verlegenheit. Denn ſie wußte nicht, ob ſie die Königin noch länger im Gefängniße behalten, oder aus dem Wege räumen, oder in Freiheit ſezzen ſollte, in jedem von dieſen drei Fällen ſchienen ihr die Folgen gleich gefährlich zu ſeyn. Sie nahm daher zu einem andern Mittel ihre Zuflucht. Sie kam mit dem Grafen von Murray darin überein, daß ſie ihm unter der Bedingung die Königin Maria überliefern wollte, wenn er ihr den jungen Prinzen ihren Sohn nach England ſchikte, daß er an ihrem Hofe könnte erzogen werden, bis er ſelbſt fähig wäre die Regierung anzutreten.

Dieſer Vorſchlag hätte den Verluſt des einen und des andern zugezogen, wenn er wirklich wäre ausgeführt worden; allein der Himmel, der noch groſſe Abſichten mit dieſem Prinzen vorhatte, rettete ihn auf eine wunderbare Art. Eliſabeth, die nach ihrer groſſen Politik immer den beſten Schein

beibe-

beibehalten wollte, ſuchte auch diesmal Marien zu bereden, daß ſie ihr die Freiheit ſchenken wollte, ob ſie gleich die Abſicht hatte, ſie zu Grunde zu richten. Nach ihrem ihr darüber vorgelegten Plane ſollte ſie auf eine ſehr anſtändige Art nach ihrem Königreiche herüber gebracht werden; der Graf von Murray ſollte daher mit einer groſſen Anzahl Truppen an die Grenzen von Scotland kommen, damit es nicht das Anſehen hätte, als wenn die Königin Maria blos aus einem Gefängniß in das andere gebracht würde.

Er trat zu dem Ende ſeine Reiſe an, und beſchleunigte ſie ſo geſchwind, als es ſich nur immer thun ließ; allein ſobald er bei Linenuh war, ward er doch ganz unvermuthet, ſo ſehr auch ſeine Parthei ihm getreu zu ſeyn ſchien, und ſo wenig zu befürchten war, daß darin ein Bruch entſtehen könnte, von einem der Hamiltons, die als Freunde der Königin ſehr waren ver-

ſehn

ſolat worden, angefallen; er ſchoß mit einer Piſtole auf ihm, ob er gleich mit einem Gefolge vornehmer Herren umgeben war, lenkte darauf gleich mit ſeinem Pferde um, eilte nach dem Ufer des Meers und kam glüklich nach Frankreich, ohne daß man ihn einholen konnte, obgleich mehr als 100 Pferde hinter ihn her ſprengten. Als er ſich hernachmals in Paris aufhielt, muthete man ihm unter dem Verſprechen einer groſſen Belohnung zu, den Admiral Colligni umzubringen, allein er antwortete herzhaft, daß er wohl ſeine eigenen Beleidigungen zu rächen wüßte, aber nicht anderer ihre.

Sobald der Graf von Murray ſah, daß er verwundet war, und daß er nicht mit dem Leben davon kommen würde, bewies er durch gewiſſe ausgeſtoſſene Reden, daß er nie in ſeinem Leben Religion gehabt habe; tauſendmal verfluchte er ſein Schikſal; ohne Prieſter oder Prediger hören zu wollen, ſtarb er ſo, wie er gelebt hatte.

Dieſer Todesfall ſezte die Königin Eliſabeth in keine geringe Verlegenheit, indem ſie nun erleben mußte, daß alle ihre ſo gut getroffenen Maasregeln vereitelt waren; ſie mußte daher auf andere Mittel bedacht ſeyn, um ſich gegen alle Gefahr zu ſchüzzen, worein ſie die Gefangenſchaft der Maria ſtürzen konnte. Zuerſt ſuchte ſie es alſo dahin zu bringen, daß der Graf Lennox, Grosvater des jungen Prinzen, als Vicekönig an die Stelle des Murray erwählt wurde, um beſtändig die Unruhen in Frankreich zu unterhalten, weil die ſichere Vermuthung, welche der Graf als ganz gewiß glaubte, daß nemlich Maria an dem Tode ihres Sohnes ſchuld ſey, mit einemmale alle Verbindung mit der Parthei dieſes Königs abſchnitt, welche ein ſehr anſehnliches Korps beſtändig unterhielt. Ferner betrieb ſie weit ernſthafter die vorher beſchriebene Sache mit dem Herzoge von Anjou, daß auf die Art nicht weiter zu zweifeln war, daß die Heirath wirklich zu Stande kommen würde, ausgenommen

nien was den einzigen Artikel die Religion betraf; denn Elisabeth wollte dem Herzoge nicht verstatten, sobald er im Gemahl erworden wäre, daß er die Messe öffentlich hören sollte, und Katharina von Medicis bestand steif und fest auf diesem Artikel, daß er seine Religion ganz frei bekennen sollte.

Indessen diese Unterhandlungen zwischen England und Frankreich voraiergen waren der Pabst, der Herzog von Nordfolk, und der Bischof von Rosse auch nicht ganz unthätig. Freilich schrekte sie die in England und Irrland so schlecht abgelaufene Rebellion etwas ab, da man aber einmal soweit gekommen war, konnte ohnmöglich der Eifer des heiligen Vaters, der Ehrgeiz von Spanien, die Liebe des Herzogs von Nordfolk, und die Treue des Bischofs von Rosse nicht ganz verlöschen. Als sie daher gewissermassen eine Zeitlang ausgeruhet hatten, um von der Bestürzung und der Niederlage ihrer Mannschaft sich etwas zu besinnen,

fieng

ſiena die Königin Maria, als die Hauptperſon, auf Mittel zu denken an, ſich aus ihrem Gefängniſſe zu befreien.

Eliſabeth, die ſie immer mit leeren Hofnungen einer baldigen Befreiung zu unterhalten wußte, um ſie zu verhindern, an den Verſchwörungen Antheil zu nehmen, welche ſich gegen ſie noch anſpinnen konnten, ſchlug ihr endlich vor, ſie wollte ſie in ihr Königreich zurük ſchikken, wenn ſie ſich verbindlich machte, auf immer alle Religionsübung des Katholicismus in ihrem Königreiche zu unterſagen, auf die Nachfolge des engliſchen Throns Verzicht zu thun, und ihr ihren Sohn zu überlaſſen, damit er beſtändig unter ihren Augen erzogen würde.

Maria war freilich nicht willens, alle dieſe Bedingungen einzugehen, ſie wollte ſie aber auch nicht, aus folgenden Gründen, ganz ausſchlagen. Sie meldete dem Könige von Spanien, daß er bis jezt zu wenig Eifer

ſer für ihre Befreiung bewieſen hätte, daß ſie jezt von allen chriſtlichen Fürſten verlaſſen ſey, und entſchloſſen wäre, wenn man ihr nicht beiſtünde, die Artikel einzuaehen, welche die gänzliche Umſtürzung der katholiſchen Religion zur Abſicht hätten, deren eifrigſter Vertheidiger er wäre. Dieſer Schritt that die erwünſchte Wirkung. Philipp der Zweite, der ſchon auf Eliſabeth übel zu ſprechen war, weil ſie die aus den Niederlanden flüchtig gewordenen in England aufgenommen hatte, verſprach Marien alle mögliche Unterſtüzzung, und ſchrieb zu dem Ende an den Herzog von Alba, aufs neue mit ihren Deputirten in Unterhandlungen zu treten.

Maria ſchikte zu dieſem Behuf Ridalphi, den wir ſchon vorhero kennen gelernt haben, als Deputirten dorthin, und folgende Bedingungen kamen nachher ſehr bald von beiden Seiten zu Stande: daß der Prinz von Scotland nach Spanien ſollte gebracht werden, um am Hofe des Königs Philipp er-

gogen zu werden; daß der Herzog von Alba unter der Anführung eines geschikten Generals [illegible] Neuter nach England dringen, und sobald die Königin befreit seyn würde, welches vermittelst eines geheimen Verständnisses geschehen könnte, sollte sie sich mit dem Herzoge von Norfolk vermählen.

Dieser Plan war ganz herrlich angelegt, lief auch, wie alle vorhergehende, bis zum Punkt der Ausführung glüklich ab. Der Himmel hatte einmal noch nicht beschlossen, daß die Gefangenschaft der Königin Maria ihr Ende erreichen sollte, daß sie ihr ihre Banden nur desto fester und unauflöslicher machte, gerade wenn sie im Begrif war, sie zu zerbrechen, welches ebenfalls der Fall bei dieser Gelegenheit war.

Ridolphi der die Unterhandlung für sie beim Pabst und beim Herzoge von Alba übernommen hatte, kam bei dem lezern nach Brüssel, und überschikte der Königin

Maria

Maria eine ſchriftliche Erzählung des Erfolges ſeiner Unterhandlungen, nebſt einigen Briefen an ſie, an den ſpaniſchen Geſandten, und an den Biſchof von Roſſe. Der Ueberbringer dieſer Briefſchaften war ein gewiſſer Niederländer, Namens Karl Ballard, der ſich zu dieſem Geſchäfte gebrauchen ließ.

Obgleich der Biſchof von Roſſe ihm befohlen hatte, das Paquet mit den Briefſchaften dem Gouverneur von Calais zu überliefern, damit es ſchiene, als wenn ſie von dem franzöſiſchen Abgeſandten kämen, glaubte er, entweder, daß es nicht nöthig ſey, oder er hatte andere Gründe dazu, kurz, er richtete ſich nicht nach dieſem Befehle; daher ward er, ſobald er in Douvre angekommen, weil er ehemals in Dienſten der Maria geſtanden hatte, arretirt und durchſucht. Sobald man das Paquet mit den Briefſchaften bei ihm gefunden, brachte man es zu dem Baron von Cobau, Oberaufſeher der Hafen von

England. Weil aber der Biſchof von Roſſe dieſen Vorfall ſehr bald erfuhr, und der Baron kein Feind des Herzogs war, erhielt er ohne Umſtände das Paquet von ihm zurük. Nachdem er alle Briefe von Wichtigkeit herausgenommen, machte er ein anderes zurechte, worein nur ſolche Briefe kamen, welche der Maria nichts angiengen.

Dies neue Paquet wurde den Staatsräthen übergeben, nach den gewöhnlichen Formalitäten in England; ſie ſchöpften einigen Verdacht, wegen eines Gerüchts, das ſich über dieſen Vorfall verbreitete. Ballard kam nun wieder in Unterſuchung, und nachdem er bekannt, daß der Biſchof von Roſſe die Pappiere vertauſcht hätte, wurden welche an ihn geſchikt, die ſich derſelben bemächtigen ſollten. Allein auch von dieſer Unterſuchung hatte der Biſchof frühzeitig Nachricht bekommen, er entfernte daher ſogleich ſeinen Secretair, aus Furcht man möchte ihn eben ſo behandeln, wie den Ballard, und brachte

die

die Chiffern, und alle die Briefe, welche ihm Schaden thun konnten, in Sicherheit. Als daher der Graf von Suſſex, dem dieſe Kommiſſion übertragen war, nichts von alle dem, was er ſuchte, in ſeinem Hauſe fand, konnte man mit dem Biſchof weiter nichts machen, als daß man ihn über dieſe Sache, als einen Criminalverbrecher, verhörte; doch der Biſchof ſchüzte die Privilegien, die mit ſeiner Würde verbunden waren, vor, wodurch er nicht verbunden war, einem andern, als ſeinem Fürſten von ſeinen Handlungen Rechenſchaft abzulegen. Auf die Art konnte man nichts von ihm herausbringen. Man gab ihm aber doch eine Wache und brachte ihn hernach auf Befehl der Königin Eliſabeth auf eine abgelegene Inſel.

Alle dieſe Sachen giengen dieſer Königin gewaltig im Kopf herum. Es verbreitete ſich überdies das Gerücht, als wenn die Konigin von Scotland bald befreiet und die katholiſche Religion in England wieder ein-

eingeführt werden würde. Elisabeth war daher fast gezwungen, nicht weiter an die Vermählung mit dem Herzoge von Anjou zu denken. Denn ausserdem, daß ihre Unterthanen ihr zu verstehen gegeben hatten, daß sie nie einen König sich würden gefallen lassen, der sich öffentlich zur katholischen Religion bekennte, hatte auch der König von Spanien, den sie nicht gerne böse machen wollte, ihr sagen lassen, daß er im Augenblikke mit ihr brechen würde, wenn sie noch weiter an diese Verbindung dächte. Auf die Art konnte sie sich auch nicht weiter auf die einzige Stüzze verlassen, die sie vor allen schüzte, weil ihre ganze Besorgniß von Seiten der Maria herkam, hielt sie für das einzige Mittel, sie zu verhindern, ihr Schaden zufügen zu können, wenn sie ihr auch noch den schwachen Schimmer von Freiheit nähme, den sie ihr bis hahin gelassen hatte.

Alle ihre Officianten wurden daher bis auf zehen abgeschaft, und man ließ ihr nur einen

einen einzigen Prieſter, der ihr geiſtlichen Troſt zuſprach. Dieſe Einſchränkung, verbunden mit der Gefangennehmung des Biſchofs von Roſſe, ſchien hinlänglich zu ſeyn, alle Maasregeln zu zerſtören, welche die Freunde der Maria zu ihrer Befreiung genommen hatten. Und doch würde der ganze Plan, der ſo fein angelegt war, glüklich ausgeführt worden ſeyn, wenn nicht Eliſabeth, die, nach dem Vorfall mit dem Ballard, überall ein wachſames Auge hatte, den ganzen Handel entdekt hätte.

Die Parthei, welche die Königin Maria bis jezt noch in Scottland hatte, wurde durch die geringe Geldſumme unterhalten, die ſie ihr reichen ließ. Sie konnte nur äuſſerſt wenig Geld dazu verwenden, weil ihre ganze Einnahme blos aus dem Wittwengehalt von Frankreich beſtand, welches ihr noch überdies nicht ordentlich ausgezahlet wurde, wegen gewiſſer unglüklicher Zeitläufte, welche das ganze Reich in Ver-

rung gebracht hatten. Die grosse Strenge und Einschränkung, mit der sie behandelt ward, nöthigte sie, auf ausserordentliche Mittel bedacht zu seyn, dies Geld sicher nach Scotland zu schicken. So ließ sie z. B. dem französischen Gesandten eine gewisse Summe von ihrem Gehalte, damit er es bei Gelegenheit nach Scotland schaffen könnte. Dieser Gesandte, welcher merkte, daß er wohl bald ganz den Kredit verlieren möchte, den er ehemals bei der Königin Elisabeth gehabt hatte, war jezt auf Mittel bedacht, der Maria nüzliche Dienste zu leisten, und mit in die geheimen Verbindungen zu treten. Er trug daher dem Herzoge von Norfolk die Besorgung der Geldverschikkung auf. Diese Kommission konnte er um so leichter besorgen, weil er Gouverneur über den Distrikt von England war, der an Scotland grenzt. Er übernahm die Sache, und überschikte das Geld an einen gewissen Bürger in Calogne, der ihm zugethan war, mit dem Auftrage, es an den Baron von Be-

riſei in Scotland zu übermachen. Allein als die Officianten bei dem engliſchen Zoll, welche die Grenzen des Königreichs beſezt halten, um von dem Tranſport der Waaren die Abgaben zu heben, das verſiegelte Paquet mit dem Gelde ſahen, und nach dem Gewicht ſchloſſen, daß Geld darin ſeyn müßte, und auf die Art keine unbeträchtliche Summe enthalten könnte, ward alles angehalten, und nach London an den Staatsrath der Königin Eliſabeth geſchikt.

Man errieth ſehr bald, von wem das Geld ſeyn müſſe, und durch welchen Kanal es fortgeſchaft wäre. Der Herzog von Nordfolk kam darüber ebenfalls wieder in die Unterſuchung, ward nach London in den Tower gebracht, und ſein Verbrechen, für ein Verbrechen der Majeſtätsrechte gehalten, weil er mit dem Baron Heriſei in Verbindung ſtand, der ein erklärter Feind der Krone England war, weil er bei den lezten Unruhen, welche die Katholiken in Scotland erregt,

erregt, sich mit einem Korps bewafneter Mannschaft den Grenzen genähert, um sie zu unterstüzzen.

Allein, ein so kleines Verbrechen war nicht hinreichend, den Herzog ganz zu Grunde zu richten, und mit der Parthei zu brechen, die sich zu Mariens Befreiung verbunden hatte, wenn er nicht durch seine eigene Unvorsichtigkeit sich selbst ins Verderben gestürzt hätte. Sobald er im Gefängniß saß, ließ ihm Elisabeth, die sehr starke Vermuthungen hatte, daß er noch immer mit der Königin von Scotland in Verbindung stünde, und ihr unter der Hand mancherlei Dienste geleistet hätte, ob sie gleich, soviel Mühe sie sich auch immer deshalb gegeben, nichts davon hatte erfahren können, sagen, daß wenn er ihr alles aufrichtig entdekte, wollte sie ihm nicht allein vergeben, sondern ihm sogar zur Vermählung mit Marien behülflich seyn.

Der Herzog, der nicht den feinen Verſtand hatte, als die Königin Eliſabeth, ließ ſich in das Nez fangen, das ihm gelegt war, und beichtete, daß er mit der ſcotländiſchen Königin immer in Verbindung und Briefwechſel geſtanden, doch nur immer in Rükſicht ſeiner Liebe, ohne daß er ſich je in Unterhandlungen habe wollen einlaſſen, die gegen ſeine Pflicht und ſein Gewiſſen liefen; wie gegründet ſeine Behauptungen wären, davon könnte man überall Beweiſe finden, die ſie an ihn geſchrieben hätte, die man an einem gewiſſen Orte ſeines Hauſes, den er genau bezeichnete, finden würde, wo auch alle ſeine geheimen Schriften verwahret wären, davon blos er und ſeine Secretairs Wiſſenſchaft hatten.

Man gieng an den bezeichneten Ort. Man fand daſelbſt Liebesbriefe, und alle Schriften, welche von ihrer zukünftigen Vermählung redeten, nebſt vielen andern Papieren, woran der Herzog gar nicht gedacht, hatte.

hatte. Da der Pabſt das vornehmſte Triebrad aller der groſſen Unternehmungen war, welche ſehr bald die auſſerordentlichſten Wirkungen hervorbringen ſollten, ſtand die Königin Maria ebenfalls mit ihm im Briefwechſel. Ihre Briefe und die Antworten auf dieſelben waren beide in Chiffern geſchrieben, von verſchiedenen Zeichen. Man brachte ſie jedesmal zum Herzoge von Nordfolk, wo einer von ſeinen Secretairen, welcher den Schlüſſel zu beiden Chiffern hatte, eine Copie mit gewöhnlichen Schriftzeichen machen, und das Original, das für den Pabſt beſtimmt war, ward bei dem ſpaniſchen Geſandten abgegeben, der die weitere Beſorgung übernommen hatte; und wenn eine Antwort an die Maria kam, wurde ſie erſt mit andern Chiffern abgeſchrieben, die ſich aber eben ſo leicht leſen ließen, als die gewöhnlichen Schriftzeichen. Der Herzog befahl zwar jedesmahl ſeinem Secretair Hickford, das Original des päbſtlichen Schreibens ſogleich zu verbrennen, ſobald er eine Abſchrift

ſchrift davon genommen hätte, es geſchah aber nicht, ſondern es ward alles an den zu dieſen geheimen Schriften beſtimmten Ort beigelegt.

Auf die Art wurden alle Schriften und Briefſchaften gefunden, unter andern auch ein Brief, den Maria an den Herzog geſchrieben, worin ſie ihm zu verſtehen gab, daß weil ſie nicht weiter ihre Befreiung von Seiten der Eliſabeth erwarten könnte, müßte ſie auf andere Mittel bedacht ſeyn, wobei er ihr, wenn er ſie anders liebte, ſehr nüzliche Dienſte leiſten könnte. Dieſe Worte gaben der Eliſabeth ein groſſes Licht, daß ſie nichts mehr wiſſen wollte, weil dies ſchon hinreichend war, den Herzog zu Grunde zu richten. Er wurde den dazu ernannten Kommiſſarien übergeben, befragt, geſtand alles; doch erklärte ſich, daß die ganze Verſchwörung ſich blos darauf eingeſchränkt hätte, die Königin von Scotland zu befreien, damit er ſich mit ihr vermählen könnte, ohne daß er je die Abſicht gehabt, gegen Eliſabeth, oder gegen ihre Krone etwas vorzunehmen.

Der

Der Herzog ward zur Todesstrafe verdammt, womit man in England die Verbrecher der beleidigten Majestät zu belegen pflegt. Wenn sie nemlich halb erwürgt sind, öfnet ihnen der Henker die Brust, nimmt das Herz heraus, und wirft es ihnen vors Gesicht. Elisabeth war aber so gnädig und milderte diese harte Todesstrafe in eine bloße Enthauptung. Sie ließ ihm sogar drei Monate Zeit, an sein Gewissen zu denken, und sich zu seinem Tode zu bereiten. In seiner Todesstunde zeigte der Herzog so viel Schwäche, wo doch jeder einen grossen Muth beweißt, der ihn im Leben gehabt, daß man sich nicht wundern darf, daß nie ein Unternehmen, das ihm aufgetragen ward, glüklich von statten gieng. Er nannte mehrmalen die Elisabeth seine beste und geliebteste Gebietherin, und glaubte dadurch ihre Gnade zu erlangen. Er, der bereit war die protestantische Religion in England auszurotten, und dagegen die katholische wieder einzuführen, starb, um mich so auszudrukken, als ein protestantischer

tiſcher Prediger. er betheuerte, daß er nie mit dem Pabſt in einiger Verbindung geſtanden, noch ihm verſprochen, die Religion zu verändern, ſondern er hätte ſich blos von ſeiner heftigen Leidenſchaft betäuben laſſen, daher wäre es gekommen, daß er in dieſer Rükſicht nichts hätte abſchlagen können, und alles hätte ſich blos vereinigt, ſie zu befriedigen, ohne daß er je daran gedacht, etwas gegen den ſchuldigen Reſpekt zu unternehmen, den ein Unterthan ſeinem Souverain zu geben ſchuldig iſt.

Der Pabſt konnte es kaum begreifen, daß ein Unternehmen, worüber man ſo lange nachgedacht, fehlſchlagen könnte, gerade da die Ausführung deſſelben ſo nahe geweſen. Dies mislungene Projekt ſchmerzte ihn ſo ſehr, daß er in einigen Tagen ſich nicht darüber zufrieden geben konnte. Der König von Spanien war nicht weniger betreten, er ſagte ganz laut zum Kardinal von Alexandrien, daß nie eine Verſchwörung beſſer wäre

einge-

eingeleitet, mit gröſſerm Beifall wäre aufgenommen, längere Zeit, bei der groſſen Menge von Menſchen die darum wußten, wäre geheim gehalten worden. Um ſo mehr, da man binnen vier und zwanzig Stunden, eine hinlängliche Anzahl Truppen von Flandern nach England bringen konnte, welche die Stadt London mit Sturm einnehmen, und ſich ſodann vermittelſt der Katholiken, welche dann zu den Waffen griffen, des ganzen Königreichs bemächtigt hätten.

Eliſabeth wollte mit der Maria wie mit einer Verbrecherin verfahren; allein die ſchottländiſche Königin zeigte immer jene Geiſtesſtärke, welche denen natürlich zu ſeyn ſcheinet, die um Kronen zu tragen geboren werden, daß ſie nichts that, was ihre Würde ihr nicht zu thun erlaubte. Als eine geborne Königin konnte ſie nicht immer, ohne die gröſte Ungerechtigkeit, als eine Gefangene gehalten werden; es war ihr daher allerdings ſehr erlaubt, alle Mittel zu ihrer Befreiung

freiung zu gebrauchen. Elisabeth, die noch nicht in den Stand gesezt war, ihre Gewaltthätigkeit gegen die Königin noch weiter zu treiben, die Unruhen in Frankreich und den Niederlanden waren noch nicht zu der Höhe gestiegen, daß sie von beiden Seiten nichts zu fürchten hatte, sie begnügte sich daher blos das Gräßliche einer Sclaverei noch zu vermehren, indem sie ihr weiter nichts als den Namen einer Königin ließ. Und wenn sie auch zuweilen dem Scheine nach in Unterhandlungen mit ihr zu treten schien, so geschah dies blos deshalb, um ihr auch sogar den königlichen Titel zu nehmen, welcher bereits durch die unanständige Behandlung, die sie erduldete, beinahe ganz vertilgt war.

Nicht blos das eben beschriebene Unternehmen zu ihrer Befreiung schlug fehl, sondern ein jede andere Mittel, das man zu ihrer Befreiung aus dem Gefängnisse versuchen wollte, hatte nicht den Erfolg, den

es gewiß unter andern Umſtänden gehabt haben würde. Ein Gardekapitain, den ſie zur ſcotländiſchen Königin geſchikt hatte, um alle ihre Schritte genau zu beobachten, empfand für ſie die nemliche Leidenſchaft, welche dem Herzoge von Nordfolk das Leben koſtete. Er ſchlug dem Biſchofe von Nordfolk leichte Mittel vor, die Königin zu entführen. Dieſes konnte nemlich alsdann ſehr gut ausgeführet werden, wenn man ſie an die freie Luft brachte, welches wöchentlich wenigſtens einmal geſchah. Es iſt gewiß, daß die Königin ihre Tage nicht im Gefängniße und unter den Händen des Henkers würde geendiget haben, wenn der Gardehauptmann dabei nicht ſo furchtſam geweſen, den König von Spanien Nachricht davon gegeben, und Tag und Stunde zur Entführung genau beſtimmt hätte, damit die nöthigen Maasregeln dieſerhalb konnten getroffen werden.

Indeſſen daß alle europäiſchen Mächte an ihrer Befreiung zu arbeiten ſchienen, war

war ſie um ihre eigene Perſon am wenigſten beſorgt. Die ſcotländiſchen Unruhen und die Liebe zu ihrem Sohne lagen ihr ſehr auf dem Herzen. Um deſto mehr, da ſie wußte, daß Eliſabeth immer neue Unruhen in Scotland anzuſtiften wußte, ohne daß ſie davon die beſondern Umſtände erfahren konnte. Sie hatte mit der äußerſten Betrübniß den Verluſt an der Grenze von Dumbrinton erfahren, welcher überall Schrekken und Beſtürzung nach ſich gezogen. Sobald ſich die königliche Parthie nicht ſtark genung fuhlte, zog ſie ſich zurük, und poſtirte ſich wo anders, um die Armee der Konigin Eliſabeth zu überfallen. Eliſabeth ward dadurch verhindert, nicht ſo ganz unumſchränkt in Scotland zu befehlen, als ſie wollte, und gewiſſermaſſen genöthigt, ihre Gefangene noch nicht hinrichten zu laſſen.

Allein die Gegenparthei ſuchte alle Gelegenheit auf, die Anhänger der Königin von Scotland zu überfallen, welches noch

das

das einzige Mittel war, die Oberhand zu behalten, und zum Zweike zu kommen. An einem Morgen, als eben ein ſtarker Sturmwind ſich hören ließ, ſezten ſie Leitern an den Felſen, gerade an die Seite, wo die Feſtung am ſtärkſten war, und wo deshalb wenig Wache ſtand. Der Ort ſchien unerſteiglich, folglich unüberwindlich zu ſeyn. Sobald man von dieſer Seite ſoweit gekommen war, daß man auf den Felſen gewiſſermaſſen feſten Fuß haben konnte, kletterten die Soldaten mit Händen und Füßen bis auf den Gipfel des Felſen, wo die Feſtungswerke waren. Obgleich nur ſehr wenige dieſen beſchwerlichen Gang wagten, da ſie Gefahr laufen mußten, mit einemmale wieder herabzuſtürzen, wenn ſie bereits dem Ende ihrer mühſeligen Laufbahn nahe zu ſeyn ſchienen, machten ſie doch, ſobald ſie ſich nur oben auf der Spizze zeigten, ein gewaltiges Aufſehen. Es ſchien unmöglich zu ſeyn, daß von der Seite ein Aufgang zu wagen wäre, und ganz unerwartet lieſſen ſich bewafnete feindli-

che Soldaten ſehen, ſo daß die ganze Garniſon die Flucht nahm, in einer ſolchen Eil, indem ſie einen Fußſteig, der nach dem Meer führt, zu paſſiren hatten, daß einer über den andern wegzufallen ſchien. Der Biſchof von St. Andrew, aus der Familie der Hamiltons, ward ergriffen und aufgehangen, unter dem Vorwande, als wenn er an dem Tode des Königs Schuld hätte. Und verſchiedene aus England flüchtig gewordene, die ſich ebenfalls in die Feſtung als einem ſichern Ort, begeben hatten, wurden auf die nemliche Art behandelt. Der Graf von Lennox, der Vicekönig war, ward ermordet, und der Graf von Marie, der ihm im Poſten folgte, ward nach Verlauf von dreizehen Monaten umgebracht.

Nachher übergab Eliſabeth dies wichtige Amt dem Grafen Morton, dem größten Feind der Maria, welcher ihren zweiten Gemahl umgebracht, und den dritten genöthiget, die Flucht zu nehmen. Er fuhr fort

gegen

gegen den Sohn die nemliche Wuth auszuüben, die er bereits gegen den Vater und gegen die Mutter ausgeübt hatte, und hielt ihn, ob er gleich schon ziemlich erwachsen war, in der niedrigsten Knechtschaft, und da die Lebhaftigkeit und Munterkeit des jungen Prinzen erwachte, brachte er ihm den seltsamen Gedanken bei, daß er blos dem Namen nach König wäre. Er ließ ihn mit seinen Oheimen, den Guisen, reden, durch deren Geld die Faktion seiner Mutter in Scotland unterhalten wurde. Um diese Gelegenheit nicht unbenuzt vorbeigehen zu lassen, schikten sie den Grafen von Aubigni aus dem nemlichen Hause an ihn, einen Mann, der mit allen nöthigen Eigenschaften hinlänglich versehen war, die erforderlich sind, ein gresses Unternehmen zu leiten und glüklich auszuführen; der Ausgang entsprach ganz der Erwartung, die man sich davon gemacht hatte.

Er stellte sich an die Spize der Truppen, die für das Beste der Königin stritten

und

und war ſo glüklich, daß er nicht allein der Gegenparthei den jungen König wegnahm, ſondern ſich auch des Mortons bemächtigte, Er wurde gleich vor Gericht gefordert, ſein Prozes gieng an, indem man ihn in Verdacht hatte, daß er an dem Tode des Königs Heinrich ſchuld ſey. Er geſtand alles und bekannte, daß er und Bothwell auf Antrieb des Grafen von Murray den Mord begangen hätten, daß die Königin dabei ganz unſchuldig wäre, indem er noch den Umſtand beibrachte, daß als einer von dem Komplott, den man überredet hatte, daß die Königin dieſe That nicht mißbilligen würde, einen Beweis davon haben wollte, Bothwell unter andern geſagt, daß das einzige Mittel alles zu verderben gerade dies wäre, wenn man mit ihr davon ſprechen wollte; denn ob ſie gleich ſeinen Tod beſchloſſen, weil er ſie ſo auſſerordentlich ſchlecht behandelt hätte, wäre ihre Güte und Leutſeligkeit ſo groß, daß ſie nicht geradezu erlauben würde, daß man ihren Gemahl umbrächte.

Der junge König sowohl, als Scotland, genossen in kurzer Zeit des Glüks, das ihnen die weise Administration des Grafen von Aubigni verschafte, der beinahe im ganzen Lande die Ruhe wieder hergestellt hatte. Elisabeth, der es nie an Hulfsmitteln fehlte, und wenn sie auch falsche Vorspiegelungen gebrauchen sollte, um zum Zwekke zu kommen, ließ dem Grafen von Gowrie zu wissen thun, daß wenn er einen Weg wußte, sich des Königs zu bemächtigen, wollte sie ihn mit Truppen unterstüzzen, um, wenn er den Grafen von Aubiani verjagt, in der Qualität eines Vicekönigs von dem Lande Besiz zu nehmen.

Dieser Vorschlag that die gehofte Wirkung. Der Graf bat einmal den König zum Mittagsessen, auf eins seiner Schlösser, welches sehr fest war, und behielt ihn da als einen Gefangnen. Darauf stellte er sich an die Spizze der Gegenparthei, die ihn bereits erwartete, trieb den Grafen Aubigni,

der

der aus Mangel an Geld nur wenig Truppen hatte, ſo in die Enge, daß er das Vaterland verlaſſen, und nach Frankreich flüchten mußte; er ſtarb bald an Gift, das ihm bei ſeiner Durchreiſe durch England beigebracht wurde. Einige Zeit nachher fand der junge König Mittel, aus ſeinem Gefängniße zu entwiſchen, und viele von ſeinen Unterthanen dahin zu bringen, daß ſie ihn wieder auf den Thron ſezten.

Alle dieſe Nachrichten, welche Maria alle nur ſehr dunkel erfuhr, vermehrten noch die Unruhe, da ſie mit keiner Gewißheit vorherſehen konnte, was ſie zu fürchten oder zu hoffen hätte. Die Furcht, ihren Sohn zu verlieren, da ſie nicht wußte, in welcher Lage er ſich befand, machte, daß ſie öfters die Mittel vernachläßigte, die man zu ihrer Befreiung vorſchlug. Sie befürchtete nemlich, da ſie den Werth ihrer Freiheit kannte, daß ſie leicht in ſolche Hände fallen könnte, wo es der Königin Eliſabeth leicht wäre,

die

die Entwischung der Mutter an dem Sohne zu rächen. Dies war sehr wahrscheinlich, da sie bemerkte, daß er gar nicht weiter von ihr abhängen wollte; daher suchte sie hernach selbst einen Verwand, sich ganz von ihm loszumachen.

Indessen ward Mariens Lage von Tage zu Tage trauriger und bejammernswürdiger; nicht blos für eine Königin, sondern sogar wie sie nur für den geringsten Menschen auf der Welt seyn kann. Elisabeth hatte alle ihre Leute, sogar ihren Secretair bestochen; damit sie nur Gelegenheit hatte, ihr Verbrechen anzudichten, und sie hernach desto schlechter behandeln konnte. Und gerade dies war das Mittel, wodurch Elisabeth die scotländische Königin ganz zu Grunde richten konnte, wie man aus der Folge sehen wird. Als sie ihr wieder einige Freiheiten nehmen wollte, als z. B. den Spaziergang, ließ sie ihr durch List einige Briefe zustekken, die von ihrem eigenen Secretair

geschrieben

geſchrieben waren, woraus man entdekte, daß ſie einen gewiſſen Plan habe, wie ſie bei dieſer Gelegenheit entwiſchen könnte: und als ſie auf die Art ihren Staatsrath und die fremden Geſandten täuſchte, glaubte ſie ein Recht zu haben, ſie enger einzuſchränken. Allein das widrige Schikſal hatte noch nicht ganz ſeine Stärke geäuſſert, um Marien alle Freiheit zu nehmen, mußte man ihr ſogar, ſo zu ſagen, den Biſſen aus dem Munde nehmen. Ihr Wittwengehalt aus Frankreich, worin ſeit ihrer Gefangenſchaft ihr ganzes Vermögen beſtand, ward von Tage zu Tage geſchmälert, entweder wegen der unglüklichen Zeitläufte, oder weil Politik damals mehr Herrſchaft über diejenigen hatte, als Gerechtigkeit. Man ſah Briefe von dieſer unglüklichen Königin, die ſie an den Herrn von Nouviſſire, damaligen franzöſiſchen Geſandten in England, geſchrieben, worin ſie ihm ihre äuſſerſte Noth verſtellt, und ihn zugleich bittet, ihr zweitauſend Thaler zu übermachen, um die Koſten ihrer Ta-

fel zu bestreiten. Diese traurige Lage gieng ihr lange nicht so nahe, als daß sie sehen mußte, daß ihr eigener Sohn mit ihren Feinden in Verbindung stand, um ihr den Namen einer Königin zu entreissen, da ihr grosser Muth sich immer gegen alle Vorschläge von Freiheit, die man ihr unter dieser Bedingung anbot, behauptete. Da sie ihren Sohn niemals zu sehen bekam, weil Elisabeth diese zärtliche Mutter als eine Kindermörderin verschrie, welche die Absicht hätte, ihren Sohn zu Grunde zu richten, wollte sie, sobald ihr Sohn zu den Jahren des Verstandes gekommen war, lieber von der Hand des Henkers, der ihr den Kopf abschlug, die Krone empfangen, als von der Hand ihres Sohnes.

Ihr Sohn stellte ihr auf Antrieb der Königin Elisabeth zuerst vor, daß sie ihm die Krone überlassen, und sich mit einer verhältnißmäßigen, ihrer Würde angemessenen Pension begnügen sollte. Diesen Vorschlag einer Mut-

ter

ter von ſo groſſem Muth, von einem Sohne gemacht, den ſie mit ſo viel Zärtlichkeit liebte, that auf ſie eine Wirkung, die man ſich kaum denken kann. Sie äuſſerte mehr Betrübnis, als ſie bei ähnlichen Vorſchlägen zu thun pflegte; aber ſie bewies den nemlichen Widerſtand. Sie antwortete mit ſehr viel Muth und Standhaftigkeit, daß ihr Sohn, wie ſein Vater, ohne ſie weiter nichts wäre, als eine Privatperſon, daß ihr die Krone eigenthümlich gehöre, daß er darauf bedacht ſeyn müßte, ihr ihre Freiheit zu verſchaffen, damit er ſie dereinſt von ihrer Freigebigkeit erhalten könnte, und nicht ihre Gefangenſchaft verlängern, in der Vorſtellung, Nuzzen von den Gewaltthätigkeiten zu ziehen, die man ihr anthäte.

Dieſe Erklärung brachte die Sache auf den Punkt, wohin ſie Eliſabeth gern haben wollte; denn ſobald Mutter und Sohn im Mißverſtändniß waren, wurden mit einemmale alle Verhältniſſe und Maasregeln

gebrochen,

gebrochen, welche ihre Freunde zu ihrer Befreiung anwenden wollten. Der junge König fieng an, den Annehmlichkeiten Geſchmak abzugewinnen, welche mit der königlichen Würde verbunden waren, und ſchäzte ſie höher als die Pflichten, die er ſeiner Mutter ſchuldig war. So daß er, um dieſe Würde zu behaupten, faſt in allen Stükken der Königin Eliſabeth gehorchte, aus Furcht ſie möchte ſeiner Mutter die Freiheit ſchenken, die er mit Verluſt ſeines eigenen Lebens ihr hätte verſchaffen müſſen, wenn die Leidenſchaft zu herrſchen bei ihm nicht ſtärker geweſen wäre, als die natürliche Liebe zum Leben. Der Sohn trennte ſich auf die Art nicht blos vom Intereſſe ſeiner Mutter, ſondern er war ihr auch in andern Stükken geradezu entgegen.

Jezt blieb der Königin Eliſabeth weiter nichts übrig, als Frankreich und Spanien ſich geneigt zu machen, und beide Kronen ſo zu ſtimmen, daß ſie um ihres eigenen Vortheils

theils wegen, nicht füglich mit England brechen konnten. An der Ausführung dieſes Plans arbeitete ſie unabläſſig, daß der glükliche Erfolg ihrer Bemühungen ihrem Wunſch entſprach, ſo wie alle ihre Unternehmungen, die ſie nur immer vornehmen mochte, gut von ſtatten giengen, vom Anfang bis zum Ende ihrer Regierung, daß man mit Recht ſagen kann, das England daß einzige Reich war, das während ihrer Regierung, von allen innern Unruhen verſchont blieb, die durch die Religion veranlaßt wurden, indeſſen das übrige Europa dadurch von allen Seiten heftig zerrüttet ward.

Indeſſen, daß ſie Gelegenheit ſuchte, ſich an Spanien auf eine gute Art zu rächen, wegen der Kabalen, die Philipp der Zweite ihr geſpielt hatte, wußten die Rebellen in den Niederlanden, denen man den Beinamen der Blinden (Gaux) gab, nicht weiter, wie ſie es anfangen ſollten, ein Joch von ſich entfernt zu halten, das ſie

weit

weit mehr ſcheuten, als die niedrigſte Knechtſchaft in der Welt, und baten in dieſer äuſſerſten Verlegenheit die engliſche Königin um Schuz und Beiſtand. Sie ſtellten ihr demüthigſt vor, daß das Intereſſe der proteſtantiſchen Religion, worin doch ihr ganzes Verbrechen beſtünde, ſie zu dieſem Schritt verleitet hätte, in der Erwartung einer thätigen Hülfe von ihrer Seite, da ſie doch die vornehmſte Perſon in der Welt wäre, die ſich zu dieſem Glauben bekenne, und daß auf der andern Seite ihr eigenes Intereſſe unmöglich verſtatten könne, daß eine Macht, deren der Ehrgeiz nach der Herrſchaft von ganz Europa ſtrebte, ſich in ihrer Nachbarſchaft ſo vergröſſere. Sie ließ ſich den Vorſchlag gefallen, ſchikte den Rebellen Hülfstruppen, die in Vereinigung mit denen aus Frankreich den Feinden tapfern Widerſtand thaten, ſo gewiß es iſt, daß ſie bei Unterbleibung einiger Hülfe von auſſen, unwiederbringlich wären verloren geweſen

Was

Was Frankreich betrift, hatte Eliſabeth faſt immer hinlängliche Mittel in Bereitſchaft, es in Aufmerkſamkeit zu erhalten. So ließ ſie z. B. ein Gerücht verbreiten, als wenn ſie ſich mit einem proteſtantiſchen Fürſten vermählen wollte. Gleich lies Katharina von Medicis den Vorſchlag thun, einen von ihren Söhnen zu heirathen.

Heinrich, Herzog von Anjou, war durch das Abſterben Karls des Neunten, König von Frankreich geworden, es mußte alſo noch der Herzog von Alençon König werden, wenn die Weiſſagung in Erfüllung gehen ſollte, welche allen Kindern der Katharina von Medicis eine Krone verſprach. Obgleich dieſe Königin faſt unüberſteigliche Hinderniſſe fand, als man von einer Heirath ihres zweiten Sohnes Heinrich, der bereits König war, mit der Eliſabeth ſprach, ſo ſuchte ſie doch eine Vermählung mit dem Herzoge von Alençon zu Stande zu bringen. Eliſabeth kann entweder ihre Geſinnung geändert haben, wenn ſie auch wirk-

lich vorher die Abſicht gehabt hat, ſich zu vermahlen, oder daß ſie dieſe Verbindung hernach mit Fleiß nicht zu Stande bringen wollte, ſo gieng ſie doch dabei auf eine Art zu Werke, daß ganz Europa glaubte, daß dies Geſchäft beinahe ſo gut als geſchloſſen ware. Abgeſandten vom höchſten Stande, die ſich ohnmöglich zu Werkzeugen eines Betrugs konnten gebrauchen laſſen, wurden von beiden Theilen nach Paris und London geſendet. Der Herzog von Alençon machte ſelbſt eine Reiſe nach England, und die Königin Eliſabeth gab durch ihre gnädige und liebreiche Aufnahme zu verſtehen, daß mehr als bloße Höflichkeit ſie auf die Art zu handeln beſtimmte. Er durfte in ihr Kabinet, wenn ſie noch in ihrem Nachtkleide war. Eine Gunſtbezeugung, welche die Königinnen von England nicht einmal ihrem Gemahl verſtatteten; daher müſſen die erſten Hofdamen der Königin, ſobald ſie dieſen Poſten bekommen, einen Eid ablegen, Niemanden, wer er auch ſeyn möchte, in dies Kabinet, ohne beſondern Befehl der Königin, hereinzulaſſen. Dieſe

Dieſe Verwegenheit koſtete gewiſſermaßen dem Grafen von Eſſex ſeinen Kopf. Aufgeblaſen von Stolz und Eitelkeit, daß ſeine Königin in ihn verliebt ſey, wollte er, indem er ſie in dieſer Lage überraſchte, ihr zeigen, in welchem Grade dieſe Leidenſchaft bei ihm wirkte, wenn er eigenmächtig von der allgemeinen Regel eine Ausnahme machte. Eliſabeth, deren ſtärkſte Leidenſchaft Herrſucht war, wollte nicht eine ſo auffallende Schwäche zeigen, welche in der Folge die gefährlichſten Wirkungen hervorbringen konnte, und opferte lieber ihre Liebe ihrem Ehrgeize auf. Die Liebe fand bei dieſer Aufopferung freilich einen groſſen Widerſtand, welcher ihrem Herzen ihr ganzes Lebenlang theuer zu ſtehen kam. Man ſagt ſogar, daß ſie, bei ihrer feinen Politik, dem Grafen Eſſex während ſeiner Gefangenſchaft zu verſtehen gegeben, daß ſie ihm vergeben wollte, ſobald er geſtünde, daß er ſie beleidigt hatte; dies ſoll ſie ihm ſogar noch auf der Blutbühne haben ſagen laſſen, allein ſeine Verblendung

blendung war so groß, daß er glaubte, wenn er sie in die Nothwendigkeit versezte, ihm keine Gnade zu schenken, und sie, so zu sagen nöthigte, ihren Liebhaber zu Grunde zu richten, wäre dies für sie selbst eine tausendmal grössere Strafe, als der Tod selbst, wie man bei dieser Gelegenheit sehen kann; denn indem Elisabeth alles that, ihren Liebhaber zu retten, wollte der Graf kein Wort sagen, um sein Leben zu erhalten.

Nun müssen wir wieder auf die projektirte Heirath des Herzogs von Alençon mit der Königin Elisabeth kommen, welche ganz politisch war, ausgenommen, daß sie ihn wirklich liebte. Eben daher that sie mehr, als sie je gethan hatte, daß sie sogar ihn in ihr Kabinet kommen ließ, weil sie nach Verhältniß der Herablassung auch einen proportionirlichen Lohn dafür zu hoffen gedachte. Sie wollte ihn recht lebhaft überzeugen, daß sie mit ihm weit redlicher verfuhre, als mit seinem Bruder dem Könige, als er noch Herzog von Anjou war, und

sie

ſie mit ihm in den nemlichen Unterhandlungen ſtand, damit machte ſie ihn deſto bereitwilliger, ſich in die niederländiſchen Händel zu miſchen, darein ſie ihn ſo gern verwikkelt hätte.

Denn da die Rebellen in Flandern einen Chef nöthig hatten, deſſen Name und Würde ſie gegen Spaniens Macht beſchüzte, trugen ſie dieſem Fürſten dieſen beträchtlichen Poſten an, und baten ihn, zugleich die Souveränität zu übernehmen. Dieſe ſchöne Gelegenheit ergrif Eliſabeth mit Freuden, ſie ſtellte Katharinen von Medicis, die während der Regierung ihrer drei Söhne noch immer eine groſſe Macht hatte, vor, daß ſie ſich ohnmöglich entſchließen könnte den Herzog von Alençon ohne ein Fürſtenthum, und ohne die geringſten Beſizzungen, als die Appanagengelder, welche durch einen einzigen Federſtrich verloren ſeyn könnten, zu heirathen; wenn aber der König, ſein Bruder ihm hinlängliche Mannſchaft geben wollte

um

um damit die Niederlande wirklich im Beſiz zu nehmen, da man ihn ſchon zum Herrn verlangt hätte, alsdann würde ſie, gleich nachdem die Sache in Richtigkeit getommen, ſich mit ihm vermählen.

Wenn dies wirklich geſchah, war Maria Stuart verlaſſen und ihrer Willkühr ganz überlaſſen, weil hierdurch Frankreich in die Nothwendigkeit geſezt war, ihr keine Hülfe zu leiſten, und Spanien war zu unvermögend dazu. Alles geſchah, wie es Eliſabeth erwartete. Katherina von Medicis ließ ſich den Vorſchlag gefallen; ſchon wurden die Ehepunkte zwiſchen ihrem Sohne, dem Herzoge von Alençon, und der Königin Eliſabeth entworfen, und die Niederlande, als ein durch die franzöſiſchen Waffen eroberes Land, wurden zum Heirathsgut beſtimmt. Wenn Eliſabeth durch dies Projekt zwei Abſichten erfüllen wollte, nemlich Frankreich in ihr Intereſſe hinein zu ziehen, und Spanien in Verlegenheit zu ſezzen, ſo gelachte Katharina ebenfalls aus dieſer Heirath

rath keine geringen Vortheile zu ziehen. Sie wollte den Herzog von Alençon fortschaffen, der durch die Hugonetten das ganze Reich beunruhigte, und sich zu ihrem Anführer aufgeworfen hatte; es konnte sich daher keine bessere Gelegenheit finden, ihn von diesem Komplott abzuziehen, da man den Rebellen alles einräumen mußte, was sie nur haben wollten. Ueberdies, da er eine Armee nach den Niederlanden mitnehmen mußte, die größtentheils aus Franzosen bestand, reinigte er dadurch Frankreich von so vielen Landstreichern, die an ein unordentlich Leben gewöhnt, sehr leicht zu überreden waren, in den Krieg gehen. Das ganze Unternehmen hatte den Erfolg, der zu bekannt ist, als das ich nöthig habe, ihn noch weitläuftig zu erzählen.

Indessen empfand Maria nur zu heftig alle die politischen Streiche, die sie Schritt vor Schritt immer näher zur Blutbühne brachten. Ohngeachtet Elisabeth die grau-

samsten

ſamſten Diener gewählt hatte, denen die Bewachung ihrer vornehmen Gefangenen anvertrauet war, machte doch die Leutſeligkeit, Sanftmuth und die Reize dieſer ſchönen Unglüklichen auf ihren von Natur harten Charakter einen ſo gewaltigen Eindruk, daß ſie ſelbſt bei der engliſchen Königin in Verdacht kamen, weil ſie einiges Mitleiden für diejenige bezeugten, die von dem ganzen Volk bedauert ward, nur nicht von ihrer nächſten Blutsverwandtin. Nachdem ſie auf die Art mehrmalen den Ort ihres Gefängniſſes und ihre Aufſeher verändert hatte, ließ ſie ſie endlich nach Fotheringay bringen, welches weit eher den Namen eines fürchterlichen Kerkers, als eines Schloſſes verdiente. Die nächſte Aufſicht über die ſcotländiſche Königin hatte ſie einem gewiſſen Pawlet aufgetragen, der vielleicht der grauſamſte Mann auf der Welt war. Keiner ſtand damals bei der Königin Eliſabeth in größern Gnaden, weil keiner mit ſo viel Grauſamkeit die Königin Maria bis jezt behandelt

handelt hatte, als er. Alle ihre Hausoffi-cianten bis auf ihren Hofkapellan, hatte er ihr genommen, um durch dieſe unmenſch-liche Härte ſie im höchſten Grad zu mar-tern.

Es wird hier nicht am unrechten Orte ſtehen, wenn ich ein paar Worte von den Schikſalen des Bothwells ſage, und was aus ihm geworden iſt, nachdem er aus Scot-land flüchten mußte. Anfänglich trieb er das Handwerk eines Seeräubers; allein zu-lezt verlor er ein Seegefecht, und es wäre et-was leichtes geweſen, ſeiner habhaft zu wer-den, allein damals lebten noch Murray und Morton, welche beſorgten, er möchte das ganze Geheimnis ihrer Verrätherei entdekken. Sie lieſſen ihn daher nach Dänemark entwiſchen, wo er geraume Zeit ein ſehr elen-des Leben führte, bis ihn ſcotländiſche Kauf-leute erkannten. Sie gaben dem Könige von dieſer Entdekkung Nachricht, der ihn ſogleich arretiren ließ. Man befand ſich in

der

der größten Verlegenheit, weil man nicht wußte, wie man ihn behandeln ſollte, als einen König und Gemahl der Königin Maria, als einen Verräther und Mörder, oder als eine unglückliche Privatperſon. Die Anhänger des Grafen von Murray verlangten mit aller Gewalt, daß man ihn als einen harten Verbrecher behandeln müßte, und wollten, daß der König von Dänemark Richter beſtellte, die ihm ſeinen Prozeß machen ſollten; allein dieſer Fürſt wollte nicht das Werkzeug ſeyn, die Leidenſchaft eines andern zu befriedigen, und gab zur Antwort, daß er den Verfall an die Königin Maria geſchrieben, und erſt ihren Wunſch erwarten müßte. Dies war eine von den Veranlaſſungen, welche den Grafen von Murray bewogen, der Königin Maria den vorher erwähnten Vorſchlag zu thun, ſich mit dem Herzoge von Nordfolk zu vermählen, und ihr zugleich zu verſtehen zu geben, daß aus dieſer Vermählung eher nichts werden könnte, bis ſie an den König von Dänemark ſchrieb,

dem

dem Bothwell seinen Prozeß machen zu lassen; allein sie zog die Sache in die Länge, bis sie die fernern Bosheiten des Grafen von Murray entdekt hatte, und sich nicht weiter nach seinen Anschlägen richtete, den Herzog von Norbfolk doch heirathen zu können glaubte, wenn sie, unter dem Vorwande, daß Bothwell noch zwei Frauen am Leben hätte, ihre Heirath mit demselben von den Ständen von Scotland für null und nichtig erklären ließ. Auf die Art blieb Bothwell zehen Jahre im Gefängnis in Dänemark, wo er endlich starb, nicht ohne Verdacht daß ihm durch die scotländische Parthei Gift wäre beigebracht worden. Allein kurz vor seinem Ende erzählte er umständlich in Gegenwart sehr ansehnlicher Männer, wie es eigentlich mit der Ermordung des Königs Heinrichs zugegangen wäre. Er sagte aus: er, Murray und Morton hätten allein Theil daran gehabt, ohne daß die Königin auch auf die entfernteste Art darein verwikelt gewesen wäre. Der König von Dänemark

dachte

dachte ſo edelmüthig, daß er dies Geſtändnis an alle europäiſche Fürſten ſchikte, ohne an die Folgen zu denken, ohne zu befürchten, daß das Bekenntnis der Unſchuld dieſer Königin ihm zwei Königreiche zu Feinden machen könnte, nemlich England und Scotland, welche nach ihrem Intereſſe ſchlechterdings darauf beſtanden, daß die Königin als Verbrecherin erſcheinen mußte. Ein ſolches authentiſches Zeugnis iſt nicht hinreichend genug, alle die Lügen und Verläumdungen zu widerlegen, welche die Feinde dieſer Königin gegen ihre Ehre ausbreiten ließen, durch den Buchanan, den größten Betrüger in der Art, der je gelebt hat,

Einige haben ſogar durch Schriften ausgebreitet, daß die Königin Maria von dieſem Bothwell eine Tochter gehabt, welche als Nonne in einem Kloſter zu Soiſſons gelebt habe, und auch darin geſtorben ſey. Allein mit aller der Achtung geſprochen, die ich dieſem Schriftſteller ſchuldig bin, ſcheint

mir

mir dieſe Nachricht nicht blos höchſt unwahrſcheinlich, ſondern auch nicht einmal möglich zu ſeyn. Denn da die Königin nur drei Monate mit dieſem Mann gelebt, mußte ſie entweder vor ihrer Vermählung von ihm niedergekommen ſeyn, oder nach derſelben, da ſie von ihm getrennt war. Was das erſte betrift, läßt ihre Tugend ſo etwas nicht vermuthen, und wenn es wirklich geſchehen wäre, hätten ihre Feinde alle die Mühe nicht nöthig gehabt, ſie zu der Heirath zu zwingen, da ihre Schwangerſchaft alsdenn ſehr hinreichend geweſen wäre, die Wünſche ihrer Feinde zu authoriſiren, und alle die Sagen, welche man von den Liebſchaften der Königin mit Bothwell ausſtreute. Und was den andern Fall anbetrift, ereigneten ſich gleich, nachdem Bothwell ſie verlaſſen hatte, gewiſſe Umſtände, welche ſie nicht ſo leicht hätte überſtehen können, wenn ſie ſchwanger geweſen wäre. So ward ſie zum Beiſpiel genöthiget, zu Fuß vom feindlichen Schlachtfelde bis nach Edinburgh zu gehen,

ſaß faſt immer gefangen, oder befand ſich auf der Flucht, und mußte noch viele andere Gewaltthätigkeiten erdulden, die ich hier nicht alle erzählen will. Auſſerdem würde gewiß Buchanan, der ihr nur alle erdenkliche Verbrechen ſchuld giebt, dies gewis nicht vergeſſen haben, welches diejenigen, die ſo etwas ſchreiben lieſſen, ſelbſt nicht wußten. Und wir wollen einmal den Fall ſezzen, es wäre alles wahr, ſo würde es beſſer geweſen ſeyn, daß ſie ihr ganzes Lebenlang die Gemahlin des Bothwells geblieben wäre, ob er gleich ein Verräther und Mörder war, als daß ſie eine Eheſcheidung verlangte, welche ihr ihre Ehre raubte, indem ſie dadurch Mutter eines unehelichen Kindes ward. Allein es iſt über dieſe Sache beinahe zu viel geſagt, die ich im Grunde blos deshalb erwahnt, um auch in dieſem Stuke die Unſchuld dieſer unglüklichen Königin meinen Leſern zu beweiſen.

Sie konnte geraume Zeit das zwiſchen Frankreich und England errichtete Bündnis

nicht

nicht erfahren. Zwei Abgesandten von den beiden Reichen, Frankreich und Spanien, welche die Handlungen der Elisabeth gegen die Maria in der Nähe zu betrachten Gelegenheit hatten, und vielleicht zu laut davon gesprochen haben mochten, wurden verabschiedet. Elisabeth ließ durch ihre Minister den Herrn von Mauvissiere sehr höflich zurükrufen, der der Königin von Scotland sehr eifrig gedient hatte, wie man aus verschiedenen Danksagungsbriefen sehen kann, die sie an ihn geschrieben, und welche sich in einer Sammlung von Memoiren, die damaligen Zeitumstände betreffend, befinden. Der spanische Abgesandte bekam ebenfalls schleunig Ordre, an seine baldige Abreise zu denken, unter dem Vorwande, daß er um alle die Verschwörungen wüßte, die in Scotland gegen England gemacht wären.

Es war noch nicht genung, daß Elisabeth der Maria allen Beistand nahm, sie

mußte ihr ſogar das Brod nehmen, nachdem ſie einigemal ſich umſonſt Mühe gegeben hatte, ſie zu vergiften. Sie war in dieſer Bemühung ſo glüklich, daß Maria kaum einen Theil ihres Wittwengehalts ausgezahlt bekam. Sie mochte noch ſo klägliche Briefe an die Königin Louiſe, Gemahlin Heinrichs des Dritten, ſchreiben, ſie richtete damit doch nichts aus; denn die Politik ihrer Feinde machte ſie unempfindlich gegen ihre Thränen und ihre Seufzer.

Der Herzog von Alençon war jezt in den Niederlanden, wo er als Herzog von Brabant ausgerufen war; dieſer Schatten von Souveränität öfnete ihm die Augen, was er durch die Vermahlung mit der engliſchen Königin für Macht bekommen würde. Er erkundigte ſich immer durch neue Courire, was in dieſem Stükke für Punkte ſollten feſtgeſezt werden, und Eliſabeth, die nicht die geringſten Folgen befürchtete, welche von Seiten der Ehre dieſe Verbindung haben

haben könnte, gieng alle Artikel ein, weil ſich die ganze Sache immer mehr dem Ende näherte, ohne ſich ein ander Mittel zu bedienen, die ganze Sache rükgängig zu machen, welches nie ihr wahrer Ernſt geweſen, da ſie ſich blos auf ſein Ehrenwort ihm überlaſſen. Der Herzog von Alençon freute ſich ſchon über die immer gröſſere Schwäche der Parthei der Königin Maria in Scotland, in einem Briefe den er an den franzöſiſchen Abgeſandten in England über dieſen Gegenſtand ſchrieb; allein er hatte Zeit genug, in der Folge ſich darüber zu grämen. Denn die Königin Eliſabeth, welche nur darum von einer Heirath geſprochen hatte, um zu verhindern, daß Frankreich Hülfstruppen nach Scotland ſchikte, bezeugte, da ſie von dieſer Seite nichts mehr zu fürchten hatte, eine gewiſſe Kälte in Abſicht dieſer Heirath, welche die Staatskundigen für einen Korb halten mußten. Hierzu kamen noch die unglüklichen Erfolge, welche des Herzogs von Alençon Unternehmungen in den Nieder-

landen hatten, ſo daß er auch einige Zeit hernach ſtarb. Dieſer Todesfall befreite die Königin von der Sorge, wie ſie ſich noch deutlicher über die Brechung ihres gegebenen Worts erklären müßte.

Dem ungeachtet wurden immer hin und wieder einige Kabalen zu Mariens Befreiung angeſponnen, welches man im Grunde Verräthereien zu ihrem Verderben nennen konnte: denn da ihr Secretair ganz gewonnen war, wie ſie ſelbſt kurz vor ihrem Tode ausſagte, waren alle Bemühungen, die man zu ihrer Befreiung anwendete, eben ſo viele Beförderungsmittel zu ihrem Untergange. Throgmorton, ward von der Königin Eliſabeth zu allen ihren Geſchäften in Scotland gebraucht, ſo lange Maria noch auf dem Throne war, er ſah zu gut das groſſe Unrecht ein, das man ihr that, und er konnte ohne Grauſen nicht daran denken, daß er das Werkzeug ihres Untergangs geweſen war, denn Eliſabeth hatte ſich ſeiner bedient, die Königin

Maria

Maria zu bereden, England als ihren Zufluchtsort zu wählen. Da es ſchwer hält, daß eine Leidenſchaft lange ohne Thätigkeit bleibt, ohne die Wirkung hervorzubringen, faßte er mit einemmale den Entſchluß, ſeiner Königin Dienſte zu erweiſen, und ſie aus einem Gefängniſſe zu befreien, das man mit allem Recht ein Gefängnis nennen konnte.

Auf ſeiner Reiſe nach Frankreich machte er mit einem gewiſſen Morgan Bekanntſchaft, der der Königin Maria Geſchäfte in Frankreich beſorgte. Sie beredeten ſich zuſammen, daß ſie den Pabſt und den König von Spanien zu einer Verbindung bringen wollten, die Königin Eliſabeth vom Throne zu ſtürzen, und die Königin von Scotland in Freiheit zu ſezzen. Als er nach England zurükgekehrt war, konnte er ſich nicht enthalten, gewiſſe dunkle Gerüchte, die hierauf Bezug hatten, auszubreiten. Geradezu an Marien zu ſchreiben, ſchien ihm ein zu unſicheres Mittel zu ſeyn, er gab ihr daher

durch

durch gewiſſe Zeichen und ſimboliſche Vorſtellungen die ſtärkſte Hofnung zu ihrer nahen Befreiung.

Er bediente ſich zu dem Ende gewiſſer Embleamen, welche ihr eine nahe Endſchaft ihrer Gefangenſchaft zu weiſſagen ſchienen; unter andern überſchikte er ihr ein Gemälde mit dem Argus, welcher mit allen ſeinen hunders Augen durch den Merkur eingeſchläfert war, der auf einen Dudelſake ein Stükchen ſpielte, und dem Motto:

Der liebliche Geſang, ſchließt alle ſeine Augen.

Ein anderes Gemälde ſtellte einen Merkur vor, der den Argus den Kopf herunter hieb, der einen Schaz bewachte.

Noch mehrere dergleichen Sinnbilder und Anagrammen wurden der Königin Maria überſchikt. Alle hatten darauf Bezug, daß

daß ſie gutes Muths ſeyn ſollte, weil ſie nicht lange mehr im Gefängnis ſchmachten dürfte, und die Stunde ihrer Befreiung nahe ſey. Alles dies erfuhr die Königin Eliſabeth beinahe in dem nemlichen Augenblik, als es die Königin Maria wußte, von Mariens Hausofficianten, welche auf alle ihre Handlungen Achtung geben mußten. Eliſabeth wußte nicht, wofür ſie ſich eigentlich fürchten ſollte, oder wen ſie zu beſtrafen hätte. Sie zweifelte beinah keinen Augenblik, daß alle Katholiken in ihrem Reich zugleich ihre Feinde wären; allein die groſſe Anzahl derſelben, konnte ſie bei dieſer Unzewißheit nicht ſicher ſtellen, ſie war daher auf ein Mittel bedacht, von allem Nachricht einzuziehen, was in Rom gegen ſie geſchmiedet ward.

Sie wählte zur Ausführung ihres Plans einen unbekannten Scotländer, gab ihm eine Menge falſche und erdichtete Briefe mit, und befahl ihm, nach Rom zu reiſen, und ſich dort für einen natürlichen Bruder

des

des Königs Heinrichs auszugeben. Er ſollte vorgeben, man ſuche ihn allenthalben auf, um ihn hinzurichten, weil er ſich zur katholiſchen Religion bekenne; er käme daher nach Rom und wollte bei Sr. päbſtlichen Heiligkeit Schuz und Zuflucht ſuchen, als die allgemeine Freiſtätte für alle Chriſten, er erböthe ſich dagegen, ſo viel Freunde er nur in Scotland und England hätte, alle dahin zu bringen, ihre Kräfte gemeinſchaftlich aufzubieten, Marien aus dem Gefängniß zu befreien, und Eliſabeth vom Throne zu ſtoſſen, welche von allen Katholiken eine geſchworne Feindin wäre.

Allein der ganze Betrug ward zum Unglük ſogleich entdekt, und die Perſon, welche ſich zu dieſer Rolle hatte brauchen laſſen, kam in die Inquiſition. Indeſſen verbreitete ſich ein allgemeines Gerücht, daß Maria aus ihrem Gefängniß kommen würde. Eliſabeth tröſtete ſich bei dieſer unangenehmen Nachricht noch immer damit, daß ſich vielleicht

vielleicht ſehr bald eine Gelegenheit ereignen würde, daß ſie mit dem beſten Schein der Gerechtigkeit ihren Zorn auslaſſen könnte.

Aus dem Vorigen iſt ſchon bekannt, daß Throgmorton die Abſicht hatte, Marien nützliche Dienſte zu leiſten, allein gerade da er mit der Verbreitung beſchäftigt war, um bald die Ausführung ſeines Plans zu Stande zu bringen, ward er eingezogen, und fiel in die Hände der Gerechtigkeit. Ob man gleich keine eigentliche ſichere Beweiſe vorlegen konnte, indem alles auf einen bloßen Verdacht und Vermuthungen ſich gründete, mußte doch noch eine andere Sache dazu kommen, daß er als ein Criminalverbrecher behandelt ward.

Die Jeſuiten hatten immer einen ſehr groſſen Eifer bewieſen, die katholiſche Religion in England wieder einzuführen, weil man den heiligen Vater, den die Gewiſſensſache dieſes Reichs ſo ſehr am Herzen lag,

lag, kein gröſſeres Vergnügen erweiſen konnte, als wenn man dieſe Väter von der Geſellſchaft Jeſu zu dieſer Miſſion gebrauchte; ſo daß ſogar einige Herren dieſer Geſellſchaft, welche dem heiligen Stuhl einen ganz unbedingten Gehorſam geſchworen, ihre Bemühung mit einer glorreichen Märtirerkrone bekrönt ſehen. Unter andern verdient hier der Pater Campion genannt zu werden, aus dem man auch nicht ein Wort herausbringen konnte, wodurch Maria als Verbrecherin erſchienen wäre, ſo viel Martern man ihn auch nur anthun mochte; weil dieſer Jeſuit beſchuldigt ward, daß er ſich in eine Verſchwörung gegen das Leben der Königin Eliſabeth eingelaſſen, ward durch ein öffentliches Edikt allen Mitgliedern ſeines Ordens der Aufenthalt in dieſem Reiche unterſagt.

Nichts deſtoweniger kamen immer welche von Scotland nach England, wo ſie weit leichter ſich insgeheim einſchleichen konnten. Es ereignete ſich der Fall, daß ein Prieſter von dieſer

dieſer Geſellſchaft in einer Barke, die ganz mit katholiſchen Franzoſen beſezt war, nach Scotland fuhr, und bei dieſer Fahrt mit allem was auf dem Schiffe war, einem engliſchen Seeräuber in die Hände fiel, von welchem Gelichter damals immer viele herumkreuzten. In der Geſchwindigkeit gab man nicht auf alle Paſſagiere genau Achtung, und beobachtete den Jeſuiten nicht, und ließ ihn in Freiheit. Er befürchtete aber doch, mit der Zeit erkannt zu werden, zu dem Ende zerriß er ein ziemlich groſſes Taſchenbuch, das er bei ſich hatte, und warf die Stükken ins Meer. Es ereignete ſich aber durch einen beſondern Zufall, daß durch einen Stoß des Meeres, wie ein Geſchichtſchreiber des damaligen Zeitalters erzählt, alle dieſe Fragmente in eine Barke geworfen wurden. Hier ſammelte man ſie zuſammen, brachte ſie in Ordnung, und entdekte daraus, daß in England eine Verſchwörung im Werke ſey, um Marien zu befreien.

Sehr

Sehr bald erfuhr dies Eliſabeth, der Verdacht, den man auf den Throgmorton hatte, mußte für hinreichenden Beweis gelten. Er ward nach London in den Tower gebracht, wo er weit mehr geſtand, als man von ihm haben wollte. Bald nachher mußte er die Todesſtrafe ausſtehen, womit Verbrechen von dieſer Art beſtrafet wurden. Eliſabeth verminderte wohl ihre Feinde, allein ſie verminderte dadurch nicht ihre Unruhen und Beſorgniſſe. Tag und Nacht ward ſie durch tauſend verſchiedene Gedanken beunruhigt, die ſich in ihrem Gehirn durchkreuzten, und die ihr weniger Ruhe ließen, als diejenigen, welche ſie mit der äuſſerſten Grauſamkeit verfolgte.

Bald faßte ſie den feſten Entſchluß, die Urheberin alles dieſes Unglüks aus dem Wege zu ſchaffen, um welchen Preis auch dies geſchehen ſollte, und ihr Leben um ihrer eigenen Ruhe aufzuopfern. Dann ſtellten ſich wieder alle chriſtliche Potentaten ihr bewaf-

ner vor die Augen, welche ſich aufgemacht hatten, dies Unrecht zu rächen. Nach einem Augenblik ſchafte ſie alle dieſe Bedenklichkeiten glüklich aus dem Wege; nun war' ſie noch immer ungewiß, auf welche Art ſie die Sache ins Werk richten ſollte. Gift ſchien ihr nicht ganz ſicher zu ſeyn, eine Ermordung hätte ſie in den Augen von ganz Europa zu verhaßt dargeſtellt, da die That nicht ſo ganz verborgen bleiben konnte, und eine Verdammung nach allen Formen des Rechts unmöglich. Dieſe Unentſchloſſenheit, ſtürzte ſie in eine ſo groſſe Traurigkeit und Betrübnis, welche jedermann an ihr ſehr leicht bemerken konnte. Graf von Leiceſter, der ſeit einiger Zeit ihr größter Favorit war, errieth ſehr bald die Urſachen dieſer ſeltſamen Erſcheinung, und erbot ſich, ſie bald davon zu befreien, indem er die Königin Maria aus dem Wege ſchaffen wollte.

Er reiſte wirklich ab mit dem Vorſaz, ſein Vorhaben auszuführen; allein Gewiſſensbiſſe,

sensbisse, die ihn unter Weges überfielen, die Verzweifelung, worein er sich ohnfehlbar stürzen würde, wenn er die schönste Person auf der Welt umbrächte, und die gerechte Besorgnis, seinen Ruhm und seine Ehre auf immer zu beflekken, nöthigten ihn, seine Rükreise anzutreten. Er gestand der Königin Elisabeth seine Schwäche, und bewahrte sie durch seinen Ungehorsam vor der Grösse eines Verbrechens, das in ihren Augen sehr klein erschien. Nach diesem mislungenen Streich, hielt sie sich für ganz unglüklich, da sie sah, daß ein Mann, der ihr alles zu danken hatte, und dem sie alle Augenblikе den Kopf konnte herunterschlagen lassen, bei der Besorgnis, alles dies zu verlieren, weniger gerührt war, als durch die Vorstellung dieser schauervollen That. Da sie aber doch einmal in ihrem Vorhaben so weit gekommen war, daß sie sich nicht gut wieder zurükziehen konnte, sendete sie dem Pawlet, auf den sie sich ganz sicher verlassen konnte, daß er eine solche barbarische That verrichten

würde,

würde, den Befehl zu, daß er ſeine Gefangene aus dem Wege ſchaffen ſollte.

In der nemlichen Nacht, als die Staffette mit der bewußten Ordre abgegangen war, erhebet mit einemmale, da bereits alles im tiefſten Schlaf vergraben liegt, eine von den königlichen Kammerfrauen in ihrem Zimmer ein gewaltiges durchdringendes Geſchrei, Die Königin wachte durch dies Getöſe auf, und fragte nach dem Grund dieſes Geſchreies. Die Kammerfrau erzahlte darauf der Königin, daß ihr im Traume vorgekommen ſey, als wenn Marien der Kopf abgeſchlagen, und daß darauf der nemliche Henker Ihro Majeſtät ebenfalls den Kopf heruntergeſchlagen hätte. Eliſabeth gerieth darüber in Beſtürzung, und ſagte zitternd zu ihrer Kammerfrau, daß ſie den nemlichen Traum gehabt habe. In dieſer Unruhe ſchikte ſie ſogleich einen Courier nach, der dieſen erſten Befehl zurüknehmen ſollte. Doch gab ſie dem Pawelt bald hernach einen neuen Befehl,

Marien

Marien bei dem erſten Lerm, der um ihretwillen entſtünde, umzubringen. Er war auch wirklich einmal auf dem Punkt, ſeinen Befehl zu vollziehen, weil zufälliger Weiſe in dem Kamin ihres Zimmers Feuer ausgekommen war, welches er für ein verabredetes Zeichen hielt, daß man etwas zu ihrer Befreiung thun wollte.

Eliſabeth glaubte, da alle ihre Unterthanen ihre Abſicht kannten, daß doch einer von ihnen ſo patriotiſch denken, und ihr einen Dienſt erweiſen würde, den ſie um deſto höher ſchäzte, je weniger ſie ſich unterſtand, einen mit dem Auftrage deſſelben beſchwerlich zu fallen. Allein ihre Erwartung blieb immer unerfüllt, weil alle einen Abſcheu hatten, ein ſo gräßliches Verbrechen zu begehen. Indem alle dieſe Leute, ſelbſt ihre Favoriten feſt überzeugt waren, daß die Groſſen die Verräthereien zwar liebten, ohne die Verräther zu lieben, ſie glaubten daher, die Königin Eliſabeth wollte deshalb keinen

mit

mit der Ausführung dieſer That beſchwerlich fallen, weil derjenige, der ſie begienge, den Tod zur Belohnung zu erwarten hätte. Da ſie am Ende wohl ſah, daß die Folgen eines Verbrechens, wofür ein Jeder, nur ſie nicht, zurükbebte, allein übernehmen müßte, war ſie darauf bedacht, ihre Anſtalten ſo gut zu treffen, daß Frankreich und Spanien ſich gewiſſermaßen genöthigt ſahen, mit den Gründen ſich zu begnügen, welche ſie zur Vertheidigung einer That anführte, die immer ſehr ungerecht und höchſt abſcheulich blieb.

Der Tod des Herzogs von Alençon hatte ohnfehlbar ſehr ſtark auf Frankreich gewirkt, und entgegengeſezte Geſinnungen hervorgebracht. Welches ſie jezt erſt einſehen lernte, daß ſie durch ihr eigen Geld und durch ihre eigene Predikken den Aufſtand der Reformirten unterhalten hätte. Wenn ſie durch dies Betragen dem König Heinrich dem Dritten gerechte Urſache gab, ſich über ſie zu beklagen, ſo brachte ihn durch das

nemliche

nemliche Mittel auſſer aller Faſſung, daß er nicht im Stande war, ſeine eigenen Beleidigungen zu rächen, und die Beleidigungen ſeiner Schwägerin, die man ſo unanſtändig behandelte. Er befand ſich mitten zwiſchen zwei Faktionen, der Hugonotten und der Guiſen, die ihm beide gleich viel zu ſchaffen machten, obgleich unter verſchiedenen Vorwande. Auf die Art hatte er mit genug Feinden in ſeinem eigenen Reiche zu ſtreiten, ohne erſt nöthig zu haben, fremde auswärts aufzuſuchen. Eliſabeth ihrer Seits, welche die Guiſen darum für ihre fürchterlichſten Feinde hielt, weil ſie mit ihrer königlichen Gefangenen ſo nahe verwandt waren, unterſtüzte ſo viel ſie nur immer konnte, die Parthei der Hugenotten, welche ohne dieſe Hülfe ſehr bald von der entgegengeſezten Parthei wären unterdrükt worden. Sie hatte daher nichts weiter nöthig, als ihren Plan auszuführen, und ſie hatte auf die Art von Seiten Frankreichs nichts zu befürchten.

In Anſehung Spaniens war der Fall nicht ganz der nemliche. Die Rebellen in den Niederlanden waren in zwei bis drei Schlachten geſchlagen worden, und der Tod des Prinzen von Oranien, der ohngefähr um die Zeit ermordet ward, hatte ihnen allen Muth genommen. Weil nun auf die Art der König Philipp in den Niederlanden wieder die Oberhand bekam, mußte die Königin Eliſabeth nothwendig auf neue Hülfsmittel bedacht ſeyn, wie ſie ihn ſich vom Halſe ſchafte, oder wie ſie alle ſeine Pläne wenigſtens unſchädlich machte. In dieſem Stükke ließ ſie es an nichts fehlen, und ſie ließ allen ſeinen Klagen Gerechtigkeit widerfahren, und ganz verblümt ließ ſie ſich merken, da ſie entſchloſſen wäre, ſich zu vermählen, wollte ſie ſehr gern einen Gemahl von ſeiner Hand annehmen. Entweder ſezte Philipp in ihre Reden ein Vertrauen, oder er glaubte, daß er am Ende ſie noch beſſer betrügen würde, die Folgen waren wenigſtens immer die nemlichen, als wenn

er noch so sehr von ihrer Aufrichtigkeit überzeugt gewesen wäre.

Nachdem sie glaubte, die beiden grössern Mächte von Europa, welche allen übrigen gleichsam Gesezze vorschreiben konnten, auf ihre Seite gebracht zu haben, legte sie auch ihren Plan zu dem nemlichen Zwek bei dem Könige von Scotland, dem Sohne der Königin Maria, an, den wir von jezt an immer Jakob den Sechsten nennen werden. Wir haben schon vorher gesehn, wie sie ein Mittel gefunden, die Mutter mit dem Sohne zuentzweien, weil sie befürchten mußte, daß ihr gutes Verständnis ihn zum Schaden und Nachtheil gereichen könnte.

Elisabeth gab ihm dazu häufige Gelegenheiten; sie ließ öfters ausbreiten, daß Maria nun bald wieder nach Scotland kommen, und von ihrem Reich und Throne Besiz nehmen würde, daß sie ihn mit leichter Mühe dahin brachte, ihr alles zu vergeben.

nun

nur nicht die Loslaſſung ſeiner Mutter. Auf die Art wurden die Bande der Natur, die dieſen Sohn mit ſeiner Mutter verbanden, getrennt, ob er ſie gleich nie geſehen, weil man ſie ihm als ein Ungeheuer abzumahlen ſuchte. Dieſe Banden waren nicht ſtark genug, daß ſie ſeiner Leidenſchaft zu herſchen widerſtanden, welche oft ſo heftig iſt, daß ein groſſer Mann aus dem Alterthum ſagt, daß ſie ſogar ein Verbrechen entſchuldigen und für rechtmäßig halten könnte. Demnach war Jakob der Sechſte auf weiter nichts mehr bedacht, als ſich mit der Eliſabeth ganz enge zu verbinden, um ſich ſeiner Krone zu verſichern, und wenn er ja einige Schritte zum beſten ſeiner Mutter unternahm, ſo geſchah dies aus dem nemlichen Grunde, weshalb Eliſabeth noch immer gehindert ward, ſie umbringen zu laſſen.

Kaum ſah ſie ihren ganzen Plan und die Lage der Umſtände dahin gediehen, wohin ſie ſie zu haben wünſchte, als ſie keinen Augenblik verlieren wollte, den lezten Akt

des blutigen Trauerſpiels zu endigen, das je auf dem groſſen Weltthea.r geſpielet ward. Die Schaubühne war dazu ſchon völlig eingerichtet und man kann wohl ſagen, daß die Zuſchauer ebenfalls bereit waren, dieſe höchſt traurige Scene mit anzuſehen, ohne zurükzubeben. Es blieb weiter nichts übrig, als dieſem Theaterſtük eine gewiſſe Form zu geben, und wenigſtens allen chriſtlichen Potentaten, die mit der Königin Maria verwandt oder verbunden waren, diejenige Schonung und Achtung dem Scheine nach zu erweiſen, die man ihnen ſchuldig zu ſeyn glaubte. Eliſabeth ſtellte ſich nemlich, als wenn ſie über dieſe wichtige Sache ſehr lange nachgedacht, ob ſie gleich ſeit ſo vielen Jahren ſchon feſt entſchloſſen war, dieſe That einmal auszuführen. Um ihren künſtlich angelegten Plan nach Wunſche auszuführen, ſprach ſie von weiter nichts, als ihre Gefangene loszulaſſen und lieſ: ſich auch zu dieſer Abſicht gewiſſe Bedingungen vortragen, die ſie nie eingehen wollte, da ſie wohl wußte, daß ſie

tauſend

tauſend Gelegenheiten finden würde, ſich herauszuwikkeln, wie es auch hernach wirklich geſchah.

Denn gerade, als Jeder, nur ſie ausgenommen, glaubte, daß Maria nun bald von ihrer Gefangenſchaft befreit ſeyn würde, als ſich Frankreich und Spanien ſchon im voraus darüber freuten, mußte eine angeblich entdekte Verſchwörung mit einemmale alle Verſprechungen zerſtören und brechen. Denn da Eliſabeth wußte, das ungeachtet ihres Verbots, daß kein Jeſuit bey Lebensſtrafe ihr Reich betreten ſollte, und ungeachtet ſie allen ihren Unterthanen unterſagt, dieſen geiſtlichen Herren ein Obdach zu vergönnen, wenn ſie nicht für Verbrecher der beleidigten Majeſtät gehalten werden wollten, dennoch verſchiedene hereintämen, wollte ſie dies Edikt in einer Parlamentsſizzung erneuern, und einige neue Artikel hinzufügen, die den Aufenthalt der Jeſuiten in England erſchwerten. Allein ein gewiſſer Doktor der Rechte,

Namens

Namens Pave, widerſezte ſich dieſem Befehl ſo ſtrak, entweder weil er ein Katholik oder in eine Verſchwörung verwikkelt war, wie man hernach vorgegeben, daß er wirklich dergleichen eingeſtanden haben ſoll, daß er ſogleich feſtgeſezt ward. Er ward ſogleich gerichtlich befragt, und über alles, worauf man Verdacht hatte, vernommen. Ein gewiſſer Geſchichtſchreiber erzahlt, dieſer Mann habe geſtanden, daß er von dem ſpaniſchen Abgeſandten in Venedig, wohin er eine Reiſe gemacht, wäre beredet worden, die Königin Eliſabeth umzubringen; einige katholiſche Theologen hätten ihm zwar geſagt, daß die Sache höchſt ſtrafbar wäre, und daß er ſich darüber ein Gewiſſen machen mußte, allein wieder andere hätten ihm das Gegentheil verſichert. Kurz, die Sache mag eigentlich zuſammenhängen, wie ſie immer will, er ward hingerichtet. Von dieſer Zeit an, ward die Königin Maria weit enger eingeſchloſſen, man bemächtigte ſich aller ihrer Pappiere, und ſie ward in eine ſolche

armſelige

armſelige Lage verſezt, daß ſie in dieſem Zuſtande den Tod noch für eine Gnade halten konnte.

Da Eliſabeth die Abſicht hatte, ſie in aller Form verdammen zu laſſen, fürchtete ſie gewaltig, daß ihr Projekt ſcheitern würde, wie es wirklich das erſtemal geſchehen war als ihre eigene Unterthanen ſie in York anklagten. Sie glaubte nicht ganz ſicher zu gehen; weil ſie Richter von ihren Kreaturen ſezte, wenn ſie den Secretair der Königin Maria beſtochen hatte, um ſie aller der Verbrechen zu überführen, welche ſie für erforderlich hielt, um dem Scheine nach keine Ungerechtigkeit zu begehen, wenn ſie das Urtheil derjenigen unterſchrieb, welche aller dieſer Verbrechen angeklagt, und überwieſen ward, daß ſie ſolche begangen habe. Sie mußte erſt deshalb ein eigenes Geſez ergehen laſſen, um diejenige für ſtrafbar zu erkennen, die nie eines Verbrechens überwieſen, oder die wenigſtens von ihr nicht verurtheilt werden konnte.

Zu dem Ende ließ ſie unter der Authoritât des Parlaments einen Befehl ergehen, nach welchem alle, die des Verbrechens der beleidigten Majeſtât überführt worden, von welchem Stand und Würden ſie auch immer ſeyn mochten, eben ſo, wie die Unterthanen, beſtraft werden ſollten. Und ſogar im Fall, wenn diejenigen, welche dieſes Verbrechens überwieſen wären, Erben der engliſchen Krone ſeyn ſollten, ſie und ihre Nachkommen auf immer von der Nachfolge ausgeſchloſſen wären. Den Namen ausgenommen, war Maria durch dieſen Befehl ganz genau bezeichnet. Dies Geſez war wirklich für ſie allein gemacht, denn man hatte kein neues Geſez erſt nöthig für diejenigen von den Groſſen von England, die Anſpruch auf die Krone machen konnten, wenn ſie gegen die Königin Eliſabeth eine Verſchwörung anſtifteten, da ja ſchon verſchiedene von ihnen um ſehr geringe Urſachen, ehe daß man ſie völlig überführen konnte, waren hingerichtet worden.

Auf die Art war ſoweit alles vortrflich angelegt Marien zu verdammen. Alle, die man darüber vernehmen wollte, waren ſchon vorbereitet, alles mit Geduld zu ertragen. Das, was das erſtemal mit den Richtern geſchehen war, wovon die meiſten Marien für unſchuldig erklärt hatten, durfte Eliſabeth jezt nicht befürchten, indem ſie feſt überzeugt war, daß keiner von ihr einen ähnlichen Antrag annehmen würde, der ihren Willen ſtrenge zu erfüllen nicht bereit wäre. Höchſt wahrſcheinlich war es daher, daß ſie von dieſer Seite ihren Plan glüklich ausführen würde, allein von der andern Seite beſorgte ſie noch immer, daß der Secretair der Mari nicht völlig nach ihrem Wunſch ſich verhalten würde.

Er hatte ſich durch Geld gewinnen laſſen, und diente allen, die ihn dafür bezahlten, indem er ihnen von dem geheimſten Plänen der Königin Maria, ſeiner Gebiethe-riu, Nachricht gab. Daher waren alle Bemühungen,

mühungen, die man bis jezt zu ihrer Befreiung angewendet hatte, vergebens geweſen. Da es gewöhnlich ſehr ſchwer hält, wenn man einmal den Weg des Laſters betreten, wenn man einmal alle Schranken von Pflicht und Gewiſſen überſchritten hat, ſtille zu ſtehen, und in ſich zu gehen, ließ ſich ſogar dieſer Böſewicht — Navee iſt ſein Name — von der Königin Eliſabeth bereden, daß er ihr dienliche Mittel vorſchlagen möchte, ihre Gefangene zu Grunde zu richten. Dies geſchah denn auch wirklich auf folgende Art.

Da die Katholiken in England beſtändig verfolgt wurden, und jezt mehr als jemals ſo machten ſie immer Komplotte und Verbindungen, um ſich einige Erleichterungen zu verſchaffen, und zugleich Mariens Befreiung zu bewirken, welches immer zwei von einander unzertrennliche Dinge waren. Bei allen dieſen Unternehmungen gieng man gewöhnlich mit mehr Eifer und Klugheit

zu

zu Werke, und der ſchlechte Erfolg, den ſie gewöhnlich alle hatten, war der ſicherſte Beweis, daß ſie nicht gehörig geleitet wurden. Gewiſſe Leute, die nichts zu verlieren hatten, thaten gewöhnlich dergleichen Vorſchläge dem Pabſt, der ſie dem König von Spanien kommunicirte, indeſſen die Rädelsführer von dem Gelde der einen und der andern Parthei lebten. Der größte Theil des Wittwengehalts der Königin Maria ward auf dergleichen unnütze Koſten verwendet. Es war einmal eine Zeit, da ſie von dergleichen nichts wiſſen wollte, aus Furcht die Königin Eliſabeth zu erbittern, welche mehr als einmal ſich ſtellte, daß ſie in dem beſten Vernehmen mit ihr zu leben wünſchte; da ſie aber hernach mehr als zu deutlich ſah, daß ihr ganzes Betragen immerwährende Betrügereien enthielte, nahm ſie zu ihren erſten geheimen Kunſtgriffen weiter ihre Zuflucht. Am Ende merkte ſie wohl, daß ſie nie aus dem Gefängniſſe kommen würde, wenn ein ähnliches Mit-

tel ſie davon befreite, und eben deshalb hieng ſie daran mehr als jemals.

Sie hatte einmal an den Pabſt geſchrieben, daß alle chriſtliche Potentaten ſie verlieſſen, und wenn Sr. Heiligkeit ihr nicht beiſtünden, müßte ſie alle Hofnung einer Befreiung auf immer aufgeben. Dem Pabſt fehlte es freilich nicht an guten Willen, allein er war ſelten im Stande etwas mehr für ſich ſelbſt zu thun, als etwas Geld herzugeben: auch diesmal verſtand er ſich zu einer anſehnlichen Summe, ſobald er die Sachen ſo würde eingeleitet haben, daß er von der guten Anwendung des Geldes überzeugt ſeyn könnte. Auf die Art ſezte Morgon, der in Paris Korreſpondent der Königin Eliſabeth war, alles in Bewegung, um eine neue Verſchwörung zu Stande zu bringen, weil er glaubte, daß alles übrige blos aus Mangel am Gelde rükgängig geworden wäre.

Eine

Eine groſſe Menge Menſchen in Rom erboten ſich, in England einen ſolchen unerwarteten Streich zu ſpielen, daß ſich mit einemmale die ganze Lage der Sache ändern müßte. Allein man konnte, oder man wollte ſie nicht hören, entweder weil man nicht gern zu ſolchen verhaßten Mitteln ſchreiten wollte, oder weil einer an der Aufrichtigkeit jener eifrigen Katholiken zweifelte, welche dieſe Anerbietungen aus dem nemlichen Grunde, wie die andern thaten, weil ſie gerne Geld haben wollten. Eliſabeth hatte überall ſo gute Spione, daß ſie ſogleich von allem und jedem Nachricht erhielt. Kaum war eine Verſchwörung gegen ſie im Werke, als ſie auch beinah in dem nemlichen Augenblik alle genaue Umſtände davon erfuhr, ſo daß die meiſten Verſchwörungen bereits in der Geburt erſtikt wurden. Nachdem ſie aber den Plan entworfen, die Königin Maria durch dies Mittel zu Grunde zu richten, war ſie ſelbſt, vermittelſt der Verräther, die ſie im Kabinet dieſer Königin hatte, beförderlich,

eine

eine Verſchwörung bis auf den Punkt der Ausführung zu leiten.

Es war zu Rhemis in Champagne ein Seminarium von engliſchen Prieſtern angelegt, welche man zu dem Ende erzog, um ſie hernach zu den Miſſionen ihres Vaterlandes zu verſchicken. Weil ein ſolches Amt allerdings ſehr gefährlich war, da alle Galgen mit katholiſchen Prieſtern angefüllt waren, welche der angeborne Haß dieſer Königin aufgeopfert hatte, unterhielten ſie, ſobald ſie nach England kamen, beſtändige Todesgedanken, weil die wenigſten mit dem Leben davon kamen. Dieſe Verachtung des Lebens flößte ihnen Gedanken ein, welche denen nie einfallen, die ihr Leben lieben; ſie redeten öfters unter einander, wie ſie durch einen verwegenen Streich England von einem Tirannen befreien wollten, der ſchon ſo viel katholiſches Blut vergoſſen hatte. Unter andern fand ein gewiſſer Ballard, der darum eine Reiſe nach England gemacht hatte,

hatte, alle Prieſter in der beſten Verfaſſung, alles zu unternehmen, zum Beſten einer Sache, die von ihnen ſo heilig gehalten ward. Er reißte nach Frankreich zurük, blos in der Abſicht um die Sache noch weiter zu treiben, und ſich noch mehrere Anhänger zu verſchaffen. Unterweges begegnete er einem, Namens Maud, Emiſſar von Walſingham, dem vornehmſten Miniſter der Königin Eliſabeth. Dieſer Mann weiß ſich ſo gut zu verſtellen, daß er gezwungen wird, ihm etwas von ſeinem Plane zu entdekken, in der Vermuthung, daß er ein Katholik wäre. Auf die Art ward Eliſabeth von der ganzen Verſchwörung augenbliklich unterrichtet, und konnte auch ganz ſtandhaft den Ausgang erwarten.

Indeſſen ſezt Ballard ſeine Reiſe fort, kommt nach Paris, wo er ſich mit Bernardin von Mendoſa mündlich unterredete, ein Mann, der damals ſpaniſcher Abgeſandter in Frankreich war, welche Würde er

lange

lange in England bekleidet hatte, und auf die Art ganz genau die Staatsverfaſſung des Reichs und die Mittel kannte, welche man gebrauchen mußte, die katholiſche Religion wieder einzuführen und Marien in Freiheit zu ſezzen. Selbſt Eliſabeth, die ihn wegen einer gegen ſie angeſponnenen Verſchwörung im Verdacht hatte, gab ihn damals mit einigen harten Ausdrükken ſeinen Abſchied, wodurch beinahe ein gänzlicher Bruch zwiſchen beiden Kronen entſtanden wäre. Ballard that dem Geſandten nochmals einen Vorſchlag, den man bereits ſo oft ohne Erfolg gethan hatte, daß er aus Flandern nach England möchte Truppen bringen laſſen.

Er ſtellte ihm vor, daß noch nie die Lage der Sachen für ſie ſo gut als jezt ſtünde. Das die Niederlande ſehr leicht auf einige Zeit eine Armee miſſen könnten, welche der König Philipp daſelbſt hätte, und daß in England beinahe alle Einwohner über die Grauſamkeiten der Eliſa-

Eliſabeth ſo erbittert wären, daß bei dem erſten Geräuſch von Empörung nicht blos die Katholiken, ſondern auch ſehr viele andere gegen ſie die Waffen ergreiffen würden.

Der Geſandte Mendoſa gab ihm hierauf den kurzen Beſcheid: daß ſo lange die Königin Eliſabeth am Leben wäre, möchte wohl ſchwerlich ein Mittel ausfindig zu machen ſeyn, etwas in dieſem Lande auszurichten, weil alle dergleichen Unternehmungen nicht ſo geheim könnten betrieben werden, daß ſie nicht etwas davon erfuhre und die Sache hintertriebe.

Die Abſicht des Geſandten mag geweſen ſeyn, ihm entweder ſeine Gedanken über dergleichen Unternehmungen zu ſagen, oder den Ballard noch höhere Vorſtellungen von ſeinem Plane zu geben, ſie thaten wenigſtens auf ihn die Wirkung, daß er ſich entſchloß, nach England ſogleich zurükzureiſen, und die Sache vornemlich von

der Seite zu betreiben, worauf der Gesandte ihn aufmerksam gemacht hatte.

Als ein Kavalier verkleidet, reißte er unter dem Namen eines Kapitains Fersen nach England. Kaum ist er in London angekommen, als er mit einem jungen katholischen Edelmann, Namens Babington, Bekanntschaft macht. Zu der Zeit als er sich in Paris aufgehalten, war er mit dem Erzbischof von Glasgow, und dem bekannten Agenten der Königin Maria, Morgan, in genaue Verbindung gekommen. In ihren gewöhnlichen Unterredungen sprachen sie beinahe von weiter nichts, als von den seltenen Verdiensten und bewundernswürdigen Eigenschaften dieser Königin. Da dieser junge Mann sehr viele körperliche Schönheiten und grosse Geistestalente besaß, und überdies beinah in allen Wissenschaften nicht fremd war, stellten ihm seine Freunde mehr als einmal vor, daß wenn er nur erst Gelegenheit hätte, sich der Königin in England

land vorſtellen zu laſſen, er gewis von dieſer Prinzeſſin alles erwarten könnte, da ſie Männer von Verdienſten zu ſchäzzen wüßte. Aufgeblaſen von dieſen Hofnungen, fliegt er über das Meer mit Empfehlungsſchreiben an die Königin Maria, die von dieſer Zeit an ſehr viel aus ihm machte. Sie nimmt ihn zu ihren Korreſpondenten an, um ihn alle Briefe insgeheim einzuhändigen, die man an ſie ſchrieb. Dies ſein Geſchäft währte ſo lange, bis die Königin unter die Aufſicht des Pawlet kam, der ſeinen Auftrag ſo genau erfüllte, daß er nicht weiter als Korreſpondent ihr dienen konnte.

Mit dieſem jungen Manne errichtete Ballard eine genaue Freundſchaft, er machte ihn nach und nach mit dem Plane bekannt, den er in Abſicht Englands entworfen hatte. Von ihm erhält er die nemliche Antwort, als von dem Geſandten Mendoſa, er ſtellt ihm vor, daß die Königin Eliſabeth nicht

mehr

mehr lange leben würde, weil ein gewiſſer Savac blos in der Abſicht über das Meer gekommen ſey, um die erſte beſte günſtige Gelegenheit zu benuzzen, ſie aus dem Wege zu räumen, der Ausgang möchte auch beſchaffen ſeyn, wie er immer wollte.

Babington konnte nicht begreifen, wie ein Unternehmen von ſo groſſer Wichtigkeit von einem Einzigen ausgeführet werden könnte, er meint, es müßten wenigſtens ſechs daran Theil nehmen, und wirbt zu dem Ende den Savac noch dazu, in der Vorausſezzung, daß ſein Beitritt nicht ganz ohne Wirkung ſeyn wird. In dieſer Rükſicht machte er einen neuen Entwurf, wie dies ganze Unternehmen glüklich zu Ende gebracht werden könnte. Er ſchrieb an Mendeſa, auf welche Art die Truppen aus Spanien am beſten an die Inſel landen und ſich der feſten Pläzze bemächtigen könnten.

Indeſſen erhielt er Briefe von der Königin Maria, welche ihm wegen ſeines lan-

gen

gen Stillſchweigens einen kleinen Verweis gab, und ihn befahl, durch den franzöſiſchen Abgeſandten, ſobald als möglich, zu ſchreiben, In ſeiner Antwort meldete er der Königin, daß die Unmöglichkeit ſeine Briefe an ſie ſo ſicher abzuſchikken, daß ſie keinen andern in die Hände fielen, blos Schuld an ſeinem langen Stillſchweigen wäre, bald aber würde ſie von dieſer, ſo wie von vielen andern Sorgen befreit ſeyn, weil ſechs junge Männer mit feſtem Muth entſchloſſen wären, ihre Feindin aus dem Wege zu ſchaffen.

Dieſer Brief kam, wie alle andere in die Hände ihres Secretairs Navee, den Eliſabeth beſtochen hatte. Er zeigte ihn der Königin Maria, ſeiner Gebietherin, nicht einmal, indem er gewis wußte, daß ob ſie gleich nichts ſo ſehr wünſchte, als ſich in Freiheit zu ſehen, ſie doch nie zu einem ſolchen Schritt ihre Einwilligung geben würde, wenn man ähnliche Mittel als dieſes dazu gebrauchen wollte. Sobald er dieſen Brief

der Königin Elisabeth in Abschrift geschikt hatte, beantwortete er ihn im Namen seiner Gebietherin, ohne daß diese das geringste darum wußte. Sie lobte darin seinen und seiner Gehülfen Eifer, den katholischen Glauben zu befördern, aber sie empfahl ihnen vor allen Dingen die Sache als das größte Geheimnis für sich zu behalten, und in diesem Stük auf jeden ohne Unterschied ein Mistrauen zu sezzen. Sie führte noch einige kleine Umstände an, die zur schnellen Ausführung ihres Plans dienen könnten und schloß damit, daß er nur seinen Freunden versichern könnte, daß sie in der Folge alles thun würde, um für diese Verbindlichkeiten dankbar zu seyn.

Babington fühlte sich schon als ein Mann von vieler Wichtigkeit, als ein Mann, der sehr bald einen Streich ausführen würde, worüber ganz Europa erstaunen müßte. Da er sicher glauben mußte, daß er mit der Königin Maria in Unterhandlung stünde, daß

daß dieſe ſeinem ganzen Plane Beifall gäbe, mußte er auf weiter nichts bedacht ſeyn, als, ſobald nur möglich, ſein Vorhaben auszuführen. Zu dieſem Ende verbindet er ſich mit einigen katholiſchen jungen Leuten, wovon die vornehmſten waren, Eduart von Windſor, Thomas Salisbury, Karl Tilney, von der Leibwache der Königin Eliſabeth, Chidloc Tichbourne, Eduart Abington, Robert Zage, Johann Travers, Johann Charnok, Johann Jones, Savac, von dem ich ſchon vorher etwas geſagt habe, Barnwell, aus einer berühmten und anſehnlichen irländiſchen Familie, Heinrich Dun und ein gewiſſer Nolley, der in den ſcotländiſchen Aſſairen ſehr viele Kenntniſſe hatte, welcher faſt wider ſeinen Willen ſich mit dieſer Geſellſchaft verband, und, wie man wenigſtens hernach geglaubt hat, blos in der Abſicht, das ganze Komplott anzugeben.

Babington entdekte nicht allen zuſammen den Hauptbewegungsgrund ſeines Plans, und die

die eigentliche geheime Abſicht ihrer geheimen Verbindung. Hierum wußten nur blos Tichbourne, Tilney, Barnwell, Chainet, Savac und Ballart, welche ihm verſprachen, die Königin Eliſabeth umzubringen. Dieſem erzählte er alle, auch die verborgenſten Urſachen ihrer Verbindung, ob gleich die vier erſten nur mit viel Mühe ſich entſchlieſſen konnten, ihre Hände und ihr Gewiſſen mit dem Blute ihrer Königin zu beflecken. Was den Salisbury betraf, mit dem Babington darüber ſprach, erklärte er ſich ganz frei, daß er bereit wäre, alles zu wagen, wenn er dadurch die Königin Maria aus ihrem Gefängniſſe retten könnte, aber nie würde er ſich entſchlieſſen, die Königin Elizabeth zu ermorden. Als er ſah, daß er ihn auf die Art nicht gewinnen könnte, bat er ihn, das tiefſte Stillſchweigen darüber zu beobachten, wozu überhaupt ſich alle durch einen Eid verbindlich machen mußten, ehe man ihnen das geringſte von dem ganzen Geheimnis entdekte.

Indeſ-

Indeſſen kamen die Verſchwornen alle Tage zuſammen, bald zu St. Guillas, bald in der St. Paulskirche, bald in den Koffeehäuſern und Gelagen, wo ſie immerwährende Feſtins hielten, indem ſie ſich ganz ſichere Rechnung auf die glükliche Ausführung ihres Plans machten, weil ſie alsdenn alle, keiner ausgenommen, groſſe Reichthümer erhielten. Sie handelten ſo auffallend als junge unerfahrne Leute, daß ihre gewöhnlichen Unterredungen darin beſtanden, die Königin Maria zu loben, die Tapferkeit der Scotländer zu erheben, welche ihren König, Jakob den Sechſten, aus den Händen des Grafen von Gowrie zu befreien gewußt hätten, und von demjenigen, der den Prinzen von Oranien umgebracht hatte, als von einem Helden ſprachen. Sie lieſſen ſich ſogar, jeder beſonders abmahlen, mit der Unterſchrift:

„Meine Kammeraden ſind die, welche der Gefahr Troz biethen.“

Da dieſe Unterſchrift ihnen zu merklich war, und deshalb zu gefährlich zu ſeyn ſchien, vertauſchten ſie ſie mit folgender:

„Niemand kennet meine Gedanken.“

Eliſabeth bekam einige von dieſen Gemälden zu ſehen, ohne eins davon zu erkennen. Da ſie aber immer eine ſtarke Wache bei ſich hatte und auf alles genau Achtung gab, auch gewiß war, daß ſie den Ausbruch der Verſchwörung ſo lange aufhalten könnte, als ſie nur immer wollte, war ſie bei allen dieſen Vorkehrungen ganz ruhig.

Ehe Babington etwas ausführte, wollte er erſt wegen der Truppen aus Flandern gewiſſe Sicherheit haben, zu dem Ende war er willens, ſelbſt dahin eine Reiſe zu machen, um dem Herzog von Parma Nachricht zu geben, daß alles jezt ſehr gut eingeleitet wäre, und daß er jezt blos auf Mittel bedacht ſeyn müßte, wie die Mann-

ſchaft

ſchaft nach England gebracht werden könnte welches nicht eher geſchehen müßte, als bis der erſte Akt des Trauerſpiels geendigt wäre.

Er wünſchte, daß Ballard vorher nach Frankreich reiſen möchte, er hatte auch bereits für ihn von Walſingham den Abſchied, daß er dieſe Reiſe machen könnte, indem er den Vorwand gebrauchte, daß er der Königin Eliſabeth nüzliche Dienſte erweiſen könnte, indem er ihr alles entdekte, was die Königin Maria in dieſer Gegend gegen ſie zu unternehmen ſuchte. Walſingham gab ihm die gebetene Erlaubnis deſto lieber auf Befehl ſeiner Gebietherin, da er die wahren Abſichten des Babington wußte. Die Königin wollte nemlich, daß die Verſchwörung ſo weit bis zum wirklichen Ausbruch gedeihen möchte, damit ſie einen deſto ſcheinbarern Vorwand hätte, die Königin Maria zu Grunde zu richten.

Indeſſen weil er ſeine Reiſe immer von Tage zu Tage verſchob, weil immer andere

Geſchäfte

Geſchäfte darzwiſchen kamen, war es nöthig, daß Eliſabeth die Verſchwörung noch länger abwartete, um zu ſehen auf welchen Punkt ſie eigentlich kommen möchte. Babington hatte unter der Zeit ſeinen leztern Brief, wovon ich ſchon etwas geſagt habe, noch verſchiedene andere an die Königin Maria geſchrieben, welche zwar nichts von der Verſchwörung gegen das Leben der Königin Eliſabeth ſondern blos von dem Plan redeten, den er nebſt verſchiedenen andern hatte, ſie aus ihrem Gefängniß zu befreien. Dieſe Briefe hatte ihr Secretair Navee ihr alle vorgezeigt, und ſie hatte die Antworten nach dem Inhalt derſelben einrichten laſſen, indem ſie bezeugte, daß ſie allen denen ungemein verbunden ſeyn würde, die ſie aus einer ſo langen Gefangenſchaft befreien würden. Sie ſchlug ſogar ſelbſt das Mittel zu ihrer Befreiung vor, welches darin beſtand: man ſollte entweder einen Heuwagen unter dem Eingange des Schloſſes, wo ſie gefangen ſaß, umwerfen, daß ſie ſo von der Höhe herab

herab ohne Gefahr auf dieſen Heuberg ſpringen könnte, oder daß man ſie, wenn ſie ihren gewöhnlichen Spaziergang machte, entführte.

Um dieſen Briefwechſel ungeſtört fortſezzen zu können, mußten einige treue und beeidete Leute in der Gegend, wo Maria ſich aufhielt, wohnen, um die Briefe der Verſchwornen in Empfang zu nehmen, und ſie ſo lange bei ſich behalten, bis ſich eine Gelegenheit ereignete, ſie der Königin ſicher einhändigen zu können.

Die Gräfin von Arundel, der Baron von Lomley, und Heinrich Howart wohnten nicht weit von dem Schloß, worin die Königin Maria ſaß, ſie lehnten aber, ob ſie gleich katholiſch waren, dieſen Auftrag von ſich ab, weil ihnen die ganze Sache zu gefährlich vorkam. Als die Verſchwornen nicht wußten, wem ſie ſich unter ſolchen Umſtänden anvertrauen ſollten, erbot ſich ein gewiſſer Prieſter, Namens Gilbert Gif-

fort,

fort, ihnen in dieſem Stük nüzliche Dienſte zu leiſten. Dieſer Prieſter bezog daher ein Haus, das nicht weit von dem Wohnort der Königin Maria entfernt war, und machte ſich bereit, ſein Geſchäft mit aller Vorſicht und Gewiſſenhaftigkeit auszuführen. Babington wollte erſt verſuchen, ob dieſe angebotene Gelegenheit wohl ſicher ſeyn möchte; er nahm ein Stük unbeſchriebenes Papier, legte es in eine Briefform, ſiegelte es zu, und ſchikte es fort. Als er Nachricht erhielt, daß die Königin Maria dieſen Brief wirklich erhalten hatte, machte er ſich nicht das geringſte Bedenken, durch den nemlichen Weg öfter an ſie zu ſchreiben, und ihr nichts zu verſchweigen, was die Verſchwörung anging. Allein von beiden Seiten wurden ſie gewaltig in ihrer Einbildung getäuſcht.

Selten unternimmt man einen ſo äuſſerſt gewagten Coup, ohne daß man durch ein gewiſſes Etwas von derſelben Gewalt dazu angetrieben wird; und diejenigen, die

ohne

ohne dieſen groſſen Bewegungsgrund bei einem Unternehmen von ſolcher Wichtigkeit zu handeln ſcheinen, gehen entweder dabei nicht ganz ehrlich zu Werke, oder ſie führen ihren Plan und das ganze Unternehmen nicht wirklich aus. Obgleich das Intereſſe der Religion und der Ehre öfters ſo ſtark auf gewiſſe Perſonen wirkt, daß man durch ſie groſſe Dinge ausrichten kann, allein ſelten iſt dies wirklich der Fall, und man bedient ſich nur zu oft dieſer ſchönen Namen, um die Leidenſchaften zu bemänteln, die man nicht gern geſtehen mag.

Dies war gerade der Fall bei dem Prieſter Guiſford, der ſich ſelbſt erboten, den Verſchwornen zu dienen, unter dem Vorwande, daß er zum Beſten der Religion ſich dieſem Geſchäfte unterzöge; allein in der Folge ſah man bald, daß er dieſen Schritt blos darum gethan, um davon ſeinen Lebensunterhalt zu haben, nach dem Beiſpiel ſo vieler anderer, welche von dieſer Verſchwö-

rung

rung, die man zur Befreiung Mariens unternommen, sehr gut leben konnten. Denn sobald er merkte, daß sein Geschäft für ihn zu gefahrvoll werden möchte, begieng er nach seiner schwarzen Seele die Niederträchtigkeit, daß er die ganze Verschwörung den Staatsministern der Königin Elisabeth entdekte, weil er glaubte, daß er, ohne viel erst zu wagen, weit besser zu seinem Zwek kommen könnte. Er gab daher von der ganzen Sache Walsingham Nachricht, und meldete ihm zugleich, warum er sich in dieser Gegend aufhielt.

Dieser Staatsminister, der ein grosser Feind von der Königin Maria war, und sich dadurch bei der Königin Ellisabeth beliebt zu machen suchte, befahl dem Priester in seinem Geschäfte fortzufahren, allein er möchte alle Briefe, die in dieser Sache an ihn kämen, oder durch ihn besorgt wurden, in Abschrift ihm überschikten.

Gifford

Gifford ließ ſich ſehr gern dazu gebrauchen. Weil die Königin und ihre Verſchworenen ſo wenig Schwierigkeit fanden, an einander zu ſchreiben, und an nichts weniger als Verrätherei dachten, gaben ſie ſich oft Nachricht von dem Fortgange ihres Unternehmens. Man befahl ſogar dem Pawlet, daß er durch den Gifford einen von den wachhabenden Officieren der Königin Maria beſtechen ſollte; welches auch wirklich geſchah. Es wurde in der Mauer des Schloſſes ein Loch gemacht, worein ſie alle Briefe legen, und die Antworten auf dieſelben finden konnten. Der Secretair Navee, gab, wie wir ſchon vorhin bemerkt haben, nur ſolche Briefe der Königin, welche blos etwas von ihrer Befreiung enthielten; die andern beantwortete er allein, aber in ihrem Namen, indem er ihre Unterſchrift nachmachte, und ſich ihres Siegels bediente.

Alle dieſe Briefe, welche die Königin Maria bald an den Bernhardin von Men-

doſa, und bald an den Erzbiſchof von Glasgow ſchrieb, wurden in dem nemlichen Augenblik copirt, dann wieder zugeſiegelt, und nach ihrer Ueberſchrift abgeſchikt. Walſingham der vor ſich allein dieſen Weg gegangen war, ohne den andern Staatsräthen davon einige Nachricht mitzutheilen, wollte die Verſchwörung noch einen höhern Grad erreichen laſſen, indem er es von Zeit zu Zeit aufſchob, die Mitſchuldigen einziehen zu laſſen, um mit einem, die andern Gehülfen, die bald nach England kommen wollten, fangen zu können.

Allein die Königin Eliſabeth, die aus den Briefen ſah, daß die ganze Verſchwörung dem Ausbruch nahe war, und nichts weniger dabei verlieren mochte, als ihr Leben, war nicht mit ihrem Miniſter gleicher Meinung. Walſingham, der ſeit einiger Zeit Babington von einem Officier hatte beobachten laſſen, der ihn ſelten aus den Augen ließ, allein immer unter dem Dekmantel

mantel der Freundſchaft, ſchrieb an ihn, daß er zuſehen ſollte, wie er ein Mittel ausfindig machte, ſich des Babington zu bemächtigen. Dieſen Brief bekam der Officier, als ſie alle beide zu Tiſch ſaſſen, und Babington laß ihn zu gleicher Zeit mit ihm. Als er auf die Art ſah, daß die ganze Verrätherei entdekt ſey, und daß er blos auf ſeine Rettung bedacht ſeyn müßte, fuhr er fort zu lachen, weil ſie eben über eine ſehr lächerliche Materie ſprachen er ſonſt verloren geweſen wäre, wenn er ſich anders verhalten hätte. In der Nacht gehet er ohne Huth und Degen aus dem Zimmer, indem er einen nothwendigen Gang vorſchüzt, entkommt glüklich nach Wermonſter, nachdem er ſich hier verkleidet und den Charnok aufgeſucht hatte, mit dem er ſich ſogleich in die Waldung von St. Jakob begiebt, wo Barnwell und Dun bald nachkamen, denen bereits von der ganzen Sache man Nachricht gegeben worden. Indeſſen man durch ganz England unter Trompetenſchall öffentlich bekannt machte, das

Jeder-

Jedermann bey Lebensstrafe verbunden ſey, den Aufenthalt dieſer Leute anzuzeigen, der etwas davon wüßte.

Sie wußten daher nicht, was ſie machen und an wen ſie ſich wenden ſollten. Der franzöſiſche Geſandte und Tichbourne hatten ihnen bereits abgeſchlagen Pferde zu geben und Geld vorzuſtrekken, als ſie dieſe um die Gefälligkeit erſuchten. Der Hunger nöthigte ſie aber doch endlich ihre Waldung zu verlaſſen, und nachdem ſie ihre Haare abſchnitten und ihr Geſicht mit Baumrinden gefärbt hatten, kamen ſie endlich an ein Haus, das von Katholiken bewohnt ward, wo man ſie aufnahm, und auf einen Kornboden verſtekte. Gerade jezt waren zu viel Menſchen auf dem Felde beſchäftigt, welche dieſe fremden und verdächtigen Leute ſehr bald bemerkten, daher blieben ſie nur zehen Tage verborgen, als man nachſuchen ließ und ſie gefangen nach London brachte, wo ſie einige Zeit nachher als Verräther hingerichtet wurden.

Ob-

Obgleich dieſe Sache in ganz England ein groſſes Aufſehen machte, und ſie beinah das allgemeine Geſpräch war; erfuhr die Königin Maria doch von alle dem nichts, weil ſie ſo enge eingeſchloſſen war, und die Leute, die ja noch Zutritt bei ihr hatten, ganz genau beobachtet wurden. Sie wußte alſo nichts davon, daß die ganze Verſchwörung entdekt war, bis an einem Tage, als ſie ihren gewöhnlichen Spaziergang machte, da man ſie nicht wieder zurük nach dem Schloſſe brachte, worauf man ihr ihren Aufenthalt angewieſen hatte. Einige Tage nach einander wurde ſie unter dem Vorwande einer Zerſtreuung abwechſelnd auf die Landhäuſer des benachbarten Adels eingeführt, und brachte ihre Zeit ſorgenlos zu, indem ſie nichts von dem nahen Unglük ahndete, das ihr bevorſtand. Wie groß war daher nicht ihr Erſtaunen, als ſie bei ihrer Zurükkunft alle ihre Küſten erbrochen fand, und ihre Beſtürzung nahm ſichtbar zu, als ſie alle ihre Pappiere und ſelbſt ihr Geld

ver-

vermißte. Bald nachher ward ihr von Seiten der Königin ein Befehl vorgeleſen, vermöge welchem eine Kommiſſion von unbeſcholtenen Richtern angeſezt ward, welche ihr den Prozeß machen ſollten.

Navee und Curle ihre beiden Secretaire wurden in ihrer Gegenwart verhört, und ſagten aus, daß die Königin Maria alle die Briefe, die ſie geſchrieben hätten, ſelbſt unterzeichnet hätte. Allein die Königin bewies ſo deutlich den Betrug ihrer Secretaire, daß wenn diejenigen, denen die Unterſuchung übertragen war, bloße unpartheiiſche Richter und nicht Henker zugleich geweſen wären, ſie Mariens Unſchuld laut hätten bekennen müſſen.

Als einen Beweis von dem durchaus ſchlechten Karakter und von der wirklichen Bosheit dieſer beiden Secretaire verdient das bemerkt zu werden, was ein ſehr glaubwürdiger Geſchichtſchreiber von ihnen anführt. Als Curle von dem Miniſter Walſingham

ſingham eine Belohnung wegen ſeiner treugeleiſteten Dienſte verlangte, erhielt er von ihm zur Antwort, daß er gar keine verdiene, weil er das, was er vorher gegen die Königin bekannt, in ihrer Gegenwart zu behaupten nicht gewagt hätte. Indeſſen wurden die Richter dadurch in keine geringe Verlegenheit geſezt, indem ſie nicht wußten, wie ſie ſich dabei verhalten ſollten, da es ganz klar erwieſen war, daß Maria in die Verſchwörung gegen das Leben der Eliſabeth ſich nicht eingelaſſen hatte, und daß alles, was davon vorgebracht wäre, weiter nichts als eine bloße Verläumdung ſey.

Einige thaten daher den Vorſchlag, daß man die Königin mit Gift aus dem Wege ſchaffen möchte: andere, man dürfte ſie nur blos in einem engern Gefängniß behalten; aber diejenigen welche von dem ganzen Plan der Königin Eliſabeth unterrichtet waren, ſagten, die Königin Maria habe ein Verbrechen der beleidigten Majeſtät begangen,

nach

nach dem Geſez, was erſt kürzlich gegeben worden, und wovon ich ſchon vorher geredet habe. Man war alſo bei der größten Ungerechtigkeit, die man begieng, darauf bedacht, der Sache die Form des Rechts zu geben.

Das erſtemal als die Königin Maria ihren Richtern vorgeſtellt ward, ſagte ſie, daß ſie ſich ſehr wundern und zugleich betrüben müßte, daß ihre Schweſter ſo ſchlecht von ihren Abſichten unterrichtet wäre, daß ſie glauben könnte, daß ſie je Anſchläge auf ihr Leben gemacht, weil alle die Briefe, die ſo etwas enthielten, ganz ohne ihren Befehl blos von ihren Secretairen in ihrem Namen geſchrieben wären. Sie müßte daher ein Mistrauen in ſie ſezzen, da ſie keinen einzigen Brief von ihrer Hand geſchrieben, oder eigenhändig unterſchrieben vorzeigen könnte, der ſo etwas enthielte, weſſen man ſie beſchuldigte. Sie wurde bei dieſer ganzen Anklage nicht allein als keine Königin, ſondern nicht einmal als die geringſte

Perſon

Perſon auf der Welt behandelt, da ſie auf ſo viele Anklagen und ſo vielen Anklägeren antworten ſollte, ohne daß man ihr einen Sachwalter zuließ, der für ſie und in ihrem Namen antworten konnte.

Ihre Antwort ward gerichtlich niedergeſchrieben. Man fragte ſie, ob ſie nicht nach den Geſezzen von England gerichtet ſeyn wollte, da ſie doch ſo lange in dieſem Reiche gelebt habe. Sie antwortete: freilich habe ſie ſich nach England als einen Zufluchtsort und einer Freiſtätte begeben, allein man habe ſie gefangen geſezt, als eine Gefangene behandelt, und ihr alle Freiheit und Verbindung genommen; ſie wüßte daher nicht, was das für Geſezze wären, nach welchen ſie gerichtet werden ſollte, und überdies ſpräche ihre königliche Würde ſie von dieſen Geſezzen los.

Der Kanzler ſprach davon noch beſonders mit ihr, und ſtellte ihr vor, ſie müßte

ſich

ſich ſchlechterdings dieſen Geſezzen unterzie-
hen, ſonſt würde man ſie als eine Stumme
behandeln. Die Königin machte darauf noch-
mals viel dringende Gegenvorſtellungen, in-
dem ſie ſich auf die Privilegien berief, die
mit ihrer königlichen Würde verbunden wa-
ren, und ſagte noch hinzu, daß das Geſez,
welches man ihr vorhielt ganz ungerecht wäre,
weil es ſchien, daß es blos zu dem Ende gemacht
worden, um ſie zu Grunde zu richten.

Warum ſoll ich mich Geſezzen unter-
werfen — ſagte ſie — die ihr jeden Augen-
blik machen könnt, wenn es euch gefällt?
Warum hat einer von euern Königen das
falſche Geſez von Frankreich nicht anerken-
nen wollen, obgleich Frankreich eben ſo alt
iſt, als dieſe Monarchie? Sie ließ ſich
hernach mit dem Kanzler in eine weitläuftige
Unterhaltung ein, welche zum Theil gleich-
gültige Dinge zum Gegenſtande hatte; denn
die gerichtlichen Fragen beantwortete ſie nicht.

Die

Die Richter baten ſie darauf, ſie möchte ſich doch erklären, ob ſie der Königin Eliſabeth nicht einmal ſo viel Autorität anerkennen wollte, daß ſie Richter anſtellen könnte, die über ihren Prozeß entſchieden. Sie verſezte darauf: weil ihre Vorfahren, die Könige von Scotland, ihr nie etwas zu Leide gethan hätten, wollte ſie ihrer Krone nicht den Schimpf anthun, daß ſie eingeſtände, ſie hienge von der engliſchen Krone ab. Sie ſchloß damit, daß ſie ſo viel ſie nur immer könnte, zu ihrer Vertheidigung reden würde, weil ſie kein Criminalverbrechen begangen, doch wollte ſie weit lieber ſterben, als irgend ein Tribunal auf der Welt für ihren Richter erkennen.

12.

Darauf befragte ſie der Kanzler über eine Menge Artikel, wobei er denn ſein möglichſtes that, ſie verwirrt zu machen, wie dies der gewöhnliche Kunſtgriff in ſolchen Fällen iſt; allein wie ſehr wunderte er ſich nicht, als er ſah, daß ſie allen ſeinen verwikkel-

wikelten Fragen Wendungen und Chikanen glüklich auswich, und ſich nie in den Schlingen fangen ließ, die ihr ziemlich fein gelegt wurden. Sie zeigte dieſem hochgelahrten Mann vielmehr ganz deutlich in ſeinen Einwendungen Widerſprüche und überhaupt alles, was er ihr nur ſagen konnte, ſie für ſchuldig zu erklären, diente zu weiter nichts, als ihre Unſchuld noch mehr an den Tag zu legen.

Man befragte ſie auch über ihre Verbindung mit Babington, ſie bewies in ihren Antworten ſonnenklar, daß ſie blos von ihrem Secretair wäre verrathen worden, und daß ſie nie alle die Briefe geſchrieben hätte, die man ihr vorgeworfen. Was aber die Anklage des Babington betraf, zeigte es ſich, daß er vor ſeinem Tode ganz anders geſprochen.

Nachdem einige Tage nach einander dieſe Unterſuchungen fortgeſezt waren, wo man ſie mit unzähligen Fragen ängſtigte, bekam

bekam ſie einige Zeit Ruhe. Indeſſen war Heinrich der Dritte, König von Frankreich, von der Gefahr unterrichtet worden, worin ſich ſeine Verwandte befand, und ſchikte einen Geſandten an die Königin Eliſabeth, um ihr vorſtellen zu laſſen, daß ſie etwas menſchlicher mit einer Verwandtin umgehen ſollte, die eben ſo wie ſie eine Königin wäre, und eine königliche Wittwe von Frankreich. Da aber die unruhigen Zeitumſtände, worin ſich damals Frankreich befand, der Königin Eliſabeth ſehr wohl bekannt waren, und ſie alſo nicht befürchten durfte, daß ihre Einwendungen und Gegenvorſtellungen nicht durch eine Kriegesmacht unterſtüzt werden möchten, achtete ſie darauf wenig oder nicht, ja ſie ernennte ſogar einige Zeit nachher eine neue Kommiſſion, welche die Königin Maria zum Tode verurtheilen ſollte.

Die Richter hatten nun wirklich das Todesurtheil über ſie geſprochen. An einem

Dien-

Dienstage den siebenden Februar des funfzehnhundert sieben und achzigsten Jahres, nach dem neuen Stil, liß der Grosmarschall von England, der den Auftrag dazu bekommen hatte, der Königin Maria sagen, daß er mit ihr zu sprechen hätte. Die Königin ließ ihm wieder sagen, da sie jezt im Augenblik sich nicht wohl könnte sprechen lassen, weil sie sich nicht wohl befände und noch zu Bette läge, wenn aber die Sache äuſſerst wichtig wäre, möchte er eine kleine Geduld haben, und sie wollte den Augenblik aufstehen. Der Marschall ließ ihr nochmals sagen, daß er sie sogleich sprechen müßte. Sie stand daher auf, und sezte sich in ihrem Nachtkleide auf einen Sessel, der nicht weit vom Bette stand.

Nachdem der Marschall mit dem Pawlet und einigen andern in ihr Zimmer getreten war, machte er ihr in Gegenwart aller ihrer Kammerfrauen bekannt, daß die Königin Elisabeth sie aller der Verbrechen schuldig

dig befunden, und deshalb zum Tode verurtheilt hätte. Sobald der Marſchall mit ſeiner Anrede fertig war, verſezte die Königin, indem ſie das Zeichen des Kreuzes vor ihre Stirn machte: Gott ſey gelobet, der mich heute von allen meinem Unglük und Elende befreiet, womit er mich ſo lange heimgeſucht hat. Darauf unterhielt ſie ſich mit den gegenwärtigen Engländern ganz ruhig, als wenn ſie ihr die angenehmſte Botſchaft von der Welt gebracht hätten. Sie gieng alle Punkte ihrer Anklage noch einmal durch, und zeigte, daß alle dieſe Beſchuldigungen bloße Verläumdungen wären, womit ihre Feinde ihre Couſine einzunehmen gewußt hätten. Sie zweifele keinen Augenblik, daß wenn ſie nur ein einzigsmal mit ihr hätte ſprechen können, wie ſie ſo oft gewünſcht, gewis alles auf das freundſchaftlichſte unter ſie beiden abgethan worden wäre. Sie vergäbe ihr aber doch alles Unrecht, das ſie ihr zugefügt, und ſogar das Lezte, daß ſie ſo bereitwillig geweſen wäre, ihr Todesurtheil

zu unterschreiben. Dann legte sie ihre rechte Hand auf eine Bibel, und sagte, indem Gott zum Zeugen anrief, daß sie weder gegen die Königin Elisabeth, noch gegen England eine Verschwörung, oder auch nur etwas Böses vorgehabt habe.

Als der Marschall dagegen einwendete, daß dieser Eid ohne Kraft wäre, weil diese Bibel die Vulgata — die lateinische Uebersezzung, welche die römische Kirche dem Originale verziehet — wäre, versezte die Königin, daß man blos an diese glauben müßte, weil dies die einzige Uebersezzung sey, die wahre Verehrung und Hochachtung verdiene. Sie verlangte darauf, man möchte ihr einen Priester und einige gottesfurchtige Personen zur Gesellschaft zulassen, damit sie sich zum Tode bereiten könne; allein man schlug ihr diesen Trost mit der größten Grausamkeit ab. Sie bat daher den Marschall und seine englische Begleitung nun wieder abzutreten, sie wäre fest entschlossen

morgen

morgen früh zu ſterben, welche Zeit die Unterſchrift ihres Todesurtheils beſtimmte.

Jezt begab ſie ſich in ihr Betzimmer, warf ſich auf ihre Knie, und betete eine geraume Zeit, dann gab ſie ſich ſelbſt eine geweihte Hoſtie, nach einer ganz beſondern Erlaubnis des Pabſtes, weil ihr aller Umgang mit Geiſtlichen ihrer Religion unterſagt war. Als ſie auf ihr Zimmer wieder kam, ſuchte ſie ihre Kammerfrauen und ihre Hausofficianten zu tröſten, welche beinahe in Thränen zerfloſſen.

Zwei proteſtantiſche Prediger kamen zu ihr, und wollten ihr beweiſen, in welchem groben Irrthume ſie bis jezt gelebt hätte, allein ſie führte ſie ſehr gut ab, zeigte ihnen ihre groſſe Unwiſſenheit, und beantwortete alle ihre Einwendungen ſo bündig, daß ſie, um ihrer eigenen Ehre willen, ihr Gerechtigkeit widerfahren und ſie in Ruhe laſſen mußten.

Die kurze Zeit, die ſie noch zu leben hatte, war zu koſtbar, als daß ſie ſie mit dergleichen traurigen Streitigkeiten zubringen konnte, wobei Herz und Empfindungen ſo wenig Intereſſe haben kann. Sie ließ ſich Dinte und Feder geben, und ſchrieb an König Heinrich den Dritten von Frankreich um ihn zu melden, daß ſie nun nach einem zwanzigjährigen Gefängnis zum Tode verurtheilt wäre, ohne daß man ihr einmal zu ihrem Troſt weder einen Prieſter erlauben, noch verſtatten wollte, daß ihr Leichnam nach Frankreich gebracht würde, da ſie doch vormals die Ehre gehabt hätte, Königin dieſes Reichs zu ſeyn.

Sie ſchrieb auch an die Königin Eliſabeth einen weitläuftigen Brief, ohne alle Harte und Anzüglichkeiten, ohne ihr einmal Vorwürfe zu machen, ſie rechtfertigte ſich blos wegen der Beſchuldigungen, weshalb ſie angeklagt war, und bat zuletzt, daß ſie ihren Hausofficianten erlauben möchte,

das

das Wenige, was ſie ihnen ſchenken könnte, zu behalten.

Sobald ſie mit dieſen Briefen fertig war, gieng ſie in ihre Garderobe, und machte von ihren Kleidungsſtüken und ihrer Wäſche gewiſſe Portionen, und ſchenkte jedem von ihren Domeſtiken eine, indem ſie dabei mehr auf die Bedürfniſſe, als auf die Länge der Dienſtjahre Rükſicht nahm; daher kam es, daß diejenigen, die in ihrem Dienſte reich geworden waren, weniger bekamen, als die Uebrigen, wenn ſie gleich viele Jahre bei ihr gedient hatten.

Sie ließ ſich auch ein Verzeichniß von allen ihren Juwelen bringen. Alle vertheilte ſie unter ihre Leute, einige wenige ausgenommen, welche ſie den Königen von Frankreich und Spanien, der Katharina von Medicis, und ihren Couſins den Herzogen von Guiſen zum Andenken überſchikte. Indeſſen war es Zeit zur Tafel zu gehen, und

ſie

sie befahl, daß man die Aufwartung wie gewöhnlich bei ihr haben sollte. Sie aß, ohne die geringste Unruhe oder Bangigkeit zu äussern, und unterhielt sich mit ihren Hausofficianten, wie gewöhnlich, von gleichgultigen Dingen. Sogar am Ende der Mahlzeit trank sie auf die Gesundheit ihrer Leute, und befahl ihnen, mit einer Fröhlichkeit, die man unter solchen Umständen nur äusserst selten findet, ihr Bescheid zu thun, welches sie auch kniend thaten, und den Wein mit ihren Thränen vermischten.

Die nemlichen Domestiken verließen jezt das Zimmer, um selbst zu essen, und die Kammerfrauen, welche nach einer in England üblichen Mode zu der nemlichen Zeit als ihre Herrschaft zu essen pflegen, kamen jezt zur Königin und leisteten ihr Gesellschaft. Sie wollte erst die ganze Nacht im Gebete zubringen, da sie aber überlegte, daß sie alsdenn den andern Tag zu abgemattet seyn würde, legte sie sich zu Bette,

und

und befahl allen ihren Leuten, ein Gleiches zu thun. Diese Nacht brachte sie sehr ruhig zu, und ihre Kammerfrauen, welche in dem nemlichen Zimmer schliefen, versicherten, daß sie fast immer geschlafen hätte.

Den andern Morgen früh fand sich der Marschall wieder bei ihr ein, fragte sie, ob sie zum Tode vorbereitet wäre, und ob sie nicht ihre Irrthümer abschwören wollte, die sie bis jezt gehabt hätte; allein sie zeigte ihm zu seiner eigenen Schande, daß er nicht dazu da wäre, um den Prediger zu machen. Sie bat auch, man möchte ihr noch eine kurze Zeit Frist geben, wo sie gewissermaßen ein Testament machte und ihren Leuten und Hausofficianten vieles dunkel zu verstehen gab, wie zum Beispiel die Verrätherei ihres Secretairs Navee, damit sie ihre Absichten und Wünsche in der Folge dem Könige von Frankreich bekannt machen könnten.

Das prächtigste Kleid aus ihrer Garderobe ließ sie sich anziehen, damit sie, wie sie sagte, an einem so grossen Festtage doch

auch eine ehrenvolle und glänzende Rolle spielen könnte. Ihr Arzt Bourgein bat sie darauf, sie möchte vorher ein wenig Brod und Wein zu sich nehmen, welches sie auch that, dann auf ihre Knie niederfiel und Gott bat, daß sie nun an weiter nichts, als an himmliſche Dinge denken möchte.

Nachdem sie noch länger verweilt, als sie versprochen, ward zum zweitenmale an die Thüre geklopft. Es war der Marſchall mit einigen von seiner Begleitung, welche, wie einige sagen, sie mit Gewalt wegbringen wollten, wenn sie sich noch Aufſchub ausgebeten hätte. Allein kaum hörte sie es, als sie zu verſtehen gab, daß sie bereit sey, ihren letzten Gang zu gehen. Sie befahl blos, daß man ein kleines elfenbeinernes Kreuz von dem Altar ihres Betzimmers nach dem Ort hinbringen möchte, wo sie den tödlichen Streich erhalten sollte. Jezt machte sie sich auf den Weg nach diesem Ort.

Der Marſchall wollte Anfangs nicht zugeben, daß ihre Kammerfrauen bei der

Exe-

Exekution zugegen wären, weil er befürchtete, daß ihre Thränen und ihr Geſchrei, das Gräßliche dieſer tragiſchen Scene nur noch vermehren würden; allein ſie bat ihn ſo inſtändigſt und dringend, ihr doch dieſe einzige Gnade zu erweiſen, indem ſie ihm das Gegentheil von dem verſicherte, was er beſorgte, daß er ſich endlich bewegen ließ. Von den übrigen Hausofficianten wollte er nur einen einzigen erlauben, unter ihrem Gefolge zu bleiben.

Sobald ſie durch ihr Vorzimmer durch war, ſchloß man alle übrige von ihrer Dienerſchaft ein, und ſie war genöthigt das Kreuz aus den Händen desjenigen zu nehmen, der es ihr überbrachte. Da ſie unterweges einen von denen begegnete, die ſie in ein und zwanzig Jahren nicht geſehen hatte, befahl ſie ihm, allen die er ſehen würde zu bezeugen, daß ſie bis an ihr Ende bei der katholiſchen Religion geblieben wäre, er möchte auch ihren Sohn zureden, daß er dieſen Glauben annehmen, und die Kezzerpartei

parthei verlieſſe. Als ſie darauf nochmals bat, man möchte einigen von ihren Hausofficianten erlauben, bei ihrem Tode gegenwärtig zu ſeyn, ward es endlich, nachdem der Marſchall mit den übrigen Engländern eine lange Berathſchlagung gehalten, vieren erlaubt, herunter zu kommen.

Das Trauergerüſt war mitten im Saal errichtet, etwan zwölf Fuß im Vierek, und die Hälfte ſo hoch. Es war mit einem leichten ſchwarzen Fries beſchlagen, und in der Mitte ſtand eine Art von Seſſel. Nachdem die Königin Maria vermittelſt eines Fußtritts hinaufgeſtiegen, und ſich niedergeſezt hatte, ward ihr Todesurtheil ihr noch einmal mit lauter Stimme vorgeleſen. Nachdem ſie ihr Oberkleid aufmachen wollte, und der Scharfrichter ſich ihr näherte, ihr dabei zu helfen, ſagte ſie zu ihm, mein Freund das iſt nicht nöthig. Sie rief darauf eine von ihren Kammerfrauen, die alle unten auf den Reven lagen, und ihren Befehl erwarteten, welche von ihnen ihr den lezten Dienſt

erweiſen

erweiſen ſollte. Sobald die Kammerfrau ihr Amt gethan hatte, ſtieg ſie wieder herunter. Die Königin kniete nieder, betete, und wartete auf den Todesſtreich, indem ſie glaubte, daß man ſie nach franzöſiſcher Sitte ohne Blok enthaupten würde. Allein nachdem der Scharfrichter mit ſeinem Knecht noch eine Weile gewartet, legte er ihren Kopf auf einen Blok, und ſobald ſie den Spruch, in manus tuas &c. — in deine Hände ꝛc. — anfieng, that er einen Hieb mit einem Beil, das Aehnlichkeit mit einer Holzart hatte, der ihr nur blos den Hirnſchädel verlezte, ſo elend war der Hieb, er that noch einen zweiten und einen dritten, und brachte endlich den Kopf herunter.

Der Marſchall rief darauf mit lauter Stimme: **Es lebe die Königin Eliſabeth, und ſo müſſen alle ihre Feinde umkommen!** der Henker kleidete ſogleich den Leichnam aus, um die prächtigen Kleider zu haben, womit er bekleidet war. Und obgleich die Hausofficianten der hingerichteten Königin Maria ſehr inſtändig darum baten, dem Leichnam die lezte

Ehre

Ehre erweiſen zu dürfen, bekamen ſie doch abſchlägige Antwort. Es vermuthen einige, daß ihre groſſe Schönheit, die gerade izt glanzender war als jemals, ſchuld daran geweſen, daß ihre Unglücksfälle auch nicht einmal mit dem ſchrecklichſten Tode aufhörten.

Wir haben das Leben und den Tod der Königin Maria Stuart auf die Art den Leſern ziemlich umſtändlich vorgelegt. Sie war eine mit allen groſſen Eigenſchaften begabte Prinzeſſin, welche ein beſſeres Schikſal verdiente, als unter den Händen des Henkers ihr Leben zu endigen. Allein Gott wollte in ihrer Perſon ein Beiſpiel von der Religionswuth der Proteſtanten und von der Unbeſtandigkeit irdiſcher Gröſſe aufſtellen. Sie ward ohne alle Ceremonien in einen nahgelegenen Tempel begraben, welcher ehemals eine Kirche geweſen ſeyn mochte. Ihre Diener errichteten ihr eine Grabſchrift als ein Denkmal, welches aber ſehr bald wegageſchaft wurde, weil es einen Lobſpruch auf ſie enthielt und die Grauſamkeit derjenigen tadelte, welche an ihrem Tode ſchuld waren.

Ende.

Bei dem Verleger dieſes ſind nachfolgende neue Bücher herausgekommen, und daſelbſt um beigeſezte billige Preiſe in Menge zu haben.

Abhandlung vom Hopfenbaue, 8 Meiſſen 4 gl.

Aeschinis Dialogi III graece quartum edit. ex recenſione ſua indicemque verborum graecorum adjecit I. F. Fiſcherus 8 maj. Miſenæ 788 12 gl.

Aurickel-Flor oder nach der Natur gemaltes Verzeichnis aller vorzüglich ſchönen Sorten Aurickel, mit 2 gemalt. Tafeln 1 Bds. 1 Heft gr. 8 Meiſſen 1791 1 Rthlr. 12 gl.

Autores Latini Minores in uſum Scholar. adſpertis notulis edit. Tom. I Continens. 1) Flav. Aviani Fabulæ ex recenſione H. Cannegitteri. 2) Phædri Aug. Libertæ Fabularum Aeſopiarum Lib. V. ex recenſione P. Burmanni, 3) Catonis Diſticha de moribus ad filium ex recenſione Arnzenii, 4) Publ. Syri Mini & aliorum ſententiæ ex recenſione Gruteri, 12 Miſenæ 790 12 gl.

— — Tom. II. Hiſtorici Continens Cornelii Nepotis Vitæ eccellentium Imperatorum ex recenſione van Staveren 12 Miſenæ 790. 16 gl.

Berthouds, Ferd., Verſuche Grundſätze und Regeln zur Erreichung der möglichſten Vollkommenheit der Taſchenuhren, nebſt einer praktiſchen Anweiſung zur Verfertigung einer neuen Taſche uhr nach der beſten Einrichtung. Ein freier Auszug aus dem Eſſai d'horlogerie par Ferdinand Berthoud mit eigenen eingewebten Zuſätzen und beigefügten Anmerkungen von C. Fr. Vogel mit einem Kupfer 8 Meiſſen 790. 16 gl.

— — — Anweiſung zur Kenntniß, Gebrauch und guter Haltung der Wand- und Taſchenuhren, mit Kupfern a. d. franz. 8 Meiſſen 760. 12 gl.

Cornelii Nepotis Vitæ excellentium Imperatorum in uſum ſcholarum addit. edit. ex recenſione A. van Staveren, 12 Miſenæ 791. 16 gl.

Codex - Graeco - Latinus XIII. Epiſtol. d. Pauli, olim Börnerianus nunc Bibliothec. Elect. Dresd. ſumma fide & diligentia tranſcriptus & editus a C. Fr. Mathaei c. tab ær. In charta ſcript. nitidiſſima 4 maj. 791. 5 Rthl.

Erbſtein, M. J. C., Lehrbuch für Katechumenen mit Anmerkungen für den Schullehrer, 8 Meiſſen 786. 8 gl.

— — Predigten vom ewigen Leben über alle Sonn- und Feſttagsevangelia, 2 Aufl. 2 Thl. Meiſſen 786 1 Rtl. 8 gl.

— — Verſuch über die Frage: ob unſer Erloſer habe ſündigen können? 8 Meiſſen 789.

Erb-

Erbstein Versuch über die vornehmsten Verheißungen und Weissagungen vom Messias, gr. 8 Meissen 783. 1 Rthl.

Graf Wiprecht von Groitzsch. Vom Verfasser Friedrichs mit der gebissenen Wange. Ein National-Schauspiel in 3 Akten mit Kupf. Meissen 789. 14 gl.

Homeri Ilias Libr. I. sive Rhapsodia A. cum excerptis ex Eustathii Commentariis & Scholiis minoribus in usum Scholarum seperat. edit. I. A. Müller, 8 maj. Misenæ 789. 1 Rtl.

— — Libr. II. sive Rhapsodia B. &c. 8 maj. Misenæ 790. 10 gl.

— — Lib. III. sive Rhapsodia Γ &c. 8 maj. Misn. 791. 6 gl.

— — Libr. XXI. sive Rhapsodia Φ. &c. 8 maj. Misn. 788 6 gl.

— — Libr. XXII. sive Rhapsodia X. &c. 8 maj. Misn. 790. 5 gl.

Lauhn, Dr. B. F., R. Primæ Lineæ successionis legitimæ in masculino. 8 maj. Misenæ 788. 3 gl.

Leben der unglüklichen Maria Stuart, Königin von Scotland und Frankreich. Nach den glaubwürdigsten Nachrichten die davon vorhanden sind, von Fr. Sam. Mursinna, in 3 Theilen mit einem Kpf. 8 Meissen 791.

Phædri Aug. Lib. Fabul. Æsopiarum Lib. V. in usum Scholarum adspersis notulis edit, ex recensione P. Burmanni 12 Misena, 790, 5 gl.

Prinz Rabelas, a. d. Engl. 8 Meissen, 787. 14 gl.

Karl Rosenheim und Sophia Wagenthal. Ein Roman mit Kupf. 8 Meissen, 790. 20 gl.

Rudolphi, M. J. C., Nelkentheorie, oder eine in systemat. Ordnung nach der Natur gemalte Nelkentabelle, nebst einer Beilage über die Nelke u. s. w. Realfolio, Meissen 787. 1 Rthl. 12 gl.

Waldau, M. G. E. Betrachtungen, auf jeden Tag im Jahre, über die christliche Religion als die wahre Glückseligkeit [illegible], 1 4 Qrtl. 8 Meissen 789. 1 Rthl. 12 gl.

Wohlthun macht glüklich. Ein Originalschauspiel in 5 Aufzüg. v. H. L. Senf, 8 Meissen 790. 8 gl.